This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SCHLESWIG-HOLSTEIN
Meerumschlungen

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Schleswig-Holstein

Meerumschlungen.

Schleswig-Holstein

Meerumschlungen.

Kriegs- und Friedensbilder

aus dem Jahre 1864

von

Graf Adelbert Baudissin.

Illustrirt von

O. Fikentscher, E. Hartmann, A. Beck, J. Kleemann, C. Kolb, Th. Weber
und Anderen.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1865.

DD491
S64B2

Den Offizieren und Mannschaften der kaiserlich königlich österreichischen und königlich preußischen Armee sind diese Blätter gewidmet. Es sind nur flüchtige Skizzen und Bilder; wie sie aber in dem Schleswig-Holsteiner die Erinnerung an die Helden wachrufen, denen er seine Befreiung zu verdanken hat, so werden sie hoffentlich auch dazu beitragen, die Offiziere und Mannschaften der tapferen alliirten Armee an die Herzogthümer und ihre Bewohner zu erinnern, und so das Band der Liebe und Freundschaft zu befestigen, welches uns seit dem ersten Februar des Jahres 1864 umschlingt.

Schleswig, im März 1865.

Adelbert Baudissin.

DD 491
S64B3

Den Offizieren und Mannschaften der kaiserlich königlich österreichischen und königlich preußischen Armee sind diese Blätter gewidmet. Es sind nur flüchtige Skizzen und Bilder; wie sie aber in dem Schleswig-Holsteiner die Erinnerung an die Helden wachrufen, denen er seine Befreiung zu verdanken hat, so werden sie hoffentlich auch dazu beitragen, die Offiziere und Mannschaften der tapferen alliirten Armee an die Herzogthümer und ihre Bewohner zu erinnern, und so das Band der Liebe und Freundschaft zu befestigen, welches uns seit dem ersten Februar des Jahres 1864 umschlingt.

Schleswig, im März 1865.

Adelbert Baudissin.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung.

Schleswig.

Stadt Schleswig. — Friedrichsberg. — Lolfuß. — Altstadt. — Holm. — Schloß Gottorp und dessen alte Geschichte. — Der Dom. — Der Gallberg. — Charakteristik der Schleswiger. — Patriotische Frauen. — Der Mövenpreis. — Thiergarten. — Klensby. — Das Dannewirke. — Uebermuth der Dänen. — Angriff der Oesterreicher. — Zustand der dänischen Armee. — Rückzug aus Schleswig. — Empfang der Befreier. — Schlacht bei Oeversee. — Die Verwundeten. — Vertreibung dänischer Beamten. — Landpartie auf einem holsteinischen Stuhlwagen. — Der Brautsee. — Winning. — Louisenlund. — Fleckeby. — Bauern-Wirthshaus. — Eckernförde. — Blaunfeld und Leißner. — Missunde. — Gefechte von 1849 und 1850. — Vormarsch der Preußen 1864. — Angeln und seine Bewohner. — Hansen Grumby. — Schloß Roest. — Frau Jb'. — Friedrich VII. in Kappeln. — Flensburg. — Flucht der Dänen 1848. — Schleswig'sche Eisenbahnen . . . . . 2—83

Sundewitt und seine Bewohner.

Gefechte von 1848 und 1849. — Prinz Friedrich Karl. — Rolf Krake. — Gammelmark-Batterie. — Dänische Urtheile über die Preußen. — Das Terrain vor den düppeler Schanzen. — Vorbereitungen zur Belagerung. — Bombardement der Düppel-Stellung. — Ordre de Bataille für den Sturm. — Der 18. April. — Alsen. — Dänische Befestigungen am Alsensunde. — Die Eroberung Alsens. — Sonderburg nach dem Sturm. — Dänische Schändlichkeiten . . . . . 84—123

Apenrade.

Von der Tann. — Hadersleben. — Hadersklebens Umgebung. — Geschichtliche Rückblicke. — Hammerich. — Dänemarks letzte Schandthat. — Christiansfeld. — Die Haide. — Gramm. — Ripen. — Marschechsen und Marschbauern. — Bröns. — Tondern. — Dänische Enklaven. — Hoyer. — Eine Seereise. — Anfangsgründe der Seekrankheit . . . . . 124—160

Die Insel Sylt.

Geschichtliche Rückblicke. — Heidnischer Kultus der Friesen. — Gesetzgebung. — Bekehrung zum Christenthum. — Kämpfe gegen Dänen und Dithmarser. — Ankunft auf Sylt. — Frau Groth. — Herr Hansen. — Westerland. — Die Dünen und ihre Bewohner. — Die treue Schwester. — Das Osethal. — Lille Peter. — Bite Sören. — Kaisers Geburtstag. — Sylter Mädchen. — Hammer und Uldahl. — List. — Ulw Jansen. — Vogelkoje. — Anna Mohr. — Reichsmünze . . . . 161—222

Die Insel Föhr.

Oesterreichischer Matrose vom Kanonenboote Wall. — Nannine Paulsen. — Die Wittwe Paulsen. — Sonnenuntergang. — Die Hallige Höge. — Husum. — Theodor Storm. — Schloß Hoyersworth. — Leichenbitterfrauen. — Tönning. — Viehtransport. — Friedrichsstadt. — Geschichtliche Erinnerungen . . . . . 223—255

Kiel.

Rückblick in das sechzehnte Jahrhundert. — Hans Penz und Melchior Ranzow. — Der Kieler Hafen. — Düsternbrook. — Bellevue. — Die Galathea. — Preußische Flotte. — Exekutionstruppen. — Die herzogliche, die preußische und die oldenburgische Partei. — Die Universität. — Schönhannchen. — Der Umschlag. — Das Irrenhaus. — Der Sandkrug. — Ellerbeck. — Die Propstei. — Fensterln. — Knoop. — Die Rastorfer Papiermühle. — Rastorf. — Holsteinische Fuchsjagden. — Preetz. — Frau von Kellingdorp. — Adolph IV. — Schlacht bei Bornhöved. — Plön. — Reminiscenzen. — Schloß Rantzau. — Graf Wolf Baudissin. — Lütjenburg. — Hessenstein. — Bad Hafftkrug. — Segeberg. — Ein Naturdichter . . . . . 257—310

Lübeck.

Der Rathskeller. — Geschichtliche Erinnerungen. — Wullenwever. — Maier. — Der nordische Krieg. — Lübecker Glanz und Untergang. — Die ersten Dänen nach vierhundert Jahren. — Blücher und seine Braven. — Französische Okkupation. — Segen französischer Herrschaft. — Die Russen. — Und wieder die Dänen. — Kontributionen. — Gräuelthaten. — Endliche Befreiung . 310—326

Eutin.

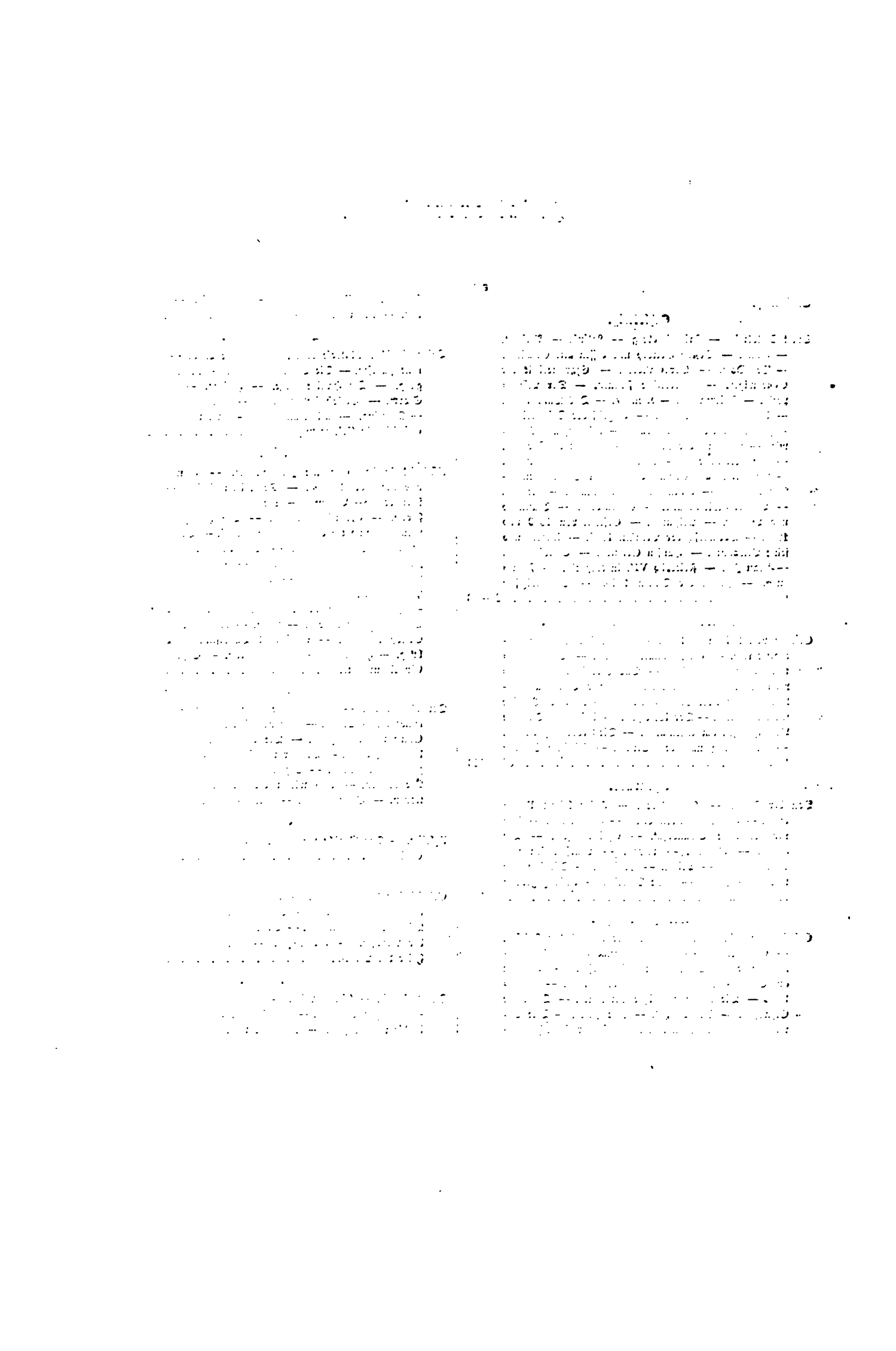
Ugleisee. — Der Großherzog von Oldenburg. — Mein lieber Christian . . . . . 326—330

Dithmarsen.

Geschichtliche Erinnerungen. — Land und Leute. — Schlacht am Dusenbüwelswall. — Besiegung der Freibauern. — Dänische Grausamkeiten. — Dieckfand. — Hirtenleben an der Nordsee. — Hofbesitzer. — Partikularismus. — Feier des 24. März . . . . . 330—355

Rendsburg.

Das Gespenst. — Ein Barbier. — Ein weißgeborenes Pferd. — Dänische Offiziere. — Geschichtliche Erinnerungen bis in die neueste Zeit. — Schlußwort . . . . . 355—371



Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
Schloß Gottorp	4
Ansicht von Schleswig	5
Rathhaus in Schleswig	8
Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg	9
Prinz Friedrich Karl von Preußen	12
Möwenschießen	13
Hadbedye	16
Episode aus dem Gefecht bei Dannewirke	17
Feldmarschallieutenant von Gablenz	20
Morgen vor dem Königsberge	21
Demolirung der Schanze von Dannewirke	24
Gablenz mit seinem Stabe	25
Kirchdorf Oeversee	28
Kampf bei Oeversee	29
Louisenlund	32
Bauernhaus in Flecked	33
Die Gänsejungen	36
Blick auf das Schnellmarkerholz	37
Altes angelsächsisches Haus (1789)	40
Partie aus Angeln	41
Ornum-Mühle bei Missunde	44
Hünengrab in der Schanze bei Missunde	45
Denkmal des Major Jungmann	48
Schloß Roest	49
Begräbniß der Gefallenen in Kosel	52
Ansicht von Kappeln	53
Ansicht von Flensburg	56
Feldmarschall Wrangel	57
Wrangel's Wohnung in Flensburg	60
Bürgervereins-Spital in Flensburg	61
Erstes Johanniter-Hospital in Flensburg	64
Zweites Johanniter-Hospital in Flensburg	65
Beschießung des Rolf Krake bei Alsnoer	68
Walter's Papiermühle bei Flensburg	69
Preußischer Parlamentär vor Düppel	72
Major von Beeren's Heldentod	73
Tod des Feldwebels Probst und Aufopferung des Soldaten Hermann	76
Blockhaus in der Düppelschanze Nro. 6 und Offiziersgruppe in der Sturm-Montur	77
Düppelschanze Nro. 4 nach dem Sturm	80
Düppelschanze Nro. 4, Nordseite, nach dem Sturm	81
Düppelschanze Nro. 6 mit dem Verbindungslaufgraben nach Schanze Nro. 5, nach dem Sturm	85
Düppelschanze Nro. 5 nach dem Sturm	88
Preußische Feldwache beim Rönhof	89
Düppelschanze Nro. 6 nach dem Sturm	92
Düppelschanzen Nro. 7 und 8 nach dem Sturm	93
Abgebranntes Gehöft hinter den Düppelschanzen mit Alsen	96
Sonderburg mit der Pontonbrücke der Dänen von Sundewitt nach Alsen (vor der Beschießung)	97
Kirche in Klipplev	101
Vieh- und Weintransport nach Jütland	104
Wilstrup an der Ostküste	105
Skamlingsbanke	109

	Seite
Einzug der Ziethen-Husaren in Apenrade	112
Jütländischer Bauer und Fanöer Fischerweib	113
Durchmarsch des Pontontrains aus Jütland in Apenrade	117
Empfang entlassener schleswig'scher Soldaten in Hadersleben	120
Kirche in Ripen	121
Der Mägdemarkt in Ripen	125
Monument bei Bröns	128
Tondern	129
Oesterreichische Feldwache in Hoyer	133
Bugsiren durch die Watten	136
Keitum auf Sylt	137
Morsumkliff	141
Auf Sylt aufgefundene alte Waffen und Geräthe	144
Porträt einer Sylter-Braut aus dem Jahre 1650	145
Ankunft auf Sylt	149
Ein dänischer Pastor	152
Bad Westerland auf Sylt	153
Die schöne Sylterin im Pavillon	157
Eine Düne bei Westerland	160
Sylterin zu Wagen	165
Geflügelte Strandbewohner von Sylt	168
Sylter Mädchen winden Kränze zur Feier des Geburtsfestes des Kaisers von Oesterreich	169
Christian Peter Hansen	173
Sturmflut auf den Halligen	176
Lille Peter	177
Die treue Ose	181
Untergang von Inge Mannes	185
Moiken Peter Ohm	188
Arretirung von Sylter Weibern	189
Krummschließen eines Sylters in Gegenwart seiner Frau	192
Mißhandlung des alten Claußen	193
Amrumer Fischerweib während des Sturmes	197
Ulw Jansen findet seinen Sohn	200
Der Königshafen	201
Ansicht von List	204
Austernfischer-Kutter	205
Prott und sein Gefährte	208
Eine Sylterin in gewöhnlicher Tracht	209
Die Vogelkoje	212
Die Wiederkehr der sieben Sylter Gefangenen	213
Ansicht von Föhr aus der Vogelperspektive	216
Empfang des österreichischen neunten Jägerbataillons auf Föhr	217
Hafen von Wyck	220
Nannine Paulsen	221
Föhringerin in gewöhnlicher Tracht	224
Ein Matrose vom Wall und eine Halligenbewohnerin	225
Ansicht von Husum	228
Oesterreichische Wache in Husum	229
Ein Husumer Haus	232
Thomsen Oldensworth	233
Theodor Storm	236
Leichenbitterin in Husum	237
Schloß Hoyersworth	240
Ansicht von Tönning	241

	Seite
Eiderstedter Vieh	244
Kirche in Süderstapel	245
Sturm auf Friedrichsstadt	248
Eiderfähre und Blick auf Dithmarsen	249
Ostenfelderinnen nach der Kirche gehend	252
Ostenfelderinnen in gewöhnlicher Tracht	253
Ansicht von Kiel	261
Bellevue bei Kiel	264
Einzug der Bundestruppen	265
Francke	269
Fackelzug der Bürgerschaft	272
Huldigung der Hofbauern	273
Fischerhaus in Ellerbeck	277
Ellerbecker Fischermädchen, nach Kiel fahrend	280
Am Ellerbecker Ufer	281
Fischer auf Ellerbeck	285
Fensterln	288
Propsteierinnen auf dem Kirchgang	289
Schloß Knoop	293
Rastorfer Papiermühle	296
Ansicht von Preetz	297
Die Freifrau von Kellingdorp läßt die holsteinischen Adeligen schwören	301
Schlacht bei Bornhöved	304
Adolph IV. geleitet den verwundeten Waldemar nach Kiel	305
Der Hochzeitbitter	309
Ansicht von Plön	312
Isern Hinrik setzt seinen Hut dem Löwen auf	313
Graf Wolf Bandissin	317
Schloß Rantzau	320
Bad Haßberg	321
Ansicht von Lübeck (mit dem Holstenthor)	325
Das Schifferhaus zu Lübeck	328
Das Burgthor zu Lübeck	329
Kamin im Brautgemach des Lübecker Rathskellers	333
Jürgen Wullenwever	336
Wullenwever vor dem Schaffot	337
Blücher verlangt vom Lübecker Rath Proviant für seine Soldaten	341
Die Preußen vertheidigen sich in den Straßen Lübecks gegen die Franzosen	345
Benkendorf's Kosaken auf dem Marktplatz in Lübeck	349
Dänische Truppen räumen die Straßen Lübecks 1806 und führen die französischen Beamten wieder ein	352
Der Ugleisee	353
Die Gastwirthschaft am Uglei	356
Grevismühlen	357
Kolksee	360
Die Schlucht im Weinberge	361
Großherzog Peter von Oldenburg	364
Tracht der Dithmarsen des fünfzehnten Jahrhunderts (nach einem alten Stich)	365
Die Schleusenbrücke beim Kronwerk während der Besetzung Rendsburgs durch deutsche Bundestruppen	368
Wachtparade der Sachsen in Rendsburg	369

Schleswig-Holstein.

Ich müßte kein Deutscher sein, wenn ich nicht mit einer kleinen Einleitung anfinge und dem Leser erzählte, daß Schleswig-Holstein zwischen der Ost- und der Nordsee liegt, von Jütland im Norden, im Süden von der Elbe, Hamburg und Lauenburg begränzt wird, daß es 319 Quadratmeilen enthält und von 950,000 Menschen bewohnt ist, die sich größtentheils vom Ackerbau ernähren; ich müßte aber auch ein schlechter Patriot sein, wenn ich nicht gleich hinzufügte, daß in dem meerumschlungenen Ländchen 150,000 Pferde, 340,000 Milchkühe und 210,000 Stück Hornvieh gehalten werden; ich wäre ein schlechter Holsteiner und kein guter Schleswiger, wenn ich es verschweigen wollte, daß Holstein jährlich sechzehn Millionen Pfund Butter produzirt, und daß Schleswig zwanzig Tausend fette Ochsen nach England schickt; und, um Allem die Krone aufzusetzen, ich würde mich dänischer Sympathieen verdächtig machen, wenn ich es in Abrede stellte, daß Schleswig-Holstein in den zehn Jahren von 1853 bis 1863 allein an Domänegeldern die Kleinigkeit von Sieben Millionen einmal hundert Tausend fünfhundert und einundvierzig Thalern zuviel an Dänemark bezahlt hat.

Nachdem ich mich durch diese Daten als Geographen und Statistiker legitimirt habe, will ich auch noch den Beweis liefern, daß ich mich um die Kriminaljustiz bekümmert habe, und bemerke deßhalb, daß von der Gesammtbevölkerung des Herzogthums Schleswig im Jahre 1845 nur sechzig Individuen im Gefängnisse ihre Strafe für begangene Verbrechen abbüßten. Später, als die Dänen im Lande hausten und es ein Verbrechen war, Deutsch zu sprechen oder nach deutschem Gelde zu rechnen, befand sich so ziemlich die ganze Bevölkerung in einem großen politischen Zuchthause, bis die Oesterreicher und Preußen diese Sklavenketten sprengten und nicht nur deutsches Geld und deutsche Sprache, sondern auch deutsche Hiebe wieder zu Ehren brachten.

Die chinesische Mauer, das Dannewirke, ist gefallen, die Düppeler Schanzen sind der Erde gleich gemacht, Blauenfeld und Genossen haben ihre Rolle ausgespielt, und das schöne deutsche Land ist einem Garten zu vergleichen, der, von Unkraut gesäubert, zum Besuche einladet, damit man sich an seinen Grotten und Bosquets, Blumenbeeten und heimlichen Schattenplätzchen laben und ergötzen möge.

Ich folge dieser Einladung um so lieber, als ich selbst mitgeholfen habe das Unkraut auszurotten, und weil es mir Freude macht, die Plätze wieder zu sehen, welche Zeugen meiner Knabenspiele waren, und an denen ich trotz der langen vierzehn Jahre keine andere Veränderung wahrnehmen kann — als daß ich älter geworden bin.

Ein altes Sprüchwort sagt uns, daß der Mund von dem überläuft, wessen das Herz voll ist; und da mein Herz voll Liebe zu Schleswig-Holstein ist, kann ich dem Drange nicht widerstehen, den Männern und Frauen Deutschlands, deren Liebe und Treue uns Muth gegeben, der dänischen Tyrannei die Stirn zu bieten, zu erzählen, wie ich in dem „befreiten Schleswig-Holstein" nach zwölfjähriger Abwesenheit Alles wieder gefunden habe.

Denjenigen Lesern und Leserinnen, welche heilige Scheu gegen statistische Nachweise haben, will ich zu ihrem Troste sagen, daß sie in den nachstehenden Blättern nur Friedens- und Kriegsbilder finden sollen — und den Forschern, welche gern einen tiefern Blick in die merkantilen, industriellen und agrarischen Verhältnisse des Landes werfen möchten, empfehle ich Schröder's Topographie der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, und endlich eine kleine Broschüre von Schlichting: „Los von Dänemark und Warum?"

Schleswig.

Ob das Herzogthum Schleswig von der Stadt, oder ob diese von jenem den Namen bekommen hat, wollen wir nicht näher untersuchen. Die Dänen haben dem Streite den Kopf abgeschlagen, indem sie auf ihren neuen Karten der dänischen Monarchie den Namen Schleswig ganz ausgelassen und die Grenze Jütlands an die Eider verlegt haben; für uns ist es nur von Interesse, daß die Stadt Schleswig an dem Westende der Schlei liegt und eigentlich aus zwei Städten, dem Friedrichsberge und der Altstadt, besteht, welche durch einen langen Gedankenstrich mit einander verbunden sind, der von dem heiligen Lolo den Namen Lolfuß behalten hat. Der Reisende, der von Süden kommt, ist gewöhnlich entzückt über die reizende Lage der Stadt, die sich hufeisenförmig um die Schlei ausbreitet und von sanft ansteigenden Höhen eingeschlossen ist, auf denen zum Theil die prächtigsten Buchenwaldungen prangen; je näher er kommt, desto angenehmer ist der Eindruck, den Stadt und Landschaft auf ihn machen; der altehrwürdige Dom mit seinem winzigen Thürmchen, das prächtige Schloß Gottorp, die Michaeliskirche und selbst die rastlosen Windmühlen auf dem Gallberge erregen seine Neugierde und Theilnahme, und er faßt in Gedanken den Vorsatz, nach eingenommenem Frühstücke einen Spaziergang zu machen, um „Alles genau zu besehen". Die heitere Laune des Reisenden verliert sich aber leider gar bald; denn im Friedrichsberge ist das Pflaster schlecht — so schlecht, daß er den Kutscher bittet, langsam zu fahren — was immer ein sehr gutes oder sehr schlechtes Zeichen ist; — auf dem Damm, vor dem Schlosse Gottorp, kann selbst die Aussicht auf die Schlei und die Möveninsel nicht mit dem Stoßen und Rütteln des Wagens aussöhnen, und im Lolfuß begreift man erst recht nicht, wie der heilige Lolo auf den Gedanken hat kommen können, hier auf und ab zu spazieren. Nicht als ob die kleinen, mit Blumen gezierten Häuschen, die Gärten und die ewig wechselnden Bilder der Schlei — die überall verstohlen zwischen den Häusern durchguckt — uns kalt ließen, oder als wenn es an reizenden Blondinen fehlte, die ihre Lieblinge im Fenster pflegen oder an uns vorüberrauschen — nur das Pflaster ist zum Verzweifeln; — eine ganze halbe Meile hat der Reisende schon im langsamen Schritte zurückgelegt, und es ist noch eine starke Viertelmeile bis zu dem äußersten Ende der Altstadt, wo das Pflaster noch schlechter ist, als in den übrigen Theilen der Stadt.

Es trifft sich selten, daß Jemand sich dazu herbeiläßt, mehr als einmal durch Schleswig zu fahren, und ich will, da ich einmal die Schattenseiten meiner Vaterstadt aufgedeckt habe, Jedem den guten Rath geben, sich in Fahrdorf in einem Kahn über die Schlei setzen zu lassen. Die Fähre ist allerdings noch im primitiven Zustande, ein riesiger Fährknecht in unendlichen Wasserstiefeln packt einen auf den Rücken und trägt seine Bürde in's Boot — aber da der Fall noch nicht vorgekommen ist, daß er gestrauchelt oder unter seiner Last zusammengeknickt ist, so übernehme ich gern die Garantie, daß Alle, die meinen Wink befolgen, trockenen Fußes und wohlbehalten an die „Freiheit" gesetzt werden, von wo sie nur einige hundert Schritte nach dem „Holm" haben.

Mag man aber durch den Friedrichsberg oder über den Holm wandern — eins fällt jedem Fremden auf — die außerordentliche Reinlichkeit selbst der kleinsten Fischerhäuser, und die Sorgfalt, welche die Hausfrauen auf ihre Fensterscheiben verwenden. In keiner Stadt habe ich größere Sauberkeit angetroffen, nirgends mehr Blumen in den Fenstern gefunden; in manchen Gegenden, wie im Lolfuß, wechseln Gärten und Häuser miteinander ab, und man braucht nicht erst in's Freie zu gehen, um den fröhlichen Chor der Singvögel und die schmelzenden Akkorde der Nachtigall zu hören. Die großen Palais und Privatwohnungen, die seit dem Jahre 1848 fast alle leer stehen, jetzt aber zu Lazarethen verwendet werden, sind allerdings zum Theil verwahrlost und verfallen; wo aber eine schleswigische Hausfrau schaltet und waltet, da herrschen Sauberkeit, Reinlichkeit und Ordnung in ungewöhnlichem Grade, und wer Mittwochs und Sonnabends über die Straße geht, thut wohl daran, einen Regenschirm aufzuspannen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von einer tugendhaften Bürgersfrau oder einem patriotischen Dienstmädchen naß begossen zu werden. Diese beiden Tage scheinen nämlich vor allen andern den Fensterscheiben gewidmet zu sein, und wo ein Fenster sich zeigt, da kann man sicher darauf rechnen, ein weibliches Wesen mit Wassereimer und Fensterbürste zu finden. Wie es an einem solchen Tage in den Häusern aussieht, weiß Niemand; nur soviel steht unwiderleglich fest, daß die Väter der Stadt ihre öffentlichen und geheimen Zusammenkünfte, Kegelklubbs und politischen Vereine nie stärker und länger frequentiren, als Mittwochs und Sonnabends, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß keine Schleswigerin darein willigen würde, an einem dieser beiden Martertage Hochzeit oder Kindtaufe zu halten.

Hätte ich nicht versprochen, mich aller statistischen Nachweise zu enthalten, so würde ich die Frage untersuchen, wovon die 11,000 Einwohner Schleswigs in den letzten vierzehn Jahren gelebt haben. In den „guten alten Zeiten", als der Statthalter von Schleswig-Holstein hier Hof hielt, als Regierungs- und Obergerichtsräthe in Schleswig ihren Sitz hatten, und zahlreiche Rentiers und Pensionisten den Rest ihrer Tage in dem geselligen, und durch seine hohe Intelligenz berühmten Städtchen zu beschließen pflegten, herrschte mittelmäßiger Wohlstand unter den Einwohnern, und da die Lebensmittel durch den Eisenbahnverkehr und besonders durch die Dampfschiffverbindung mit England noch nicht in die Höhe getrieben waren, gab es kaum einen Einwohner, der nicht Sonntags auf der Stampfmühle oder

in Flensby seine Partie Kegel spielen und dazu ein Glas Bier trinken konnte. Wirklich reiche Leute gab es damals nur sehr wenige; absolut arme aber fast gar keine. Nach der Schlacht bei Idstedt änderte sich aber das Leben in Schleswig gar merklich. Anstatt die Bürger zu versöhnen und ihren Wohlstand zu heben, beschloß die dänische Regierung, die Stadt zu einem Fischerdorfe zu machen. Die Regierung wurde nach Flensburg verlegt; die Eisenbahn, die vom Süden kommend nach Flensburg und Apenrade führt, durfte Schleswig nicht berühren; unerschwingliche Abgaben und Kriegssteuern wurden den Bewohnern auferlegt, und die dänischen Beamten, die zahlreich herbeiströmten und die Stellen der vertriebenen deutschen einnahmen, vermieden es ängstlich, ihre Bedürfnisse von den „Insurgenten" zu kaufen. Nur in verzweifelten Fällen ließen sich die Apostel dänischer Intelligenz herbei, „deutschen Räubern" einen Verdienst zu geben; zu ihrem Erstaunen mußten sie aber bisweilen die Erfahrung machen, daß der deutsche Räuber lieber auf den Verdienst verzichtete und mit den Seinigen darbte, als daß er für seine Peiniger arbeitete; Niemand erfuhr dieß aber unangenehmer, als der am 6. Februar 1864 vertriebene Postmeister Deichmann, der das Unglück hatte, seine Frau zu verlieren, und sich in Folge dieses betrübenden Ereignisses in die Nothwendigkeit versetzt sah, einen Sarg zu bestellen. Er schickte zum nächsten Tischler — erhielt aber zur Antwort, daß es ihm zwar hundeschlecht ginge, daß er aber für einen Dänen nicht arbeiten wolle; der Postmeister schickte zu einem zweiten, dritten, vierten — zehnten Tischler — aber alle antworteten, was der erste geantwortet hatte, daß sie für einen Dänen nicht arbeiten wollten. Endlich fand sich ein Mann, dessen hungernde Familie sich mit dem Postmeister vereinigte und ihn so lange mit Bitten bestürmte, bis er endlich — um den Kindern Brod zu schaffen — der Postmeisterin einen Sarg machte. Systematisch um allen Erwerb gebracht, systematisch von der ganzen Welt abgeschnitten und systematisch auf's Blut ausgesogen, mußten die Schleswiger Bürger von Jahr zu Jahr mehr verarmen und den Werth ihres Grundeigenthums sinken sehen; während des Krieges von 1848 bis 1850 hatten sie durch Einquartierung und Kriegssteuer bedeutend gelitten; nach dem Kriege mußten sie an Dänemark Kriegssteuer zahlen und dänische Einquartierung ins Haus nehmen — und trotz alledem ist mir noch kein Bettler in Schleswig begegnet; trotz alledem ist Jeder bereit, zur Ausrüstung einer neuen Armee sein Schärflein beizutragen, und neben dem letzten Thaler auch den letzten Blutstropfen zu opfern, wenn es heißt: „Rachekrieg gegen Dänemark".

Wem diese Dinge und Thatsachen unbekannt sind, der findet sich enttäuscht, wenn er zum erstenmale nach Schleswig kommt. Man hat im Süden so viel von den Schleswig-Holsteinern gehört und gesprochen, daß man sich zuletzt eingebildet hat, sie thäten den lieben langen Tag nichts Anderes, als begeisterte Reden halten, singen und sich zum Kampfe rüsten; während es in der That kein ruhigeres, ernsteres und den sogenannten „äußern Anstand" strenger beobachtendes Volk gibt als die Schleswig-Holsteiner. Sie sind ernst, mehr schweigsam als gesprächig, durchdrungen von der Unfehlbarkeit dessen, was sie als wahr anerkennen, und so rechtliebend, daß sie keinen Augenblick an dem Siege des „Rechtes" zweifeln. „Wir haben recht, und Recht muß Recht bleiben," war und ist der ewige Einwand auf alle Gegenreden, das Glaubensbekenntniß, welches sie vor Verzweiflung geschützt hat.

Anstatt daher durch äußere Demonstrationen ihren Enthusiasmus kund zu geben, bemühen sich die Schleswiger vielmehr, ihre ernste und würdige Haltung zu bewahren; es schickt sich, ihrer Ansicht nach, nicht, vor Freuden über den Sieg der braven Oesterreicher und der eben so braven Preußen Thränen zu vergießen oder jauchzend die Straßen zu durchziehen; und das höchste der Gefühle, zu dem sie sich emporschwingen, ist das Aufziehen einer Fahne. Man könnte über diese Ruhe, die ewig gleichbleibenden Gesichter und die scheinbare Gefühllosigkeit der Schleswiger verzweifeln, und man müßte verzweifeln, wenn man nicht wüßte, daß derselbe Senator und Rathsherr, der die Siegesnachricht von Düppel auf offener Straße empfängt, ohne eine Miene zu verziehen und gelassenen Schrittes nach Hause wandert — daß derselbe Mann daheim Weib und Kinder an's Herz drückt und laut aufschreit vor Wonne, Dankbarkeit und Glück. Nichts ist zu theuer und zu gut — es muß den Verwundeten geschickt werden — aber ohne Aufsehen zu erregen; — Frau und Kinder sitzen bis in die späte Nacht und zupfen die feinste Leinwand zu Charpie; — glücklich ist, wer Tage und Nächte helfen, pflegen, sorgen, wachen und geben darf — aber es muß Alles ernst, feierlich und würdig geschehen, mag auch das Herz vor Rührung zerspringen.

Ich kenne einen jungen Mann, der monatelang täglich sämmtliche Lazarethe besucht und Bücher in böhmischer, ungarischer, italienischer, deutscher und dänischer Sprache vertheilt hat. Er war im wahren Sinne des Wortes Leihbibliothekar der Verwundeten und Kranken, und sein Eintritt in die Krankenstuben war jedesmal ein freudiges Ereigniß für seine Pflegebefohlenen. Viele hundert Male ist er nach seinem Namen gefragt worden; die Verwundeten, für welche er auch den Sekretär abgab und Briefe in die Heimat schrieb (er trug sie auch auf die Post und bezahlte bisweilen das Porto), baten ihn, er möge seinen Namen nennen, damit sie in der fernen Heimat seiner liebend erwähnen könnten; aber der Jüngling war ein viel zu guter Schleswiger, als daß er hätte Aufsehen erregen wollen; er nannte seinen Namen nicht, und als die Verwundeten ihn trotzdem erfuhren — stellte er seine Besuche bei ihnen ein.

Eine Welt voll Vaterlandsliebe und edler, guter Eigenschaften im Herzen, scheuen sich die Schleswiger — dieß gilt von den Bewohnern des ganzen Herzogthums — ihre Gefühle öffentlich zur Schau zu tragen und sich in ihrem ganzen Werthe zu zeigen, und man möchte sie Urweltsphilister nennen, wenn man nicht wüßte, daß sie bei Friedericia und Idstedt mit Heldenmuth gekämpft und ihre Kinder in glühender Liebe zum Vaterlande erzogen haben.

Wer Schleswig flüchtig besucht, verliert alle Illusionen; wer das Volk näher kennen lernt, kommt zu der Ueberzeugung, daß es die innigste Liebe und Theilnahme aller Deutschen in hohem Grade verdient.

Eines der interessantesten und ältesten Gebäude der Stadt Schleswig ist das Schloß Gottorp, welches auf einer Insel

der Schlei nördlich vom Friedrichsberg liegt, die jetzt durch zwei Dämme mit dem Festlande verbunden ist. Die Geschichte dieses imposanten Gebäudes ist so eng mit der Vergangenheit Schleswig-Holsteins verbunden, daß es unmöglich wäre, die vielen blutigen Fehden zu schildern, die in und vor seinen Ringmauern zu Ende gekämpft wurden, ohne eine vollständige Uebersicht des, nunmehr schon tausend Jahre dauernden Kampfes der Dänen gegen die Selbstständigkeit der Herzogthümer zu geben.

Nur eine Episode aus dem Jahre 1250 will ich erzählen, um dem Leser, der mit unsern Verhältnissen nicht vertraut ist, zu beweisen, daß sich in den sechshundert Jahren, die seitdem verflossen sind, wenig oder nichts in der politischen Lage Schleswigs, Dänemark gegenüber, geändert hat.

Nach dem Tode König Waldemar's II. von Dänemark wurde sein Sohn Erich König von Dänemark, während sein anderer Sohn Abel das Herzogthum Schleswig erhielt. König Waldemar war aber von den Holsteinern besiegt worden, und als sein Sohn den dänischen Thron bestieg, forderte dieser vom Herzoge von Schleswig, daß er ihm als dänischer Lehensmann Hülfe gegen die Holsteiner leisten sollte, weil er vor Begierde brannte, die Niederlage seines Vaters zu rächen. Abel, der Schleswig als souveränes Herzogthum besaß, wollte sich nicht zum dänischen Vasallen

Schloß Gottorp. (S. 3.)

herabwürdigen lassen und erklärte, daß er die Holsteiner gegen jeden Angriff vertheidigen würde, und daß er nicht gesonnen sei, seinen Bruder als seinen Lehensherrn zu betrachten.

Sofort entbrannte ein blutiger Krieg zwischen den beiden Ländern, der wie gewöhnlich damit endete, daß Schleswig schrecklich verwüstet wurde, die Dänen aber einen Vergleich eingingen, in welchem sie sich verpflichteten, Holstein unangefochten zu lassen. Aber schon im folgenden Jahre forderte der Dänenkönig wieder, daß der Herzog von Schleswig vor ihm erscheinen und sich mit Schleswig solle belehnen lassen, und da Abel sich abermals weigerte, diesem unberechtigten Verlangen Folge zu leisten, entbrannte auf's Neue ein verheerender Krieg, der wiederum mit einem Vergleich endete.

Im Jahre 1246 loderte der Kampf von neuem zu hellen Flammen auf; Erich wollte Lübeck erobern, wurde aber von den muthigen Bürgern zur See und von den Holsteinern zu Lande geschlagen, so daß er sich gezwungen sah, Waffenstillstand zu schließen.

Kaum war ein Jahr verflossen, als der Dänenkönig sein Verlangen wiederholte, daß Abel ihm den Lehenseid schwören solle, und da dieser bei seiner Weigerung stehen blieb, fielen die Dänen in das Herzogthum ein und verbrannten die Städte Hadersleben und Apenrade nebst unzähligen Dörfern,

Ansicht von Schleswig. (S. 2.)

und zogen sengend, mordend und raubend im Lande umher, bis sie durch den harten Winter gezwungen wurden, in ihre Heimat zurückzukehren.

Im folgenden Jahre wiederholten die Dänen ihre Plünderungen. Flensburg wurde fast ganz in Asche gelegt, die Lübecker wurden zur See geschlagen, und die Insel Fehmarn ward schrecklich verwüstet. Durch eine Kriegslist gelang es Erich, seinen Bruder aus dem festen Schlosse Gottorp zu locken; Schleswig wurde mit Sturm genommen und der Plünderung preisgegeben, und Abel's Tochter mußte in ärmlicher Bauerntracht entfliehen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Nur mit Hülfe der Holsteiner gelang es Abel, die Dänen aus Schleswig wieder zu vertreiben, und der Bruderkrieg würde noch fortgerast haben, wenn die Markgräfin Sophie von Brandenburg, Schwester Abel's und Erich's, nicht einen Vergleich zu Stande gebracht hätte, kraft dessen der Herzog von Schleswig sich formell mit dem Herzogthume belehnen ließ, während der König gelobte, hinfürder die Selbstständigkeit dieses Landes nicht mehr anzugreifen.

Man hätte jetzt glauben sollen, daß der Dänenkönig, da er seinen Willen durchgesetzt hatte, sein Versprechen halten würde; aber schon im Jahre 1256 rückte er mit starker Heeresmacht in Schleswig ein, brandschatzte und plünderte wie in Feindes Land und schrieb Steuern aus, als wenn er unumschränkter Herr und Gebieter wäre, und als er sah, daß Abel sich seinen Erpressungen gegenüber ruhig verhielt, trieb er die Unverschämtheit so weit, von wenig Reitern begleitet auf dem Schlosse Gottorp zu erscheinen und seinen Bruder mit Vorwürfen zu überhäufen. Da riß Abel die Geduld, und mit wuthflammenden Blicken hielt er dem Könige das unsägliche Elend vor, das er über Schleswig gebracht habe. „Meine eigene Tochter," rief er, „hat barfuß vor Deinen räuberischen Horden entfliehen müssen. Nie verzeihe ich Dir die Schmach, der Du mein Kind preis gegeben!"

„Hat Deine Tochter auf ihrer Flucht die Schuhe verloren," entgegnete der König, „so ist Dänemark reich genug, um ihr ein Paar neue zu kaufen."

Abel verließ das Zimmer mit den Worten: „Lieber soll mein Kind elendiglich am Bettelstabe verderben, als eine dänische Gnade annehmen," und klagte seinem Vertrauten, Lage Gudmundson, die vielen Unbilden, die er von seinem Bruder erduldet habe.

Lage Gudmundson war ein dänischer Adeliger, der früher in hoher Gunst bei König Erich gestanden war, wegen eines unbedeutenden Zerwürfnisses mit seinem Gebieter aber aus Dänemark hatte fliehen müssen. Von Rachedurst getrieben, forderte er Abel auf, die günstige Gelegenheit zu benützen und sich seines königlichen Bruders zu bemächtigen, und als Abel diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückwies, fuhr er so lange fort, ihm die Verhaftung als einen reinen Akt der Nothwehr darzustellen, bis der Herzog endlich nachgab und Lage Gudmundson Vollmacht ertheilte, sich der Person des Königs zu bemächtigen.

Erich saß gerade mit dem Ritter Heinrich Karkwider am Schachbrett, als ihm die Gefangenschaft angekündigt wurde; zitternd wie ein Opferlamm ließ er sich die Fesseln anlegen, und ohne den geringsten Widerstand zu leisten, folgte er seinem Todfeinde Gudmundson in ein Fischerboot, das dieser schnell mit entschlossenen und zuverlässigen Männern bemannt hatte.

Es war in der Nacht des 9. August 1250, als das Schifflein die Schlei hinab gen Missunde fuhr. Neben dem Könige saßen Tuko Boost, der Kämmerer Herzog Abel's, und Lage Gudmundson. Der König konnte keinen Augenblick über sein Schicksal im Zweifel sein und bat nur, man möge ihm einen Priester zuführen, damit er seine Sünden beichten könne; aber Lage Gudmundson ergriff ihn bei den Haaren und zwang ihn, den Hals über den Bord des Kahns zu legen, worauf Tuko Boost ihm mit einem Beile den Kopf von den Schultern trennte. Den Leichnam beschwerte man darauf mit Steinen und Ketten und versenkte ihn bei Missunde in die Schlei.

Abel, der mit vierundzwanzig Eideshelfern den öffentlichen Schwur abgelegt hatte, daß er an der Ermordung seines Bruders unschuldig sei, wurde von den Dänen zum Könige gewählt — und verfuhr gegen Schleswig ebenso, wie früher König Erich, und als die Friesen ihm geradeaus sagten, daß sie einem Brudermörder keinen Gehorsam schuldig wären, zog er mit großer Macht gegen sie zu Felde, ward aber mit allen seinen Dänen in blutiger Feldschlacht erschlagen. Er fiel am 29. Juni 1252 durch die Hand des Radmachers Henner, der ihn mit einem einzigen Hiebe seiner Streitaxt zu Boden streckte.

Erich ward heilig gesprochen, und seine Gebeine, die in der Schleswiger Domkirche ruhten, thaten Wunder über Wunder; Abel dagegen rumorte noch im Grabe so gewaltig, daß die frommen Mönche im Messelesen gestört wurden; sie sahen sich daher genöthigt, den Sarg aus der Kirche zu entfernen und im Thiergarten bei Schleswig zu versenken und einen Pfahl durch den Leichnam zu treiben, damit er verhindert würde, nächtlichen Unfug zu machen. Das Mittel half, und Abel hat nichts mehr von sich hören lassen; dagegen sind die Geister der beiden Mörder in die Möven gefahren, welche den Mövenberg bevölkern, und zur Strafe für die Blutthat wird alljährlich von den Bürgern Schleswigs der Mövenpreis gefeiert — ein Volksfest, bei welchem in die dichten Schwärme der kreischenden und ängstlich umherflatternden Vögel blindlings hinein gefeuert wird. Erst wenn dreimal sieben Jahre kein Mövenpreis abgehalten wird, dürfen Lage Gudmundson und Tuko Boost sich zur Ruhe begeben.

Nach Herzog Abel haben viele Fürsten und Herren auf Gottorp gewohnt; von keinem weiß man in Schleswig aber mehr zu erzählen, als von dem alten Landgrafen von Hessen, der noch in meiner Jugend als Statthalter von Schleswig-Holstein und Schwiegervater Friedrich's VI., Königs von Dänemark, ein bedeutendes Gehalt bezog — und durch den Schornstein jagte. Der alte Herr wollte nämlich in dem Goldschmid Mersebach ein Wunderkind entdeckt haben, weil er einen dreisilbigen Namen hatte, der offenbar auf etwas Außerordentliches hindeutete. „Sie heißen nicht Mersebach," sagte er, „sondern Meerseebach, Sie sind eine außerordentliche Erscheinung, und Ihnen muß es gegeben sein, Gold zu machen." Alles Protestiren gegen diesen logischen Schluß half nichts, und der brave Goldschmid mußte ein Laborato-

rium einrichten, in welches die Einkünfte des Landgrafen floſſen, um aus dem Schornſteine wieder heraus zu fliegen. Hin und wieder gelangen Kompoſitionen, die mit Gold Aehnlichkeit hatten, namentlich wenn man ein paar Hände voll holländiſcher Dukaten mit in den Braukeſſel warf, und ich habe ſagen hören, daß der Landgraf ſeinem Schwiegerſohne einſt einen Theekeſſel geſchenkt habe, der täuſchend wie ein goldener ausſah, wenn man ihn tüchtig mit Mützenpulver abrieb.

Mir wären die Dukaten lieber geweſen, als der Theekeſſel mit dem ganzen Zubehör.

Bis zum Jahre 1846 war das Schloß Gottorp Sitz des ſchleswig-holſteiniſchen Statthalters; ſeit 1848 iſt es aber bald von däniſchen und bald von deutſchen Soldaten als Lazareth oder Kaſerne verwendet worden, und noch in dieſem Augenblicke liegen Verwundete der öſterreichiſchen, preußiſchen und däniſchen Armee in den geräumigen Sälen, die einſt Zeugen der Gefangennahme König Erich's waren.

Hoffentlich werden die Dragonerſtälle, welche die Dänen in unmittelbarer Nähe des Schloſſes aufgeführt haben, bald daſſelbe Schickſal erfahren wie die Schanzen im Dannewirke und vor Düppel, auf daß mit der Wegräumung dieſer unſchönen Gebäude zugleich die letzte Erinnerung an die däniſche Herrſchaft verwiſcht werde.

Nach dem Gottorper Schloſſe iſt die Domkirche wohl das älteſte und intereſſanteſte Gebäude Schleswigs. Sie ſoll im zehnten Jahrhundert erbaut worden ſein und Anfangs zwei Thürme gehabt haben, die aber im Jahre 1275 niederſtürzten; im Jahre 1448 brannte die Kirche ab, wurde aber im Laufe der nächſten Jahre ſchon wieder aufgebaut, und zwar ohne Thürme, und nur mit einer Kuppelſpitze verſehen, die zu dem koloſſalen Gebäude in gar keinem Verhältniß ſteht. Weil eine Kirche aber nicht ohne Glocke ſein kann, das winzige Thürmchen aber höchſtens ein Glöckchen tragen konnte, ließen die braven Mönche und Domherren ein eigenes Glockenhaus bauen, welches neben der Domkirche Schildwacht ſteht und eine der größten und volltönendſten Glocken Europas beherbergt. Ich wohnte in meinen Knabenjahren in nächſter Nähe dieſes Glockenhauſes und hatte von den Bürgern gehört, daß das Gebäude über Nacht zuſammenbrechen könne, weil es ſtarke Riſſe und eine bedeutende Neigung nach vorn bekommen habe, weßhalb es ſündhaft und gefährlich ſei, die große Glocke zu läuten. Ich habe manchen lieben Sonntagmorgen unverwandt nach dem Glockenthurm geſchaut — in der Hoffnung und Erwartung, daß er niederfallen würde, und daß ich die jungen Dohlen erwiſchen könnte, wenn ſie ſammt dem Gebälke zur Erde ſtürzten, auf dem ſie — für mich unerreichbar — thronten; aber es ging mir wie dem Engländer, der ſeit fünf Jahren mit Renz's Menagerie umherreiſt und jeden Abend erwartet, daß der Löwenbändiger von den wilden Beſtien zerriſſen werden wird; — der Glockenthurm ſteht noch, und die Glocke brummt wie vor dreißig Jahren, und wenn die Strebepfeiler nicht nachgeben, die zum Schutze des zerborſtenen Gemäuers aufgeführt ſind, ſo wird noch ein Menſchenalter vergehen, bis ein neues Gebäude nothwendig iſt.

Dicht bei dem Glockenthurm iſt der Eingang in den „Schwal", einen bedeckten ſchmalen Gang, der ſich um einen Theil der Domkirche herumzieht und in alten Zeiten mit Heiligenbildern und Reliquien angefüllt war, welche die Mönche den frommen Wallfahrern verkauften. Jetzt wird der „Dom", der Jahrmarkt, darin abgehalten, der gewöhnlich vier Wochen dauert und zur Vertilgung ungewöhnlicher Quantitäten von Lebkuchen Veranlaſſung gibt. Vor zwanzig und mehr Jahren pflegten Tiroler mit gemsledernen Handſchuhen eine große Rolle auf dieſem Jahrmarkte zu ſpielen; ſie gefielen aller Welt, weil ſie alle Welt Du nannten und ſchneeweiße Strümpfe trugen; als man aber die Entdeckung machte, daß die Tiroler Berliner Juden und die gemsledernen Handſchuhe aus gewöhnlichem Schafleder gemacht waren, intereſſirte man ſich für die gemüthlichen Naturmenſchen weniger, ſondern kaufte ſeinen Bedarf bei den Schleswiger Fabrikanten.

Für die muthwillige Jugend gab es früher kein größeres Vergnügen, als an Tagen, wo die Bauern aus der Umgegend herbeiſtrömten und den Schwal ſo dicht anfüllten, daß man weder vorwärts noch rückwärts konnte — mit einer ſtarken Nadel und gutem Pechdraht vor einer Kuchenbude Poſto zu faſſen und die hirſchledernen Hoſen der Bauern durch ein paar kühne Stiche zuſammen zu nähen. Es iſt mir ſelbſt einmal gelungen, drei Bauern ſo feſt zu verkoppeln, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen konnten; und da jeder glaubte, daß die Anderen ihn von hinten feſthielten, alle drei aber mit Püffen und Stößen eben nicht ſparſam umgingen, erlebte ich eine Szene, an die ich noch jetzt mit Lächeln zurückdenken muß.

Intereſſanter als der Glockenthurm und der Schwal iſt jedenfalls das Innere der Domkirche, und ganz beſonders das Altarblatt, das von dem Huſumer, Brüggemann, geſchnitzt iſt. Die Sage erzählt, daß der Künſtler nach beendetem Meiſterwerke geblendet worden iſt, damit er für keine andere Kirche ein ähnliches Kunſtwerk ſchnitzen könne; ich glaube aber, daß unſere Vorfahren Kunſtprodukte und Künſtler viel höher ſtellten als wir, und bin überzeugt, daß Ehren Brüggemann für ſeine Arbeit reichlicher belohnt und mehr geehrt worden iſt, als die Väter der guten Stadt Schleswig ihn belohnen und ehren würden, wenn er ihnen heute ſein Altarblatt präſentiren würde.

Außer dem Altarblatte ſind noch merkwürdig die Orgel, das Mauſoleum König Friedrich's I. und ein Gemälde von Jurian Ovens.

In der guten alten Zeit wurde der Gottesdienſt in der Domkirche fleißig beſucht; während der Dänenherrſchaft gingen nur däniſche Beamte und alte Weiber, die von Jugend auf daran gewohnt waren, Sonntags unter der Predigt zu ſchlafen, zur Kirche. Ob es vorgekommen iſt, was ſich in Angeln häufig wiederholt hat, daß Paſtor und Küſter ſelbander Gottesdienſt gehalten, will ich nicht verbürgen. Jetzt, wo die ſchwarze Gensdarmerie Schleswigs in ihre Heimat zurückgekehrt iſt und auf der Kanzel nicht mehr das Menſch, ſtatt der Menſch geſagt wird, wo das mir und mich nicht unverzeihlich mit einander in Kolliſion kommt, jetzt, ſage ich, wo Schweinehändler, Chauſeeſteinklopfer und verballerirte Schnapsſäufer nicht mehr im geiſtlichen Ornate erſcheinen und mit lallender Zunge Kindtaufen halten dürfen, die nachher wieder „umgemacht" werden

müssen, weil Se. Ehrwürden in der Betrunkenheit die Taufformel vergessen hatte, jetzt, wo anständige und in der deutschen Sprache wohl bewanderte Männer die Kanzel besteigen, wird sich der Kirchenbesuch auch wohl wieder heben.

Da ich gerade von dänischen Pfaffen gesprochen habe, will ich gleich einen Sprung nach dem Schleswiger Irrenhause machen, welches auf einer Anhöhe nördlich der Altstadt liegt und eine so reizende Umgebung von Gärten, Wäldern, Hügeln und Thälern hat, daß ich mir keinen lieblichern Aufenthaltsort denken könnte — wenn er nur nicht von Verrückten und Wahnsinnigen bewohnt würde! Das Institut, welches 1820 gebaut, seitdem aber schon zweimal erweitert wurde, und trotzdem, daß es für 400 Personen Platz hat, Filialen hat anlegen müssen — war eines der gemeinschaftlichen nichtpolitischen Bande, welche nach den Verträgen von 1852 die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit einander verbanden. Die armen Herzogthümer hatten das Zuchthaus in Glückstadt, das Irrenhaus, die Kieler Universität und die Brandkasse gemeinschaftlich. Wer aber in Kiel studirte, bekam in Schleswig kein Amt, und die Beamten in Schleswig kamen weder in's Irrenhaus noch in's Zuchthaus; — und weil die schändlich mißhandelten Schleswig-Holsteiner sich

Rathhaus in Schleswig.

Letzteres stärker zu Gemüthe zogen, als sich mit ihrem Nervensystem vertrug, nahm die Zahl der Geisteskranken in den letzten Jahren auf erschreckende Weise überhand. Besonders waren es die Angeliter, welche ein starkes Kontingent lieferten; der Grund dieser betrübenden Erscheinung ist aber gerade bei ihnen weniger in politischer Unzufriedenheit als darin zu suchen, daß sie immer unter sich heirathen, wie wir sehen werden, wenn wir ihnen einen Besuch abstatten.

Das Irrenhaus, welches unter der trefflichsten Leitung deutscher Aerzte stand und sich einen europäischen Ruf verschafft hatte, durfte unter dänischer Regierung natürlich nicht verschont bleiben, wurde daher mit dänischen Aerzten versehen, die es sich angelegen sein ließen, unter den armen Wahnsinnigen Propaganda für ihre Sprache und den Kopenhagener Janhagel zu machen, es aber mit der Heilung der Kranken nicht sehr genau nahmen. Um so größere Anerkennung verdient der treffliche Vorsteher des Instituts, Herr Dr. Rüppell, der sich nicht dazu entschließen konnte, die Unglücklichen der Pflege ganz unwissender Aerzte zu überlassen, und deßwegen mit unerschütterlicher Geduld auf seinem schweren und verantwortlichen Posten aushielt, obgleich ihm täglich die unverschämtesten Forderungen von den dänischen Schmarozern gemacht wurden.

Die Civilkommissäre, die den Augiasstall auszumisten

Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg.

übernommen und für ihr unparteiisches Verhalten einst, wenn die Gemüther sich beruhigt haben, den reichsten Dank ernten werden, haben die Kompagnie- und Regiments-Aerzte Dänemarks ihrer Funktionen enthoben, und die deutschen Kranken in dem deutschen Irrenhause der deutschen Herzogthümer werden nicht mehr mit dänischen Schmähschriften auf Deutschland gemartert.

Die Behandlung und Pflege der Kranken ist eine vorzügliche zu nennen, und ihr allein ist es wohl zu verdanken, daß jährlich eine große Zahl vollständig Geheilter in ihre Familien zurückkehren. Unausgesetzt von Wärtern und Wärterinnen beobachtet, dürfen die Unglücklichen sich im Garten bewegen, ja selbst Spaziergänge in die Umgegend von Schleswig machen; Abends haben sie Bälle und Konzerte, zu denen Bürger aus der Stadt eingeladen werden; Billards und andere Unterhaltungsspiele stehen ihnen zu Gebote, die Küche ist vortrefflich — kurz, es geschieht alles Erdenkliche, um Langeweile und Verdruß von ihnen fern zu halten.

Es gibt Menschen, die Vergnügen daran finden, die Wahnsinnigen zu besuchen und ihr tolles Geschwätz anzuhören; ich gestehe, daß ich lieber mit Vernünftigen spreche, und daß mir schon graut, wenn ich Fräulein von H. begegne, die sich für eine achthundertjährige Jungfrau — und was noch schlimmer ist — für die Urheberin alles Bösen betrachtet, daher Jeden flehentlich um Verzeihung bittet, wenn es regnet oder stürmt. Die Aermste hat wenig Freude vom Leben. Allabendlich spielt sie Whist; wenn sie aber einen Rubber gewonnen hat, fühlt sie solche Gewissensbisse, daß sie sich die erdenklichste Mühe gibt, den nächsten zu verlieren, und wenn ihr Mitspielender desperat wird, weil sie seine Freikarten trumpft und statt Aß und König Zweier und Dreier ausspielt, so bricht sie in Thränen aus und beweint ihr Mißgeschick, das sie zur Urheberin alles Bösen macht.

Die liebe Eitelkeit, die überall in der Welt eine Rolle spielt, ist nirgends stärker vertreten als im Irrenhause. Je eitler aber der Kranke ist, je mehr er sich einbildet zu sein, desto elender und unheilbarer ist er auch. Ich glaube, daß die Genesung solcher, welche am „Größenwahnsinn" leiden, äußerst selten ist; hat sich Einer erst in den Kopf gesetzt, daß er Millionär, Fürst oder Gott ist, so hängt auch schon die Zwangsjacke für ihn bereit.

Ein eben so segensreiches, aber weniger Mitleid erregendes Institut ist die Taubstummen-Anstalt im Friedrichsberge. Auch hier versuchten die Dänen die — deutsche Sprache zu verdrängen, und die Absetzung des, in der ganzen gelehrten Welt berühmten, von allen seinen Zöglingen aber hoch geehrten Dr. Paulsen war eine der letzten Thaten des berüchtigten Bürgermeisters Jürgensen. Die armen Kinder sollten zu Dänen gemacht werden; sie, denen Sprache und Gehör versagt ist, und denen man einen Himmel im Herzen aufbauen sollte; sie, denen man jeden Kummer und jeden Schmerz fern halten müßte, sollten auch noch ihr Vaterland und den Trost verlieren, die Sprache ihrer Eltern — wenn auch nur mechanisch — zu lernen. Aber Dr. Paulsen ist wieder Vorsteher des Instituts geworden; die Dänen klagen in Kopenhagen über schmähliche Vertreibung aus ihrem „Levebröd" (Lebensbrod), und die neunzig bis hundert Zöglinge liebkosen den wiedergekehrten Freund und Lehrer — nicht mit Worten — sondern mit Blicken, die einen Stein zu rühren vermöchten. Bei meinem letzten Besuche im Taubstummen-Institute winkte Dr. Paulsen einem Knaben von zehn bis eilf Jahren, näher zu treten. Der Kleine, ein intelligent aussehender Bursche, blickte freudestrahlend in das Gesicht seines Lehrers, denn er war sich bewußt, daß er sein Examen mit Ehren bestehen würde.

Ich bemerkte kaum, daß der Doktor die Lippen bewegte; der Kleine machte aber ganz verwunderte Augen und wiederholte mit klangloser Stimme: „Der — Herr — war — in Amerika!"

Auf die Frage, ob er wisse, wo Amerika liege, lachte er schelmisch und that, als wenn sich das von selbst verstände.

Man bekommt vor dem menschlichen Geiste erst rechte Hochachtung, wenn man ein Taubstummen-Institut besucht. Da sitzen die Kinder, die von Gott und der Welt nichts wissen, die keine Ahnung davon haben, daß es Töne gibt, daß man sich durch die Sprache verständlich machen kann. Welche Herkulesarbeit muß es sein, einem solchen Wesen das ABC beizubringen! Wie fängt der Lehrer es an, ihm den Gebrauch der Sprachwerkzeuge klar zu machen? Welche himmlische Seligkeit muß aber zugleich das Herz des Lehrers ergreifen, wenn er plötzlich sieht, daß das Kind anfängt zu denken, ihn zu verstehen! Und wie unermüdlich sind die kleinen Wesen, wenn sie, zum Selbstbewußtsein wach gerufen, anfangen einzusehen, daß sie sprechen können, daß man sie versteht, wenn sie die Lippen und die Zunge bewegen — daß sie verstehen, wenn man ihnen von Gott und der Natur erzählt!

Dicken's hat in seinen American notes ein Mädchen geschildert, dem alle Sinne bis auf den Tastsinn fehlten. Es konnte also weder sehen, sprechen, hören noch riechen, und dennoch brach sich der göttliche Geist in ihm Bahn, dennoch schrieb es Briefe und foppte den Arzt, indem es ihn kommen ließ, um der Puppe Medizin zu verschreiben.

Wahrlich, der Mensch ist ein wunderbar begabtes Wesen, und wenn man der Sache recht nachdenkt, möchte man lieber über Die weinen, welche ihre fünf Sinne nicht gebrauchen, als über Diejenigen, welchen die Natur einen Sinn zu wenig gab.

Ein besonders interessanter Stadttheil Schleswigs ist der Holm, der nur von Fischern bewohnt wird und sich durch seine kleinen reinlichen Häuser und die riesigen Bewohner auszeichnet, von denen man nicht begreift, wie sie durch die niedrigen Thüren in die kleinen Stübchen hinein kommen können, ohne mit der Stirn überall anzustoßen. Wer die hohen, wettergebräunten Männer in ihren „Südwestern" und den langen wasserdichten Stiefeln, mit Netzen und Fischen schwer beladen, an's Land steigen sieht, wird kaum gleichgültig vorüber gehen, sondern vor Verwunderung stehen bleiben und die kräftigen, gutmüthig aussehenden Gestalten wohlgefällig anstaunen. Ich entsinne mich nicht, irgendwo Menschen von so außerordentlicher Größe gesehen zu haben, und möchte wohl Zeuge sein, wenn ein Dutzend Holmer Fischer in ihrem malerischen Kostüm plötzlich in Paris oder Wien erschienen und langsam durch die Straßen schlenderten, und obgleich ich von frühester Jugend an ihren Anblick gewohnt bin, kann ich sie nie ansehen, ohne dasselbe Gefühl

zu haben, wie es der Steirer gehabt haben mag, der bei Schladming den goldenen Armreif einer Wiener Dame fand, und in dem Glauben, daß es nur Fingerringe gäbe, erstaunt ausrief: „I hon gemoant, i hätt a Fingar — oder du main, i könnt schier zwa einibringa in föll Ring.“ Ich habe auch gemeint, daß ich eine kräftige Hand besitze; lege ich sie aber in die theerige Rechte eines Holmers, so komme ich mir wie ein Kind vor, das er auf die Arme heben und in Schlaf singen könnte. So groß und kräftig die Fischer aber sind, so gutmüthig und friedliebend, so ehrlich und genügsam sind sie auch. Es kommt nie vor, daß sie sich zanken, oder daß einer den andern übervortheilt; was die Alten sagen und anordnen, gilt den Jüngern als Gesetz, und wie ihnen kein Wetter zu schlecht, kein Schneesturm zu kalt und keine Arbeit zu schwer ist, so ist ihnen Friede und Eintracht das höchste Erdengut; denn nur wenn sie gemeinschaftlich Hand an's Werk legen, können sie die schweren Netze ans Land ziehen, den Häringsfang lukrativ machen und die Kähne gegen den Sturm aufrudern. Ganz in wasserdichte Kleider gehüllt — sie behaupten, vierundzwanzig Stunden im Wasser stehen zu können, ohne nasse Füße zu bekommen — machen sie sich aus Regen und Schnee nichts, und springen auch wohl in's Wasser und ziehen ihre Netze an's Land. Es sieht außerordentlich hübsch aus und ist im höchsten Grade interessant, die hundert bis hundertundzwanzig Fischer zu beobachten, wenn sie mit ihrer kleinen Flotte von Missunde heimkehren und ihren Fang am Damme vor dem Schlosse bergen. Alle Netze sind dann zu einem unendlichen Netze vereinigt, und wahrhaft unglaublich erscheint die Zahl der Häringe, Barsche, Schleien, Hechte u. s. w., die zappelnd und zuckend an die Oberfläche des Wassers gezogen werden. Was zu klein ist, um genossen werden zu können, wird wieder ausgesetzt; die eßbaren Stücke dagegen werden in die Rauchkammer geschickt, der Salztonne übergeben, direkt nach Hamburg versandt oder in Behälter gethan und für den täglichen Bedarf der Stadt aufbewahrt. Ist die Arbeit geschehen und der Fang glücklich geborgen, so füllen die Fischerinnen ihre Körbe und eilen von Haus zu Haus, um ihre Waare feil zu bieten; die Männer, die inzwischen die Stiefel gegen lange Strümpfe, die das ganze Bein bedecken, und Holzpantoffeln vertauscht haben, kann man dann vor ihren Hausthüren sitzen und ihre Kinder warten sehen; wer keinen Säugling zu pflegen hat, setzt sich an das Spinnrad und spinnt Garn für seine Netze.

Jeder Bürger in Schleswig hat seinen Fischer und kauft nur von ihm; und es fällt den Holmern so wenig ein, sich gegenseitig die Kundschaft nehmen zu wollen, daß z. B. ich, als ich im Frühjahre dieses Jahres mit meiner Familie nach Schleswig zog und einen Fischer bat, mir Fische zu schicken, die Antwort erhielt: „daß Daniel Wulff meinen Eltern vor dreißig Jahren Fische geliefert habe und daher auch wohl meine Kundschaft erhalten würde.“ Am folgenden Tage kam Frau Wulff denn auch richtig mit einem Korb voll Schleien und versicherte meine Köchin, daß mein Vater großer Liebhaber dieser Fische gewesen sei; sie möchte mich nur fragen, ob es nicht wahr sei.

Die Treuherzigkeit der Holmer hat sie gegen die Chikanen der dänischen Regierung nicht schützen können. Vor zwei oder drei Jahren hatte einer von ihnen Nachts auf der Schlei in Sturm und Regen Schleswig-Holstein gesungen; das Verbrechen war gemeldet worden, und Jürgensen, der berüchtigte Polizeimeister Schleswigs, hatte verlangt, daß der Missethäter von seinen eigenen Genossen angegeben werden solle. Als sie sich dessen weigerten, zeigte er ihnen an, daß sie ihre vielhundertjährigen Privilegien verlieren würden, und es war nahe daran, daß hundertundzwanzig fleißige Familien dem Hunger und dem Elende preis gegeben worden wären. Aber es ist Alles eitel Bemühen gewesen! Die Fischer singen Schleswig-Holstein, lustig flattern die bunten Fahnen auf der Schlei; preußische und österreichische Krieger laben sich an den Leckerbissen, die das Meer ihnen bietet, und für die erlittenen Chikanen haben die ehrlichen Fischer im Frühjahr 1864 eine Ausbeute an Häringen gehabt, wie sie bisher nicht vorgekommen ist. Bis an die dänische Schiffbrücke bei Missunde standen die Häringsschwärme, und wie stark auch der Andrang aus der Ostsee war — nichts konnte sie bewegen, die Brücke zu passiren. Da hatten die Holmer denn leichtes Spiel Jeden Abend um acht Uhr stiegen sie in ihre Kähne und zogen ihre Netze, und wenn der Morgen graute, waren unendliche Quantitäten gefangen, die gleich auf Wagen verpackt und nach allen Strichen der Windrose verschickt wurden.

Die Holmer führen ein streng patriarchalisches Leben und sind im Grunde genommen Republikaner; trotzdem wird alljährlich Einer von ihnen zum König gewählt, und zwar zum König über die Möven, welche die Insel in der Schlei bewohnen und den Schleswigern jedes Jahr Gelegenheit geben, den Mövenpreis zu feiern.

Die Insel liegt dem Gottorper Schlosse gegenüber, zwischen Haddeby und dem Lolfuß, und soll in alten Zeiten durch ein gewaltiges Schloß geziert gewesen sein, von dem aber keine Spur mehr aufzufinden ist. Statt edler Ritter und Fürsten hausen jetzt allerliebste kleine Möven auf ihr, die im Anfang des Märzmonats aus wärmeren Gegenden zu ihren Brutstellen zurückkehren und sogleich unter den speziellen Schutz eines Königs gestellt werden, der — unähnlich vielen anderen Herrschern — darauf zu achten hat, daß seinen Unterthanen nichts abgenommen wird. Nacht und Tag muß er wachen, daß Niemand die Insel betritt und Eier raubt, und wenn die dritte Brut ausgekrochen ist und eine ziemliche Größe erreicht hat — was um die Mitte des Julimonats einzutreten pflegt — macht er dem Magistrat Anzeige, daß der Mövenpreis abgehalten werden kann.

Der Magistrat nimmt die Anzeige gebührend ad acta und macht durch das Intelligenzblatt der Stadt — dem Blatte fehlt freilich jede Spur von Intelligenz — männiglich bekannt, daß an dem und dem Tage, Mittags um zwölf Uhr, der und der Forstbeamte in voller Uniform die Möveninsel betreten und durch feierliches Abfeuern seines Gewehrs ein Zeichen geben werde, daß die bisher gehegten und gepflegten Bewohner nach Belieben können geschossen und gefangen werden.

Schon am frühen Morgen des verhängnißvollen Tages sieht man ehrwürdige Philister, kaum erwachsene Buben, Rathsherren und Schneiderlehrlinge mit Doppelflinten, Pistolen, Musketen, Entenbüchsen und Muskedonnern verdäch-

tige und staatsgefährliche Uebungen anstellen. Hier ladet ein dicker Bierbrauer ein Pfund Schrot auf eine Handvoll Pulver, dort sucht ein Seifensieder das Piston abzuschrauben, hier werden alte Feuerschlösser reparirt, dort verzweifelte Anstrengungen gemacht, den eingerosteten Ladstock herauszuziehen, dazwischen laufen Weiber und Kinder mit enormen Pulverhörnern, schweren Schrotbeuteln und ganzen Schachteln voll Zündhütchen ab und zu. — Hunde aller Gattungen und Größen werden an Stricken festgehalten, oder mit Prügeln und Schmeichelreden in die bereitstehenden Boote gezerrt; was schwimmen und apportiren kann — ob die Bestie es thut, ist eine andere Frage — muß mit — der Bello und der Kuhle, der Neufundländer und der Dachs, der Hühnerhund und der Pudel. Unendlich scheint die Zahl der Boote, die bereit liegen, um die Jäger aufzunehmen; unendlich die Zahl derer, welche auf Mövenmord ausgehen. Schon mehrere Stunden vor der festgesetzten Zeit ist ein dichter Kreis um den Mövenberg gebildet; es ist noch kein Schuß gefallen,

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

aber gezielt und probirt haben die Jäger; Wetten sind gemacht, Hunde sind über Bord gesprungen und dem Lande zugeschwommen; Kähne sind aneinander gerannt, und die Möven, die von Alters her wissen, „was soll es bedeuten", schweben kreischend über ihren Nestern und suchen vergebens, ihre Brut vor den Jägern zu warnen. Die armen Unerfahrenen tummeln sich tüchtig umher und verlassen sich, wie es scheint, auf den Schutz ihres Königs.

Da erschallt ein tausendstimmiges Hurrah. Der Forstbeamte hat seinen Kahn bestie[illegible]t sich auf die Schlei hinausrudern; in wenig Minuten hat er das Ziel seiner Seereise erreicht: er springt an's Land, knallt in die Luft — und Tausende und aber Tausende von Möven erheben sich wehklagend und bereuen zu spät ihr Vertrauen. Kaum hat der Forstbeamte seine Ceremonie beendet, so ergreift Alles, was Hände hat, die Ruder, um desto eher die Insel betreten zu können; das ist eine Wettfahrt, als gälte es Tod und Leben; da hört jeder Standesunterschied auf — der Bürgermeister und der Schusterjunge streben mit vereinten Kräften vorwärts zu kommen; stößt der Kahn auf eine

Möveuſchießen auf dem Holm. (S. 12.)

Sandbank, so springt der Fischer in's Wasser und macht ihn wieder flott, oder er trägt die Schützen einen nach dem andern an's Land; Buben mit Säcken und Körben versehen mischen sich unter die Väter der Stadt, um „Kajapper“ (junge Mövchen) zu fangen; Hunde aller Farben und Rassen springen winselnd und bellend in's Wasser, und piff, paff erschallt es von allen Seiten; der Rathsherr sitzt auf den Schultern des Mövenkönigs, der unter der Last im Morast stecken geblieben ist, und knallt in's Blaue; der Handschuhmacher feuert seinen Ladstock in die Wolken; der Bierbrauer verliert die Zündhütchenschachtel, dem Metzger wird ein Gewehr bei den Ohren abgeknallt, daß er rückwärts taumelt; Ami und Cartouche beißen sich im Wasser um eine Möve; der Schneider wendet den letzten Odem an, um seinen Lehrling zu rufen, der mit dem Pulverhorn in die Schlei gefallen ist; der Nachbar fällt über den Nachbar her, weil jeder behauptet, die Möve geschossen zu haben, die ein Dritter getroffen; dazwischen kreischen die Möven aus tausend Kehlen — kurz, es ist ein so lebendiges Volksfest, wie es kaum ein zweites geben dürfte, und wer davon kommt, ohne bis unter die Arme in's Wasser gefallen oder sonstwie beschädigt zu sein — hat sich vortrefflich amüsirt.

Daß unter der dänischen Herrschaft auch der Mövenpreis Gefahr lief, einzugehen, versteht sich von selbst. Die Herren Beamten labten sich an den schmackhaften Eiern und kümmerten sich wenig darum, daß ohne Eier keine Brut zu erwarten war. Die beständige Plünderung der Nester hat zur Folge gehabt, daß die Möven sich andere Brutplätze ausgesucht haben, und daß die Zahl derer, welche dem Mövenberge bei Schleswig treu geblieben sind, außerordentlich abgenommen hat. Es ist jetzt bei fünfundzwanzig Thalern Strafe verboten, die Insel zu betreten, und da jeder Schleswiger ängstlich darüber wacht, daß das Verbot respektirt wird, steht zu erwarten, daß auch der Mövenberg die Erinnerung an dänische Wirthschaft verlieren wird.

Da ich dieses Jagdvergnügens erwähnt habe, will ich gleich hinzufügen, daß die Ufer der Schlei im Spätsommer von einer großen Zahl von Regenpfeifern, Austernfischern, Strandläufern und andern Sumpfvögeln besucht werden, die im hohen Norden gebrütet haben und im Herbste die Wanderung nach dem Süden antreten. In manchen Jahren ist die Zahl der Zugvögel eine wahrhaft erstaunliche, und da die Vögel in Gegenden ausgebrütet wurden, die wohl selten von einem menschlichen Fuße betreten werden, sind sie so wenig scheu, daß sie sich mit Leichtigkeit heranlocken lassen, wenn man es versteht, ihre pfeifenden Töne nachzuahmen. Es gibt unter den Kindern der Holmer Fischer wahre Virtuosen in diesem Fache, und wer an der Vogeljagd Vergnügen findet und selbst nicht im Stande ist, einen Regenpfeifer zu täuschen und ihn glauben zu machen, daß die lange Gestalt mit der Flinte an der Backe ein Exemplar seiner eigenen Gattung ist, sollte es nicht unterlassen, einen Knaben zu miethen, der mit gleicher Geschicklichkeit Brachvögel und Tüten heranzulocken versteht.

In meiner Jugend lebte in Schleswig ein kleiner Zwerg, Namens Senger, der als eifriger Jagdfreund beständig an dem Ufer der Schlei saß und auf Alles feuerte, was ihm zu Gesicht kam. Eines Tages war ich auch ausgegangen, weil ich gehört hatte, daß ein großer Fischadler sich gezeigt habe; es dauerte auch gar nicht lange, bis ich im Nebel eine Gestalt erblickte, die ich für den Fischadler hielt, und ich war schon nahe genug herangeschlichen, um meinen Schuß abgeben zu können, als das, was ich für einen Raubvogel hielt, laut aufschrie: „Nich scheeten! Ik bin it — Senger!“

Die Schleswiger haben außer den Vergnügungen, welche die Schlei ihnen Sommer und Winter hindurch bietet, wenig, was auf Unterhaltung Anspruch machen kann. Im Sommer sind freilich in dem prachtvollen Buchenwalde, der sich an das Schloß Gottorp anlehnt, häufig Konzerte; aber es ist ein steifleinenes Vergnügen, auf harten Bänken Schleswiger Bier zu trinken und in der grellen Sonnenhitze Mäntel und Shawls für den kühlen Abend mitzuschleppen; ich kann mich daher weder an die Unterhaltungen auf der Stampfmühle noch an die Konzerte auf der Ziegelei gewöhnen, sondern schlendere lieber nach dem reizenden Angeliter Dorfe Klensby, wo man die herrlichste Milch, frische Butter und Käse, und nachher zur bessern Verdauung eine Auswahl von Kegelbahnen findet.

Wer irgend mit sich selbst Mitleid hat, geht nur einmal in das Tivoli-Theater, das in der That unter jeder Kritik ist. Bühne, Bänke, Tische, Schauspieler und Schauspielerinnen stehen sämmtlich unter dem Niveau des Allergewöhnlichsten, und nur die Preise der Plätze können mit denen der Hauptstädte Deutschlands rivalisiren.

Die Truppe, welche in den Wintermonaten Vorstellungen gibt, soll besser sein als die, von welcher ich neulich den Weiberfeind aufführen sah. Da ich dies aber von Leuten habe, welche mit aufmerksamem Ohre der Fistelstimme des Försters zuhörten und mich verwundert fragten, warum ich davon liefe, will ich keine Garantie übernehmen, sondern „leise warnen, hütet euch“!

Es mag kaum eine Stadt im deutschen Norden geben, welche älter und an geschichtlichen Erinnerungen reicher ist als Schleswig. Der älteste Theil der Stadt, die Altstadt, hieß in den frühesten Zeiten Häthum, Sle, Sles, Sliesdorf und Sliaswic, und wird in der Knytlinga Saga und bei isländischen Schriftstellern Sleswiku und Heidebu genannt. Dieser vielnamige Ort war schon im neunten Jahrhundert ein bedeutender Handelsplatz und mit zwei Brücken versehen, welche das nördliche Ufer mit dem südlichen verbanden und ihre Endpunkte auf der Möveninsel hatten. Durch die ewigen Kriege mit Dänemark verlor Schleswig bald seinen Handel; die Stadt wurde unzählige Male von Sachsen, Wenden, Holsteinern, Dänen, Kaiserlichen und Schweden erobert und ausgesogen und so häufig eingeäschert, daß man sich vergebens nach den vielen Burgen, Schlössern und Kirchen umsieht, deren die alten Chroniken Erwähnung thun, die aber beweisen, daß Schleswig einst eine stark befestigte und mit bedeutenden Gebäuden gezierte Stadt gewesen sein muß.

In neuerer Zeit hat das Legen von Gasröhren zu merkwürdigen Entdeckungen über das Alter und die frühere Bauart Schleswigs Veranlassung gegeben, indem man an vielen Stellen auf Pfähle stieß, deren Zwischenräume mit Moorerde und Thierknochen ausgefüllt waren. Diese Pfähle stehen so dicht aneinander, daß man bei Anlegung eines Kellers auf

einer Fläche von vierundzwanzig Fuß Länge und sechzehn Fuß Breite siebenzig bis achtzig Pfähle ausreißen mußte. An einer andern Stelle fand man in der Höhe der Pfähle eine Tonne mit Pferdeknochen, und nicht weit davon eine Reihe von menschlichen Skeletten, deren Schädel wohl erhalten waren und auch nicht einen einzigen Zahn verloren hatten.

Unter dem Schutte, der hin und wieder die Zwischenräume zwischen dem Pfahlwerke ausfüllte, fanden sich Ueberreste von Mauersteinen und Dachpfannen, deren Form sich merklich von derjenigen unserer modernen Ziegel unterscheidet. Der sonderbarste Fund war aber wohl ein altes Straßenpflaster unter dem Fundamente eines alten Hauses, und unter diesem wiederum eine Reihe von eingerammelten Eichenbalken. Die Stellen, an welchen diese Funde gemacht wurden, liegen so hoch über der Schlei, daß wohl kaum anzunehmen ist, daß das Pfahlwerk in den sumpfigen Boden eingetrieben worden sei, um feste Bauplätze zu gewinnen.

Aelter noch als Schleswig scheint Haddebye (vormals Haithabu, Heidebo, Hethabye) zu sein, das, wie oben bemerkt, früher durch zwei Schleibrücken mit Schleswig in Verbindung stand. Die ursprüngliche Kirche in Haddebye ist die erste christliche Kirche beider Herzogthümer und wurde wahrscheinlich im neunten Jahrhundert von dem Hamburger Erzbischof Anscharius erbaut. Nachdem sie verschiedene Male von den heidnischen Königen zerstört, aber immer wieder aufgebaut worden war, wurde sie um das Jahr 946 von Kaiser Otto besucht, welcher das Bisthum Schleswig errichtete und ihm Flensburg einverleibte. Die jetzt stehende Kirche ist aus dem dreizehnten Jahrhundert, aus rohen Feldsteinen aufgeführt und dadurch merkwürdig, daß nur ein Theil des Chors gewölbt ist. Das Kruzifix über dem Altar soll aus dem neunten Jahrhundert stammen.

Die Haddebyer Kirche liegt in unmittelbarer Nähe der von den Dänen aufgeführten chinesischen Mauer, die unter dem Namen Dannewirke allgemein bekannt und erst vor wenigen Monaten durch den schimpflichen Rückzug der großprahlerischen Dänen berühmt geworden ist.

Ueber den Ursprung dieses jedenfalls achthundert Jahre alten und einst gewiß sehr stark mit Kastellen und Burgen versehenen Walles sind die Ansichten der Geschichtsforscher verschieden; am wahrscheinlichsten ist wohl die Annahme, daß König Gorm und seine Gemahlin Thyra den ersten Grund zu diesem Riesenwerke legten, um der christlichen Religion einen Damm entgegen zu stellen. Ihr Nachfolger Harald Blaatand, derselbe, welcher später die Haddebyer Kirche, die Gorm zerstört hatte, wieder aufbauen ließ, wurde von Kaiser Otto II. mit starker Heeresmacht überzogen und zum Verlassen des Dannewirke gezwungen (975). Seit dieser Zeit betrachteten die Dänen den Wall als eine Vertheidigungslinie — nicht gegen das Christenthum — sondern gegen die fortschreitende deutsche Kultur, und man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die von ihnen für unüberwindlich gehaltene Befestigung den Ruin des dänischen Staats nach sich gezogen hat. Wie die Athenienser in ihren Kriegen mit den Persern belehrt wurden, sich auf ihre Schiffe zu verlassen, so predigte man den Dänen ein, sich auf das Dannewirke zu stützen und hinter seinen Mauern ungestört die schändlichsten Bedrückungen ohne Scheu zu begehen. Die Kräfte des Landes wurden zur Armirung und Vervollständigung dieser Zwingburg übermäßig angespannt; Millionen wurden für Erdarbeiten, Palissaden, Kanonen, Pulver, Kugeln und Redouten ausgegeben, und wenn man den Machthabern in Kopenhagen das Unsinnige ihres Treibens und die Unmöglichkeit vorhielt, Schleswig auf die Dauer niederzuhalten, zeigten sie hohnlächelnd auf das Dannewirke und sagten: „Hunderttausend Mann müssen von deutscher Seite fallen, ehe wir an den Rückzug aus unsern Befestigungen denken!“ Jetzt, wo keine Patrone abgefeuert worden ist, um das „Zwingdeutschland“ zu vertheidigen, rühmen sich die Herren in Kopenhagen überlegener Taktik, die sich durch ihren Rückzug glänzend bewährt hat.

Ich hatte kurz vor dem Einmarsche der Bundesexekution in Holstein Gelegenheit, einen dänischen Offizier zu sprechen, der außerordentlich viel auf Bequemlichkeit und Nettigkeit seiner Wohnung hielt: „Es ist zum Verzweifeln,“ sagte er mir, „ich muß meine niedliche Wohnung in Altona aufgeben und mich in dem abscheulichen Dorfe Hollingstedt hinter dem Dannewirke einquartieren lassen. Wie ich es aushalten werde, vielleicht ein ganzes Jahr in einem Bauernhause zu vegetiren, begreife ich nicht!“

Auf meine Frage, ob er wirklich glaubte, einen Monat, geschweige denn ein Jahr hinter dem Dannewirke liegen zu können, ohne von Oesterreichern und Preußen hinausgeworfen zu werden, entgegnete er: „Jeder Angriff auf unsere Position ist unmöglich; wir sind absolut unbesiegbar, so lange Deutschland keine Flotte hat, und deßwegen glaubt kein vernünftiger Mensch in Dänemark an ernstliches Vorgehen der Großmächte. Man will die Holsteiner durch Einquartierung mürbe machen — das ist Alles.“

Wie der Herr Hauptmann dachte, so dachten alle Dänen; es muß sie daher schmerzlich berührt haben, als sie die enormen Werke mit Kanonen und Munition den „deutschen Räubern und Dieben“ überlassen mußten; und wer den Charakter dieses eigenthümlichen Volkes kennt, aber auch nur der, findet es ganz in der Ordnung, daß der Janhagel in Kopenhagen bei der Nachricht von der Räumung des Dannewirke die Königin und die Prinzessin Dagmar auf eine Weise mißhandelte, die deßwegen nie allgemein bekannt werden wird — weil man in der civilisirten Welt selbst vom Geschichtsschreiber verlangt, daß er bei Wiedererzählung historischer Faktas das Schicklichkeitsgefühl nicht verletzen darf.

Ein gewöhnlicher Bürger würde eine öffentliche Beschimpfung seiner Frau und Tochter nicht ruhig ertragen; der König von Dänemark hat aber seinen lieben Kopenhagenern verziehen und die Rache des Himmels auf die Banditen und Räuber herabgefleht, welche gegen seine guten Unterthanen zu Felde ziehen. Lord Russel und die englische Aristokratie wissen recht wohl, was der Schwiegermutter und der Schwägerin des Prinzen von Wales widerfahren ist; sie haben es sogar für nöthig gehalten, dem Könige Sicherheit seiner Person zu versprechen; sie wissen, daß vor neunzig Jahren Karoline Mathilde ähnlich in Kopenhagen behandelt wurde; sie erinnern sich, daß sie mit Bombardement der dänischen Hauptstadt drohen mußten, weil der Pöbel die Kinder einer englischen Fürstentochter für Bastarde erklärte; — trotz alledem

sehen wir die edle englische Nation, die uns Deutschen durch ihre ungeschliffenen Manieren das Reisen im eigenen Vaterlande zu verleiden anfing, Klage darüber führen, daß die preußischen Bomben Menschenleben zerstören, und offen für die Dänen Partei ergreifen. Napoleon I. hatte so unrecht nicht, und sein Hauptfehler bestand darin, daß er seinen Zeitgenossen um fünfzig Jahre voraus war — und daß er den Erfinder der Dampfschiffe in's Irrenhaus sperren wollte!

In meiner Jugend war es mein größtes Vergnügen, ganze Tage auf den alten verfallenen Wällen des Dannewirke mit anderen Knaben umher zu spielen und nach Elfen und „Nißpucks" zu suchen, die — wie wir für gewiß in Erfahrung gebracht hatten — in dem alten Gemäuer lebten und bei besonderen Gelegenheiten mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und einem blanken Louisdor in der Hand in's Freie traten und ihren Lieblingen unter den Menschen Heckthaler schenkten, den bösen und unartigen Bauern aber

Haddebye. (S. 15.)

die Kühe verhexten, die Milch im Keller austranken oder die Augen blendeten, daß sie die Kuh für ihre Frau ansahen und ihr einen Kuß auf den Mund drückten. Die alten Weiber in den umliegenden Dörfern wußten uns viel von den Nißpucks oder „Unterirdischen" zu erzählen, und bildeten sich fest ein, an sie zu glauben; gesehen hatte freilich Niemand die Elfen; aber Diesem war ein Butterbrod mit Wurst abhanden gekommen, Jenes hatte ein Irrlicht tanzen sehen, Andere hatten verdächtige Musik gehört — und Alles zusammen genommen und reiflich erwogen, konnte an der Existenz der kleinen Kobolde kein Zweifel sein. Ich habe große Vorliebe für die Elfen und möchte für mein Leben gern kleine niedliche Wesen, in Rosenblätter gekleidet, in einer aufgeblühten Lilie Blütenstaubdiners abhalten sehen; aber so leid es mir thut — im Dannewirke gibt es keine Elfen und keine Nißpucks, und was ich am 24. April 1848 auf und vor den Wällen liegen fand, hatte mit den kleinen Figuren, die in meiner Phantasie lebten, verzweifelt wenig Aehnlichkeit.

Ich hatte in Leoben in Steiermark erfahren, daß der

Episode aus dem Gefecht bei Dannewirke.

unglückliche Kampf bei Bau stattgefunden habe, und schnell entschlossen, quittirte ich meinen Dienst in Oesterreich und eilte der Heimat zu. Durch Hindernisse aller Art aufgehalten, kam ich am Tage der Schlacht bei Schleswig in Hamburg an — und wäre Herr Arnemann nicht so freundlich gewesen, mir den Eintritt in Holstein zu gewähren, so hätte ich unverrichteter Dinge wieder umkehren können. Es war nämlich der Befehl nach Altona ergangen, keine Freiwilligen mehr in das Land zu lassen, und da mein Anzug weder dem preußischen, noch dem hannover'schen Schnitte entsprach, hielt man sich verpflichtet, mir die Hellebarde entgegen zu strecken.

Herr Arnemann besiegte, wie gesagt, diese Schwierigkeiten, und früh am Morgen des 24. April 1848 betrat ich die Stätte, wo ich als Kind nach Elfen gesucht, wo aber Tags zuvor ein blutiger Kampf der Preußen gegen die Dänen stattgefunden hatte.

Die Wälle und Knicks waren niedergetreten, die Felder mit Patronenpapier überäet; überall begegneten mir Blutspuren, Leichen von Menschen und Pferden; in einem Hause in Bustorf lagen gegen hundert Leichen auf einander gehäuft; viele von ihnen waren nackt und zeigten die klaffenden Wunden, die sie im heißen Kampfe davon getragen. Es war ein scheußlicher Anblick, und der Gedanke, daß ich vielleicht in den nächsten Tagen eben so daliegen würde — mit gespaltenem Kopfe oder zerschossener Brust — erfüllte mich mit Grauen und stimmte meine Kriegslust bedeutend herab.

Die Geschichte hat über die Politik gerichtet, welche Preußen 1848 verfolgte. Anstatt die Dänen, wie er es leicht gekonnt hätte, mit einem Schlage bei Schleswig zu vernichten, brach Wrangel die Schlacht in dem Augenblicke ab, wo seine Truppen den Sieg erfochten, und während die Kommandeurs der verschiedenen Korps in ihn drangen, vorwärts zu gehen, ließ er „Hahn in Ruh blasen", weil er, wie er sagte: „in Ruhe zu Mittag essen wollte".

Das Schicksal hat Wrangel glänzende und seltene Gelegenheit gegeben, seine im Jahre 1848 verloren gegangenen Lorbeeren wieder zu gewinnen, indem es ihm vergönnte, sechzehn Jahre später reichlich nachzuholen, was er damals versäumt hatte. Der Sieg bei Düppel hat aus den Herzen der Schleswig-Holsteiner die Erinnerung an sechzehn Schmerzensjahre verwischt, und es ist dem greisen Feldmarschall hiedurch ein Denkmal gesetzt, das schwerer in die Wagschale fallen dürfte, als das Theresienkreuz und der Grafentitel, womit die Monarchen Oesterreichs und Preußens ihn belohnt haben.

Wie aber alles Böse sein Gutes hat, so hatte die verfehlte Politik der preußischen Regierung vom Jahre 1848 das Gute zur Folge, daß die Dänen sich für unbesiegbar hielten, und daß sie der Dannewirkstellung eine viel höhere Bedeutung beilegten, als sie in Wirklichkeit verdient. Hätte es sich bloß darum gehandelt, den kurzen Terrainabschnitt zwischen Haddebye und der Treene (Schleswig hat nur zwei Flüsse, die Treene und die Sorge) zu vertheidigen, so dürfte es ihnen vielleicht gelungen sein, in den sechzehn Jahren ihrer unumschränkten Gewalt ein Werk aufzuführen, das nur mit unendlichen Opfern zu erstürmen gewesen wäre. Es handelte sich aber nicht nur um diesen kurzen Abschnitt, sondern um eine Linie von zehn Meilen Ausdehnung, die nirgends durchbrochen werden durfte, wenn nicht die ganze Armee in Gefahr kommen sollte, aufgerollt zu werden. Und für diese enorme Strecke, zu deren Vertheidigung eine Armee von 150,000 Mann erforderlich gewesen wäre, hatten die Dänen 34,000 Mann, von denen achttausend geborene Schleswiger waren, die laut erklärten, nicht gegen Deutschland kämpfen zu wollen! Das Vertrauen in ihre eigene Kraft und in die Feigheit der Deutschen, sowie die Zuversicht, daß Frankreich, Schweden, Norwegen, England und Rußland nichts Eiligeres zu thun haben würden, als zu ihrer Hülfe herbeizukommen, sobald Deutschlands Geduld erschöpft wäre, machte die Dänen blind gegen das Unvernünftige ihres Verfahrens, und bestärkte sie in dem Entschlusse, Deutschlands Armeen vor dem Dannewirke zu begraben. Wagte es ein Offizier, gegen die Unbesiegbarkeit dieser Stellung seine Stimme zu erheben, so wurde er zum Verräther gestempelt, und man hielt ihm entgegen, daß ein Däne sechs Mausfallenhändler (so nannten sie die Oesterreicher) und ein halb Dutzend Berliner Affen (Ehrentitel der Preußen) zu besiegen vermöchte. Und man glaube ja nicht, daß solche Ansichten vereinzelt ausgesprochen wurden! Das ganze Volk war davon durchdrungen, daß jeder dänische Soldat es mit sechs Deutschen aufnehmen könne; ja selbst die Gefangenen, welche bei Oeversee die entgegengesetzte Erfahrung gemacht hatten, daß nämlich ein Mausfallenhändler sechs Dänen gefangen genommen und einen Kampf mit einer doppelten Zahl nicht gefürchtet — rühmten sich andern Tags, nachdem sie sich satt gegessen, daß jeder von ihnen im Stande sei, ein halbes Dutzend Deutscher zu besiegen. Sie haben in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit jener Frau, welche ihren Mann einen Knirps nannte und diese Bezeichnung dadurch zu illustriren pflegte, daß sie mit den Fingern knipste. Der erboste Ehegatte ließ sich endlich von seinem Zorn hinreißen und warf sein besseres Ich in den Brunnen. Zweimal erhob die böse Sieben ihr Haupt aus dem Wasser und rief: „Knirps!" beim dritten Mal Auftauchen versagte ihr aber, ob vielen Wasserschluckens, die Stimme, und sie begnügte sich, mit den Fingern zu knipsen.

Der Däne kann die Zeiten der Seeräuberzüge nicht vergessen und träumt beständig von der Wiederkehr der guten alten Tage, in denen die Küsten der Nord- und Ostsee von seinen Piraten heimgesucht wurden; es geht dem Volke aber ähnlich wie den Juden; der beste Lammsbraten lockt den Messias so wenig herbei, wie das Pochen auf ehemalige Räubereien den Sturz des dänischen Reiches verhindern kann.

Von ihrer Unüberwindlichkeit fest überzeugt, hatten die Dänen nach dem Tode Friedrich VII. Schleswig in Dänemark inkorporirt und den kühnen Entschluß gefaßt, — in Berlin den Frieden zu diktiren. Sie wollten in Lauenburg Schanzen aufwerfen, Altona befestigen, Neumünster zu einem zweiten Sebastopol machen, langsam zurückweichend die Deutschen vor das Dannewirke locken, sie dort bis auf den letzten Tambour erschlagen und dann siegreich bis Berlin vordringen, um sich endlich einen dauernden Frie-

den zu sichern. Jede Ueberschreitung der holstein'schen Grenze war in ihren Augen flagranter Casus belli, ein unerhörter Eingriff in die Rechte Sr. Majestät des Königs von Dänemark; jeder Schleswig-Holsteiner, der sich einen Deutschen nannte, war reif für Galgen und Rad, und wer nicht an die Gerechtigkeit der Sache glaubte, welche von „lille Danmark" (klein Dänemärkchen) vertheidigt wurde, war nicht werth, daß ihn die Sonne beschien. An einen wirklichen Angriff der Deutschen — so verkündeten sie laut — sei gar nicht zu denken; Bismark und Rechberg wären ihre besten Freunde und würden höchstens einrücken, um die Herzogthümer durch Einquartierungslasten zu erdrücken.

Inzwischen war den deutschen Mächten wirklich einmal die Geduld gerissen, und der Bundestag, den jeder Mensch für todt gehalten oder ganz vergessen hatte, beschloß — Exekution nach Holstein zu schicken! Die Dänen sollten dadurch, daß Holstein Exekution bekam, gezwungen werden, die Novemberverfassung aufzuheben, kraft welcher Schleswig in Dänemark einverleibt worden war. Danken wir Gott und den Dänen, daß sie die Verfassung nicht aufhoben; Graf Platen und andere Vertreter deutscher Ohnmächte würden uns unrettbar an Dänemark gekettet haben, und statt daß jetzt Mausfallenhändler und Berliner Affen ganz Jütland besetzt halten, würde der tappere Landsoldat noch in Schleswig hausen.

Es kam anders, als Deutschland und Dänemark erwartet hatten. Oesterreich und Preußen schickten ihre Armeen; im Sturmschritt ging es bis an die Eider, die Dänen wurden aufgefordert Schleswig zu räumen, und da sie sich dessen weigerten, warfen die verachteten deutschen Heere den großsprecherischen Feind in der kurzen Spanne Zeit von fünf Tagen — aus dem Dannewirke heraus.

Schon bei dem Herannahen der sächsischen und hannoverschen Exekutionstruppen hatten die Dänen den lautverkündeten Entschluß, jeden Fuß breit Erde in Holstein mit ihrem Blute zu vertheidigen, dahin abgeändert, daß sie sich ohne Schwertstreich hinter die Eider zurückzogen, unterwegs aber sämmtliche Kassen des Herzogthums leerten, Kavalleriepferde, Bauernwägen, Lazarethgegenstände und sogar Privatkassen mit Beschlag belegten und nach lille Danmark schleppten. Das städtische Krankenhaus in Altona wurde geradezu geplündert, die Münze ward abgebrochen, Rekruten und permittirte Soldaten wurden ausgehoben, und wo die Bataillone durch Städte passirten, fielen sie über die Bürger her, oder schlugen in überwallender Tapferkeit Fenster ein. Vorzüglich waren es die Herren Offiziere, welche die Wucht ihrer Schwerter an landesverrätherischen Glasscheiben probirten, zugleich aber verkündeten, daß sie das deutsche Räubergesindel dießmal bis auf den letzten Mann vernichten würden.

So, den Mund voll tapferer Worte, zogen sie vom Süden nach dem Norden, d. h. von Altona nach Schleswig, und als sie das Herzogthum Holstein endlich verlassen hatten, konnten sie mit Befriedigung sagen, daß keine feindliche Armee das Land so systematisch hätte aussaugen können, wie sie es gethan hatten. Alle Kassen waren leer; sogar in Lauenburg war der letzte Heller weggenommen, so daß die Beamtengagen nicht bezahlt werden konnten; von den siebenzehnhundert Pferden, die sie von Holstein verlangt, hatten sie über die Hälfte eingetrieben; Wägen ohne Zahl waren mit fortgeschleppt, und Dänemark konnte sich mit Recht rühmen, den Bundeskommissären nichts als einen abgenagten Knochen übrig gelassen zu haben.

Als das Werk in Holstein beendet war, fing die Aussaugung Süd-Schleswigs in einer Weise an, die an die Zerstörung der Pfalz erinnert. Pferde und Wägen wurden genommen, wo man sie fand; Männer bis zum 35. und 38. Lebensjahre wurden eingefangen und in dänische Uniformen gesteckt; Requisitionen wurden ausgeschrieben, die an das Unglaubliche grenzen; einem Hofbesitzer südlich von Schleswig wurden eine Million Pfund Heu abgefordert! Das Land südlich des Dannewirke sollte in eine Wüste verwandelt werden, damit die deutschen Räuber in der ausgemergelten Gegend nichts zu rauben fänden.

Es war geradezu unmöglich, Alles zu liefern, was die Dänen forderten, und die Bauern sahen sich gezwungen, Bestechungen zu versuchen; da sie freundliche Aufnahme fanden, wenn sie statt eines Fuders Stroh ein Paar preußische Thaler in die Hände der Preußenfeinde gleiten ließen, setzten sie ihre Versuche fort, und bald kam es so weit, daß die nach Schleswig gelieferten Vorräthe öffentlich verkauft wurden! Nun war es ein Leichtes, die Requisitionen zu leisten. Man lieferte statt fünfzig Fuder Heu — eins, kaufte es neunundvierzig Male um einen Spottpreis und lieferte es ebenso oft wieder ab!

Die Stadt Schleswig wurde von dänischem Militär überfüllt; manche Bürger bekamen achtzig bis hundert Mann Einquartierung, die sie fast einen ganzen Monat verpflegen mußten! Des Schanzens, Kanonenauffahrens, Renommirens und Hubelns war kein Ende, und das Einzige, was die geplagten Einwohner mit Trost erfüllte, war der ungewöhnlich kalte Winter, der nicht nur die Schlei mit Eis bedeckte, sondern auch den Muth der dänischen Soldaten gewaltig abkühlte. Es war unmöglich, den Leuten warme Betten zu geben; sie mußten unter dem Dach, in Kellern und Rumpelkammern auf Stroh liegen, und wenn sie nach einer schlecht durchfrorenen Nacht vor Kälte zitternd ihr Frühstück eingenommen hatten, rief sie die Trommel zu neuen Arbeiten an den Schanzen. So verging eine Woche nach der andern in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Kälte nahm von Tag zu Tag zu; das Eis auf der Schlei war stark genug, um von einer ganzen Armee passirt werden zu können: die Schanzen waren daher werthlos, Schleswig war nicht zu vertheidigen, wenn kein Thauwetter eintrat. Aber es thaute nicht, trotz aller Stoßgebete, die gen Himmel geschickt wurden, und man mußte sich entschließen, das Eis aufzuhauen. Tausend Arbeiter wurden angestellt, um einen vierundzwanzig Fuß breiten Kanal zu hauen, und weil die Kälte einer einzigen Nacht hinreichte, um eine neue starke Eisdecke zu bilden, mußte ein Dampfschiff beständig hin- und herfahren, um neue Eisbildung zu verhindern.

Da verbreitete sich in Schleswig plötzlich die Nachricht, daß Oesterreicher und Preußen in Hamburg eingerückt wären; die Dänen fingen an stutzig zu werden, berechneten aber, daß die alliirte Armee nicht im Stande sein würde, sich in den ausgesogenen Distritten südlich der Schlei zu halten,

daß sie vielmehr gezwungen sein würden, bis zum März mit ihren Operationen zu warten — falls sie überhaupt ernstlich daran dächten, Dänemark anzugreifen.

Die alliirte Armee war aber unbescheiden genug, über diesen Punkt anders zu denken als der dänische Generalstab, und nach kurzer Aufforderung, Schleswig zu räumen, rückten die Oesterreicher und Preußen am 1. Februar über die Eider; ein Armeekorps unter dem Prinzen Friedrich Karl marschirte nach Eckernförde und Missunde, um den Schleiübergang zu forciren; ein anderes, fast nur aus Oesterreichern bestehendes, ging unter Feldmarschalllieutenant von Gablenz geradenwegs gegen Schleswig, um das Dannewirke zu stürmen. Die Dispositionen waren von den österreichischen und preußischen Generalen schon vor ihrem Einmarsche getroffen; am 6. Februar sollte Schanze Nr. 12 bei Schleswig mit Sturm genommen, und von der preußischen Gardedivision der Uebergang über die Treene erzwungen werden.

Es waren kalte, rauhe Wintertage, welche die lang ersehnten Befreier auf schleswig'schem Grund und Boden begrüßten. Die eisige Kälte hatte allerdings nachgelassen; dafür wechselten Schneestürme, Regengüsse, Hagel und Schloßen beständig mit einander ab; die Straßen waren mit Eis

Feldmarschallieutenant von Gablenz.

und Schnee bedeckt, die Dörfer waren ausgesogen, nirgends konnten die Truppen auf Ruhe und Erquickung rechnen; wohin sie kamen, tönte ihnen dasselbe Klagelied entgegen: „Wir gäben gern, aber die Dänen haben uns Alles genommen".

Die Steirer, Wiener, Italiener, Ungarn, und wie die Heldensöhne alle heißen mögen, die zur blutigen Züchtigung Dänemarks aus fernen Ländern herbeigeeilt waren, ließen sich aber durch kein Ungemach aufhalten, sondern drangen unaufhaltsam vor und jagten die dänischen Vorposten, wo sie ihrer ansichtig wurden, in wilder Flucht von dannen. Namentlich waren es die kecken Ungarn, die auf ihren flüchtigen Rossen und in ihren geisterhaften weißen Mänteln über die schneebedeckte Ebene hinflogen und den dänischen Dragonern überall Abbruch thaten.

Schon am 2. Februar stand das Korps des Feldmarschallieutenants von Gablenz vollständig nördlich der Eider; für den 3. war der Vormarsch gegen das Dannewirke befohlen. Die Oesterreicher sollten Fahrdorf und Oberselk, die preußische Gardedivision unter General von Mülbe in der westlichen Flanke Jagel und Alt Bennebeck besetzen. An einen Kampf außerhalb der Dannewirkestellung hatte Niemand gedacht.

Morgen vor dem Königsberge. (S. 22.)

Früh am Morgen des 3. Februar setzten sich die Oesterreicher und Preußen unter Gablenz's Befehl in Bewegung, die ungarischen Husaren natürlich voraus, überall nach einem Dänen lugend, und wie Löwen auf Alles einhauend, was sich nicht eiligst durch die Flucht rettete; zwischen Lottorf und Geltorf stießen sie auf dänische Posten, die sie bis zum Hahnenkrug verfolgten; erst als sich dort stärkere Infanteriemassen zeigten, waren sie von der Verfolgung der Flüchtigen abzuhalten. Einige von ihnen hatten dänische Dragonersäbel erbeutet, Andere einen Feind vom Pferde gehauen; was Wunder, daß Alle nach derselben Ehre strebten!

In gespannter Erwartung marschirte der linke Flügel, bestehend aus den Brigaden Gondrecourt und Nostiz, über Groß-Breckendorf auf Oberselk, also direkt auf Schleswig zu, während der rechte Flügel, aus den Brigaden Tomas und Dormus bestehend, über Esperehm und Aschessel ging.

Gondrecourt mußte zuerst auf den Feind stoßen. Er traf ihn, eine Infanterie-Brigade, zwei Schwadronen und vier Geschütze stark, beim Hahnenkruge in der Nähe von Geltorf, in einer für die Dänen günstigen Position. Ein Freudenschrei der muthigen Oesterreicher erfüllte die Luft, als sie des Feindes ansichtig wurden; im Nu war das achtzehnte Jägerbataillon in Schützenketten aufgelöst, das Regiment Martini zur Sturmkolonne formirt und die Brigadebatterie aufgefahren. Es war zum ersten Male, daß Steiermarks Söhne mit ihren wallenden Federbüschen nördlich der Eider kämpften, und was mögen die Dänen von den Gemsenjägern gedacht haben, als die prächtigen Soldaten jubelnd über Knicke und Zäune wegsprangen und einen tödtlichen Schuß nach dem andern in ihre Reihen entsandten!

Wohl feuerten die dänischen Geschütze, wohl hielten die Dänen, im Vertrauen auf ihre Ueberzahl und ihre günstige Stellung, Stand: aber geschlossen, wie ein Eichenwald, Schulter an Schulter, rückt das Regiment Martini über das Eisfeld zum Sturm. Voran die Offiziere mit den prächtigen gelbschwarzen Schärpen, die das Herz bedecken, um dem Feinde zu zeigen, wohin er zu zielen hat. Ein Blick auf die entschlossene Schaar genügt; nur der Tod hält sie ab, vorwärts zu dringen; sie *wollen* siegen.

Einen Augenblick starren die Dänen verwundert die Kolonne an, die ohne Schuß, ohne Hurrah, ohne Trommelschlag, aber fest im Takte vorwärts stürmt, als ginge es zum fröhlichen Hochzeitstanze — einen Augenblick nur — da erfaßt sie wildes Entsetzen, und in eiliger Flucht *entflieht eine dänische Brigade vor einem österreichischen Regiment!*

Das weichende Treffen der Dänen wurde von dem zweiten aufgenommen, welches südlich von Oberselk eine günstige Position behauptete; aber auch hier war kein Haltens, denn das österreichische Regiment *König von Preußen* hatte sich den Jägern und dem Regiment Martini angeschlossen, und wetteiferte mit ihnen in ungestümer Tapferkeit.

Während noch um den Besitz von Oberselk gekämpft wurde, war das neunte Jägerbataillon der Brigade Nostiz mit der preußischen Gardedivision gegen Jagel, also in der westlichen Flanke der Dänen vorgegangen und hatte dort ein Gefecht eröffnet, das indessen nur geringe Dimensionen annahm.

Oberselk war mit Tapferkeit vertheidigt, trotzdem mit dem Bajonnet erstürmt worden; *die österreichische Armee hatte also ihre Aufgabe erfüllt*; die Truppen waren von dem langen Marsche, den schlechten Wegen, dem Wetter und dem Kampfe ermüdet; aber vor ihnen, auf dem wohlverschanzten *Königsberge*, unmittelbar vor ihren „unangreifbaren" Schanzen, standen die Dänen in voller Stärke. Ein Blick auf die kampflustigen Truppen sagte Gondrecourt, daß ihre Kraft noch nicht erschöpft sei, und das verhängnißvolle Wort „Sturm" ertönte von seinen Lippen.

Der Königsberg ist eine für Schleswigs Ebene ziemlich bedeutende Anhöhe, die man bei trockenem Wetter nur mit Anstrengung ersteigen kann: heute war sie mit Schnee und Eis bedeckt; auf ihrem Gipfel standen Tausende von Feinden, bereit, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen; Kanonen donnerten in die Ebene hinab, Gewehrsalven ertönten ohne Unterlaß; aber was vermöchte die Helden der österreichischen Armee aufzuhalten, wenn Führer wie Gablenz und Gondrecourt sich an die Spitze stellen und auf den Feind ihres Kaisers einstürmen! Unwiderstehlich war der Bajonnetangriff; furchtbar das Feuer der Dänen, die ihre Gegner bis auf zwei Schritte herankommen ließen, und nach gegebener Salve ihre Gewehre wegwarfen und um Pardon baten. Es war ein mörderischer Kampf! Zweiunddreißig österreichische Offiziere und sechshundert Mann lagen todt und verwundet auf dem Schlachtfelde — der Tag neigte sich zu seinem Ende — Schnee und Regen trieb den Oesterreichern in's Gesicht, — seit dem frühen Morgen hatten sie keinen Bissen über die Lippen gebracht — und dennoch stürmten die unvergleichlichen Krieger hinter den fliehenden Dänen her, und würden sich auch noch *vor* dem Dorf Wedelspang behauptet haben, wenn ihre Artillerie ihnen hätte folgen und die Geschütze auf dem Dannewirke beschäftigen können! Ja, die Offiziere mußten mit Gewalt ihre Leute abhalten, auch noch den Margarethenwall zu stürmen! Hätten sie es aber gewagt, so würden sie die Bustorfer Schanze, die größte von allen, haben nehmen können, weil — *sie noch nicht armirt war*!

Wahrlich, die Mausfallenhändler haben den Dänen bewiesen, daß ihre Prahlereien sehr vom Uebel gewesen sind, und sie dürfen sich's gern gefallen lassen, was ein gefangener dänischer Offizier mir nach der Schlacht bei Oeversee sagte, als ich ihn um seine Meinung über die Oesterreicher befragte: „Die Oesterreiger," sagte er, „ferstehen gar nich der moderne Kriegführung; sie gehen immer d'rauf los und lassen ihre Todter und Verwundeter liegen, das is ja man bloß ein Todtschlagen und keine Strategie."

Während ein Theil der dänischen Armee außerhalb des Dannewirkes kämpfte, herrschte in der Stadt Schleswig unbeschreibliche Aufregung. Die gepeinigten, von glühendem Dänenhaß beseelten Bürger wagten es nicht, sich nach dem Stand des Gefechtes zu erkundigen, weil dieß schon hingereicht haben würde, sie in den Augen ihrer Peiniger zu verdächtigen. Der Donner der Kanonen kam näher und näher; man mußte sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen, und da die dänischen Schanzen zum Theil in unmittelbarer Nähe des Friedrichsberges lagen, stand zu befürchten, daß dieser Theil der Stadt in Flammen aufgehen würde. Wer

daher aus dem Friedrichsberge nach der Altstadt und dem Lolfuß flüchten konnte, raffte seine Habe zusammen und suchte bei Freunden und Bekannten ein nothdürftiges Unterkommen.

Das Unheimliche der Situation wurde vermehrt durch das scheinbar planlose Hin- und Herziehen der dänischen Truppen, und den kurzen aber geheimnißvollen Besuch des Königs von Dänemark. Vor kaum drei Wochen war dieser bedauernswerthe König in seiner Vaterstadt Schleswig gewesen und hatte mit seinem Sohne die Domkirche besucht, um am Grabe seines Vaters zu beten. Den langen Weg durch die Stadt hatte er zu Fuß zurückgelegt; Niemand hatte ihn gegrüßt, Niemand die geringste Notiz von ihm genommen; erschüttert durch das ernste und würdige Benehmen seiner Landsleute, *über welche er als dänischer König zu herrschen trachtete*, fiel er seinem Sohne um den Hals und sagte unter einem Strome von Thränen: „Gott behüte Dich vor einer Krone, mein Kind; unendlich sind die Leiden, die ich ausgestanden, seit ich König bin."

Diese ergreifende Szene, die vor Zeugen stattgefunden hatte, war schnell bekannt geworden, und zu dem Widerstande gegen seine Regierungsmaßregeln gesellte sich Mitleid über die traurige Rolle, welche ein schleswig-holstein'scher Fürst sich hatte aufoktroyiren lassen. Drei Wochen waren verstrichen; der König war wieder nach Schleswig gekommen, um den Winter oder wenigstens einen Theil desselben auf dem Gottorper Schlosse zu verleben. Sein Silbergeschirr, die Hofküche und andere, auf einen längeren Aufenthalt hindeutende Gegenstände waren von Kopenhagen herübergekommen, und es hatte allen Anschein, daß er durch seine Gegenwart den Muth der Soldaten zu beleben trachten wolle, als er nach den ersten Schüssen vom Margarethenwall mit Konrad nach Norden eilte, wahrscheinlich um seine Vaterstadt nie wieder zu betreten. Das geheimnißvolle Versteckthalten des Königs machte die Bürger neugierig und aufmerksam; es mußte etwas nicht in Ordnung sein — vielleicht war er besorgt, daß seine Truppen den heftigen Anprall der Oesterreicher nicht aushalten würden?

Was man von den Soldaten sah, diente eben nicht dazu, Glauben an ihre Unüberwindlichkeit zu erwecken. Einzelne, die aus dem Gefechte zurückkehrten, erzählten Wunderdinge von den Oesterreichern. „Sie laden nur einmal," sagten sie, „und schießen den ganzen Tag. Wenn sie angreifen, so ist kein Haltens, sondern sie dringen vor und schlagen Alles mit dem Kolben zu Boden. Es sind keine Soldaten, sondern Räuber, die sich weder um ihr eigenes, noch um das Leben des Feindes kümmern; ehe man sie sieht, haben sie schon ihren Mann auf's Korn genommen und niedergeschossen u. s. w."

Diese Erzählungen konnten den halberstarrten, durch übermäßige Anstrengungen ermüdeten Soldaten, *die den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht unter Gewehr gestanden hatten*, keinen Muth einflößen. Kaum war ein Bataillon in das Quartier entlassen, als es durch die Trommel zusammengerufen und bald hierhin, bald dorthin geschickt wurde; keine Stunde verging, ohne die widersprechendsten Befehle zu bringen; die am meisten kompromittirten dänischen Beamten und die Intendantur packten ihre Sachen und Akten zusammen und machten sich reisefertig — und was das Schlimmste war — die Oesterreicher, die auf freiem Felde im Schnee kampiren mußten, tanzten zu dem Klange ihrer prächtigen Musik den Czardas und erfüllten die Luft mit tausendstimmigem Hurrahrufe. Auf *sie* hatten der Kampf des dritten Februar, die Kälte, der lange Marsch, der Hunger, der Mangel an Brennmaterial und aller Lebensannehmlichkeiten keinen niederschlagenden Einfluß geübt; sie waren muthig und guter Dinge, sie erwarteten mit Ungeduld das erneuerte Zeichen zum Angriff.

Wo sich einer ihrer tapferen Offiziere zeigte, umringten ihn die Soldaten und brachten ihm ein begeistertes Eljen oder Hurrah; alle erdenkliche List wurde von den braven Polen, Ungarn, Italienern und Deutschen aufgewendet, um ihrem Hauptmann oder Lieutenant einen Schnaps oder ein Scheit Holz zu bringen; was in der Macht der Offiziere stand, um den Leuten ihre Liebe und Zuneigung zu beweisen, geschah im vollsten Maße. Einem Hauptmann war es gelungen, ein kleines Feuer anzumachen; er umstand es mit seinen Kameraden und wärmte bald die Füße, bald die Hände an der Flamme; aber schon sah er das letzte Endchen Holz sich in Kohle verwandeln — da brachten seine Leute ihm einen Schubkarren und den eisenbeschlagenen Eimer aus einem Brunnen! Mit lautem Hurrah wurde die Beute in's Feuer geschoben.

Man hat den Oesterreichern vorgeworfen, daß sie an einer andern Stelle erst das Strohdach eines Hauses abgerissen und verbrannt, dann aber sämmtliche Mobilien, Sopha, Tische, Stühle, Bänke, Thüren und Fenster, und zuletzt gar das ganze Haus in's Feuer geworfen haben — *um nicht zu erfrieren*. Der behäbige Philister, der selbst hinter dem warmen Ofen sitzt und seine Meerschaumpfeife raucht, während er solche „Excesse" liest, mag in edler Entrüstung den Kopf schütteln; ich möchte ihn aber sehen, wenn er drei ganze Tage im Schnee stehen, kämpfen, hungern, dursten und frieren müßte — ich möchte ihn eine ganze Nacht im Schneegestöber unter Gottes freiem Himmel sehen — unfähig sich niederzulegen — und ich wette, er würde sich kein Gewissen daraus machen, sich an einem Feuer zu wärmen.

Der Bauer, dessen Haus in Flammen aufging, konnte sicher darauf rechnen, daß ihm sein Verlust mit Zinsen zurückbezahlt werden würde; er hatte also nur eine Unannehmlichkeit zu bestehen, während es sich bei den Soldaten darum handelte, ihre Gesundheit und vielleicht das Leben zu erhalten. Das Leben eines Menschen ist aber mehr werth, als ein Strohdach!

Es war spät am Abend des 3. Februar, als die letzten Schüsse vor dem Margarethenwall fielen; einige wenige dänische Offiziere sprachen über einen glänzenden Sieg ihrer Waffen; die meisten schwiegen und ließen nachdenkend den Kopf hängen. Es verbreiteten sich schon Gerüchte von einem Rückzuge nach Idstedt, und da die Dänen vorher gedroht hatten, im Falle sie gezwungen sein würden, ihre Stellung aufzugeben, das unendliche Magazin von Stroh, Heu und Hafer in unmittelbarer Nähe des Irrenhauses und ihren auf 1300 Centner geschätzten Vorrath von Pulver anzünden zu wollen, bemächtigte sich der Bürger Angst und Verzweiflung. Was sie bisher von den Dänen erfahren hatten, war nicht geeignet, ihnen großes Zutrauen in ihre Menschlichkeit

Demolirung der Schanze von Dannewirke. (S. 31.)

Gablenz mit seinem Stabe.

einzuflößen. Zu diesen „großartigen" Drohungen gesellten sich kleinere, die aber nur dazu dienten, jene noch furchtbarer und ernster erscheinen zu lassen. Die Allee vor dem Schlosse wurde angesägt, so daß die prächtigen Linden nur durch Stricke am Hinstürzen verhindert wurden; an anderen Stellen wurden Torfvorräthe angehäuft, die angezündet werden sollten, um die Pferde der Ungarn zu erschrecken; mit einem Worte, Alles schien darauf hinzudeuten, daß die Dänen dem Gedanken Raum gegeben hatten, Schleswig zu verlassen, daß sie aber vor ihrem Abzuge die Stadt zerstören würden.

Da brach der Morgen des 4. Februar und mit ihm eine heftige Kanonade von der Möveninsel gegen die preußische Batterie jenseits der Schlei an. Die Bomben fielen hageldicht auf die Möveninsel, das Eis der Schlei, und einige flogen sogar über die Schlei, und verbreiteten im Lolfuß Angst und Schrecken, also gerade in dem Stadttheile, den man am wenigsten gefährdet gehalten hatte.

Daß die Dänen nicht lange mehr Stand halten würden, war jetzt Jedermann klar. Die Soldaten meldeten sich zu Hunderten krank, so daß es verboten werden mußte, krank zu sein; die Schleswiger erklärten unumwunden, nicht kämpfen zu wollen, und selbst die Jütländer weigerten sich, zu fechten. Ein Bataillon verweigerte geradezu den Gehorsam: die Offiziere verlasen die Kriegsartikel — und ließen das Bataillon in die Quartiere rücken. Spione brachten übertriebene Nachrichten von der endlosen Zahl stets neu eintreffender Regimenter Oesterreicher und Preußen; an der Schlei entwickelten sich die Truppen unter Prinz Friedrich Karl, deren Thaten ich später erzählen werde, und die Aerzte erklärten zuletzt, daß die erschöpften Soldaten nicht im Stande seien, den Strapazen länger die Stirn zu bieten.

Angesichts aller dieser Umstände, die man erlebt haben muß, um sie gehörig zu würdigen, steht die Vermuthung nicht auf schwachen Füßen, daß schon der erste Angriff der Oesterreicher in General de Meza die Ueberzeugung wach gerufen hat, daß er die Dannewirkestellung nicht würde halten können. So viel steht wenigstens fest, daß die ersten Bagagewagen früh am Morgen des 5. Februar Schleswig verließen und am Abend desselben Tags in Flensburg ankamen, und daß Beurlaubte, welche am 4. in Flensburg eintrafen, um sich nach Schleswig zu begeben, Befehl erhielten, in Flensburg zu bleiben. Wenn daher, wie Rüstow in seinem deutsch-dänischen Kriege anführt, erst am 5. Februar Abends fünf Uhr ein Kriegsrath zusammentrat, um über die Frage zu entscheiden, ob das Dannewirke geräumt werden solle oder nicht, so scheint es, daß de Meza diese Frage schon früher selbstständig entschieden hatte.

Der 5. Februar war für die Oesterreicher ein Tag der Ruhe, d. h. es fiel aus ihrer Linie kein Schuß, weil man auf den Morgen des nächsten Tages den Sturm auf die Dannewirkestellung beschlossen hatte und den Truppen Zeit lassen wollte, sich nach den gehabten Strapazen zu erholen, soweit dieß in dem abscheulichen Wetter möglich war. Die Dänen, die davon unterrichtet waren, was ihnen für den kommenden Morgen bevorstand, schickten ihre Soldaten bald in die Schanzen, bald in den Thiergarten, bald hierhin und bald dorthin, und bewiesen deutlich, daß im Generalkommando vollständige Rathlosigkeit herrschte.

Da mit einmal wurde es den Bürgern klar, daß die Armee sich zum Abmarsch rüstete. Die schleswig'schen Bataillone wurden fortgeschickt — man mußte sie vor sich hertreiben, damit sie nicht mit dem Feinde in Kontakt kamen und übergingen; — die Bagagewagen rollten in langen Zügen nach Norden; Offiziere und Unteroffiziere flüsterten leise mit einander; der „tappere Landsoldat", dieß traurigste aller Nationallieder, war verstummt, und die einst so übermüthigen dänischen Soldaten, die den Frieden in Berlin diktiren und ganz Deutschland besiegen wollten, blickten scheu um sich, wenn sie das Wort: „Oesterreicher" hörten.

Um den beabsichtigten Rückzug ungestört ausführen zu können, nahm der Oberbefehlshaber zu einer Kriegslist Zuflucht, die durchaus dem Charakter der Nation entspricht. Spät am Abend des 5. Februar schickte er nämlich einen Offizier zu den österreichischen Vorposten, die damals vom Regiment Coronini gegeben wurden, und ließ um Waffenstillstand bitten, damit er die Todten von dem Gefecht des 3. Februar, die noch zwischen Bustorf und Wedelspang lagen, beerdigen lassen könne. Der Kommandant des Regiments schickte sofort einen Offizier in das Hauptquartier des Feldmarschalllieutenants von Gablenz, um dessen Entscheidung einzuholen; der Offizier traf Gablenz um zehn Uhr Abends, und kehrte gegen zwölf Uhr Nachts mit dem Bescheide zurück, daß die österreichischen Truppen von sechs bis acht Uhr Morgens am 6. Februar auf die unbewaffneten Dänen, welche ihre gefallenen Kameraden beerdigen würden, nicht schießen sollten. Den Waffenstillstand im Allgemeinen nahm Gablenz nicht an.

Als der Offizier den dänischen Parlamentär suchte, um ihm die Antwort des Feldmarschalls zu bringen, war er verschwunden; der ehrliche Oesterreicher ging ihm in finsterer Nacht auf dem Fahrdorfer Chausseedamme nach, ließ seinen Trompeter von Zeit zu Zeit blasen, erstaunte aber nicht wenig, als ihm statt eines dänischen Offiziers der Maler Gerber mit anderen Bürgern aus Schleswig entgegenkam und die Meldung überbrachte, daß die ganze dänische Armee Schleswig verlassen und die Reise nach dem Norden angetreten habe!

Gewohnt, jeden Offizier für einen Gentleman zu halten, traute der Oesterreicher den Bürgern nicht; er befahl ihnen im Gegentheil, bei ihm zu bleiben und ihn weiter nach Schleswig hinein zu begleiten. Hier überzeugte er sich denn bald von der Wahrheit dessen, was Jedem noch unglaublich vorkommt, obschon es längst als historische Thatsache hinter ihm liegt; schnell wurden Staffetten an Gablenz entsandt, der Morgens vier Uhr die Wundermähr erhielt und sie nach Damendorf in das Hauptquartier des Feldmarschalls Wrangel schickte, wo sie vier Stunden später, also um acht Uhr Morgens, eintraf, und natürlich die größte Sensation hervorrief.

Es war ein über alle Beschreibung ergreifender Moment, als die österreichischen Truppen früh am Morgen in Schleswig einzogen und in allen denkbaren Mundarten nach der Straße nach Norden fragten. Die braven Soldaten hatten die Kälte, den Schnee und den Regen vergessen; keiner dachte daran, daß er seit mehreren Tagen nichts „Warmes" bekommen, daß er längst die letzte Pfeife voll Tabak

verraucht hatte; Alle waren von einem Geiste beseelt, den Feind einzuholen und ihn für seine zweideutige Kriegslist zu züchtigen.

Ich weiß es von Männern, welche die Szene erlebt haben, daß Niemand daran dachte, die langersehnten Befreier zu begrüßen; alle waren von dem plötzlichen Wechsel der Situation wie betäubt. Statt träger und mißmuthiger dänischer Soldaten zogen flinke Husaren, singende Jäger, Polen, Italiener in die Schmerzensstadt; statt des „tappern Landsoldaten" ertönten die lustigen Klänge fröhlicher Oesterreicher; statt des verhaßten dänischen Kommandos erschallten Zurufe in lauter fremden Sprachen, die wie Zaubertöne in die Herzen der Bewohner drangen.

Erst zwei Stunden nach den Oesterreichern betrat ich meine Vaterstadt; mit welchen Gefühlen, will ich nicht versuchen zu beschreiben. Einer meiner Neffen fiel mir schluchzend in die Arme, und als ich ihm sagte: „Jetzt bist Du ein freier Deutscher," versagte ihm die Zunge den Dienst. Er konnte Gott nicht für die Rettung seiner Heimat danken.

Das Erste, was die Bürger Schleswigs thaten, war: Herzog Friedrich VIII. feierlich als Herzog von Schleswig-Holstein zu proklamiren. Die Musik spielte: Eine feste Burg ist unser Gott; Einer drückte dem Andern die Hand; es war ein stummer Eidschwur, treu zu Deutschland zu stehen und den Dänenkönig nie und nimmer anzuerkennen. Die Stadt war in ein Meer von deutschen und schleswig-holstein'schen Fahnen gehüllt: wo ein dänischer Beamter in feiger Unterthänigkeit vor der bisher mit Füßen getretenen öffentlichen Meinung eine deutsche Fahne aushing, ward ihm im würdigsten Ernste geboten, die Fahne nicht zu entehren, sondern sie sogleich wieder einzuziehen. In weniger als einer Stunde war ein Bürgerausschuß zusammengetreten, der den Beamten durch zwei deputirte Bürger anzeigen ließ, daß sie bis Abends sechs Uhr ungehindert in der Stadt weilen könnten, dann aber für ihre eigene Sicherheit sorgen möchten. Wer darum bat, bekam eine Eskorte von Bürgern bis vor das Weichbild der Stadt.

Nur Einzelne machten gegen ihre Versendung nach der Heimat Einwendungen: die meisten erklärten, daß ihres Bleibens nicht mehr sei, daß sie aber bald wiederkommen würden. Schweinemartens, der Probst an der Domkirche, der in früheren Jahren in Tönning den Schnapsladen seines Schwiegersohns gehütet und Schweinehandel getrieben hatte, wollte „die guten Tage mit seiner lieben Heerde theilen, nachdem er die bösen mit ihnen getheilt". Die Heerde verzichtete aber auf die Theilung und entsandte den „göttlichen Sauhirten" gen Norden. — Abends zehn Uhr war Schleswig von seinen Blutegeln und Peinigern gesäubert, und jetzt erst fing man an, Nachrichten von dem blutigen Kampfe zu bekommen, welcher zwischen Schleswig und Flensburg gewüthet hatte, und dessen ich etwas eingehender erwähnen muß.

Feldmarschallieutenant Gablenz hatte, wie wir gesehen, Morgens vier Uhr die Nachricht von dem Rückzuge der Dänen erhalten: sofort ertheilte er den, unter seinem Kommando stehenden Truppen den Befehl, ohne abgekocht zu haben, den Feind zu verfolgen, getreu dem in der österreichischen Armee geltenden Grundsatze: „'s Nachsetzen bringt den Feind um!" Die Brigade Rostiz mußte vom Königsberge direkt durch Schleswig gegen Flensburg vorrücken; Gondrecourt ging etwas mehr westlich durch den Thiergarten; die Brigade Tomas brach von Fahrdorf auf, ließ das Regiment Coronini in Schleswig zur Bedeckung des Dannewirks zurück und schlug den Weg nach Flensburg ein; die Brigade Dormus endlich ward auf Missunde dirigirt.

Wie es sich mit dem an die Gardedivision der Preußen unter Mülbe abgesandten Befehl, auf dem sogenannten Ochsenwege Flensburg zu umgehen, verhält, und warum die Preußen den Befehl nicht bekommen, wird wohl nie aufgeklärt werden. Die Verdächtigung, daß Gondrecourt es versäumt habe, die Ordre abzuschicken — wie Gablenz ihm befohlen — ist eine zu triviale, als daß sie eine Widerlegung verdiente. In der österreichischen Armee gehorcht jeder Untergebene, selbst General Gondrecourt, seinem Vorgesetzten. Wäre übrigens die Gardedivision rechtzeitig avisirt worden, hätte sie also in der rechten Flanke der Dänen erscheinen können, während die Oesterreicher vor Oeversee kämpften, so wäre der Sieg aller Wahrscheinlichkeit nach ein viel bedeutenderer geworden, als er unter den gegebenen Verhältnissen werden konnte.

Es war Morgens acht Uhr, als die Brigade Rostiz bei dem Schlosse Gottorp vorüberzog und nach drei langen kalten Tagen und Nächten, während deren die Soldaten unendliche Strapazen erlitten hatten, nüchternen Magens die Verfolgung der Dänen aufnahm, welche zehn volle Stunden Vorsprung hatten. Die Chaussee nach Flensburg war mit Eis, stellenweise mit zusammengewehten Schneehaufen bedeckt; ein schneidend kalter Nordost trieb den Truppen Schnee und Hagel in's Gesicht; die schlecht geschärften Pferde konnten kaum vorwärts. Trotz alledem machten die Truppen einen forcirten Marsch, bisweilen sogar im Laufschritt, bis sie endlich Nachmittags um ein Uhr die ersten Schüsse mit der dänischen Nachhut wechseln konnten. Voran waren natürlich wieder die kecken Husaren, die, von einer leichten Kavalleriebatterie unterstützt und von der Brigade Rostiz (dem neunten Jägerbataillon und dem Regiment König der Belgier) gefolgt, zuerst den Strauß aufnahmen. Wenn sie auch durch das Terrain verhindert wurden, glänzende Erfolge zu erzielen, so waren die wiederholten Angriffe auf die von dänischen Tirailleurs dicht besetzten Knicks und Erdwälle doch mit solcher Bravour ausgeführt, daß es kaum eine Kavallerie in Europa geben dürfte, die ihnen das Wagstück nachmachte. Einmal versuchten dänische Dragoner es, den Husaren die Spitze zu bieten; sie wurden aber eilig in die Flucht geschlagen und mußten sich hinter ihre Infanterie retten, die sich in dem Holze bei Süder Schmedebye festgesetzt hatte.

Bisher hatten die Dänen langsam zurückweichend gekämpft; als sie aber die außerordentlich günstige Position von Oeversee erreichten, stellte sich ihre siebente Infanteriebrigade mit dem ersten Regimente, das aus lauter Kopenhagenern bestand, in dem Defilee auf und erwartete festen Fußes den Angriff der Oesterreicher. Schon im Jahre 1848, am Tage nach der Schlacht bei Schleswig, hatte hier ein für die dänischen Waffen ehrenvoller Kampf gegen braun-

schweig'sche Kavallerie und hannover'sche Infanterie stattgefunden, der allerdings mit der Gefangennahme der dänischen Jäger endete; ein Kampf, der aber deßwegen besonders erwähnt zu werden verdient, weil die Dänen es verschmähten, auf die im Sumpfe stecken gebliebenen, wehrlosen deutschen Reiter zu schießen.

Das Terrain ist hier außerordentlich leicht zu vertheidigen; rechts von der Chaussee erheben sich steile Höhen, die von vorne schwer zu ersteigen sind, weil sie zum Theil senkrecht abfallen; links von der Chaussee liegt der Sankelmarker See, der nur durch eine schmale, sumpfige Wiese von der Heerstraße getrennt ist. Die Oesterreicher mußten also diesen Engpaß erzwingen, sich auf der Chaussee in Massen vorwärts bewegen, während die Dänen von den Höhen herab ihr Kanonen- und Gewehrfeuer auf sie richten konnten. Gablenz kam gerade an dieser Stelle an, als die Liechtenstein-Husaren eine ihrer glänzenden Attaquen gegen dänische Artillerie und Infanterie ausgeführt hatten; schnell entschlossen, befahl er den Jägern, die seit fünf Uhr Morgens einen außerordentlich beschwerlichen Marsch gemacht hatten, und in Folge dessen auf's Aeußerste ermüdet waren, die Torniſter abzulegen und den Engpaß zu stürmen. Das Regiment König der Belgier, unter Führung des tapfern Herzogs von Württemberg, und das oberösterreichische Regiment Hessen befolgten das

Kirchdorf Oeversee. (S. 28.)

Beispiel der Jäger, im Nu waren die Torniſter von den Schultern gerissen — und mit lautem Hurrah stürzten sie den Dänen entgegen. Ein verheerendes Feuer empfing sie. Hinter jedem Baume, hinter jedem Knick standen und lagen dänische Tirailleurs, die mit großer Ruhe ihr Feuer abgaben, und als sie bemerkten, daß den Oesterreichern die naß gewordenen Gewehre fast alle versagten, hartnäckigen Widerstand leisteten. Jeder einzelne Knick mußte mit Sturm genommen werden; wer das Schlachtfeld am folgenden Tage besuchte, sah auf der südlichen Seite der erstürmten Erdwälle lauter Oesterreicher, die fast ohne Ausnahme in den Kopf geschossen, und auf der nördlichen lauter Dänen, die mit Kolbenhieben zusammengehauen waren. Viele von den österreichischen Leichen waren von dem Pulver des feindlichen Gewehrs im Gesicht verbrannt, während die auf nächste Nähe abgefeuerte Kugel gräßliche Wunden gerissen hatte.

Zwei volle Stunden dauerte der mörderische Kampf, und als die Dunkelheit endlich der Verfolgung der Dänen ein Ziel setzte und ihnen gestattete, nach Flensburg zu entkommen, lagen siebenhundert und zehn brave Oesterreicher todt und verwundet auf dem Schlachtfelde! Das Regiment König der Belgier hatte allein vierhundert und vierunddreißig Mann verloren, darunter seinen Kommandeur, den Herzog Wilhelm von Württemberg, der verwundet worden; das Regiment hatte über zwanzig Prozent seiner Mannschaften eingebüßt — ein Verlust, wie er in der Kriegsgeschichte selten vorkommt.

Kampf bei Oeversee. (S. 28.)

Von dänischer Seite war das aus Kopenhagenern bestehende Regiment fast ganz vernichtet; wer nicht gefallen war, hatte sich den Oesterreichern ergeben müssen; die Angabe der Dänen, daß sie nur achthundert Mann, Alles in Allem, verloren hätten, ist daher viel zu niedrig.

Oesterreichischer Seits waren fünftausend Mann im Gefecht gewesen; die Dänen, welche fast doppelt so stark waren, empfingen daher eine zweite Lehre, daß einer der ihrigen es nicht immer mit sechs Mausfallenhändlern aufnehmen könne. — Ein ebenso einfaches, wie geschmackvolles Denkmal ziert jetzt das weite Grab, in welchem Oesterreichs tapfere Krieger die letzte Ruhestätte fanden. Möge es dem dänischen Vandalismus nicht gelingen, dieselbe Rache an den gefallenen Oesterreichern zu nehmen, die an den Gräbern der Preußen und Schleswig-Holsteiner, welche in den Jahren 1848—1850 im Kampfe fielen, geübt wurde!

Der Kampf hatte stattgefunden, während die Bürger Schleswigs sich ihrer langjährigen Peiniger und Blutsauger entledigten; Niemand ahnte, daß die Dänen einen ernstlichen Widerstand leisten würden, und da es allgemein hieß, daß die Oesterreicher Flensburg eingenommen hätten, dachte man nicht daran, sich zur Aufnahme von Verwundeten zu rüsten. Zudem war es ein so entsetzliches Wetter, daß es fast unmöglich wurde, sich durch Augenschein von dem Stand der Angelegenheiten nördlich von Schleswig zu überzeugen; ein scharfer Nordwest trieb den Schnee vor sich her und verfinsterte die Atmosphäre so, daß es Nachmittags um vier Uhr schon fast ganz Nacht war; nirgends war ein Wagen aufzutreiben, und es schien geradezu unmöglich, daß in der eisigkalten Winternacht Verwundete nach Schleswig gebracht werden könnten.

In dem festen Vertrauen auf die Einnahme Flensburgs und die sorgfältigste Pflege der österreichischen Truppen Seitens der dortigen Einwohner, begaben sich die Schleswiger Bürger spät am Abend des 6. Februar zur Ruhe, deren sie nach der Aufregung der letzten Tage allerdings in hohem Grade bedurften. Da mit einmal ertönte die Lärmtrommel durch die menschenleeren Straßen der Stadt; aber schauerlicher noch, als der dumpfe Wirbel des ungarischen Tambours, klangen die Rufe: „Sechshundert verwundete Oesterreicher halten vor dem Schlosse!“

Es war also eine blutige Schlacht geschlagen, während man in Schleswig gejubelt und getoastet hatte! Sechshundert von den herrlichen Kriegern, die am Morgen singend eingezogen waren, lagen auf elenden Bauernwagen in der stürmisch-kalten Winternacht unter freiem Himmel. Männern stürzten über den Jammer die Thränen aus den Augen; Weiber rafften zusammen, was irgend zur Linderung für die Unglücklichen dienen konnte, und in wenig Minuten war ganz Schleswig auf den Beinen, um zu helfen.

Und wahrlich! Hülfe that Noth. Von Hunger und Durst gepeinigt lagen die armen Verwundeten, mit einem Mantel zugedeckt, auf einem Bündel Stroh und zitterten vor Kälte und Schmerz. Kein Bett, kein Arzt — nichts war zu ihrer Aufnahme und Pflege da! Und wie benahmen sich die braven Oesterreicher bei all' diesem Ungemach! „Es ist schon Allens eins, nur a Trunk und a Pfeifen Tubak,“ flehten die prächtigen Soldaten, und wenn man neben ihnen hinkniete und sie streichelte und erfrischte, soweit es möglich war, dankten sie mit ihren matten Augen so innig, daß man nicht wußte, was man mehr bewundern solle — ihre Tapferkeit — oder ihre Genügsamkeit und Ergebung.

Inzwischen geschah das wahrhaft Unglaubliche von Seiten der Bürger und ihrer wackern Frauen. Betten, Decken, Stroh, Charpie, Leinwand, Lebensmittel und Erfrischungen aller Arten wurden herbeigeschleppt; jeder half, wo er helfen konnte; zarte Frauen verbanden die Wunden ihrer Retter und Befreier; ächte Weiblichkeit trug den Sieg über einfältige Prüderie davon, und ähnlich den vielbesungenen Frauen der ritterlichen Vorzeit leisteten Frauen und Jungfrauen den zum Tode Getroffenen in christlicher Liebe Hülfe und Beistand, während die Männer den letzten Thaler hergaben, um Lebensmittel herbeizuschaffen.

Und weil diesem so ist, weil die Schleswiger in vollstem Maße ihre Schuldigkeit gethan, weil sie bärtigen Kriegern Thränen der Rührung und Dankbarkeit entlockt haben, nehme ich den Hut vor ihnen ab, und verzeihe ihnen das Urwelts-Philisterthum, das sie in mancher Beziehung so unliebenswürdig macht. Sie, die so schwerfällig sind und denen jede Begeisterung scheinbar fremd ist, ließen es nicht bei einer flüchtigen und einmaligen Hülfeleistung bewenden, sondern betrachteten die ihrer Pflege Anvertrauten wie ihre eigenen Angehörigen, und vernachlässigten ihr eigenes Hauswesen, um die Verwundeten zu trösten, um ihnen Erfrischungen, Bücher, Cigarren und Wein zu bringen. Und wie entrüstet waren die Frauen, wenn der Arzt ihnen untersagte, ihren kranken Ungarn oder Polen, ihren Steirer oder Italiener mit Gelée und Chokolade zu traktiren! Wie rührend feierten sie mit den armen Verstümmelten ihre Namens- und Geburtstage! Wie reich wurden die Verwundeten beschenkt, wie unermüdlich waren die Frauen im Trösten, im Nachforschen nach kleinen Wünschen! O, es sind prächtige Weiber, die Schleswigerinnen!

Der Jammer auf dem Schlosse und in den übrigen Lazarethen ertödtete jedes andere Gefühl, als das des innigsten Mitleids; an Bälle, Konzerte, Theater und Gesellschaften dachte Niemand; besuchte ein Fremder eine Familie, so fand er die Hausfrau entweder mit dem Kochen von Krankensuppen beschäftigt — oder im Lazareth. Bis in die späte Nacht saßen Kinder mit den Eltern um den Tisch in der Wohnstube und zupften mit ihren kleinen Händchen Charpie; nickte eins über der Arbeit ein, so genügte ein mahnendes Wort der Mutter, „denke an die Verwundeten“, um das schlaftrunkene Kind zu erneuerter Thätigkeit anzuspornen; und als das Charpiezupfen nicht mehr nothwendig war, weil aus allen Theilen Deutschlands reiche Sendungen eintrafen, ging es an's Sticken und Nähen von kleinen Geschenken, die öffentlich zum Besten der Verwundeten verloost werden sollten. Ja, die Sorge erstreckte sich so weit, daß man Krüppel aus Hamburg und anderen Städten aufforderte, in die Lazarethe zu gehen und ihre künstlichen Glieder zu zeigen, damit die Amputirten sich überzeugen konnten, daß sie nach ihrer Heilung ebenfalls im Stande sein würden, ohne Krücken zu gehen, oder ihren künstlichen Arm zu gebrauchen. Wie mancher arme Krieger, der hülflos dalag und mit banger Sorge in die Zukunft

blickte, hat den Frauen Schleswigs für den Besuch eines im Jahre 1850 verwundeten Badensers zu danken. Der Mann hatte ein künstliches Bein, ging aber so sicher und wohlgemuth, daß wer es nicht wußte, nie darauf gefallen wäre, daß ihm von einer Kugel ein Bein abgerissen worden sei. Trat er nun an das Schmerzenslager eines Unglücksgefährten, und zeigte er, wie wenig ihn der künstliche Fuß genirte, so überflog ein seliges Lächeln das Gesicht des Kranken; denn Professor Esmarch in Kiel hatte ihm schon einen neuen Fuß versprochen, dessen Nutzen er nun erst kennen lernte. Die frohe Aussicht, wieder gehen und das tägliche Brod für die Familie verdienen zu können, hat zur schnellen Heilung manches Unglücklichen beigetragen, manchem die bange Angst vom Herzen genommen, auf Krücken umherschleichen zu müssen.

Daß sich zwischen den Verwundeten und ihren treuen Pflegerinnen bisweilen wahre Freundschaftsverhältnisse entspannen, versteht sich wohl von selbst, und man darf sich nicht darüber wundern, wenn der Tod eines durch Monate gehegten und gepflegten Kriegers von schönen Augen oft heiß beweint wurde, während die Heilung eines Anderen zu frohen Familienfesten Veranlassung gab.

Das Eintreffen barmherziger Schwestern aus Deutschland wurde zwar im Allgemeinen mit Freuden begrüßt; doch fehlte es nicht an Damen, welche sich darüber beklagten, daß ihre Hülfe jetzt entbehrlich geworden sei; es war daher ein Glück für Schleswig, daß beständig neue Truppen ankamen, für die auf alle Weise gesorgt werden mußte — weil sonst eine Revolution der bei Seite Geschobenen gegen Diejenigen erfolgt sein würde, welche täglich Zutritt zu den Verwundeten hatten.

Eine interessante Zeit trat für die Bürger Schleswigs ein, als der österreichische Kommandant die Zerstörung des Dannewirkes befahl und den Bürgern eine Schanze zur eigenhändigen Demolirung übergab. Jahrelang hatten die Dänen an ihrer chinesischen Mauer gearbeitet; Offiziere aller Nationen waren eingeladen worden, sich von der Vortrefflichkeit und Unangreifbarkeit der Festungsbauten zu überzeugen; König Friedrich VII. hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Schleswig für Offiziere und Bürger, Herren und Damen offene Tafel gehalten und die Frau des Schornsteinfegers Peschke täglich mit französischen, schwedischen und norwegischen Offizieren bekannt gemacht, damit sich diese Herren von einer eingeborenen Dame die Versicherung geben lassen möchten, daß Schleswig unter dänischer Herrschaft glückselig sei; die dänische Armee hatte in großartigen Manövern das Dannewirke angegriffen und vertheidigt; das Heer hatte die Angreifer auf Kommando zurückgeschlagen; was kranker und gesunder Menschenverstand ersinnen konnte, um die Wälle zu befestigen, war geschehen; ein Genieoffizier hatte dem Kriegsministerium allen Ernstes den Vorschlag gemacht, tausende von Bienenstöcken auf das Dannewirke zu stellen, um sich die Feinde durch die Stiche der honigsammelnden Bewohner vom Halse zu halten; Torffeuer sollten die ungarischen Husaren schrecken, wie einst die Pechkränze auf den Hörnern von Ochsen die Römer entsetzten — trotz alledem und alledem zogen aber die Schleswiger Bürger mit einem österreichischen Musikkorps an der Spitze nach der Bustorfer Schanze und warfen sie unter Jubel und Scherzen nieder. Sie gaben sich kaum die Mühe, die wirklich ausgezeichnete Sachkenntniß zu bewundern, mit welcher das Werk angelegt war, sondern arbeiteten mit einem Eifer an der Zerstörung, der komisch gewesen wäre, wenn er nicht aus einer edlen Triebfeder entsprossen wäre.

Nach einigen wenigen Tagen waren sämmtliche Schanzen der Erde gleich gemacht, und von dem ganzen stolzen Dannewirke war nichts übrig geblieben, als ein ganzer Artilleriepark und eine unendliche Menge von Munition und Palisfaden, die später an die Eisenbahn verkauft wurden und jetzt als Schwellen für die Schienen Verwendung finden.

Wie man einen Menschen nicht schildern kann, ohne seiner charakteristischen Kleidung zu erwähnen, — weil diese in den meisten Fällen mehr zu seinem Innern paßt, als seine Nase, — so muß man, will man eine Stadt schildern, auch ihrer Umgebungen gedenken, die sich ja wie ein weiter spanischer Mantel an sie anschmiegen und neben den dunklen Falten und Schatten goldene Tressen und Lichtpunkte erblicken lassen, die besser zu der Physiognomie der Stadt passen, als der Glockenthurm und das Spritzenhaus. Ein Schleswiger würde in der That auch eine Beschreibung seiner Vaterstadt für einen verfehlten Versuch erklären, wenn neben der Silhouette der Rathsherren nicht auch ein Grundriß von Winning und Louisenlund beiläge, und da ich trotz meiner Kreuz- und Querfahrten in zwei Welttheilen viel von dem Schleswiger Philisterthum beibehalten habe, würde ich mich nur mit Widerstreben dazu verstehen können, meiner Vaterstadt Lebewohl zu sagen, ohne zuvor den beiden Lieblingsplätzen jedes rechtschaffenen Schleswigers einen Besuch abgestattet zu haben.

Um aber dem Leser den Weg über das Steinpflaster zu ersparen, will ich ihn schnell in einen Stuhlwagen packen und zur Stadt hinaus eskamotiren, d. h. ich will ihn nach Winning fahren und von dort über die Schlei nach Louisenlund setzen. Mag er dann selbst sehen, wie er wieder nach Hause kommt.

Der Weg von Schleswig nach dem Gute Winning führt über den Gallberg, eine steil ansteigende Straße, an deren Endpunkte eine Windmühle liegt, die wegen ihrer hohen Lage auf viele Meilen im Umkreise gesehen wird, aber auch eine entzückende Aussicht auf Schleswig, die Schlei und das beiderseitige Ufer gewährt. Es liegt ein unendlicher Friede in den schleswig-holstein'schen Landschaften; der ewige Wechsel von sanften Hügeln, die ein Dichter nicht unpassend mit den Wogen der Ostsee verglichen hat; kleine reinliche Häuschen mit Strohdächern, schwellende Kornfelder, duftende Wiesen, prachtvolle Baumgruppen, niedliche kleine Teiche, und reizende Meeresbuchten, auf denen sich weiße Segel hin- und hertummeln, — dieß Alles, verbunden mit einem zahllosen Chor von Singvögeln, die in den Hecken und Knicken nisten, gibt der Landschaft einen idyllischen Anstrich, wie ihn meines Wissens kein anderes Land besitzt. Es ist ein Ueberfluß, ein Reichthum, der sich überall kund gibt; Alles strotzt von Kraft und Fülle; das Vieh schwelgt im hohen Klee, Lämmer hüpfen neckend in dem saftigen Grase; junge Füllen galoppiren wiehernd auf und ab, und die Menschen, denen dieses Alles gehört, sind so gutmüthig, so ehrlich und bieder, die Frauen so keusch, die Männer so tapfer und treu, daß

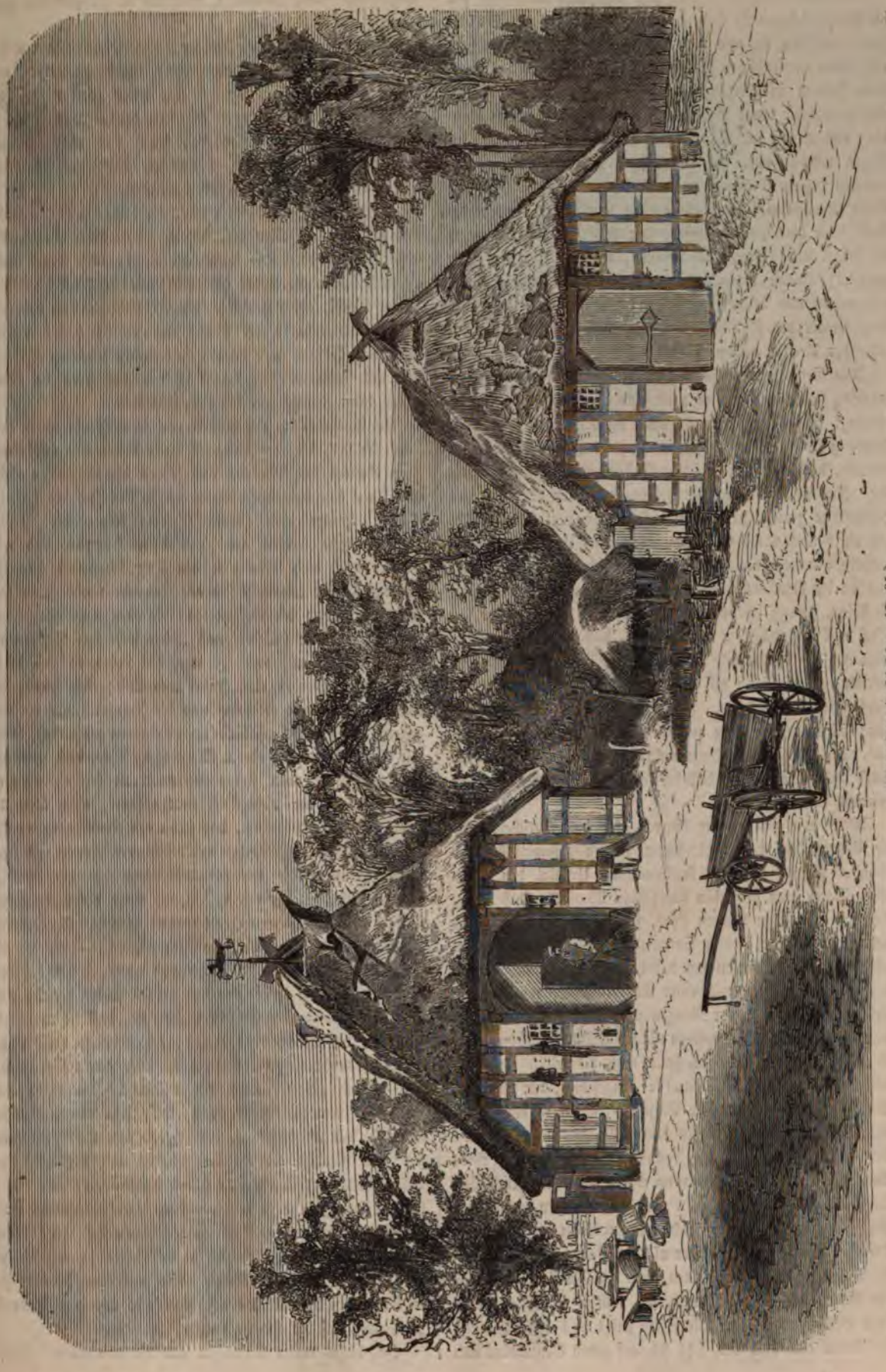
wohl Jeder, der überhaupt fähig ist, eine Viertelstunde seines Lebens zu verschwärmen, bei der Aussicht von der Gallberger Mühle ein augenblickliches Verlangen im Herzen fühlt, eines jener Bauernhäuser zu besitzen, auf denen der Storch seinen Jungen eben den ersten Unterricht im Balanciren gibt. Ja, ich glaube dem Handwerksburschen, der mit leerem Magen durch eine schleswig-holstein'sche Wiese ging und plötzlich ausrief: „Herr Gott! mache mich zum Ochsen, damit ich mich an dem prächtigen Klee satt fressen kann!" Und ich gebe jener Frau vollkommen Recht, wenn sie voll Erstaunen die Hände zusammenschlägt und sagt: „Kein Wunder, daß die schleswig-holstein'sche Butter so gut ist, die Kühe gehen hier ja in einem Garten spazieren!"

Aber wir sitzen auf dem Wagen, haben uns an dem prächtigen Anblicke geweidet und haben volle Muße, unserem Fuhrwerk einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist ein langer, hoher, sogenannter holstein'scher Wagen, der von zwei großen, eben nicht allzu fetten Pferden gezogen wird.

Vorder- und Hinterräder sind fast von gleicher Höhe und scheinen für die Ewigkeit gebaut zu sein, während sie in Wirklichkeit nur für das schleswig'sche Straßenpflaster eingerichtet sind. Zwischen den Vorder- und Hinterrädern —

Louisenlund. (S. 35.)

die natürlich immer gelb angestrichen sind — hängt ein eiserner Tritt senkrecht herab, wie eine Jakobsleiter; es gehört Fertigkeit und Uebung dazu, die vier Sprossen zu erklimmen, und wenn man oben ist, hat man die Wahl, auf welchen von den vier Stühlen man sich setzen will, die so dicht hinter einander angebracht sind, daß man wie ein Türke die Beine unterschlagen muß, wenn man sich die Kniescheiben nicht zerschmettern lassen will. In der guten alten Zeit hingen diese Stühle in ledernen Riemen, und wer sich zu stark gegen die Rücklehne legte, kippte hintenüber, wie es der Hebamme ging, die herbeigeholt wurde, als ich geboren wurde. Mein Vater hatte dem Kutscher befohlen, Carrière zu fahren, und ihm ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn er die Hebamme schnell herbeischaffte. Es war dunkle Nacht, der Regen goß in Strömen vom Himmel, und die unglückliche Frau entsagte nur ungern dem warmen Federbette; aber der Kutscher half ihr Toilette machen, in wenig Augenblicken war sie angezogen, in einen Mantel gehüllt und auf den Sitz gehoben; zugleich mit ihr war der Kutscher auf dem Bock; — ein Ruck — die Pferde flogen im sausenden Galopp davon, und die Hebamme stand zwischen dem ersten und dem zweiten Stuhle auf dem Kopfe. Wohl hörte der Kutscher Angstgeschrei, Hülferufe, Stöhnen und Röcheln; er schrieb Alles auf die Furcht der Hebamme, umgeworfen zu werden, und jagte unverzagten Herzens vorwärts. Als er endlich vor dem Hause meiner Eltern anhielt, war ich schon angezogen und mit Wärmflaschen in die Wiege gepackt; die Hebamme lag aber zwei Stunden wie todt auf dem Sopha.



Bauernhaus in Flekeby. (S. 35.)

Solchen Gefahren ist man jetzt nicht mehr ausgesetzt, seit die Stühle festgemacht sind, das Wagenbett aber mit Springfedern versehen ist, und man kann getrost zwölf Mann hoch auf einem vierstuhligen Wagen sitzen und — über das langsame Fahren in Verzweiflung gerathen. Wer die großen Pferde und die lange Peitsche des Kutschers sieht, sollte glauben, daß er mit der Schnelligkeit des Sturmwindes davonfliegen würde; aber die ersten fünf Minuten reichen hin, um den kühnen Träumer zu enttäuschen und sein Herz mit Galle zu erfüllen. Im langsamsten Hundetrabe zuckeln die Rosse über die ebene Chaussee; der Kutscher zieht und zerrt die Zügel und bewegt die Peitsche, wie die Uhr den Perpendikel; Hunde kommen aus jedem Bauernhause hervorgesprungen und bellen: „Fahr' zu! fahr' zu!" — aber der Urgroßvater des Kutschers hat Hundetrab gefahren, warum sollte der Urenkel anders fahren?

Alle Versuche, das Ehrgefühl des Fuhrmanns rege zu machen, sind fruchtlos; er zupft und zerrt an den Zügeln, schwingt die Peitsche, knallt auch bisweilen — aber nach Winning kommt kein Christ in kürzerer Zeit als in einer Stunde, d. h. wenn er *fährt*; Fußgänger kommen schneller hin. Nur einmal ist es mir gelungen, einen Kutscher aus Eckernförde zornig zu machen. Ich war zum Mittagessen auf ein benachbartes Gut eingeladen, und ließ mich thörichterweise hinausfahren; unterwegs sah ich nach meiner Uhr, und da ich berechnete, daß ich zu spät kommen würde, wenn ich führe, sprang ich vom Wagen und rief dem Kutscher zu: „Ich will vorausgehen und sagen, daß Sie nachkommen werden." — „Dat hät mi noch keen Minsch säggt!" antwortete er und schlug auf die Pferde, als wenn er etwas Großes im Sinne hätte. Hochroth vor Zorn jagte er davon; ich war aber jung und flink, und hielt den Wettlauf aus. Als er auf dem Gute ankam, stand ich in der Hausthüre und meldete ihm, daß ich schon für seine Pferde Platz gemacht hätte.

Aber, wie gesagt, der Urgroßvater des Kutschers und die Urgroßväter der Schleswiger fuhren Hundetrab; kein Wunder daher, daß die konservativen Urenkel den guten alten Sitten treu geblieben sind; kein Wunder, daß sie zu Zwölfen auf einem Wagen sitzen, sich die Knieſcheiben wund stoßen und in der grellen Sonnenhitze Erstickungsanfälle bekommen; sie *amüsiren* sich dabei, finden ihre Landpartieen reizend, und fragen mit einer Unschuld, die mir Nervenzuckungen verursacht, am Morgen nach einer solchen Quetschpartie: „Haben Sie sich gestern nicht himmlisch unterhalten?" — „Großer Gott, ja! Ich habe mich himmlisch unterhalten, denn ich habe den *Brautsee* angesehen, der links am Wege liegt, und dessen alte Sage vortrefflich zu den Sitten der neuesten Zeit paßt. Ein reicher Bauer, so erzählt die Sage, hatte eine bildschöne Tochter, die einen Knecht ihres Vaters liebte. Der Biedermann wollte aber sein Kind nicht einem Knechte *an den Hals werfen*, sondern zwang sein einzig Töchterlein, einen reichen Bauernsohn zu heirathen. Der See war aber mitleidiger als der Vater. Er verschlang die Braut und ihren Geliebten, und ein Glöcklein tief unten am Boden des kalten Brautbettes läutete in stiller Nacht über Beide den Segen. Noch jetzt steigt in der Pfingstnacht die Braut aus dem See, setzt sich auf einen Granitblock und singt wundersame Melodieen, während sie ihr goldenes Haar kämmt.

Und wenn heute die Tochter eines reichen Bauern *sich so weit vergessen würde*, einen Knecht zu lieben, was würde der Vater dazu sagen? Die dicken runden Gesichter, die aus ihren wohlhabenden Häusern herausguckten, als ich neulich vorübergemartert wurde, sehen mir wenig darnach aus, daß sie ihre Tochter — und die Aussteuer einem ehrlichen, aber armen Teufel geben würden.

Der Brautsee liegt hinter uns, wir fahren zwischen Hecken und Knicken nach Klensby, einem allerliebsten Dorfe, das voller Kegelbahnen und saurer Milch ist, und biegen rechts ab nach Winning, einem adeligen Gute hart an dem Winninger Bache, der sich einige hundert Schritte von dem hübschen Wohnhause in die Schlei ergießt. Ueber den Bach führt eine Fähre, und da der Fährmann zugleich Wirth ist und auf Gäste wartet, denen er das Fell über die Ohren ziehen kann, wollen wir bei ihm einkehren.

Es ist Sonntag. Draußen vor dem Hause unter herrlichen Buchen, die ihre schlanken Aeste fächerartig ausbreiten, sitzen Schleswiger Philister und kehren der tiefblauen Schlei und ihren sammetgrünen Ufern den Rücken zu; *sie spielen Solo*. Hinter dem Hause ist eine Kegelbahn; kräftige Bauernbursche werfen *acht um den Herzog* und *alle neun*, auch wohl bisweilen den *Kegeljungen als Zugabe*; Kinder tummeln sich am Strande umher und sammeln Muscheln; die Gefolterten, die eben dem Wagen entstiegen, recken die Glieder, und Jeder sieht den Andern voll Verwunderung an, weil er noch am Leben ist; — in der Wirthsstube aber ist eitel Jubel und Lust; eine Flöte, Violine und Trompete ertönen, und die Bauernkinder der Umgegend, mit schleswig-holstein'schen Bändern geschmückt, tanzen mit einem Anstande, einem Sonntagsgesichte, daß man nicht weiß, worüber man sich mehr wundern soll — über den Flötenspieler, der nicht Takt halten kann, oder über das unerschütterliche Phlegma, das schon den Kindern innewohnt. Kleine sechsjährige Mädchen mit blitzblauen Augen und strohgelben Haaren, die wie Rattenschwänze um den Kopf gebunden sind, verziehen keine Miene, wenn ein vierschrötiger Bengel von acht Jahren einen servus macht, und, ohne ihre Antwort abzuwarten, die sorgfältig abgeseifte Hand um ihre Taille legt und verzweifelte Sprünge macht, bis er im Takte ist. Der Schweiß tropft von den kleinen Wesen herab; Alles ist ihnen zu eng; die Schuhe kneifen sie, daß sie aufschreien möchten; die Stecknadeln stechen, das Mieder drückt, das Halstuch droht sie zu erwürgen — aber getanzt muß werden — und getanzt wird mit einem Leichenbittergesichte! Und wehe dem kleinen Mädchen, wehe dem armen Jungen, wenn sie sich unterstünden, vor Freude und Lust aufzujauchzen; wie würden die ehrbare Mutter und der steifleinene Schullehrer über sie herfallen und sie knüffen, weil sie es gewagt ihre Freude zu zeigen! Nur einen Augenblick wagte der Schullehrer sich in's Freie, um frische Luft zu schöpfen; ich suchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln, damit ich mich an seiner Angst weiden könnte aber nur eine Sekunde hielt er Stand, in der nächsten verschwand er mit dem Ausrufe: „Ich muß auf die Kinder passen!"

Ja, dieses ewige Aufpassen und Bevormunden! Dieses

ängſtliche Wachen, daß Alles im gewohnten Gleiſe bleibt; dieſe furchtbare Angſt, daß es Jemand einfallen könnte zu denken, daß man anders fühlt und denkt, als es im Staatsgrundgeſetz befohlen iſt! Selbſt im grünen Walde, bei Trompeten- und Flötenklängen muß der Schleswig-Holſteiner ſein nüchternes Alltagsgeſicht beibehalten; und ſagt man ihm, daß die Menſchen im Süden jauchzen und jubeln, — erzählt man ihm vom Alpenbewohner, der ſein Leben daran ſetzt, ſeinem Liebchen eine Alpenroſe vom Rande des Gletſchers zu holen, ſo beengt es ihm die Bruſt, und mit einem Lächeln, das einen Sokrates zur Wuth entflammen könnte, antwortet er: „Wir ſind aber keine Südländer".

Nein, die Schleswig-Holſteiner ſind keine Südländer, — aber in Winning iſt es ſchön! Prachtvolle Buchen, herrliche Tannen und Kiefern wechſeln mit einander ab, Linden, wie ich ſie nie ſchöner geſehen, entſenden ihren Blütenduft weit umher, und Wieſen und Felder wetteifern mit einander in Fülle und Reichthum. Jeder Schritt bietet eine neue Ausſicht auf die Schlei, und kaum hat man dieſen Punkt für den ſchönſten erklärt, ſo lächelt Einem ein neues Plätzchen entgegen und ſpricht: „Was hältſt du von mir?"

Wer aber an der ſchönen Natur, an Kegel- und Soloſpielen keine Freude hat, ſondern lieber Möven und Strandläufer ſchießt, der findet auf der Landzunge Palöer, die ſich in die Schlei hinaus erſtreckt, ein reiches Feld für ſeine Thaten. Hier niſtet der Kampfhahn neben der Bekaſſine und dem Auſternfiſcher; Ottern und Füchſe, die beide gleich große Freunde von Krebſen ſind, ſchleichen durch das Schilf, und wem das Glück wohl will, der trifft auf eine Wildente, einen Reiher oder eine wilde Gans. Ich habe in meiner Jugend manche Jagdpartie auf Palöer mitgemacht und es einmal erlebt, daß wir einen großen Torfkorb voll Regenpfeifer und anderer Sumpfvögel ſchoſſen.

Nach Winning iſt Louiſenlund der beliebteſte Punkt der Schleswiger; und da man Fleckeby paſſiren muß, ehe man ſich in dem dichtbelaubten Buchenwalde dieſes reizenden Landſitzes verliert, dieſes Dorf aber durch den Hardesvoigt Blauenfeld eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt hat, will ich einige Züge aus dem Leben dieſes Mannes erzählen, wie ich ſie vom Bauernvoigt Bramer erhielt, während ich vor ſeinem Hauſe ſaß und meinem Freunde zuſah, wie er das alterthümliche altſächſiſche Gebäude zeichnete.

„Bald nach Beendigung des ſchleswig-holſtein'ſchen Kriegs," ſo erzählte mein Gewährsmann, „kam Blauenfeld als Hardesvoigt hierher. Er brachte ein halbes Dutzend Gendarmen und ſeinen Sohn mit und begann ſeine Thätigkeit, indem er alle Bauern beſtrafte, welche nach der Landesmünze rechneten, die ſeit undenklichen Zeiten unſere einzige Währung geweſen war, jetzt aber dem däniſchen Gelde hatte weichen müſſen. Sie können ſich wohl denken, daß es uns ſchwer wurde, uns in die neue Berechnung zu finden, beſonders wenn ich Ihnen mittheile, daß ſchleswig-holſtein'ſches Courant ſich in däniſche Reichsmünze nicht umſetzen läßt, ohne daß ein größerer oder kleinerer Bruch herauskommt. Was früher dreißig Schillinge galt, galt mit einmal ſechsundneunzig Schillinge, und ein alter Schilling ließ ſich in däniſcher Münze gar nicht berechnen. Da es aber bei großer Strafe verboten war, nach dem alten Gelde zu rechnen, wir aber jeden Augenblick in unſere alte Weiſe verfielen, ſo waren wir beſtändig von Gendarmen bewacht, wenn wir ein Pfund Butter oder ein Stück Vieh verkauften, und wehe über den, welcher in ſeiner Herzensunſchuld nach altem Courantgelde den Preis verlangte oder bezahlte. Ich habe ſelbſt einmal eine junge Ziege für zwei Thaler verkauft und dafür ſiebenzehn Thaler Strafe bezahlen müſſen! Mit der Strafe war es aber nicht abgethan, ich mußte auch für das Erkenntniß zahlen, und der Hardesvoigt wußte mir einzureden, daß mir die ganze Strafe erlaſſen werden würde, wenn ich eine Supplik einreichte. Um ſeine Fürſprache zu gewinnen, ließ ich die Supplik von ſeinem eigenen Sohne aufſetzen, wofür ich zwei Thaler bezahlen mußte. Am andern Tage kam ſchon der abſchlägige Beſcheid, und ich hatte nun zu zahlen: drei Thaler für das erſte Erkenntniß, zwei Thaler für die Supplik, drei Thaler für das zweite Erkenntniß und ſiebenzehn Thaler Strafe, weil ich meine Ziege für zwei Thaler ſchleswig-holſteiniſch Courant verkauft hatte. Als ich meine fünfundzwanzig Thaler auf den Tiſch zählte, hatte ich nur preußiſches Geld, das ebenſo ſtreng verpönt war, wie unſere alte Münzſorte; Blauenfeld ſtrich aber die Preußen ein und ſagte, daß er ſie in däniſches Geld umſetzen wollte, ehe er ſie an die Staatskaſſe ablieferte.

„Wie es mir mit der Ziege ging, ſo iſt es uns Allen ergangen; es verging keine Woche, wo nicht ein Bauer aus dem Dorfe gebrücht wurde. Wir wurden in unſern Häuſern bewacht; jede Aeußerung, die als feindſelig gegen Dänemark ausgelegt werden konnte, wurde rapportirt, und man konnte von Glück ſagen, wenn man nicht bei Waſſer und Brod eingeſperrt wurde.

„Die Wittwen- und Waiſengelder hat Herr Blauenfeld, ſo viel es ihm möglich war, zur beſſeren Sicherheit den Vormündern abgenommen und in Dänemark angelegt, und jetzt, wo der Bluthund davongejagt iſt, fehlen gegen 25,000 Thaler, die er alle unterſchlagen hat!"

Man denke! Ein miſerables Subjekt, das in früheren Jahren wegen Meineids von der Advokatur entfernt worden war, hatte vierzehn lange Jahre faſt unumſchränkte Gewalt über einen bedeutenden Diſtrikt. Er war Angeber und Richter in einer Perſon; beſtahl Wittwen und Waiſen, züchtigte die Bauern bis zur Verzweiflung, und als er endlich als Spion eingefangen wurde, erhielten ſämmtliche Geſandte Dänemarks Befehl, bei ihren Höfen gegen ſeine Beſtrafung Proteſt zu erheben! Jetzt iſt der Biedermann auf freien Füßen und hat eine Broſchüre gegen Preußen veröffentlicht, die Allem Hohn ſpricht, was die kühnſte Phantaſie auszumalen vermag.

Ich weiß nicht, worüber ich mehr ſtaunen ſoll: über die Gewiſſenloſigkeit der däniſchen Regierung, welche einen Menſchen wie Blauenfeld anſtellt, oder über die Geduld der Bauern, welche das Geßlerregiment eines meineidigen Schurken über ſich ergehen ließen! Jedes andere Volk würde ſich ſelbſt Hülfe geſchafft, oder wenigſtens beim Einmarſche der Verbündeten an ſeinen Peinigern Rache genommen haben; die Schleswiger waren aber viel zu phlegmatiſch, um zur Heugabel zu greifen, und ließen Blauenfeld noch im Amte, als die Preußen bereits Fleckeby beſetzt hatten! Dieſe ſtaunenswerthe Geduld iſt Schuld daran,

daß die Dänen stets behauptet haben, das Volk sei ruhig und zufrieden, und nur einzelne Wühler — zu denen sie mich mitgezählt haben — streuten den Samen der Zwietracht; ruhig und zufrieden war das Volk freilich nicht, aber es fehlte ihm jede Initiative, und die Dänen hätten es vollständig ruiniren und in Armuth und Dummheit versenken

Die Gänsejungen. (S. 42.)

können, wenn nicht einige Wenige unausgesetzt gestrebt hätten, es zum Widerstande gegen seine Quäler anzuspornen. Jetzt freilich, wo es gesetzlich erlaubt ist, seine deutsche Gesinnung zu bethätigen, hat sich das Blatt gewendet, und wenn es erst gesetzlich erlaubt und von oben herab befohlen wird, das Gewehr in die Hand zu nehmen und die

Dänen todtzuschießen, wird eine ebenso tapfere Armee in's Feld ziehen, wie 1848—1850.

Was eigentlich an der geringen Elasticität der Schleswig-Holsteiner Schuld ist, hat man bisher zu wenig beachtet, oder doch zu wenig gerügt und abzuändern gesucht. Der Grund des Schlaraffenthums liegt unverkennbar in dem Bureaukratenthum, das hier in vollster Blüte steht und selbst jetzt, während doch die meisten Beamten nur provisorisch ihre Aemter bekleiden, in krassester Weise auftritt. Hat ein junger Mensch, der nie über die Elbe gekommen ist, die Kieler Universität absolvirt und einen Bürgermeisterposten bekommen, so hört er auf mit den Bürgern zu verkehren, er ist dann Beamter, geht nur mit Beamten und Offizieren um, setzt sich an öffentlichen Plätzen zur haute volée, und hat die Weisheit ganz für sich gepachtet. Jede Aeußerung eines Bürgers nöthigt ihm ein souveränes Lächeln ab, und was nicht von obenher befohlen ist, wird mindestens als verfrüht oder staatsgefährlich in den Bann gethan. Ich habe viel über China gelesen und kenne die Art und Weise der Mandarinen aus Schilderungen französischer Emissäre ganz genau; leider habe ich Grund zu fürchten, daß die schleswig-holstein'schen Beamten über die Mandarinen anders urtheilen, als ich und ein Theil meiner Freunde.

Erst vor einigen Tagen zeigte man mir im Norden Schleswigs einen Baum, an dem sich ein Handwerksbursche aufgehängt hatte. Zwei Bauern, die des Weges kamen

Blick auf das Schnellmarkerholz. (S. 45.)

und den Selbstmörder noch mit den Beinen zappeln sahen, ritten schnell vorüber und nach Hadersleben, wo sie dem Herrn Bürgermeister von dem Geschehenen Anzeige machten. Nach einer guten Stunde kam Se. Gnaden mit einem Arzte und zwei Polizeidienern angefahren — und ließ den Ast absägen, damit hinfüro kein Selbstmörder auf den Gedanken käme, sich an ihm aufzuknüpfen. Wer aber so dressirt ist, daß er ein Menschenleben zu retten ansteht, weil der Bürgermeister ihm hierzu nicht Erlaubniß gegeben hat, der greift auch nicht zur Heugabel, um sich seines Peinigers und Blutsaugers zu entledigen. Noch jetzt schlagen dänische Lehrer deutschen Mädchen mit den Worten: „Da hast Du es, Du deutsches Aas!" mit der Faust in's Gesicht, daß ihnen das Blut aus Nase und Ohr spritzt; und wenn die Eltern des gemißhandelten Kindes bei dem Herrn Bürgermeister Hülfe suchen, verweist er sie an einen — Advokaten. So geschehen im Monate Juni des Jahres 1864 zu Hadersleben, zu der Zeit, wo österreichische Truppen die Stadt besetzt hielten und den Deutschen jeden Schutz gewährten; so geschehen, sage ich, unter dem von den Civilkommissären eingesetzten deutschen Bürgermeister Hansen. Ich war in Hadersleben anwesend, als die Unthat geschah, und forderte die Bürger auf, sich bei den Civilkommissären zu beklagen, mußte es aber erleben,

daß ein Professor gegen mich auftrat und vor „Ueberstürzung“ warnte! Man denke! Während des Krieges mit unsern Todfeinden lassen wir unsere Kinder von eingewanderten Dänen mißhandeln, weil sie deutsche Kinder sind, und es ist Ueberstürzung, eine Klage gegen den brutalen Feind zu erheben!

Zur Ehre der Hadersleb ener will ich aber doch erwähnen, daß sie in meinem Vorschlage keine Ueberstürzung fanden, sondern eine Deputation an Herrn v. Zedlitz abschickten. Tags darauf untersuchte der Bürgermeister Hansen den Fall, d. h. er nahm die Klage der Eltern, die er bisher abgewiesen hatte, zu Protokoll! An demselben Tage protestirte er aber dagegen, daß der Kommandant von Hadersleben einem Schweden, der ihn auf offener Straße mit der Sense attakirt hatte, Stockprügel geben ließ — weil Stockprügel keine gesetzliche Strafe wären, und dem Militär die Befugniß nicht zustände, Civilisten zu bestrafen.

Doch, was rede und predige ich gegen die geschlossene Armee angestellter Würdenträger, die an ihren engherzigen Gesichtskreisen im Grunde genommen unschuldig sind; sie sind geworden wie ihre Urgroßväter waren, und ihre Urenkel werden ihnen auf's Haar gleichen. Nur der innigste Anschluß an Deutschland und Verschmelzung unserer „von zweier Meere Flut umspülten“ Bewohner mit den lebhafteren Brüdern jenseits der Elbe kann uns vor gänzlichem Chinesenthum retten. Dieß scheint man auch in der guten alten Zeit gewußt zu haben, als man aus allen Theilen Deutschlands Prediger und Beamte in das Land rief, die für Aufklärung sorgten. Später, als der Adel das Schwert gegen die Feder vertauschte und es weit bequemer fand, ein fettes Amt zu verwalten, als im Sattel zu sitzen, wurden die Stellen fast ausschließlich von Reventlow's, Brockdorff's, Ahlefeld's, Rumohr's u. s. w. eingenommen. Als aber der Zeitgeist auch bei den Bürgerlichen anklopfte und ihnen predigte, daß sie dieselben Rechte hätten wie der Adel, widmeten sie sich ebenfalls den Studien und traten nach glücklich bestandenem Rigorosum in die Friedensarmee der Richter und Zöllner ein. Hoffen wir, daß der Zeitgeist den Partikularismus der Schleswig-Holsteiner besiegen und auch hier das große Wort verkünden werde: „Wir sind ein Volk von Brüdern!“ Dann, wenn aus allen Gauen Deutschlands tüchtige Männer bei uns thätig sind, den Indifferentismus und Materialismus todtzuschlagen, kann aus den Schleswig-Holsteinern ein herrliches Volk werden, welches die Liebe verdient, die ihm in so reichem Maße von den Brüdern im Süden bezeigt wurde, während 900,000 Menschen sich von einigen hundert dänischen Schergen — schinden und mit Füßen treten ließen! Aber Louisenlund ist reizend!

In uralten Zeiten hieß Louisenlund der Ziegelhof, weil hier eine zur Haddebykirche gehörende Ziegelei lag, welche der Herzog Christian Albrecht um das Jahr 1647 dem Marschall v. Güntherode auf Lebenszeit schenkte. Später, als Domäne an die Regierung zurückgefallen, wurde Louisenlund von dem verrückten Königherzoge Christian VII. seiner Schwester, der Landgräfin Louise von Hessenkassel, geschenkt, von welcher es seinen dermaligen Namen erhielt. Die unglückliche Gemahlin des wahnsinnigen Königs, Karoline Mathilde, hatte auf dem anmuthigen Landsitze ruhige Tage verlebt, und theils aus Pietät gegen seine Mutter, theils aus eigener Vorliebe für den unvergleichlichen Buchenwald, der sich um das Schloß zieht, pflegte König Friedrich VI. bei seinem jedesmaligen Besuche der Herzogthümer mehrere Tage auf Louisenlund zuzubringen. Ein merkwürdiger Baum — eine Buche und eine Eiche, die so mit einander verwachsen sind, daß der Stamm eins geworden — trägt noch heute den Namen „Königsbaum“ nach dem „alten“ Könige, wie Friedrich VI. noch von den Landleuten genannt wird.

Was Louisenlund die besondere Vorliebe der Schleswiger erworben hat, ist der unaussprechliche Reiz, der in seinen waldumkränzten Wiesen und Feldern liegt. Es ist eine Ruhe und ein Friede über das Ganze ausgebreitet, eine Waldeinsamkeit, die mit der Jämmerlichkeit des Alltagslebens im schneidendsten Kontraste steht und wie eine Vorahnung der — ewigen Ruhe — auf das menschliche Herz wirkt.

Tritt man in den dunklen Wald, der von dem Jubelchor der Drosseln und Amseln wiederschallt, so dämpft man unwillkürlich die eigene Stimme und steuert den Kindern, die scherzend umherspringen und Waldmeister pflücken; man empfindet, daß der Wald ein Dom ist, den Gott der Herr erbaut, und sündige Menschen, die den Dom Gottes mit größerer Ehrfurcht betreten, als den Dom zu Köln — wie ich es z. B. thue — fühlen einen heiligen Schauer ihr Inneres bewegen.

Ist aber der Wald ein Dom Gottes, dann ist die Buche mit ihrem saftigen Grün die Kanzel, die Nachtigall ist der Verkündiger der ewigen Liebe, der Kukuk ist der Küster, und die Birken sind weißgekleidete Jungfrauen, die in seliger Wonne den Verheißungen des Predigers lauschen; die Tanne in ihrem unvergänglichen Schmucke ist der Edelmann, und die knorrige Eiche repräsentirt den Bauern, der am Ende mehr werth ist als das ganze übrige Gelichter.

Dieß sind aber sündhafte Gedanken, von denen die Schleswiger hoffentlich verschont bleiben, wenn sie mit einem Korbe voll Butterbrod unter einer Eiche Platz nehmen, während über einem improvisirten Feuer das Wasser im Theekessel zum Kochen gebracht wird. Ihnen gelten die Aussicht auf die Schlei, das saftige Grün des Waldes und die eigene Unterhaltung mehr — als die Runensteine, die hier aufbewahrt werden.

Diese beiden, bei dem Dorfe Welspang, also in der Nähe des Dannewirke gefundenen Steine sollen nach der Erklärung des Antiquars Arndt folgende Inschriften haben: „Thorolf, Hausgenosse des Svend, errichtete diesen Stein zum Andenken seines Mitstreiters Erich, welcher blieb, als die Tapferen Haidebu belagerten; denn er war treuer als Sygurd.“ Auf dem zweiten Steine soll stehen: „Asfride bereitete ihrem Sohne Sigtrygg diesen Grabhügel und diesen Stein.“

Mehr als diese beiden Steine erregten in letzterer Zeit die beiden Bewohner des Schlosses von Louisenlund die allgemeine Aufmerksamkeit — ich meine den Herzog Karl von Glücksburg und seine Gemahlin Wilhelmine, Tochter Friedrich VI. von Dänemark.

Der Herzog, älteſter Bruder des jetzigen Königs von Dänemark, hatte die geſchiedene Gemahlin des eben verſtorbenen Königs Friedrich VII. geheirathet, war alſo mit dem däniſchen Königshauſe eng verwandt. Als aber 1848 der Kampf gegen die Dänen ausbrach, ergriff er gegen ſie das Schwert und zeichnete ſich in dem Gefechte bei Hadersleben (1848) durch große Kaltblütigkeit aus. Noch im ſelben Jahre trat er aus dem aktiven Dienſte, bewahrte aber ſeinem Vaterlande die treueſte Liebe und Anhänglichkeit und verſäumte keine Gelegenheit, ſeinen Patriotismus an den Tag zu legen. Als endlich Friedrich VII. ſtarb, und der Bruder des Herzogs Protokollkönig wurde, leiſtete der Herzog ihm nur unter der ausdrücklichen Bedingung den Huldigungseid, daß die Gutsbeſitzer der adeligen Güter mit dieſem Eide verſchont werden ſollten; die Dänen gingen hierauf ein, brachen aber ihr Verſprechen und veranlaßten durch ihr perfides Benehmen den Herzog, ſeinen Eid zurückzunehmen und ſich nach Brüſſel zu begeben.

Die Gemahlin des Herzogs iſt zwar eine Anhängerin der Geſammtſtaatsidee, nichtsdeſtoweniger aber eine ſo mildthätige und herzensgute Frau, daß die Schleswiger ihr die größte Liebe bewahren.

Mit Anbruch des Waffenſtillſtandes im Frühjahr 1864 wählte der kommandirende General der alliirten Armee, Prinz Friedrich Karl, Louiſenlund zu ſeinem Hauptquartier. Er lebte ſehr zurückgezogen und entzog ſich durch die Flucht allen weißgekleideten Jungfrauen, die ihm Lorbeerkränze überreichen wollten; ſtatt ihrer empfing er einmal an Einem Tage Einhundert und zweiundfünfzig telegraphiſche Depeſchen, die ihm per Ordonnanz von Schleswig zugeſchickt wurden.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel den Leſer in Louiſenlund ſitzen laſſen, ohne ihm zu ſagen, wie er die Reiſe nach Eckernförde weiter fortſetzen ſoll, und da ich mir in ihm einen angenehmen und unterhaltenden Reiſegefährten vorſtelle, will ich mich zu ihm in den Wagen ſetzen, ſelbſt den Zügel in die Hand nehmen und die ſchwerfälligen Pferde, ſo gut es gehen will, in Trab bringen.

Das Erſte, was uns auf unſerem Wege auffällt, iſt natürlich wieder die unvergleichlich ſchöne Gegend, der ewige Wechſel von Wald, Wieſen, Kornfeldern und Viehweiden, Hügeln und Meeresbuchten, ein Punkt ſcheint immer ſchöner zu ſein als der andere, und ich danke Gott, daß er mich nicht zum Landſchaftsmaler gemacht hat, weil ich ſonſt in Verſuchung kommen würde, die ganze Oſtküſte Schleswig-Holſteins abzukonterfeien. Ich will daher auch in meinen ferneren Schilderungen der Naturſchönheiten gar nicht mehr gedenken, und nur an einzelnen Stellen, die es vielleicht ebenſo ſehr verdienen beſucht zu werden wie die langweilige Schweiz, meinem Enthuſiasmus freien Lauf laſſen.

Da es mir aber unmöglich iſt, ſtumm und ſteif neben meinem Reiſegefährten zu ſitzen, unter dem ich mir eine liebenswürdige Blondine vorſtelle, die für Alles Auge und Ohr hat, und die nicht ängſtlich „Kutſcher“ ruft, wenn ich über die Chauſſeehaufen fahre — will ich in dem erſten Dorfe vorfahren und ihr das Eigenthümliche eines Landwirthshauſes erklären.

Sie ſehen dort jenes lange Gebäude, mein Fräulein, das vorn und hinten ein Doppelthor hat, durch welches ein Eiſenbahnzug durchfahren könnte. Das Thor iſt geſchloſſen, wird ſich aber gleich öffnen, ſowie ich meine Stimme erſchallen laſſe. Sehen Sie, daß ich recht hatte? Ein Hausknecht in Holzpantoffeln und Hemdärmeln ſchiebt den ſchweren Riegel beiſeite, das Thor öffnet ſich, und wir fahren wohlgemuth in das Haus hinein. Es genirt uns nicht, daß ſchon drei andere Wagen eingekehrt ſind — auf der Tenne iſt Platz genug für eine doppelte Anzahl. Bemerken Sie, wie der Knecht eine Krippe vor die Pferde ſtellt, ihnen Heu, Gras und Waſſer bringt? Ich brauche mich gar nicht um die Thiere zu bekümmern, und Alles, was ich zu thun habe, iſt: Sie auf den heimlichen Geruch aufmerkſam zu machen, der uns entgegenkommt. Er rührt von dem friſchen Heu her, das auf dem Boden über der Tenne liegt; von den Pferden, die rechts von uns im Klee ſchwelgen, und von den Kühen, die auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen und mit Ungeduld auf den Augenblick warten, wo ſie wieder in's Freie getrieben werden. Wo der Kuhſtand zu Ende iſt, geht die Thüre in die Wirthsſtube; die Bauern laſſen ſich Meth, Käsbutterbrod und einen Schnaps geben; ſtopfen auch wohl aus dem Tabakskaſten des Wirthes ihre Pfeife. Wollen Sie ein Glas friſche Milch und ein Stück ſchmackhaften Roſinenbrodes mit Butter und Käſe oder Zunge haben, ſo dürfen Sie von der Landesſitte nicht abweichen, ſondern müſſen durch die Wirthsſtube in die „ſeine Stube“ gehen, wo Sie von dem Geruche der Blumen, welche in den nie geöffneten Fenſtern blühen, ohnmächtig werden, wenn Sie nicht mit ſtarken Nerven geſegnet ſind. Aber Sie erbleichen nur, und ſind kräftig genug, um den Jasmin- und Syringengeruch auszuhalten; Sie lächeln ſogar über den weißen Sand, der über den Fußboden ausgeſtreut iſt; über die ſchrecklich ſchlechten Bilder, die an der Wand hängen, und über das Fortepiano, das zwar nie geſpielt wird, aber doch da ſtehen muß, weil ein reicher Bauer ſo ein Ding nun einmal nicht entbehren kann, wenn er ſich vor ſeinen Nachbarn nicht geniren ſoll.

Doch da kommt die Wirthin; ſie ſieht ernſt und langweilig aus, wie alle Bauernweiber in Schleswig-Holſtein, die wiſſen, was ſich ſchickt. Es wäre ja ein reiner Skandal, wenn ſie jedem Gaſt freundlichen Gruß ſchenken wollte; ſie hat es nicht nöthig und kann auch ſo leben, und fragt nicht ſo viel darnach, ob Gäſte einkehren oder nicht. Der Mann hat den Hof und die Wirthſchaft frei, zwölf Kühe in dem Stalle, zwanzigtauſend Thaler in der Bank, und das ſeidene Kleid, das ihre ſchöne Taille verhüllt, iſt gar nichts im Vergleich zu dem Kleide, womit die Bäuerin auf Kindtaufen renommirt.

Die gnädige Frau hat nicht verſtanden, was Sie beim Eintritt verlangten, und frägt mit ſauertöpfiſcher Miene: „Wollten Sie Butterbrod mit belegter Zunge haben?“

Sagen Sie nur Ja, mein Fräulein; denn wenn Sie gegen den Mißbrauch proteſtiren, der mit Ihrer Mutterſprache getrieben wird, ſo wird die Frau Bäuerin verdrießlich und ſchickt Ihnen die Küchenmagd in's Zimmer, die ebenſo langweilig iſt wie ſie, und es „auch nicht nöthig hat“, ſondern die Erbin einer großen Hofſtelle iſt und ſtens den Erben einer anderen großen Hofſtelle

Altes angelsächsisches Haus (1789). (S. 50.)

wird. Wollen Sie daher meinem Rathe folgen, so lassen Sie sich belegte Zunge geben, und horchen Sie auf das Gespräch, welches die Bauern mit dem Wirthe führen. Der dicke Mann in Holzpantoffeln und mit der Mütze auf dem Kopfe, der mit dem Rücken gegen den Schrank steht, in welchem der Schnaps aufbewahrt wird, ist der Wirth. Betrachten Sie das unendliche Phlegma, das sich in seinem Gesichte ausdrückt; steht nicht in jeder Falte seiner untrasirten Wangen geschrieben: „Ik häv dat nich nödig?“ Ist es nicht eine außerordentlich unliebenswürdige Erscheinung? Könnten Sie sich jemals für einen solchen Menschen interessiren? Nein? Doch, mein Fräulein! der Mann war Unteroffizier in meiner Jägerkompagnie, ein kühner Soldat und wüthender Dänenfeind. In jedem Gefechte hat er sich ausgezeichnet; zweimal ist er verwundet worden, und wenn er mit seinem Herzblute Schleswig-Holstein hätte befreien können, würde er es ohne Bedenken gethan haben. Sie meinen, daß er mich nicht wieder erkennt? Ich habe beim ersten Blicke gesehen, daß er mich kennt; aber er ist zu stolz oder zu engherzig, um auf mich zuzukommen und mir die Hand

Partie aus Angeln. (S. 56.)

zu drücken. Ein Wort von mir, und er quetscht mir die Finger flach, und wird nicht müde, mir von der „schönen alten Zeit“ zu erzählen. — Aber hören Sie dem Gespräche der Bauern zu! Höchstens jede halbe Minute wird ein „Jo! So! Hm! Kunn wull wesen!“ ausgesprochen; Sie könnten ein Menschenalter warten, bis Sie die Leute in fröhlichem, heiterem Gespräche fänden. Und wissen Sie warum? Der Bauer kennt kein anderes Vergnügen als Ruhe! Sitzt er im Wirthshause, so ist das Sitzen seine Erholung, seine Zerstreuung, sein Vergnügen; das Sprechen ist ihm eine Arbeit. Ja, sogar das Zuhören ist ihm lästig, weil es seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ein redseliger, ja ein heiterer und fröhlicher Mensch ist daher dem schleswig-holsteinischen Bauern eine unangenehme Persönlichkeit, ein „Hans Hasenfuß, Windbeutel, Klönbüdel und Hans Quast“.

Aber Sie verwenden keinen Blick von dem Häuschen, das jenseits des Weges zwischen schattigen Linden und Weiden hervorguckt?

Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß fast jeder Bauernhof einen solchen „Altentheil“ neben sich stehen hat, und

daß die Besitzer des Bauerngutes, wenn sie alt und schwach werden, ihrem ältesten Sohne das Erbe übergeben und sich in dem Altentheile zu Tode füttern lassen? Der Altentheiler kennt keine Sorgen; er hat in seiner Jugend das Vieh gehütet, als Mann den Soldatenrock getragen, geheirathet, gearbeitet, gespart und geschafft, und jetzt, wo der Sohn aus dem Militärdienste entlassen ist, ruht er auf seinen Lorbeeren aus; schläft, wenn es ihm gefällt; ißt und trinkt, wenn er Hunger und Durst spürt, und schüttelt höchstens einmal bedenklich den Kopf, wenn die Wiese zu früh gemäht wird, oder wenn der Ententeich überlauft. Das Leben, das nie sonderlichen Reiz für ihn hatte, und das ihm nur eine liebe Gewohnheit war, so lange es ihm die Abwechslung der Arbeit und der Ruhe bot, ist ihm jetzt, wo diese Abwechslung aufgehört hat, nichts als ein Warten auf den Tod. Den Altentheiler interessirt nichts, und das Einzige, wofür er noch Sinn hat, ist die richtige Ablieferung seines ausbedungenen Deputats an Eiern, Butter, Waizen und Korn. Zu sparen braucht er nicht mehr, denn sein Sohn hat ihn schon bei seinen Lebzeiten beerbt. Das Sonderbarste bei dieser Einrichtung, die meines Wissens nirgends ihresgleichen findet, ist: daß der Sohn sein Erbe verkaufen und gleichsam seine Eltern mit in den Kauf geben kann, das heißt, der neue Besitzer übernimmt die Last, die Altentheiler bis an ihr Lebensende zu füttern, und da die Deputate gewöhnlich reichlich bemessen sind, richtet sich der Werth eines Erbes oft nach dem Alter und der Gesundheit der ursprünglichen Besitzer. Leiden die beiden Alten an der Schwindsucht, so kann ein Erbe leicht ein paar hundert Thaler mehr werth sein, als wenn sie wohl und munter sind. Man sollte glauben, daß mit der steigenden Aufklärung ein System wie dieses seinem Ende entgegen ginge, und daß nur wirklich alte und gebrechliche Bauern sich von ihren Kindern auf den Altentheil setzen ließen; leider ist dem nicht so. Das Materielle herrscht bei der Landbevölkerung noch so vor, und die Poesie ist diesem Volke so fremd und fern, daß noch fortwährend die Altentheile im Flor sind, und daß Leute in ihren besten Jahren ihren Kindern das Erbe abtreten, um sich — vielleicht zwanzig Jahre und darüber — abfüttern zu lassen.

Bei dem friedlichen Charakter unserer Landleute und dem streng patriarchalischen Verhältnisse, in welchem die Kinder zu ihren Eltern stehen, kommt es fast niemals vor, daß die armen Alten um ihr ausbedungenes Deputat betrogen werden, oder mit ihren „Abnehmern" in Unfrieden leben. Ganz ohne unangenehme Zwischenfälle geht es natürlich fast niemals ab.

Aber die Pferde werden ihr Heu verzehrt haben, und wir wollten ja nach Eckernförde! Sie bemerken gefälligst, daß es weder dem Wirthe noch seiner Gattin einfällt Ihnen Adieu zu sagen; ganz ergriffen von der naturwüchsigen Gemüthlichkeit, die nur eines Auerbach's bedarf, um auf das Anmuthigste geschildert zu werden — ich hasse Auerbach's Dorfgeschichten — mein Fräulein, steigen Sie wieder in den Wagen, und überlassen es mir, dem Hausknecht für Pflege, Futter und Wartung der Pferde zwei Schillinge oder etwas mehr als einen Groschen zu geben. Wüßten Sie, welches Sündengeld man in einer Stadt für das Futter bezahlen muß, das den Pferden gewöhnlich nur auf der Rechnung gegeben wird, so würden Sie diesen Preis außerordentlich billig finden; ja, Sie würden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich gar nichts zu geben brauche, und daß meine zwei Schillinge nur ein Trinkgeld für den Hausknecht sind.

Wir fahren weiter, der Hausknecht grüßt nicht, sondern schiebt nur den Hut in den Nacken, um ihn bei der nächsten Gelegenheit, wenn Fremde kommen oder abreisen, wieder nach vorn zu schieben, und die Pferde traben, Dank meiner Peitsche, in gestrecktem Trabe die Chaussee entlang. Fürchten Sie sich nur nicht, wenn das Sattelpferd gleich einen Sprung auf die Seite macht; es spitzt jetzt schon die Ohren und macht Miene umzukehren, denn zwanzig Schritte vor uns stehen zwei kleine, weißhaarige Gänsehirten auf dem Kopfe und bewegen ihre nackten Beine wie Windmühlenflügel. Die armen Kinder haben ein saures Brod und eine geisttödtende Beschäftigung. Sie müssen die Gemeindegänse längs den grasreichen Zäunen und Knicken treiben und aufpassen, daß keins ihrer Pflegebefohlenen in einen bestellten Acker kriecht und sich anständig satt frißt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinter watschelnden und gackernden Gänsen herzutraben ist kein angenehmes Geschäft; es ist oft schon schlimm genug, wenn man neben einer sitzen muß! Nun denken Sie sich, den ganzen Sommer, Tag für Tag, bei Regen und bei Sonnenschein Gänsehirte spielen zu müssen, dabei elend gekleidet, schlecht genährt und noch schlechter gebettet zu sein, und für dieses Alles ein paar lumpige Thaler zu bekommen, — die man gleich wieder abgeben muß, damit der jüngere Bruder, der noch in der Wiege liegt und erst in vier bis fünf Jahren „sein Brod verdienen kann", ein neues Röckchen bekommt.

Aus Verzweiflung über ihr Loos, aus Langeweile und aus dem ganz natürlichen Triebe, doch etwas Geisterfrischendes zu thun, stellen sich nun besagte Gänsehirten auf den Kopf und manövriren verdächtig mit den Beinen umher. Sobald der Wagen, dem diese Honneurs gelten, herangekommen ist, springen die Knaben auf die Füße und rufen mit der kläglichsten Stimme: „Ein Schilling! ein Schilling!" Glauben Sie nun wohl, daß der reiche Wirth, den wir eben verließen, jemals in seinem beschaulichen Leben solch' einem armen, halbnackten Kinde einen Schilling zugeworfen hat? Sie glauben es; nun da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Der Schullehrer in einem Dorfe bei Rendsburg hatte zwölf Thaler Gehalt und freies Essen bei den Bauern. Seine Verpflegung ging um, wie die Bauern sich ausdrückten, und er aß täglich bei einem anderen gemüthlichen Naturmenschen, bis der schöne Ring geschlossen war, und er die Buchwaizengrütze von Neuem im ewigen Kreislaufe zu genießen begann; denn da er eines gesegneten Appetits sich erfreute, kochten die Bäuerinnen für den Nimmersatt erst recht nichts Apartes, sondern nur das, was den Magen am schnellsten zu füllen versprach. Ich will mich bei den ewigen Indigestionen des armen Schullehrers nicht aufhalten, sondern meine Geschichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann, zu Ende erzählen. Als ich mit einem Bauern über die schlechte Besoldung des Erziehers seiner und der übrigen Bauernkinder sprach,

schüttelte er den Kopf und sagte: „De Kirl is en Verschwender; de ward min Dag nix!“ Und als ich nach der Ursache dieses schrecklichen Prognostikons fragte, erhielt ich zur Antwort, daß er den Kindern ganze Griffel statt halber gäbe!

O Gott! Es ist mehr als sündhaft, einen Menschen, der zwölf Thaler Gehalt und ewig einen verdorbenen Magen hat, einen Verschwender zu nennen! — Glauben Sie noch, daß der Wirth dem Gänsejungen einen Schilling gibt? Ach, mein liebes Fräulein! Ganz andere Menschen als der Wirth fahren kalt vorüber und amüsiren sich daran, dem armen Kinde einen Schilling hinzuhalten, während ihr Wagen im schnellen Trabe weiter fährt. In der Hoffnung, den Schilling zu bekommen, läuft das Kind hinterher, und hat es endlich keinen Athem mehr, so gibt der Herr im Wagen ihm — den Schilling? — nein, mein Fräulein, einen Hieb mit der Peitsche und sagt: „Man muß das Betteln nicht unterstützen.“ Ich habe solche „Belustigungen“ meerumschlungener Brüder auch mit angesehen, mein Fräulein! Es sind nicht alle Menschen Engel, die zwischen der Ostsee und der Nordsee wohnen.

Aber, wie gesagt, wir fahren nach Eckernförde und sehen das allerliebste Städtchen schon vor uns liegen. Sehen Sie, wie es, von waldigen Höhen umgeben, hart am Meeresufer thront, und wie die reinen rothen Dächer mit der tiefblauen Ostsee kokettiren. Die ganze Stadt sieht aus, als wenn sie eben gewaschen wäre, und die unzähligen Blumentöpfe in den Fenstern geben sich umsonst Mühe, ernsthaft und langweilig auszusehen; es lächelt Einen Alles an in diesem reizenden Städtchen, in dem sogar das Straßenpflaster erträglich ist. Die kleinen reinlichen Häuser mit den blankgeputzten Fensterscheiben und frisch polirten Messinggriffen an den Thüren haben ein vergnügtes Feiertagsgesicht; die Menschen gehen schneller über die Straße als in Schleswig; die Straßenjungen pfeifen lauter Schleswig-Holstein — kurz, es ist ein frischeres Leben, ein regerer Geist in Allem, was Einem begegnet. Ob die Ostsee mit ihren wechselvollen Wogen dieß Wunder bewirkt? Ob die Mackrelen daran schuld sind, die zu Tausenden gefangen werden? Ich weiß es nicht; nur das steht fest, daß von allen Städten Schleswig-Holsteins Eckernförde den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht hat, und daß ich, so oft ich mich durch seine Straßen bewegt habe, von dem Gefühle beschlichen werde, daß ich mich nicht im kalten Norden, sondern in irgend einer Stadt des fröhlichen Südens befände.

Woher der Name Eckernförde stammt, ist mir unbekannt. Die älteste Urkunde aus dem Jahre 1261 nennt einen Nycolaus de Ekerenforde, während die Dänen seit 1850, wo sie ganz Schleswig umtauften, den Namen Egernsjord erfanden. Ich habe aber besondere Vorliebe für Alterthümer, daher halte ich es auch mit Nycolaus de Ekerenforde und lasse mich auf die Wiedertäufereien und Teufeleien der Dänen nicht ein. Die Stadt heißt also, wie sie seit sechshundert Jahren geheißen hat, und hoffentlich nach sechshundert Jahren heißen wird, und die Bürger handeln, — wenn auch nicht immer mit den Artikeln, durch welche der Schwiegervater des Gesandten am preußischen Hofe sich ein Vermögen erworben hatte. Die Frau des Gesandten wurde eines Abends von einer Königlichen Hoheit gefragt: „Womit handelt Ihr Vater, liebe Gräfin?“ — „Mit Weisheit und Verstand!“ antwortete die Gefragte; ihr Gatte setzte aber schnell hinzu: „Und die Tochter setzt das Geschäft ihres Vaters fort“. Die glücklichen Eckernförder brauchen sich ihres bürgerlichen Gewerbes nicht zu schämen, erwerben sich im Gegentheil den gerechtesten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, wenn sie recht viele Krabben und Breitlinge fangen und in die weite Welt schicken.

Säße die junge Blondine noch neben mir im Wagen, so würde ich ihr ganz allein eine Vorlesung über Krabben und Breitlinge halten; da sie aber fort und verschwunden ist, will ich mein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern ganz Deutschland die Naturgeschichte der beiden Leckerbissen erklären, mit welchen Eckernförder Spekulanten sich selbst den Geldbeutel und Andern den Magen füllen.

Meinem Prinzipe zufolge fange ich mit dem Kleinen an, und nenne zuerst die Krabbe. Es ist dieß eine Karrikatur auf den Krebs, ein kleines Seethier von der Länge eines Zolls, ein Thierchen, das an wohlschmeckendem Fleische den feinsten Flußkrebs übertrifft. Es hat in der That nur ein Laster — es ist zu klein, und es kostet zu viel Mühe und Arbeit, um die Schale abzupflücken; wer daher mit hungrigem Magen vor eine Krabbenschüssel gesetzt wird, ißt sie entweder mit der Schale und hat bald den Gaumen voll unverdaulicher Stacheln und Fühlhörner; oder er ißt gar keine; oder aber — und dieß habe ich stets vorgezogen — er läßt sich von der Hausfrau, oder noch lieber von ihrer Tochter, die Thierchen präpariren und auf den Teller legen.

Das Meer ist mit Krabben gesegnet; alljährlich werden Millionen gefangen und nach allen Weltgegenden verschickt. Früher war es mir unklar, wovon sich diese Thiere nährten; als aber 1849 am 5. April einige hundert Dänen in die Luft flogen und gleich darauf in's Wasser fielen, und als bald nachher die Krabben doppelt so groß und fett waren, als jemals zuvor, entsagte ich ihrem Genusse und wandte meine Aufmerksamkeit den Breitlingen zu, die ihrem Namen keine Ehre machen, weil sie lange, dünne Häringe sind, die in der gebildeten Welt erst dann Zutritt haben, wenn sie geräuchert und Sprotten getauft sind.

Die Eckernförder werden es mir übel nehmen, wenn ich, anstatt von ihnen zu sprechen und ihren Patriotismus zu loben, von den Fischen des Meeres erzähle; ich will aber nachher reichlich nachholen, was ich jetzt versäume, und nur in wenig Worten bemerken, daß das kleine Dorf, das mit Eckernförde zusammenhängt, Borby heißt, und von nervenschwachen Herren und Damen als Badeort besucht wird. Was dem Dorfe diese Ehre verschafft hat, habe ich nicht ergründen können. Vielleicht finden die Badegäste das Leben in dem, von 3400 Menschen bewohnten Städtchen zu geräuschvoll? Oder ist die Luft im Dorfe besser? Braucht man nicht Toilette zu machen? Gott im Himmel weiß es, ich nicht. Nur das steht fest, daß man im Eckernförder Meerbusen eben so gute Seebäder nehmen kann, wie in jedem andern Meerbusen der Ostsee, und daß ich nie ein lieblicheres Organ gehört habe, als bei einem Mädchen in Borby, welches mir weitläufig auseinandersetzte, warum der Durchgang den Garten ihres Vaters verboten sei. Da[illegible] wöhnlich schöne Klang ihrer Stimme auf[illegible]

Altes angelsächsisches Haus (1789). (S. 56.)

wird. Wollen Sie daher meinem Rathe folgen, so lassen Sie sich belegte Zunge geben, und horchen Sie auf das Gespräch, welches die Bauern mit dem Wirthe führen. Der dicke Mann in Holzpantoffeln und mit der Mütze auf dem Kopfe, der mit dem Rücken gegen den Schrank steht, in welchem der Schnaps aufbewahrt wird, ist der Wirth. Betrachten Sie das unendliche Phlegma, das sich in seinem Gesichte ausdrückt; steht nicht in jeder Falte seiner unrasirten Wangen geschrieben: „Ik häv dat nich nödig?“ Ist es nicht eine außerordentlich unliebenswürdige Erscheinung? Könnten Sie sich jemals für einen solchen Menschen interessiren? Nein? Doch, mein Fräulein! der Mann war Unteroffizier in meiner Jägerkompagnie, ein kühner Soldat und wüthender Dänenfeind. In jedem Gefechte hat er sich ausgezeichnet; zweimal ist er verwundet worden, und wenn er mit seinem Herzblute Schleswig-Holstein hätte befreien können, würde er es ohne Bedenken gethan haben. Sie meinen, daß er mich nicht wieder erkennt? Ich habe beim ersten Blicke gesehen, daß er mich kennt; aber er ist zu stolz oder zu engherzig, um auf mich zuzukommen und mir die Hand

Partie aus Angeln. (S. 56.)

zu drücken. Ein Wort von mir, und er quetscht mir die Finger flach, und wird nicht müde, mir von der „schönen alten Zeit“ zu erzählen. — Aber hören Sie dem Gespräche der Bauern zu! Höchstens jede halbe Minute wird ein „Jo! So! Hm! Kunn wull wesen!“ ausgesprochen; Sie könnten ein Menschenalter warten, bis Sie die Leute in fröhlichem, heiterem Gespräche fänden. Und wissen Sie warum? Der Bauer kennt kein anderes Vergnügen als Ruhe! Sitzt er im Wirthshause, so ist das Sitzen seine Erholung, seine Zerstreuung, sein Vergnügen; das Sprechen ist ihm eine Arbeit. Ja, sogar das Zuhören ist ihm lästig, weil es seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ein redseliger, ja ein heiterer und fröhlicher Mensch ist daher dem schleswig-holsteinischen Bauern eine unangenehme Persönlichkeit, ein „Hans Hasenfuß, Windbeutel, Klönbüdel und Hans Quast“.

Aber Sie verwenden keinen Blick von dem Häuschen, das jenseits des Weges zwischen schattigen Linden und Weiden hervorguckt?

Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß fast jeder Bauernhof einen solchen „Altentheil“ neben sich stehen hat, und

daß die Besitzer des Bauerngutes, wenn sie alt und schwach werden, ihrem ältesten Sohne das Erbe übergeben und sich in dem Altentheile zu Tode füttern lassen? Der Altentheiler kennt keine Sorgen; er hat in seiner Jugend das Vieh gehütet, als Mann den Soldatenrock getragen, geheirathet, gearbeitet, gespart und geschafft, und jetzt, wo der Sohn aus dem Militärdienste entlassen ist, ruht er auf seinen Lorbeeren aus; schläft, wenn es ihm gefällt; ißt und trinkt, wenn er Hunger und Durst spürt, und schüttelt höchstens einmal bedenklich den Kopf, wenn die Wiese zu früh gemäht wird, oder wenn der Ententeich überlauft. Das Leben, das nie sonderlichen Reiz für ihn hatte, und das ihm nur eine liebe Gewohnheit war, so lange es ihm die Abwechslung der Arbeit und der Ruhe bot, ist ihm jetzt, wo diese Abwechslung aufgehört hat, nichts als ein Warten auf den Tod. Den Altentheiler interessirt nichts, und das Einzige, wofür er noch Sinn hat, ist die richtige Ablieferung seines ausbedungenen Deputats an Eiern, Butter, Waizen und Korn. Zu sparen braucht er nicht mehr, denn sein Sohn hat ihn schon bei seinen Lebzeiten beerbt. Das Sonderbarste bei dieser Einrichtung, die meines Wissens nirgends ihresgleichen findet, ist: daß der Sohn sein Erbe verkaufen und gleichsam seine Eltern mit in den Kauf geben kann, das heißt, der neue Besitzer übernimmt die Last, die Altentheiler bis an ihr Lebensende zu füttern, und da die Deputate gewöhnlich reichlich bemessen sind, richtet sich der Werth eines Erbes oft nach dem Alter und der Gesundheit der ursprünglichen Besitzer. Leiden die beiden Alten an der Schwindsucht, so kann ein Erbe leicht ein paar hundert Thaler mehr werth sein, als wenn sie wohl und munter sind. Man sollte glauben, daß mit der steigenden Aufklärung ein System wie dieses seinem Ende entgegen ginge, und daß nur wirklich alte und gebrechliche Bauern sich von ihren Kindern auf den Altentheil setzen ließen; leider ist dem nicht so. Das Materielle herrscht bei der Landbevölkerung noch so vor, und die Poesie ist diesem Volke so fremd und fern, daß noch fortwährend die Altentheile im Flor sind, und daß Leute in ihren besten Jahren ihren Kindern das Erbe abtreten, um sich — vielleicht zwanzig Jahre und darüber — abfüttern zu lassen.

Bei dem friedlichen Charakter unserer Landleute und dem streng patriarchalischen Verhältnisse, in welchem die Kinder zu ihren Eltern stehen, kommt es fast niemals vor, daß die armen Alten um ihr ausbedungenes Deputat betrogen werden, oder mit ihren „Abnehmern" in Unfrieden leben. Ganz ohne unangenehme Zwischenfälle geht es natürlich fast niemals ab.

Aber die Pferde werden ihr Heu verzehrt haben, und wir wollten ja nach Eckernförde! Sie bemerken gefälligst, daß es weder dem Wirthe noch seiner Gattin einfällt Ihnen Adieu zu sagen; ganz ergriffen von der naturwüchsigen Gemüthlichkeit, die nur eines Auerbach's bedarf, um auf das Anmuthigste geschildert zu werden — ich hasse Auerbach's Dorfgeschichten — mein Fräulein, steigen Sie wieder in den Wagen, und überlassen es mir, dem Hausknecht für Pflege, Futter und Wartung der Pferde zwei Schillinge oder etwas mehr als einen Groschen zu geben. Wüßten Sie, welches Sündengeld man in einer Stadt für das Futter bezahlen muß, das den Pferden gewöhnlich nur auf der Rechnung gegeben wird, so würden Sie diesen Preis außerordentlich billig finden; ja, Sie würden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich gar nichts zu geben brauche, und daß meine zwei Schillinge nur ein Trinkgeld für den Hausknecht sind.

Wir fahren weiter, der Hausknecht grüßt nicht, sondern schiebt nur den Hut in den Nacken, um ihn bei der nächsten Gelegenheit, wenn Fremde kommen oder abreisen, wieder nach vorn zu schieben, und die Pferde traben, Dank meiner Peitsche, in gestrecktem Trabe die Chaussee entlang. Fürchten Sie sich nur nicht, wenn das Sattelpferd gleich einen Sprung auf die Seite macht; es spitzt jetzt schon die Ohren und macht Miene umzukehren, denn zwanzig Schritte vor uns stehen zwei kleine, weißhaarige Gänsehirten auf dem Kopfe und bewegen ihre nackten Beine wie Windmühlenflügel. Die armen Kinder haben ein saures Brod und eine geisttödtende Beschäftigung. Sie müssen die Gemeindegänse längs den grasreichen Zäunen und Knicken treiben und aufpassen, daß keins ihrer Pflegebefohlenen in einen bestellten Acker kriecht und sich anständig satt frißt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinter watschelnden und gackernden Gänsen herzutraben ist kein angenehmes Geschäft; es ist oft schon schlimm genug, wenn man neben einer sitzen muß! Nun denken Sie sich, den ganzen Sommer, Tag für Tag, bei Regen und bei Sonnenschein Gänsehirte spielen zu müssen, dabei elend gekleidet, schlecht genährt und noch schlechter gebettet zu sein, und für dieses Alles ein paar lumpige Thaler zu bekommen, — die man gleich wieder abgeben muß, damit der jüngere Bruder, der noch in der Wiege liegt und erst in vier bis fünf Jahren „sein Brod verdienen kann", ein neues Röckchen bekommt.

Aus Verzweiflung über ihr Loos, aus Langeweile und aus dem ganz natürlichen Triebe, doch etwas Geisterfrischendes zu thun, stellen sich nun besagte Gänsehirten auf den Kopf und manövriren verdächtig mit den Beinen umher. Sobald der Wagen, dem diese Honneurs gelten, herangekommen ist, springen die Knaben auf die Füße und rufen mit der kläglichsten Stimme: „Ein Schilling! ein Schilling!" Glauben Sie nun wohl, daß der reiche Wirth, den wir eben verließen, jemals in seinem beschaulichen Leben solch' einem armen, halbnackten Kinde einen Schilling zugeworfen hat? Sie glauben es; nun da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Der Schullehrer in einem Dorfe bei Rendsburg hatte zwölf Thaler Gehalt und freies Essen bei den Bauern. Seine Verpflegung ging um, wie die Bauern sich ausdrückten, und er aß täglich bei einem anderen gemüthlichen Naturmenschen, bis der schöne Ring geschlossen war, und er die Buchwaizengrütze von Neuem im ewigen Kreislaufe zu genießen begann; denn da er eines gesegneten Appetits sich erfreute, kochten die Bäuerinnen für den Nimmersatt erst recht nichts Apartes, sondern nur das, was den Magen am schnellsten zu füllen versprach. Ich will mich bei den ewigen Indigestionen des armen Schullehrers nicht aufhalten, sondern meine Geschichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann, zu Ende erzählen. Als ich mit einem Bauern über die schlechte Besoldung des Erziehers seiner und der übrigen Bauernkinder sprach,

schüttelte er den Kopf und sagte: „De Kirl is en Verschwender; de ward min Dag nix!“ Und als ich nach der Ursache dieses schrecklichen Prognostikons fragte, erhielt ich zur Antwort, daß er den Kindern ganze Griffel statt halber gäbe!

O Gott! Es ist mehr als sündhaft, einen Menschen, der zwölf Thaler Gehalt und ewig einen verdorbenen Magen hat, einen Verschwender zu nennen! — Glauben Sie noch, daß der Wirth dem Gänsejungen einen Schilling gibt? Ach, mein liebes Fräulein! Ganz andere Menschen als der Wirth fahren kalt vorüber und amüsiren sich daran, dem armen Kinde einen Schilling hinzuhalten, während ihr Wagen im schnellen Trabe weiter fährt. In der Hoffnung, den Schilling zu bekommen, läuft das Kind hinterher, und hat es endlich keinen Athem mehr, so gibt der Herr im Wagen ihm — den Schilling? — nein, mein Fräulein, einen Hieb mit der Peitsche und sagt: „Man muß das Betteln nicht unterstützen.“ Ich habe solche „Belustigungen“ meerumschlungener Brüder auch mit angesehen, mein Fräulein! Es sind nicht alle Menschen Engel, die zwischen der Ostsee und der Nordsee wohnen.

Aber, wie gesagt, wir fahren nach Eckernförde und sehen das allerliebste Städtchen schon vor uns liegen. Sehen Sie, wie es, von waldigen Höhen umgeben, hart am Meeresufer thront, und wie die reinen rothen Dächer mit der tiefblauen Ostsee kokettiren. Die ganze Stadt sieht aus, als wenn sie eben gewaschen wäre, und die unzähligen Blumentöpfe in den Fenstern geben sich umsonst Mühe, ernsthaft und langweilig auszusehen; es lächelt Einen Alles an in diesem reizenden Städtchen, in dem sogar das Straßenpflaster erträglich ist. Die kleinen reinlichen Häuser mit den blankgeputzten Fensterscheiben und frisch polirten Messinggriffen an den Thüren haben ein vergnügtes Feiertagsgesicht; die Menschen gehen schneller über die Straße als in Schleswig; die Straßenjungen pfeifen lauter Schleswig-Holstein — kurz, es ist ein frischeres Leben, ein regerer Geist in Allem, was Einem begegnet. Ob die Ostsee mit ihren wechselvollen Wogen dieß Wunder bewirkt? Ob die Mackrelen daran schuld sind, die zu Tausenden gefangen werden? Ich weiß es nicht; nur das steht fest, daß von allen Städten Schleswig-Holsteins Eckernförde den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht hat, und daß ich, so oft ich mich durch seine Straßen bewegt habe, von dem Gefühle beschlichen werde, daß ich mich nicht im kalten Norden, sondern in irgend einer Stadt des fröhlichen Südens befände.

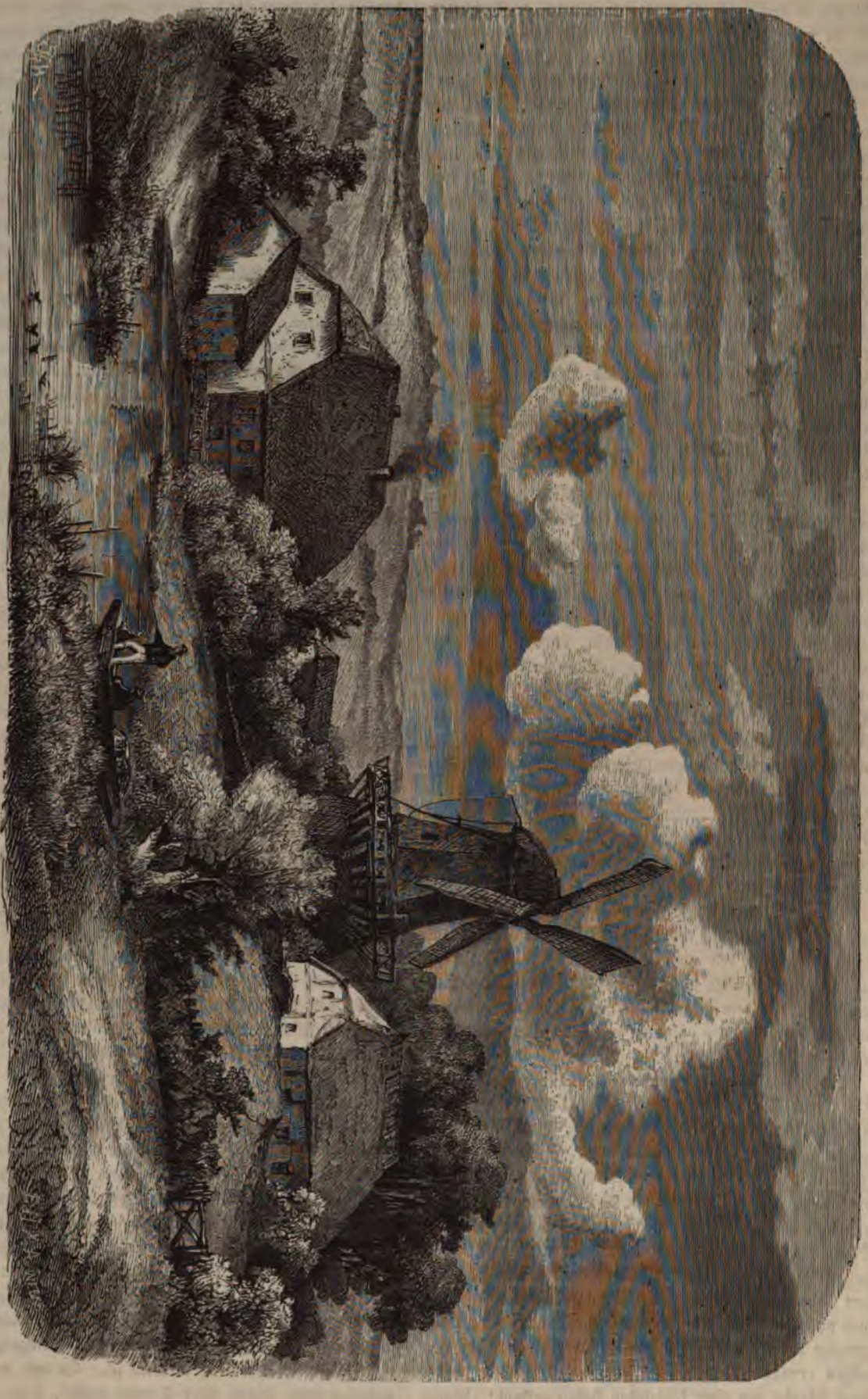
Woher der Name Eckernförde stammt, ist mir unbekannt. Die älteste Urkunde aus dem Jahre 1261 nennt einen Nycolaus de Ekerenforde, während die Dänen seit 1850, wo sie ganz Schleswig umtauften, den Namen Egernsjord erfanden. Ich habe aber besondere Vorliebe für Alterthümer, daher halte ich es auch mit Nycolaus de Ekerenforde und lasse mich auf die Wiedertäufereien und Teufeleien der Dänen nicht ein. Die Stadt heißt also, wie sie seit sechshundert Jahren geheißen hat, und hoffentlich nach sechshundert Jahren heißen wird, und die Bürger handeln, — wenn auch nicht immer mit den Artikeln, durch welche der Schwiegervater des Gesandten am preußischen Hofe sich ein Vermögen erworben hatte. Die Frau des Gesandten wurde eines Abends von einer königlichen Hoheit gefragt: „Womit handelt Ihr Vater, liebe Gräfin?“ — „Mit Weisheit und Verstand!“ antwortete die Gefragte; ihr Gatte setzte aber schnell hinzu: „Und die Tochter setzt das Geschäft ihres Vaters fort“. Die glücklichen Eckernförder brauchen sich ihres bürgerlichen Gewerbes nicht zu schämen, erwerben sich im Gegentheil den gerechtesten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, wenn sie recht viele Krabben und Breitlinge fangen und in die weite Welt schicken.

Säße die junge Blondine noch neben mir im Wagen, so würde ich ihr ganz allein eine Vorlesung über Krabben und Breitlinge halten; da sie aber fort und verschwunden ist, will ich mein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern ganz Deutschland die Naturgeschichte der beiden Leckerbissen erklären, mit welchen Eckernförder Spekulanten sich selbst den Geldbeutel und Andern den Magen füllen.

Meinem Prinzipe zufolge fange ich mit dem Kleinen an, und nenne zuerst die Krabbe. Es ist dieß eine Karrikatur auf den Krebs, ein kleines Seethier von der Länge eines Zolls, ein Thierchen, das an wohlschmeckendem Fleische den feinsten Flußkrebs übertrifft. Es hat in der That nur ein Laster — es ist zu klein, und es kostet zu viel Mühe und Arbeit, um die Schale abzupflücken; wer daher mit hungrigem Magen vor eine Krabbenschüssel gesetzt wird, ißt sie entweder mit der Schale und hat bald den Gaumen voll unverdaulicher Stacheln und Fühlhörner; oder er ißt gar keine; oder aber — und dieß habe ich stets vorgezogen — er läßt sich von der Hausfrau, oder noch lieber von ihrer Tochter, die Thierchen präpariren und auf den Teller legen.

Das Meer ist mit Krabben gesegnet; alljährlich werden Millionen gefangen und nach allen Weltgegenden verschickt. Früher war es mir unklar, wovon sich diese Thiere nährten; als aber 1849 am 5. April einige hundert Dänen in die Luft flogen und gleich darauf in's Wasser fielen, und als bald nachher die Krabben doppelt so groß und fett waren, als jemals zuvor, entsagte ich ihrem Genusse und wandte meine Aufmerksamkeit den Breitlingen zu, die ihrem Namen keine Ehre machen, weil sie lange, dünne Häringe sind, die in der gebildeten Welt erst dann Zutritt haben, wenn sie geräuchert und Sprotten getauft sind.

Die Eckernförder werden es mir übel nehmen, wenn ich, anstatt von ihnen zu sprechen und ihren Patriotismus zu loben, von den Fischen des Meeres erzähle; ich will aber nachher reichlich nachholen, was ich jetzt versäume, und nur in wenig Worten bemerken, daß das kleine Dorf, das mit Eckernförde zusammenhängt, Borby heißt, und von nervenschwachen Herren und Damen als Badeort besucht wird. Was dem Dorfe diese Ehre verschafft hat, habe ich nicht ergründen können. Vielleicht finden die Badegäste das Leben in dem, von 3400 Menschen bewohnten Städtchen zu geräuschvoll? Oder ist die Luft im Dorfe besser? Braucht man nicht Toilette zu machen? Gott im Himmel weiß es, ich nicht. Nur das steht fest, daß man im Eckernförder Meerbusen eben so gute Seebäder nehmen kann, wie in jedem andern Meerbusen der Ostsee, und daß ich nie ein lieblicheres Organ gehört habe, als bei einem Mädchen in Borby, welches mir weitläufig auseinandersetzte, warum der Durchgang [illegible] den Garten ihres Vaters verboten sei. Da[illegible] wöhnlich schöne Klang ihrer Stimme auf[illegible]



Ornum-Mühle bei Missunde. (S. 51.)

auf eine Bank vor ihrem Hause und ließ mir die Seeschlacht erzählen, die sie am 5. April 1849 mit angesehen hatte, und die deutlicher in ihrer Erinnerung geblieben war als die wenigen Kanonenschüsse, die ein paar Tage vor meinem Besuche zwischen preußischen Batterieen und dänischen Kriegsschiffen gewechselt worden waren. Sie zeigte mir auch das Schnellmarkerholz, das sich auf den Höhen südöstlich von Eckernförde wie eine unendliche Laubkrone hinzieht, und verrieth mir, daß der Graf Reventlow auf seinem Gute Altenhof im Jahre 1848 eine herzliche Freude gehabt habe, als der tapfere Baier von der Tann mit seinen zusammengerafften Freiwilligen die Dänen in die Flucht schlug. Auch von dem Gefechte von 1850 wußte sie zu erzählen, welches den Dänen Veranlassung gab, die offene Stadt, in welcher kein einziger deutscher Soldat sich befand, zu beschießen. Ich will mir Mühe geben, diese kriegerischen Ereignisse in derselben Weise wieder zu erzählen, in welcher ich sie von der kleinen Borbyerin erfahren habe, muß aber erst des Bürgermeisters Leißner gedenken, der von Schleswig weggeschickt wurde, weil er das Tyranniſiren der Bürger nicht gehörig verstand, in Eckernförde aber als Justizrath, Bürgermeister und Polizeimeister Studien machte, über welche ganz Deutschland in Unwillen gerieth. Die ruchloseste That dieses königlich dänischen Satrapen bleibt immer die Auspeitschung des jungen Büschel; und wenn ich auch annehmen darf, daß die meisten meiner Leser die skandalöse Geschichte noch im frischen

Hünengrab in der Schanze bei Missunde. (S. 51.)

Andenken haben, will ich es doch nicht unterlassen, ihrer mit wenig Worten zu gedenken.

Baron von Plessen, ein reicher Herr, der von der dänischen Regierung eine Sinekure bekommen hatte, ritt durch die Straßen der Stadt; mehrere Knaben, und unter ihnen der junge Sohn eines wegen seiner deutschen Gesinnung bekannten Schlachters Büschel, spielten auf der Straße und warfen mit Zweigen und Holzsplittern nach dem Pferde des Barons. Namentlich war es der junge Büschel, welcher durch einen unglücklichen Wurf das Pferd traf, so daß es zur Seite sprang und seinen Reiter fast zu Boden geworfen hätte. Der Baron klagte, wie sich das von selbst versteht, bei dem Bürgermeister, und dieser verurtheilte den jungen Büschel zur öffentlichen Auspeitschung. Als der Baron aber selbst für das schwächliche Kind intervenirte, änderte der Bürgermeister die Strafe dahin ab, daß der Knabe in dem Hause seines eigenen Vaters gepeitscht werden solle. Der Bürgermeister, der Doktor von Wasmer und zwei Polizeidiener traten in das Haus des Bürgers Büschel und verkündeten dem achtjährigen Kinde, daß es gepeitscht werden solle. Das Kind fiel vor dem Tyrannen auf die Kniee, bat und flehte um Gnade; seine Mutter war erst vor wenig Tagen in demselben Zimmer gestorben, das jetzt durch eine dänische Schandthat entweiht werden sollte — Alles umsonst. Der Bürgermeister Leißner ließ den Knaben ergreifen, entkleiden und trotz seines herzzerreißenden Jammer-

geschreies blutig peitschen. Doktor von Wasmer, ein geborner Schleswig-Holsteiner, Physikus, wenn ich nicht irre, wohnte der Exekution bei! — Und der Vater des Kindes? Ein Schlachter, der Axt und Messer im Hause hatte, ein kräftiger Mann, der es mit Leißner und seinen Begleitern allein hätte aufnehmen können? Hörte er den Hülferuf seines Knaben an, oder stürzte er sich wie ein Tiger auf die dänischen Schergen? Die Bürger Eckernförde's? Was thaten sie? O, fragt mich nicht! Der Vater lief aus dem Hause, die Bürger schwiegen und Wasmer ist nach wie vor Physikus in Eckernförde.

Im Jahre des Heils 1864, als die Preußen in Eckernförde einzogen, als die Dänen das Weite gesucht hatten, als es erlaubt und erwünscht war, seinen Zorn zu kühlen, da freilich jagten die Eckernförder ihre Schinder aus der Stadt. Man glaube aber ja nicht, daß sie sich so weit über den gesetzlichen Standpunkt erhoben hätten, Leißner ein Haar seines Hauptes zu krümmen! Bewahre! Erst als der preußische Offizier — ich habe leider den Namen des Ehrenmannes nicht bei der Hand — erklärte, er würde Leißner nicht schützen, wurde dieser Schurke gezwungen sich zu entfernen.

Wo in aller Welt Gottes gibt es ein Volk, dem der gesetzliche Standpunkt so eingetrichtert ist, daß er aus lauter Ehrfurcht vor dem Gesetze die ersten Gebote der Selbsthülfe, ja ich möchte sagen die heiligsten Triebe vernachlässigt und unterdrückt? Wo gibt es in Deutschland einen Vater, der sein Kind von fremden Schergen im eigenen Hause blutig peitschen läßt? Wo findet sich ein Arzt in Deutschland, der zusehen würde, wenn ein deutsches Kind von den Peinigern seiner Heimat gezüchtigt wird?

O es ist schändlich, welchen Einfluß die Beamten hier zu Lande ausüben, und wie wenig sie ihre Stellung benutzen, um den Volksgeist zu heben. Vorgestern sind die Stürmer von Alsen in Schleswig eingezogen. Anstatt den braven Soldaten um den Hals zu fallen und den letzten Tropfen Wein mit ihnen zu theilen; anstatt sie mit einem Blumenregen zu empfangen, hat man sie unbemerkt einziehen lassen und nicht die geringste Notiz von ihnen genommen. Ja, noch mehr! Einer meiner Freunde schickte den Preußen, die in seinem Hause einquartirt waren, Cigarren und Wein; zwei Stunden später wurde er mit höhnischer Miene gefragt, ob er um die Gunst der Preußen buhlte?

Diese und hundert andere Schattenseiten unseres Volkes sind Folgen der unwürdigen Politik des Jahres 1851, Folgen der engherzigen Bureaukratie, die Alles, was nicht im Gesetzbuche vorgeschrieben ist, in den Bann thut.

Gott im Himmel! Was könnte aus den ehrlichen, frommen und todesmuthigen Schleswig-Holsteinern werden, wenn man ihre edlen Eigenschaften erkennen und ausbilden wollte! Wie haben sie 1848 unter von der Tann mit seinen aus Deutschland herbeigeströmten Freischaaren im Schnellmarker Holze bei Eckernförde gekämpft! Mit welchem Löwenmuthe haben sie bei Eckernförde den dänischen Kriegsschiffen Trotz geboten! Zwei kleine Schanzen, mit Rekruten besetzt, die noch nie im Feuer gewesen, die eine unter dem Hauptmann Jungmann, die andere unter dem Unteroffizier Theodor Preußer, nahmen den Kampf mit einem Linienschiffe von achtzig Kanonen, einer Fregatte von achtundvierzig Kanonen und zwei Kriegsdampfschiffen auf, und feuerten mit einer Ruhe und Sicherheit, die wahrhaft bewundernswerth war. Als gegen Mittag des ewig denkwürdigen 5. April 1849 der Kommandeur der dänischen „Armada" freien Abzug verlangte, und im Weigerungsfall mit Demolirung der Stadt Eckernförde drohte, da erklärten die Weiber sowohl wie die Männer, lieber ihre Vaterstadt opfern, als dem Feinde den Abzug gestatten zu wollen! Und als endlich mit Hülfe der braven Nassauer der Feind vernichtet war, da opferte Theodor Preußer sein Leben, um verwundete Dänen zu retten; da eilten Weiber und Kinder herbei, um den gräßlich verstümmelten Feinden Liebesdienste zu erweisen. Und als die Beamten, Kollegien, Behörden und wie diese Größen alle heißen, die Begeisterung wieder gedämpft hatten und die Zügel wieder in die Hand nahmen? Was geschah? Die heldenmüthigen Nassauer wurden nach Kiel verlegt, um der wohlverdienten Ruhe zu genießen; anstatt ihnen aber Alles zur Verfügung zu stellen, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, wurden sie an diejenigen Quartierwirthe verlicitirt, die sie am billigsten in Verpflegung nehmen wollten. Jungmann, der unsterbliche Held, bekam vom deutschen Bunde eine kleine Pension, und auf dem Eckernförder Kirchhofe wird ihm ein Monument gesetzt; Clairmont, der greise Feldwebel, der sich zweimal auf eine dänische Bombe warf und mit seinem Leibe den Zünder erstickte, starb in äußerster Dürftigkeit und hinterließ eine darbende Wittwe; Preußer fand in den Wellen sein Grab. Und die Rekruten, die das Heldenwerk vollbringen halfen? Nun, wenn es von Oben herab befohlen werden sollte, die Helden wieder an's Tageslicht zu ziehen und zu belohnen, so wird man ihnen Ehrenpforten bauen, Klaus Groth wird ein plattdeutsches Gedicht machen, und weißgekleidete Jungfrauen werden mit Lorbeerkränzen aufwarten. Bis es aber befohlen, oder, wie man hier zu Lande sagt, „angeregt" wird, etwas für sie zu thun, mögen die ehrlichen Krieger, deren Namen in ganz Deutschland bekannt sein sollten, „sehen, wie sie sich durchschlagen!"

Ich bin kein Dänenfreund, und hoffe, nie dafür gehalten zu werden, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben und die Opferfreudigkeit der Dänen in ein viel höheres Licht stellen, als die der Schleswig-Holsteiner. Während des dreißjährigen Krieges haben siebenzig Einwohner Kopenhagens für ihre Verwundeten 70,000 Thlr. gezeichnet; was haben wir für die verwundeten Preußen und Oesterreicher, die schleswig'schen Soldaten, Dörfer und Gemeinden gethan? Hat ganz Schleswig-Holstein so viel hergegeben, wie die eine Stadt Kopenhagen, oder wie das wegen seines Indifferentismus verschrieene Hamburg? Daß es nur an dem Schlaffenthum der Verwaltungsbehörden liegt, wenn unser Volk nichts opfert, und daß es gern opfert, wenn man in rechter Weise bei ihm anklopft, das bewiesen unsere Bauern 1850, als die Stände der Statthalterschaft die erforderlichen Summen zur Fortsetzung des Krieges nicht bewilligen wollten. Die Bauern erklärten, gern und freudig die Kriegssteuern bezahlen zu wollen, und die Beiträge flossen sogar aus dem von den Dänen systematisch ausgesogenen Schleswig in die holsteinischen Kassen.

Doch, wir sind in Eckernförde und haben es mit Krabben und Breitlingen, nicht aber mit Beamten zu thun, und

wollen einen Spaziergang nach dem oft und viel genannten Miſſunde unternehmen, das 1850 und 1864 Zeuge deutſcher Tapferkeit war.

Im Jahre 1850 waren es die Schleswig-Holſteiner, welche unter dem theoretiſchen Garniſonsgeneral von Williſen eine — Rekognoszirung gegen Miſſunde machten, den Feind in wilder Flucht vor ſich hertrieben und nur mit Mühe abgehalten werden konnten, gegen den Willen des Generals den Uebergang über die Schlei zu forciren. Ich bin ſelbſt Zeuge geweſen, wie das erſte ſchleswig-holſtein'ſche Bataillon unter dem tapfern Major von Beeren, der leider bei Düppel den Heldentod fand, zum Sturm vorging. Als es die Höhe unmittelbar vor der Schlei erreichte, wurde es von einem ſchrecklichen Gewehrfeuer empfangen; die Kugeln ſchlugen hageldicht ein, und ich hielt es für meine Pflicht, dem Major von Beeren zuzurufen: „Herr Major, Sie verlieren die Hälfte Ihrer Leute, ehe Sie die Schlei erreichen." Da rieſen die Soldaten wie aus Einem Munde: „Dat makt nix; Tambour, ſchlag' an!" Möchte man die braven Jungen nicht umarmen, die ſo kaltblütig in den Tod gehen, und möchte man nicht Blut weinen, wenn man ſieht, wie ein vierzehnjähriger Druck dieſelben Männer, die im Paradeſchritt zum Sturm auf feſte Batterieen losgehen konnten, zu Menſchen gemacht hat, wie „der Wirth, der es nicht nöthig hat?" Alle ſind freilich nicht dem Drucke erlegen, und ich kenne Männer, die vor Begierde brennen, ſich mit dem gehaßten Landesfeinde zu meſſen; ſolche „prononcirte Perſönlichkeiten", wie man ſie hier nennt, werden aber auf die Seite geſchoben, und wenn es ſich um Ertheilung einer Anſtellung handelt, ſo werden ſelbſt für Polizei- und Nachtwächter-Bedienungen nur ſolche Individuen gewählt, die nur auf Kommando Begeiſterung fühlen.

Der 12. September 1850 wird den Dänen — und den Schleswig-Holſteinern ewig in der Erinnerung bleiben.

Die Dänen hatten das Defilee vor Miſſunde ſtark beſetzt, alle Wege und Brücken, die im Süden ihrer Stellung lagen, zerſtört, und endlich den Uebergang über die Schlei bei Miſſunde ſtark befeſtigt. Die Wälle und Knicks waren zum Theil raſirt, damit ihre Artillerie, die vorher die Diſtanzen genau gemeſſen hatte, um ſo wirkſamer feuern könnte, und weil ſie ſich vollſtändig ſicher fühlten, hatten ſie bei dem Dorfe Kochendorf ein großes Lager, eigentlich eine Stadt aus Strohhäuſern errichtet, die zum Theil außerordentlich niedlich eingerichtet waren. Gegen dieſe Stellung führte Williſen am Morgen des 12. September die Avantgarde der ſchleswig-holſtein'ſchen Armee; das Gros wurde gegen das Dannewirke geſchickt, hatte aber Befehl, ſich in kein Gefecht einzulaſſen. Es war acht Uhr des Morgens, als unſere Truppen auf den Feind ſtießen; da alle Wege durchſtochen, alle Brücken abgebrochen worden waren, mußte die Artillerie mit der Kavallerie zurückbleiben, bis die Wege wieder hergeſtellt waren; nur Jäger und Infanterie konnten zum Angriff vorgehen.

Ich habe vorher und nachher manchem Gefechte beigewohnt, als Soldat und als Zuſchauer, aber ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich nie einen ſo geordneten und unwiderſtehlichen Sturmangriff mit angeſehen habe, als am 12. September 1850. Die Dänen waren uns an Infanterie bedeutend überlegen; die Höhen waren mit Geſchützen beſpickt, die uns mit einem hölliſchen Feuer überſchütteten; der Feind ſtand in Laufgräben, Wäldern und Dörfern, während wir auf der freien Ebene aufmarſchiren mußten, — und dennoch war kein Halten, als das zweite ſchleswig-holſtein'ſche Jägerkorps, ohne zu feuern, ſich mit dem Bajonnet auf die Dänen warf. Niemand dachte an Deckung, an Benützung der Terrainwellen, Niemand achtete der Granaten und Kartätſchen; Vorwärts! war die einzige Loſung, die wir kannten, und ich kann verſichern, daß die Dänen nach den erſten Angriffen unſerer bei Idſtedt geſchlagenen Bataillone, mit ſtaunenswerther Geſchwindigkeit über die Schlei zu entkommen ſuchten.

Endlich traf unſere Artillerie ein. Die vierte Sechspfünder-Batterie fuhr im geſtreckten Galopp auf. Die Kanoniere hatten den Helm in der Hand und ſangen: „Welche Freude, welche Luſt, Soldat zu ſein!" Die Trompeten ſchmetterten, die Roſſe ſchnoben, der Erdboden dröhnte; die däniſchen Granaten ſchlugen in die Batterie und riſſen Menſchen und Pferde zu Boden — eine Sekunde Aufenthalt — in der nächſten flogen die Geſchütze vorwärts. „Abprotzen! Laden!" hörte ich den Lieutenant Dirkſen rufen; „Batterie! Feuer!" — und mit den erſten Kugeln wurde in der gegenüberſtehenden däniſchen Batterie ein Pulverwagen in die Luft geſprengt. Der däniſche Hauptmann wollte ſeinen Leuten Muth machen und ſprang auf den Knick, um ihnen zu zeigen, daß nicht jede Kugel träfe. Ein Schuß knallt bei meinem Ohr — der Hauptmann greift mit den Händen in die Luft und ſtürzt todt zur Erde. Ein Unteroffizier des zweiten Jägerkorps, der ſich zu meiner Kompagnie geſellt, hatte den Meiſterſchuß gethan.

Ich will den Kampf nicht weiter erzählen, denn mir zittert das Herz, wenn ich an den Tag zurückdenke, wo die Schleswig-Holſteiner mit einer Tapferkeit fochten, die eines beſſeren Erfolges werth geweſen wäre, als der „Abmachungen" von 1851 und 1852. Aber Eins muß ich noch erzählen, eine Thatſache, an die ich nicht denken kann, ohne die bitterſte Reue im Herzen zu fühlen.

Ich hatte in meiner Kompagnie einen Unteroffizier Stettin, der, ſoviel ich weiß, aus Stettin gebürtig und früher preußiſcher Unteroffizier geweſen war. Ich hatte damals große Abneigung gegen die Preußen und namentlich gegen Stettin, der ein eingefleiſchter Gardemenſch war und gegen die Soldaten einen Ton anſchlug, der mich oft empörte. Als ich daher nach Beendigung des Kampfes bei Miſſunde, der am Brückenkopfe mit Kolben und Bajonnet geführt wurde, Stettin vermißte, fühlte ich keine beſondere Trauer über ſeinen Verluſt, und ich hatte ſeinen Namen längſt vergeſſen, als nach dem Friedensſchluſſe ein Greis in mein Zimmer trat, eine jämmerliche Geſtalt, die mühſam auf Krücken forthumpelte.

„Kennen Sie mich?" redete mich der Invalide an, und als ich ſeine Frage mit Nein beantwortete, lächelte er wehmüthig und ſagte: „Ich bin Stettin!"

Ich will es nicht verſuchen, das Gefühl der Scham und der Reue zu ſchildern, das mich beſchlich, als der unglückliche Krüppel mich bat, ihm eine Penſion auszuwirken. Aber aller Welt will ich es verkünden, daß Stettin ſich mit einer

Bravour geschlagen hatte, die ihresgleichen sucht. Bei dem Sturm auf den Brückenkopf hatte er einen Schuß in das linke Bein bekommen. Einen Augenblick war er liegen geblieben; bald raffte er sich aber auf und hinkte vorwärts. Da traf eine Kugel das rechte Bein. Er stürzte zum zweiten Male zur Erde, kroch aber vorwärts und lud und feuerte

Denkmal des Major Jungmann. (S. 46.)

im Liegen. Als die Dänen über die Brücke vordrangen und mit Kolben und Bajonneten um sich schlugen, erhielt Stettin einen Streifschuß am Unterleibe, einen Bajonnetstich in die Brust, und weil er sich noch immer nicht ergeben wollte, einen Kolbenhieb auf den Kopf! Wenn der brave Mann noch lebt, so reiche ich ihm im Geiste die Hand und bitte ihm jedes harte Wort ab, das ich jemals gegen ihn ausgesprochen habe.

Schloß Roest. (S. 63)

So viele Wunden, wie Stettin, haben allerdings wenige, vielleicht gar keine von den schleswig-holstein'schen Soldaten empfangen, die bei Missunde als Opfer der schamlosen Wirthschaft in unserem Generalkommando fielen; aber mit demselben Muthe haben alle, oder doch fast alle Soldaten gefochten. Von vier Fähnrichen, die ich am Abend vorher zu Offizieren vorgeschlagen hatte, blieben zwei todt auf dem Platze, zwei fielen verwundet in dänische Gefangenschaft.

Doch genug des Kampfes vom Jahre 1850. Wir haben eines neuen Gefechtes zu erwähnen, das zwar mit dem eben erwähnten in mancher Beziehung viel Aehnlichkeit hat, dessen politische Bedeutung aber eine viel größere und wichtigere ist, weßhalb es auch einer eingehenderen Schilderung bedarf: ich meine die Schlacht der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl am 2. Februar 1864.

Bei der Ueberschreitung der Eider am 1. Februar 1864 hatten sich Wrangel und Gablenz dahin geeinigt, daß die Oesterreicher vor dem Dannewirke den Ochsen bei den Hörnern fassen, die Preußen aber in der Flanke manövriren, und endlich im rechten Augenblicke über die Schlei gehen sollten, um die Dänen vollends zu vernichten. Die Aufgabe der Preußen war schwerer — und leichter als die der Oesterreicher. Diese hatten terra firma unter den Füßen und mußten sich nicht, wie Jene, erst eine Brücke über das Wasser bauen, ehe sie zum Sturm schreiten konnten; nahmen die Oesterreicher auch nur eine einzige Schanze des Dannewirke, so war die Widerstandskraft der Dänen schon gelähmt; nahmen die Preußen die beiden Riesenwerke diesseits der Schlei, so hatten sie damit noch gar nichts erreicht, weil die Vertheidigung des Ueberganges am jenseitigen Ufer lag. Jeder Fuß breit Erde, den die Oesterreicher von den Dänen säuberten, war eine Eroberung; die Preußen hatten nichts gewonnen, wenn sie nicht die ganze Stellung der Dänen im Besitze hatten; die Oesterreicher konnten sich den Punkt wählen, wo sie angreifen wollten; die Preußen mußten gerade da angreifen, wo die Dänen sich am leichtesten vertheidigen und den Stürmenden den größten Schaden zufügen konnten; die Oesterreicher endlich hatten kampfgeübte Soldaten, während die Preußen mit Ausnahme einiger Offiziere nur Garnisonssoldaten waren, die in keiner Weise für einen Winterfeldzug vorbereitet waren, der gleich mit einer mörderischen Affaire eröffnet werden sollte.

Prinz Friedrich Karl kannte das Terrain bei Missunde nur aus dem Studium der Karte und den mündlichen Mittheilungen einzelner Offiziere. Er wußte, daß die Schlei bei Missunde sehr schmal ist, daß die Dänen diesseits und jenseits starke Befestigungen aufgeworfen hatten, und daß sechstausend Mann Infanterie zur Deckung der Geschütze und zur Vertheidigung des Ueberganges bereit standen. Es war ihm ferner bekannt, daß das Dannewirke nur so lange von den Dänen gehalten werden konnte, als sie im Besitz des Ueberganges bei Missunde waren, und daß ein erfolgreicher Angriff auf Missunde und ein beschleunigter Vormarsch auf Flensburg die ganze dänische Armee aufrollen und in preußisch-österreichische Gefangenschaft liefern würde. Der Prinz, der offenbar große Feldherrntalente besitzt und Napoleons Taktik mit Nutzen studirt hat, versuchte, was Napoleon der Große um jeden Preis erzwungen haben würde. Er versuchte, Missunde zu nehmen, schreckte aber vor dem kolossalen Menschenopfer zurück, ohne welches der Sturm nicht bewerkstelligt werden konnte, und gab hiedurch den Dänen Zeit, sich auf Düppel und auf Alsen festzusetzen und sich zweimal nacheinander von den Preußen auf das Glänzendste schlagen zu lassen.

Der Prinz hatte bei Entwerfung seines Angriffsplanes offenbar übersehen, die Schlacht der Schleswig-Holsteiner vom 12. September 1850 zu studiren; er hätte sich, wenn er den Schleswig-Holsteinern Gerechtigkeit widerfahren ließ, sagen können, daß seine Preußen unmöglich mehr ausrichten und mit größerer Tapferkeit kämpfen würden, als die Schleswig-Holsteiner es gethan, und daß jeder Blutstropfen unnütz vergossen wäre, wenn nicht der Uebergang durch Ströme Bluts erkauft würde. Jeder Mann in den Herzogthümern wußte, daß Missunde nur durch Tausende von Menschenleben erkauft werden könne, und deßwegen sahen wir mit beklommenem Herzen die prächtigen Regimenter den dänischen Batterieen entgegenführen; deßwegen freuten wir uns, als sie, nachdem sie ihrer militärischen Ehre volle Genüge gethan, von dem Unternehmen abstanden und in ihre Quartiere zurückkehrten.

Bei Arnis und bei Kappeln waren die Uebergangspunkte, die man gleich hätte wählen sollen. Der Prinz erkannte dieß auch nach dem ersten Rekognoszirungsversuche; was er als richtig erkannt, führte er glänzend aus, — und die Dänen liefen in einem Athem bis an die Königsau und riefen noch in Hadersleben: „Die Deutschen kommen!"

Es war bitterböses Wetter am 2. Februar. Das Thermometer stand freilich nur auf fünf Grad unter Null, aber der Nordwest pfiff über die schneebedeckten Felder, Hagel und Schneewolken entluden sich ohne Unterlaß, die Straßen waren mit Eis und Schnee bedeckt, und die Sonne, die durch ihre milden Strahlen jedes Ungemach zu lindern vermag, war seit mehreren Tagen nicht sichtbar gewesen. Die preußischen Soldaten waren zum großen Theile auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet; die gewöhnliche Uniform reichte nicht aus, um die Posten zu erwärmen, es fehlte an warmen Strümpfen, Tüchern für Kopf und Hals, an Unterjacken und wollenen Binden. Man sah es den Leuten an, wie sehr sie unter dem rauhen Wintersturme litten; aber wie sehr sie sich auch nach Bivouakfeuer und warmen Decken sehnen mochten, Keiner verrieth Unlust oder Unzufriedenheit, und Jeder brannte vor Begierde, die preußische Waffenehre wieder herzustellen, die im Jahre 1849 durch den Feldzug in Jütland von ihrem alten Glanze eingebüßt hatte.

Unähnlich den Oesterreichern, die den Feind schon meilenweit stürmend und fechtend vor sich hergetrieben hatten, mußten die Preußen den Weg von der Eider bis nach Missunde zurücklegen, ohne ein nennenswerthes Rencontre mit den Dänen zu haben. Bei Eckernförde hatten die gezogenen Geschütze freilich am 1. Februar das Panzerschiff „Esbern Snare" und die Schraubenkorvette „Thor" nach kurzem Gefechte zum Verlassen des Hafens gezwungen, und in dem Defilee vor Missunde waren einzelne Schüsse gefallen; aber wie ehrenvoll diese kleinen Engagements auch für die dabei Betheiligten waren — das Gros der preußischen Truppen wurde durch den Kampf seiner Waffenbrüder

nicht belebt und elektrisirt, wie dieß bei den Oesterreichern der Fall war, die in der weiten Ebene vor Schleswig Alles übersehen konnten, was vor dem Dannewirke vorging. Wer selbst Soldat ist oder gewesen ist, weiß aber, und jeder Laie begreift es, daß eine Truppe, die mit allem Ungemach eines stürmischen Wintertages zu kämpfen hat, und die da weiß, daß das Ziel ihres mühsamen und gleichförmigen Marsches wahrscheinlich ein heißer Kampf und möglicherweise der Tod ist, bei Weitem weniger freudig vorwärts bringt, wenn sie den Feind nicht vor sich her treiben kann, als eine andere, die über das Feuern, Schießen und Stürmen alles Andere vergißt, und nur von dem Verlangen beseelt wird, dem Feinde den Gnadenstoß zu geben.

Je näher die Preußen Missunde kamen, desto häufiger mußte die tête Halt machen, um die Hindernisse und Barrikaden wegzuräumen, mit welchen die Dänen den Zugang zu ihren Befestigungen so freigebig zu vertheidigen suchten. Alle Brücken waren zerstört, und was nur ersonnen werden konnte, um den Vormarsch zu verhindern, war ausgeführt worden. Bei der Ornum-Mühle war die Brücke abgebrochen; der Müller, ein patriotischer Greis, half den Preußen so eifrig, schwere Balken und Bretter herbeischaffen, daß er wenige Tage nachher in Folge der Ueberanstrengung und geistigen Aufregung starb.

Die kombinirte Avantgarde, bestehend aus fünf Bataillonen des dreizehnten, fünfzehnten und sechzigsten Regiments und dem siebenten Jägerbataillon, sechs Schwadronen des dritten und achten Husarenregiments und zwei Pionnier-Kompagnien, war über Kochendorf und Kosel gegen Missunde vorgegangen; die Brigade Canstein marschirte über Ornum und die Ornum-Mühle. Kurz vor Missunde standen die dänischen Vorposten, die sich beim Vorrücken der Preußen hinter ihre Schanzen zurückzogen.

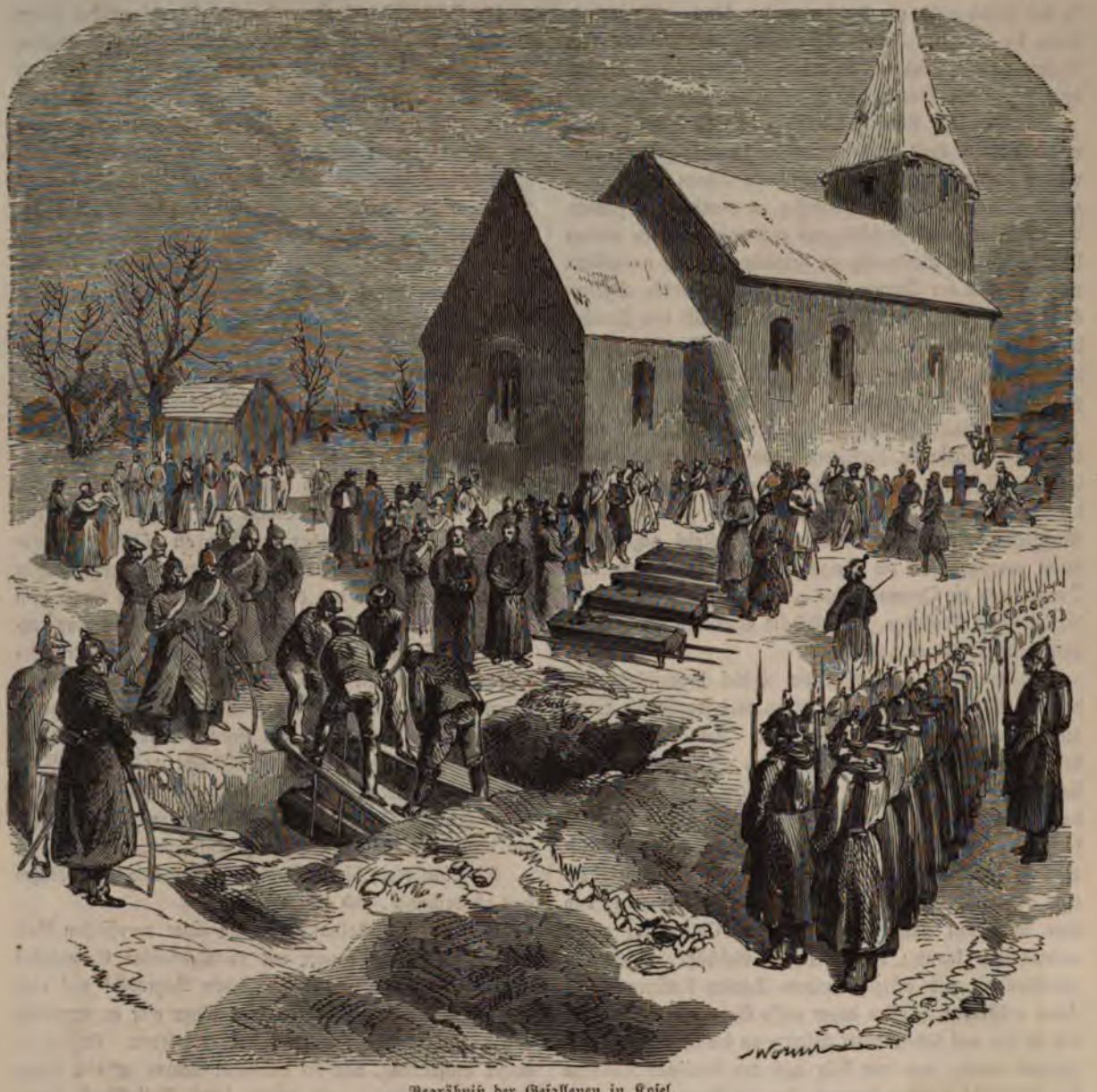
An dem Wege, der nach der Schlei hinabführt, also diesseits Missunde, hatten die Dänen zwei formidable Werke auf alten Hünengräbern aufgeführt. Da die Schanzen bombenfest und sturmfrei waren, konnte ein Angriff mit Infanterie allein natürlich zu nichts führen. Der Prinz ließ daher seine Artillerie, im Ganzen vierundsechzig gezogene Geschütze, auffahren und das Feuer eröffnen. Es war Mittags elf Uhr, als die ersten Schüsse fielen; die Atmosphäre war aber durch Schneewolken und Nebel so verfinstert, daß man kaum auf einige hundert Schritte Entfernung etwas unterscheiden konnte; die preußischen Geschütze, welche auf zwölfhundert und achtzehnhundert Schritte Entfernung ihr Feuer eröffneten, schossen daher auf's Gerathewohl, und erst als sie bis auf sechshundert Schritte an die Schanzen herangezogen waren, und den Blitz aus den dänischen Kanonen als Zielscheibe benutzen konnten, fing ihr Feuer an Wirkung zu thun. In der Schanze, von der jetzt nichts als das Innere des alten Hünengrabes sichtbar ist, wurde eine Kanone demontirt; die Blockhäuser fingen an zu brennen, und die Dänen, die heute zum ersten Male aus gezogenen Geschützen beschossen wurden, erschraken über die Sicherheit, mit welcher die Preußen ihre Kugeln versandten. Eine Kugel nach der andern platzte in ihren Batterieen, die Blockhäuser brannten, Missunde stand in hellen Flammen, von Minute zu Minute kamen die preußischen Geschütze näher, von Minute zu Minute wuchs ihre Zahl, und um das Schauerbild zu vollenden — die preußischen Infanteristen und Jäger gingen mit einer Tollkühnheit vorwärts, die die Dänen, welche sich beständig eingeredet hatten, daß die „Berliner Affen" Feiglinge wären, für unmöglich gehalten hätten. Bis auf fünfzig Schritte von den Schanzen drangen die Schützen vor und zielten mit tödtlicher Wirkung auf die Kanoniere; ja, einzelne Abtheilungen waghalsiger und von der größten Todesverachtung beseelter Schützen gingen über das morsche Eis der Schlei und eröffneten ein verheerendes Feuer auf den Feind. Viele von ihnen brachen ein und mußten mit Lebensgefahr gerettet werden; anstatt sich aber hiedurch entmuthigen zu lassen, stürmten immer neue Schaaren vorwärts. Da sie aber ohne Unterstützung blieben, mußten sie sich allmälig wieder auf das Festland zurückziehen. An anderen Stellen formirten sich Sturmkolonnen, die in blinder Wuth auf die Schanzen losrannten. Die Truppen bewiesen überhaupt eine solche Todesverachtung und Kampfbegierde, daß der Prinz wahrscheinlich Missunde hätte nehmen können, wenn er den Verlust von mehreren tausend braven Soldaten daran hätte wenden wollen.

Ein Gefecht, das auf derselben Stelle stehen bleibt und nur den Charakter einer großartigen Rekognoszirung trägt, bietet zu wenig Stoff zu interessanten Schilderungen, als daß ich die Geduld des Lesers mit einer ausführlichen Beschreibung des Kampfes vom 2. Februar auf die Probe zu stellen wagen möchte. Ich will ihm lieber einige Anekdoten erzählen, die vielleicht für Einige Interesse haben dürften: will aber zuvor der Kieler Studenten rühmend erwähnen, welche sich den Preußen als Krankenträger angeschlossen hatten, und während des Gefechtes im dichtesten Kugelregen die Verwundeten aufsuchten und auf den Verbandplatz trugen. Wir Schleswig-Holsteiner können freilich unseren Befreiern, den Preußen und Oesterreichern, nie genug Beweise unserer Dankbarkeit und Liebe geben; wer aber sein eigenes Leben auf das Spiel setzt, um einen Verwundeten aus der Schlacht zu tragen, der hat seine Pflicht im höchsten Maße gethan; denn wenn das Leben auch bei Weitem nicht der Güter Höchstes ist, so ist doch Niemand im Stande mehr als das Leben für einen Anderen einzusetzen.

Die Anekdoten, die ich erzählen wollte, und deren Wahrheit ich verbürge, sind folgende:

Ein dänischer Soldat hatte sich einer preußischen Batterie genähert und feuerte mit unausstehlicher Genauigkeit nach Menschen und Pferden. Jeden Augenblick traf eine Kugel seines tödtlichen Rohrs, und lange war er vergeblich von den preußischen Jägern beschossen worden. Er lag in kurzer Entfernung, von der dänischen Schanze gedeckt, hinter einem Erdaufwurfe, und wurde durch Beifallsrufe seiner Kameraden für jeden Schuß belohnt. Endlich traf ihn eine preußische Kugel, mit einem lauten Schrei sank er zu Boden; er befestigte sein Taschentuch an sein Bajonnet, richtete das Gewehr in die Höhe, um seinen Kameraden ein Zeichen zu geben, daß sie ihn holen möchten. Sein Jammergeschrei nahm von Minute zu Minute zu, aber die Dänen machten auch nicht den entferntesten Versuch, ihn zu retten. Da erbarmten sich seiner zwei Preußen. Ein weißes Tuch als Friedensfahne schwenkend, eilten sie nach dem Platze, wo ihr

verwundeter Feind lag; rasch hoben sie ihn vom Boden auf ihre Arme und brachten ihn in Sicherheit. Sollte man nicht glauben, daß die Dänen über diesen Akt von Menschlichkeit und Großmuth das Schießen eingestellt hätten? — Ich weiß, daß während des Tyrolerkrieges, als die Franzosen ein Dorf mit Sturm nahmen und die Häuser in Flammen aufgingen, ein Tyrolerbauer sich plötzlich mit Faustschlägen Bahn brach, in ein Haus stürzte und gleich darauf mit einem Zwillingspaar auf den Armen zurückkehrte. Die Franzosen waren über den heldenmüthigen Mann so entzückt, daß sie vor ihm das Gewehr präsentirten, während er ihre Reihen durchbrach. Und die Dänen? Nun, sie richteten das Feuer der ganzen Besatzung auf die beiden braven Preußen, — fehlten sie aber, Dank ihres übertriebenen



Begräbniß der Gefallenen in Kosel.

Eifers, und hatten den Schmerz, zu sehen, daß ihr Kamerad von deutschen „Räubern" und „Dieben" gerettet wurde.

Beweist dieser kleine Zug aus der Schlacht von Missunde den Charakter der Deutschen und der Dänen, so gibt folgende Anekdote, die ich aus dem Munde eines der Betheiligten allen denen, welche an Vorahnungen glauben oder nicht glauben, allerdings Manches zu denken.

Der Kammergerichtsreferendar Karl Krohn, Landwehroffizier, wurde im November des vorigen Jahres, wo noch Niemand an den Krieg gegen Dänemark dachte, von seinem Freunde Ernst Rummel, der dieselbe Civil- und Militärcharge bekleidete, mit der Nachricht überrascht, daß er ihm, Rummel, bei Missunde das Leben retten würde. Rummel hatte einen Traum gehabt, in welchem ihm dieß verheißen worden war; er erinnerte sich nicht, den Namen Missunde zuvor gehört zu haben, und die beiden Freunde schlugen unter

Ansicht von Kappeln. (S. 55.)

Scherzen und Lachen im Konversationslexikon nach, um sich zu überzeugen, ob es einen Ort dieses Namens gäbe, und wo er liege. Wenige Tage nachher wurden Krohn und Rummel zum Dienst einberufen; Krohn kam zum sechzigsten, Rummel, wenn ich nicht irre, zum fünfzehnten Regiment. Ich will dieß nicht bestimmt behaupten, nur das ist sicher, daß sie nicht in einem Bataillon mit einander dienten.

Die Marschordre traf die beiden Freunde, denen das Leben in Berlin viel besser gefiel als das Bivouakiren im Schnee, wie ein Blitz aus heiterer Höhe. Rummel tröstete sich aber, denn er war von der Idee nicht abzubringen, daß Krohn ihm bei Missunde das Leben retten würde, obgleich ihm die Sache selbst etwas erschwert vorkam, nachdem sie zu verschiedenen Truppenkörpern kommandirt worden waren.

Sie hatten sich mehrere Wochen nicht gesehen, Keiner wußte, wo das Korps des Anderen stand, als sie Beide gegen Missunde vormarschirten, und Beide mit ihren Abtheilungen über das Eis gingen. Krohn lag gedeckt hinter einem Knick und ermahnte seine Leute, ruhig zu feuern, als er plötzlich dicht neben sich Rummel bemerkt, der eben angekommen ist und voll Begeisterung weiter stürmen will. Ueberrascht durch das unerwartete Begegnen, ruft er mit lauter Stimme: „Rummel!" Der Gerufene dreht sich rasch um, und in demselben Augenblicke streift eine Kugel seine Brust, die ihn durchbohrt haben würde, wenn er noch eine Sekunde in seiner vorigen Stellung geblieben wäre. Krohn hatte also allerdings seinem Freunde das Leben gerettet, und der Traum war buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Ich will es Anderen überlassen, sich den Kopf über das eigenthümliche Zusammentreffen zu zerbrechen, und halte, bis ich eine Erklärung eingesandt bekomme, an der Ueberzeugung fest, daß der Zufall der alleinige Vater und Urheber dieser gewiß interessanten Anekdote ist, der ich noch ähnliche beifügen könnte, wenn ich nicht einen grimmigen Rezensenten vor mir sähe, der mit rother Bleifeder einen dicken Strich über diese Allotrias macht und mich wüthend frägt, wie viele Preußen und wie viele Dänen bei Missunde fielen, wo sie beerdigt wurden und was nach der Schlacht des 2. Februar geschah?

Wäre ich nicht Sklave des ergrimmten Mannes, so würde ich seine Fragen unbeantwortet lassen; da ich aber von seiner Gnade abhänge, will ich ihm sagen, daß die Preußen einhundert fünfundneunzig Mann, und darunter dreiunddreißig Todte, sechsundsechzig Schwerverwundete, zweiundneunzig Leichtverwundete und vier Gefangene einbüßten, während die Dänen ihren Verlust auf einhundert neunundzwanzig Mann und sechs Offiziere angeben.

Es war fast dunkel — hell war es während des ganzen Tages nicht geworden — als die Preußen das Gefecht abbrachen und müde und matt in ihre Quartiere rückten. Der Kampf hatte keinen sichtlichen Erfolg gehabt, die Tapferkeit der Artillerie und Infanterie hatte zu nichts geführt, und der gemeine Soldat, der immer nach den Erfolgen des Augenblicks zählt und rechnet, ließ mißmuthig den Kopf hängen. Erst später, bei Düppel, Rakkebüll und bei dem Uebergange nach Alsen wurde es dem Blödesten klar, daß das Gefecht bei Missunde dazu beigetragen hatte, den Truppentheilen Vertrauen in ihre eigene Kraft und die Tüchtigkeit ihrer Führer einzuflößen; und dieselben Leute, die am Abend des 2. Februar über das unnütze Blutvergießen seufzten, blicken jetzt auf den Tag von Missunde wie auf eine nothwendig gewesene Bluttaufe zurück.

Ich traf in Eckernförde mit den aus der Schlacht zurückgekehrten Preußen ein, war am folgenden Tage Zeuge, wie die Gefallenen begraben wurden, und übersah das ganze Schlachtfeld, das mir von 1850 her noch lebhaft in Erinnerung war. Drei Monate später führte mein Weg mich wieder nach Missunde. Aber welch' ein Unterschied; welch' einen Kontrast bot das lachende Bild des Friedens gegen das blutgetränkte Eisfeld des 2. Februars! Von den Schanzen war die letzte Spur verschwunden, und wie ich mich neugierig zur Erde bückte, um in das alte Felsengrab zu spähen, in dem ein tapferer Hüne vor Jahrtausenden mit seiner Streitaxt begraben wurde, näherten sich mir ein paar kleine barfüßige Mädchen und fragten: „Koopen Se ok Kartätschen?" (Kaufen Sie auch Kartätschen?) Wahrlich, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein winziger Schritt. Die bramarbasirenden Dänen, die sich rühmten, die Preußen auf's Haupt geschlagen zu haben, und nicht nur in Dänemark, sondern auch in Norwegen und Schweden Siegesfeste abhalten ließen, eilten dreimal vierundzwanzig Stunden später in so großer Hast von dannen, daß sie ihre Kanonen und das ganze Kriegsmaterial zurückließen. Die Kartätschen, mit denen sie ganze Regimenter „deutscher Spitzbuben" niederschmettern wollten, werden jetzt von den Kindern in Missunde an Reisende verkauft, die sich umsonst nach den unbezwinglichen Werken und den tapferen Vertheidigern umsehen, von denen Jeder fünf Preußen zum Frühstück verspeisen wollte. Hoffen wir, daß das friedliche und hübsche Fischerdorf Missunde, das in der kurzen Spanne Zeit von 1848 bis 1864 nun schon dreimal*) Zeuge ernster Kämpfe zwischen Deutschen und Dänen gewesen ist, für alle Ewigkeit unter deutschem Schutze gegen dänische Besuche gesichert bleiben wird!

Der Leser wird sich erinnern, daß die Oesterreicher am 3. Februar das Gefecht vor dem Dannewirke zu bestehen hatten, und daß sie am Morgen des 6. durch die Nachricht von der Retirade der Dänen überrascht wurden. Ich habe mich bemüht, in meiner Schilderung der Vorgänge *vor* und *in* Schleswig die Gründe anzugeben, welche die Räumung der stark befestigten Linie nothwendig machten, muß aber, um ein vollständiges Bild der Kriegsereignisse zu geben, auf die Operationen der preußischen Armee *nach* der Schlacht bei Missunde aufmerksam machen, weil diese jedenfalls bedeutend in die Wagschale fielen, als General de Meza sich die Frage stellte, ob er Schleswig halten könne oder nicht.

Prinz Friedrich Karl war spät Nachmittags des 3. Februars mit dem General von Gablenz, dem alten Feldmarschall Wrangel und vielen andern hochgestellten Offizieren im Hahnenkrug (Krug heißt in Schleswig-Holstein: Bauernwirthshaus) zusammengetroffen, um seine Ansichten über die Forcirung der Schlei mündlich auszusprechen. Gablenz, der die Dannewirkestellung vom Königsberge zu übersehen Gelegenheit gehabt hatte, und dem vor einem Angriff auf die

*) 1848 gingen von Zastrow und von Gerstorff, zwei ausgezeichnete preußische Offiziere, bei Missunde über die Schlei, während Wrangel das Dannewirke angriff.

koloſſalen Werke graute, weil die öſterreichiſche Armee ihre Lazarethe noch nicht eingerichtet hatte, drang darauf, daß vorher, oder wenigſtens gleichzeitig mit einem Angriff der Oeſterreicher ein Seitenangriff, oder, was daſſelbe iſt, ein Schleiübergang der Preußen ſtattfinden ſollte. Wrangel entſchied ſich für Miſſunde und wollte dieſen Punkt forciren; der Prinz ſprach aber in ſo überzeugender Weiſe für den Uebergang bei Arnis, daß endlich ſeine Meinung die Oberhand gewann. Es wurde hierauf beſtimmt, daß die preußiſchen Vorpoſten vor Miſſunde ſtehen bleiben ſollten, während die Oeſterreicher unter dem General von Dobrzenski zur Verſtärkung der Preußen die Linie zwiſchen Miſſunde und Louiſenlund beſetzten. Das Gros der Preußen marſchirte in aller Stille nach Arnis. Es galt natürlich, die Dänen über die wahren Abſichten der Deutſchen im Unklaren zu laſſen, und theils um ſie zu täuſchen, theils aber auch, um zu verhindern, daß Spione über die Schlei gingen und ihnen Nachrichten über die Bewegungen der Verbündeten brächten, wurden an der ganzen Schleilinie Piquets von Kavallerie und Infanterie aufgeſtellt, die in dem außerordentlich ſtürmiſchen und kalten Wetter entſetzlich aushalten mußten, beſonders da es ihnen ſtreng unterſagt war, Feuer anzuzünden. Die Dörfer rings umher waren bald „leer gefreſſen", wie die Soldaten ſich ausdrückten, Marketenderwagen konnten auf den unwegſamen Straßen nicht vorwärts, und es fehlte den von anhaltenden und beſchwerlichen Märſchen ermüdeten und von der grimmigen Kälte gepeinigten Soldaten an Allem, was zur Erquickung oder Erfriſchung hätte dienen können. Während die Oeſterreicher jubeln, ſingen und nach dem Takte der Muſik tanzen durften, ſoviel es ihnen beliebte, mußten die Preußen ſich ruhig und ſtill verhalten, um ihre Anweſenheit den Dänen nicht zu verrathen; während Jene über einen erfochtenen Sieg ſchwatzen und ſich zu einem neuen Glück wünſchen konnten, mußten dieſe an das fruchtloſe Kämpfen bei Miſſunde denken, ohne ſich von einem zweiten Verſuche, die Schlei zu forciren, einen beſſern Erfolg zu verſprechen. Aber die preußiſche Armee ertrug die ihr auferlegte Prüfung mit muſterhafter Geduld und mit unbeugſamem Muthe. Ich habe mich während der Tage vom 2. bis zum 6. Februar unausgeſetzt bei den öſterreichiſchen ſowohl wie bei den preußiſchen Soldaten aufgehalten und durch kleine Gaben an Cigarren, Wein und Tabak auf ihre gute Laune einzuwirken geſucht, und ich kann mit dem beſten Gewiſſen verſichern, daß ich weit ſchlechterer Laune war, als die, die ich tröſten wollte, obgleich ich einen warmen Pelzrock und eine Flaſche Rum beſaß. Der einzige Mann, den ich habe jammern hören, war ein ungariſcher Huſar, der kein Wort deutſch konnte, und nach einem Dorfe oder Gehöfte fragte, das meines Wiſſens auf keiner Landkarte zu finden iſt. Der arme Teufel hatte einen Brief abzugeben, wollte mich aber die Adreſſe nicht leſen laſſen, verweigerte ſogar die Annahme einer Cigarre und ritt mit einem wüthenden terremtete davon. Nur *eins* durfte ich nicht verſuchen, wenn ich mit den Preußen ſprach: ich durfte ſie nicht fragen, wie ihnen Schleswig-Holſtein gefiele. „Was ſoll Einem an dem verdammten Schnee und Eis gefallen?" antwortete ein Brandenburger, der ungeduldig auf und ab lief, um ſeine Füße zu erwärmen — „nichts zu beißen, nichts zu brechen, und der ſakermentiſche Kerl, der Däne, ſitzt drüben über dem Waſſer, und man kann ihm nicht an's Zeug!" Wenn aber ein Soldat vor Hunger, Durſt und Kälte anfängt zu fluchen, ſo muß man ihn nicht fragen, wie ihm die Landſchaft gefällt.

Zwei ganze Tage und eine Nacht hatten die Preußen in Sturm, Schnee und Hagel im Freien kampirt, als endlich die langerſehnte Ordre kam, den Marſch anzutreten, der ſie wieder an die Schlei, aber dießmal nach Arnis führen ſollte. Vor Froſt und Kälte zitternd, traten ſie den Weg an; die Straßen waren zum Theil ſpiegelglatt, zum Theil mit hohen Schneehaufen bedeckt; die Pferde waren nicht geſchärft, die Gräben rechts und links vom Wege wurden oft für die Chauſſee angeſehen, und wer ſich ihnen näherte, fiel bis unter die Arme in den Schnee oder ſtürzte mit dem Pferde hinein. Dazu kam, daß die Pontons und alle Kähne, die man aus Kiel und Eckernförde mitgeſchleppt hatte, von Bauernpferden gezogen wurden, und daß die Knechte, die an Militärfuhren nicht gewohnt waren, anſtatt in *einer* Linie hinter einander zu fahren, jeden Augenblick den ganzen Weg verſperrten und zu tauſend Hemmungen der Marſchkolonnen Veranlaſſung gaben. Die Nacht brach über die ermüdeten Truppen ein, und es ward ſtockfinſter, ehe ſie endlich nach den unglaublichſten Beſchwerden in der Nähe von Arnis eintrafen, wo ſie abermals, ohne Bivouakfeuer anzünden zu dürfen, auf dem Schnee kampiren mußten.

Der Prinz, welcher auf dem Gute des Herzogs von Glücksburg, *Karlsburg*, ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, hatte am Abend des 5. Februar ſeine Diſpoſitionen für den Uebergang ausgegeben.

Am 6., Morgens vier Uhr, ſollten die kombinirte Avantgardenbrigade und die zwölfte Infanteriebrigade (Röder) öſtlich und weſtlich von *Kappeln* den Uebergang auf Booten beginnen. General von *Manſtein*, der die beiden Brigaden kommandirte, ſollte das jenſeitige Schleiufer von den Dänen ſäubern und eine Poſition zum Schutze des Brückenkopfes einnehmen. Die weſtphäliſchen Pionniere wurden dazu beſtimmt, die Truppen überzuſetzen. Zur Deckung des Ueberganges waren drei Batterieen aufgefahren; die Pontonbrücke ſollte von dem dritten brandenburgiſchen Pionnierbataillon geſchlagen werden.

Dieſe Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Als aber die Brigade Röder das jenſeitige Schleiufer erreichte, erfuhr ſie, daß die Dänen längſt den Marſch nach dem Norden angetreten hatten!

Unterdeſſen war auch das Pionnierbataillon mit den beiden preußiſchen Brückentrains gegen die Schlei gerückt und hatte angefangen, die Brücke bei Arnis zu ſchlagen. Auch ſie wurden von den Dänen nicht beunruhigt, um ſo mehr aber freilich durch das Uſereis und den heftigen Nordoſtwind gehindert, ihre Arbeit raſch zu vollenden. Nur in der Mitte war die Schlei offen, aber zugleich auch voll Treibeis; an beiden Seiten hielt das Eis noch, ſo daß es aufgehauen werden mußte, ehe die Pontons herabgelaſſen werden konnten, und die Schwierigkeiten, welche ſich den Pionnieren entgegenſtellten, waren ſo groß, daß es ganze fünf Stunden dauerte, bis die Brücke vollendet war. Hätten die Dänen Arnis nicht geräumt gehabt, ſo würde die Ueber-

brückung der Schlei den Preußen wahrscheinlich enorme Opfer gekostet haben. Sie hatten aber in Folge der beiden Gefechte vom 2. und 3. Februar ihre Stellung aufgegeben, und es zeigte sich also schon am 6., wie wohlthätig der Angriff auf Missunde in seinen Konsequenzen gewesen war.

Um 9¾ Uhr Morgens zog Prinz Friedrich Karl an der Spitze seiner Truppen über die Pontonsbrücke bei Arnis, um 10½ Uhr waren die Preußen am nördlichen Ufer, und als gerade die Vorbereitungen zum Abmarsch nach Flensburg und Missunde getroffen werden sollten, um die Dänen an zwei Punkten zugleich zu fassen, kam aus Wrangel's Hauptquartier die Nachricht, daß auch Missunde und Schleswig geräumt seien. Der Prinz gönnte seinen erschöpften Truppen einige Stunden Ruhe in den behaglichen Dörfern Angelns, setzte aber die Verfolgung der Dänen rechtzeitig genug fort, um sie bei Flensburg einzuholen und ihnen einige hundert Mann Gefangene abzunehmen.

Erst im Sundewitt werden wir die preußischen Truppen wieder finden; während sie sich aber mit den dänischen Vorposten herumschießen und den unleidlichen Winter verwünschen, wollen wir im hellen Sonnenschein die grünen Auen Angelns durchwandern. Zuvor muß ich aber eine flüchtige Skizze dieses von der Natur so reich gesegneten Landes zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen entwerfen.

Ich hatte freilich versprochen, Naturschilderungen zu vermeiden; aber der Wille ist stark und das Fleisch ist schwach! Wie wäre es wohl möglich, ein Eden zu betreten, ohne sich an seinen Schönheiten zu weiden! Wer vermöchte es, die

Ansicht von Flensburg. (S. 56.)

blühenden Dörfer, die duftenden Wiesen, die malerischen Waldpartieen, die lachenden Meeresbuchten, die prangenden Kornfelder, die herrlichen Viehheerden — wer vermöchte es, frage ich, das Land Angeln zu betreten, ohne die Hände zu falten und zu sagen: „Herr, mein Gott, ich preise Dich und bewundere Deine Werke!“ Welch' wunderbarer Friede liegt über diesem Garten Gottes! Welch' unendlicher Reiz in der ewigen Abwechslung von Wald, Feld, Wiese, Hügel und Meer! Wie träumerisch blicken die alten Hünengräber, diese stummen Zeugen Fingal'scher Thaten, in die lachende Ebene hinab! Wie gastlich laden die sauberen und reichen Bauernhäuser zum Besuche ein! Wie bieder treten Einem die glücklichen Bewohner des gesegneten Angelns entgegen, und wie tausendfältig erinnert ihr Leben und Wesen an ihre entarteten Vettern, die Engländer!

Da liegt das Haus des Angeliter Bauern Hansen. Es ist ein altes, kunstloses Gebäude, und der Mann, der in der Hausthür steht und freundlich einladet, an seinem Tische Platz zu nehmen, ist ein einfacher, ehrlicher Bauer, der seine Bildung in der Schule seines Dorfes genossen, der seinen Acker selbst bestellt hat. Wer würde es dem schlichten Landmann ansehen, daß er einer der tapfersten und fähigsten Vertheidiger seiner Heimat war? Wer würde es glauben, daß er der Führer der Opposition war, daß er als Ständemitglied in Flensburg, als Reichstagsmitglied in Kopenhagen mit unerschrockener Vaterlandsliebe die Maßregeln der dänischen Regierung geißelte? Wer erräth wohl, daß derselbe Mann, der in bäurischer Kleidung und mit den schlichtesten Manieren sein gastliches Haus öffnet, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen gemahnt hat, deutsches

Recht zu wahren? Und wer sollte es glauben, daß Schleswig-Holstein, das an gebildeten Adeligen und Vornehmen so reich ist, den Angeliter Bauern nach London geschickt hat, um den Herren, welche auf der Konferenz das Schicksal der Herzogthümer entscheiden wollten, zuzurufen: „Auch wir haben ein Wort mit drein zu reden!“ Und wer erröthet nicht über die Schmach, wenn er erfährt, daß der Seelsorger, den die dänische Regierung diesem Ehrenmanne und seinen ebenso ehrenhaften Nachbarn bestellte, ein Steinklopfer war, der auf der Flensburger Chaussee gearbeitet hat, ein ordinärer Geselle, dessen Ehefrau einen Lebenswandel führte, in dessen nähere Details man nicht eingehen darf! Ist es nicht eine himmelschreiende Sünde, einem patriarchalischen Volke die alten liebgewonnenen Prediger und Seelsorger zu nehmen, und ihm an ihrer Stelle verkommene und unmoralische Subjekte zu geben, die mit der Schnapsflasche besser vertraut sind, als mit der Bibel? Wenn ich in früheren Zeiten einen Angeliter Predigerhof ansah, der immer von der Landstraße

Feldmarschall Wrangel.

zurück und im Schatten alter Rüstern und Linden liegt, so beschlich mich regelmäßig ein unbestimmtes Sehnen nach einem gemüthlichen Plauderstübchen mit dem ewig rauchenden und dampfenden, durch nichts aus seinem Phlegma zu bringenden Herrn Pastor, und seiner reinlichen, von blondlockigen Kindern umgebenen Frau Pastorin. Es hatte Alles einen gemüthlichen Geruch in den dunklen Stuben; es ging so einfach, so friedlich und antediluvianisch zu, daß meine Seele in einen wohlthuenden Schlummer versiel, wenn ich mich in die Sofaecke lehnte und das Ticken der dreigehäusigen silbernen Taschenuhr oder gar das Kukukgeschrei der Hausuhr hörte; ich konnte die Familienbilder, die „ersten Zeichnungen der ältesten Tochter“, unter denen Datum und Fecit zu lesen stand, bewundern; ich studirte die Kinder, die durch einen stummen Wink der Mutter in die Küche geschickt wurden, um sich die Hände zu waschen, und nach geschehener Abseifung wieder kamen und erst verlegen in der Ecke stehen blieben, allmälig aber näher rückten, am Ende auf meinem

Schooße saßen und nachzählten, ob ich fünf Finger an jeder Hand hätte, wie alle anderen Ebenbilder Gottes; ich konnte einen Genever mit dem Herrn Pastor und sieben Tassen Kaffe mit der Pastorin trinken — kurzum, ich fühlte mich fähig, alle Martern zu ertragen, sogar eine Schwitzpartie in dem Eiderdunenbette.

Wie ganz anders ist es jetzt! Die schwarzen Gendarmen Dänemarks haben den Nimbus zerstreut, der den Predigerwohnungen einen so patriarchalischen Anstrich verlieh; die Dannebrogfahne hat das moosbewachsene Strohdach entweiht, die Frömmigkeit ist aus Angeln vertrieben, und es kommt uns Allen wie ein Traum vor, wenn wir der guten alten Zeit gedenken.

Aber ganz und gar sind die guten alten Sitten noch nicht verschwunden, und es macht mir Freude, daß der Leser mir in das Haus des Herrn Hansen gefolgt ist, um sich von dem würdigen Repräsentanten unserer Landbevölkerung ein Bild der Sitten und Gebräuche Angelns geben zu lassen, und um mit eigenen Augen den Comfort, den Wohlstand und doch die anspruchslose Einfachheit zu bewundern, deren sich das ganze Haus erfreut. Die Meubles sind sämmtlich von massivem Mahagoniholz. Das Fortepiano ist aufgeschlagen, und die Noten, die in bunter Unordnung umher liegen, verrathen, daß die älteste Tochter eine geübte Fortepianospielerin ist. Da sie gerade in der Küche beschäftigt ist, um uns eine schmackhafte Weinsuppe zu kochen und ein Stück Schinken abzuschneiden, müssen wir vorläufig auf das Vergnügen verzichten, uns von ihr vorspielen zu lassen. An der Wand hängt hinter Glas und Rahmen die Zeichnung eines Segelschiffes. Herr Hansen ist Mitbesitzer der kühnen Brigg, die glücklich in den chinesischen Gewässern angekommen ist; der Brief mit den vielen Freimarken und Poststempeln, der auf dem Schreibtische neben Dankadressen an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen liegt, ist erst gestern über England eingetroffen und enthält eine interessante Schilderung der glücklich überstandenen Stürme, von denen das Schiff heimgesucht wurde. Es herrscht in den niedrigen, mit kleinen Fenstern versehenen Zimmern keine Spur von Ueberfluß oder Prunksucht, aber Alles ist nett, solid, massiv und gediegen. Herr Hansen, zum Sprechen aufgefordert, erzählt uns über die bäuerlichen Verhältnisse Folgendes:

„Es herrscht in ganz Angeln ein ungemeiner Wohlstand, was wohl zum großen Theile daher rührt, daß man nur geschlossenen Besitz kennt, und daß eine „Stelle", d. h. ein Landbesitz, nicht parcellirt werden darf. Die geringste Stelle hat zwei Kühe; die wirklichen Bauerngüter aber, die im Werthe von 30—50,000 Thalern stehen, haben dreißig bis vierzig Kühe und sechs bis acht Pferde. Der Bauer ist unumschränkter Besitzer, muß aber von der Regierung einen „Festebrief" lösen und bei dem Antritt des Erbes eine bestimmte, jedoch mäßige Summe erlegen. Wer es vorzieht, der kann den Festebrief und das Antrittsgeld auf einmal und für immer abkaufen, und erst dann hat der Besitzer das Recht, seinen Hof dem zweit- oder drittgebornen Sohne zu vermachen. Wer den Festebrief nicht abgekauft hat, wer also noch Festebauer ist, muß dem erstgebornen Sohn das Erbe hinterlassen, wogegen dieser die Verpflichtung übernimmt, die übrigen Geschwister durch Geld zu entschädigen. Vater und Sohn werden über die Entschädigungssumme einig; weigert sich der älteste Sohn indessen, sein Erbe mit der vom Vater für die übrigen Geschwister festgesetzten Summe zu belasten, so kann der Vater einem der anderen Söhne den Hof übergeben. Ist dieser Handel geschlossen, so zieht der Vater mit seiner Frau gewöhnlich in das Altentheil, der neue Besitzer heirathet, und die jüngeren Kinder dienen entweder bei ihm oder bei anderen Bauern als Mägde und Knechte, oder sie wenden der Heimat den Rücken und lassen sich in einer Stadt nieder. Wo der Besitzer eines Festehofs sein Gut notorisch schlecht verwaltet, tritt dasselbe Verhältniß wie bei Fideicommißgütern adeliger Familien ein. Der Staat bestellt Vormünder, welche dem ältesten Sohne das Gut vor Schuldenlasten bewahren und es ihm bei eingetretener Mündigkeit in möglichst bestem Zustande übergeben.

Jedes Kirchspiel hat seine eigene Verwaltung und für viele Angelegenheiten seine eigenen Finanzen. Man trifft daher in Angeln auf Armen- und Arbeitshäuser, welche von der Kommune erbaut sind und unterhalten werden, und in denen schwache Arme und arbeitsscheue Menschen versorgt aber auch angehalten werden, nach Möglichkeit für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Diese Armenhäuser sind durch ihre außerordentlich geschmackvolle Bauart und gewöhnlich auch durch ihre malerische Lage schon von Weitem zu erkennen, und es spricht sich schon hierin der barmherzige und wohlthätige Sinn der Angeliter auf eine für sie höchst ehrenvolle Weise aus.

Wie die Angeliter von der dänischen Regierung wegen ihres zähen Festhaltens am Recht, oder sagen wir lieber an ihrer deutschen Nationalität, bestraft wurden, spricht sich am deutlichsten durch Zahlen aus. Ich will daher einige Ziffern aus dem Abgabenbuche des Herrn Hansen anführen.

Die Gesammtsteuern Herrn Hansen's betrugen im Jahre 1847 vierzig Thaler preuß. Cour., im Jahre 1857, also zehn Jahre später, um dreihundert Prozent mehr, oder einhundert und sechzig preuß. Thaler! Im Jahre 1851 mußte er einhundert und zehn Thaler Kriegssteuer an Dänemark zahlen. Sein Hof hat zu den gemeinschaftlichen Ausgaben des Herzogthums Schleswig und des Königreichs Dänemark jährlich siebenundzwanzig Thaler, und bis zum Jahre 1845 zur Gründung einer dänischen Nationalbank jährlich zweiunddreißig Thaler gesteuert. Wenn ich diesem hinzufüge, daß in den nördlichen Distrikten Schleswigs die Abgaben nach 1847 nicht erhöht wurden, so gibt uns dieß einen schlagenden Beweis für die Unterdrückung der deutsch- und die Bevorzugung der dänisch-redenden Bevölkerung und die hiemit Hand in Hand gehende Politik der dänischen Regierung. Wenn aber trotz alldem im Juni des Jahres 1864 in dem dänisch-redenden Amte Lygumkloster fünftausend dänisch-redende Bauern feierlich erklärten, von Dänemark los sein zu wollen, während Tags zuvor in der Nachbarschaft neunzehn Bauern erklärten, bei Dänemark bleiben zu wollen — so müssen wir in dem gänzlichen Fiasko, welches die dänische Partei nach sechzehnjähriger Propaganda erlebte, ein stärkeres Verdammungsurtheil ihrer schamlosen Politik suchen, als in Worten auszudrücken ist.

Aber — wir sind in Angeln, dem lieben deutschen An-

geln, das hoffentlich zum letzten Male den Druck des Kopenhagener Pöbels hat kennen lernen, und das in unerschütterlicher Treue zu dem deutschen Mutterlande halten wird, in guten wie in bösen Tagen. Die Bewohner, unbedingt die begabtesten und intelligentesten, aber auch die schwächlichsten der Herzogthümer, fallen uns durch ihre hellblauen Augen, den weißen Teint und das blonde Haar auf, und wenn wir nach der Ursache ihrer Kränklichkeit fragen, finden wir den Grund darin, daß sie beständig unter einander heirathen, den Neueingewanderten die Heirath mit Eingeborenen erschweren, und nie, oder fast nie aus der „Fremde", d. h. zwei Stunden hinter der Distriktsgrenze, einen Mann oder ein Mädchen finden, mit dem eine rechtschaffene Angeliter-Familie sich verschwägern möchte. Ein Wagehals in der S.-Gemeinde — ich wage es nicht, den Namen des Kirchspiels zu nennen — hatte den Gründen der Vernunft Gehör gegeben und aus einem entfernten Distrikte eine Lebensgefährtin geholt, deren starke Konstitution keine kränklichen Anlagen befürchten ließ. Die Angeliterinnen schrieen über diesen Verstoß gegen die guten alten Sitten Zeter und Mordio; der glückliche Ehegatte lachte — bis er die trostlose Entdeckung machte, daß er in seiner tugendhaften Ehehälfte einen wahren Cerberus acquirirt hatte, dessen kräftige Konstitution leider kein baldiges Ende der irdischen Glückseligkeit vermuthen ließ. Seitdem darf man aber einem Angeliter nicht rathen, eine Fremde zu heirathen, wenn man nicht gleich mit der Leidensgeschichte des Unglücklichen bekannt gemacht werden will, der heute noch die Folgen seiner Sünden gegen die Sitten der Väter bitter bereut und in ganz Angeln als warnendes Beispiel aufgeführt wird. Bis daher ein zweiter Wagehals auftaucht, der mit mehr Glück eine Fremde heirathet, wird wohl die böse alte Sitte fortfahren, auf den Gesundheitszustand der Angeliter ihren verderblichen Einfluß zu üben.

Die Bewohner Angelns sprechen, wie alle Bauern Schleswig-Holsteins, Plattdeutsch; in den nördlichen Distrikten stellenweise ein Gemisch von Friesisch, Plattdeutsch und Jütisch, ein Kauderwelsch, das Niemand versteht, das von den Dänen aber mit äußerster Zuvorkommenheit als gutes Dänisch anerkannt wurde. Wäre es möglich, die abscheulichen Laute dieses Idioms durch Buchstaben und Sylben wieder zu geben, so würde ich dem Leser gern mit einigen Proben aufwarten; da es nicht möglich ist, will ich ihm eine Anekdote erzählen.

Ein dänischer Propagandamacher, der nur Kopenhagener Dänisch sprach, kam nach Angeln, um Sympathieen für „Gammeldanmark" zu erwecken. Er sprach zu den Bauern, sie sprachen zu ihm, und als sie ihre Bedenken gegen eine Verschmelzung mit Dänemark vorgetragen hatten, wandte sich der edle Däne an seinen Nachbar und sagte: „Ich verstehe von dem Plattdeutsch kein Wort; ich hatte geglaubt, daß hier dänisch gesprochen wird." Hätte der brave Mann gewußt, daß in Angeln drei deutsche theatralische Vereine bestehen, daß die Bauernsöhne und Bauerntöchter Komödie spielen; daß deutsche Clubs, Gesang- und Lesevereine in einer Ausdehnung blühen, wie vielleicht in keinem andern Theile Deutschlands, so würde er sich die Reise von Kopenhagen wahrscheinlich erspart haben.

Welchen Einfluß das geistige Leben und Streben der besitzenden Klasse aber auf die dienende und besitzlose Klasse auszuüben vermag, hiervon habe ich heute einen Beweis bekommen, der mich in das gerechteste Erstaunen setzte. Mir erzählte ein Buchhändler, daß in dem Dorfe Taarstedt ein Knecht, Namens Asmus Petersen, dient, der den größten Theil seines Lohnes für Bücher ausgibt, und namentlich gegen vierzig Werke über Bienenzucht besitzt. Diesem Knecht hatte der Buchhändler den dritten Band von Gustav Rasch's verlassenem Bruderstamm zugeschickt; er erhielt ihn aber mit folgendem Gedichte wieder zurück:

„Wenn der verlassene Bruderstamm vollendet,
Wie ich aus Ihrer Sendung hab' erfahren,
So zürnen Sie mir nicht ob mein' Gebahren,
Daß ich nicht achte, was Sie mir gesendet.
Ich kämpfte auch freiwillig in den Schaaren
Von Anfang an, bis daß der Kampf geendet,
Und sich das Blatt zu unserm Weh gewendet,
Das uns durchzucket nach so vielen Jahren.
Doch, ob die Leiden mir zu Herzen gehen,
Ich ehrend anerkenne, die es lindern —
Und Gustav Rasch zur Seite möchte stehen,
So kann dieß doch die Rücksendung nicht verhindern,
Die Jahresrechnung will bezahlt man sehen,
Und dieß ist ja das Mittel, sie zu mindern!"

Es dürften jedenfalls wenige Bauerknechte in Deutschland sein, welche sich die Novitäten des Buchhandels zuschicken lassen, und es dürften noch seltener die Bauern aufzutreiben sein, welche einen „studirten" Knecht für voll ansehen. Fürchtete ich nicht, parteiisch zu erscheinen, so könnte ich unzählige Beispiele von der hohen Bildungsstufe der Angeliter Bauern aufzählen; da ich aber nur flüchtige Skizzen entwerfen darf, wenn mein Buch nicht zu einem unendlichen Compendium heranwachsen soll, so muß ich mich damit begnügen, einzelne Streiflichter auf meine Lieblinge, die Angeliter, fallen zu lassen, die ihre guten wie ihre bösen Eigenschaften gleich stark hervorheben. Zu den guten Eigenschaften rechne ich die Treue, mit welcher sie an der plattdeutschen Sprache festhalten, die — ebenso wie der österreichische Dialekt — mehr Gnade vor meinem Ohr findet, als die harte hochdeutsche. Man wird mich wegen dieses Geständnisses verlachen; ich bitte aber, „ut de Franzosen Tit" von Fritz Reuter zu lesen, und mir zu sagen, ob es möglich wäre, in hochdeutscher Sprache ein so wahres und reizendes Bild aus dem Leben zu malen.

Da ich hoffe, daß einer oder der andere meiner Leser mein liebes Angeln besuchen wird, um sich von seinen unübertrefflichen Naturschönheiten zu überzeugen, und da mir daran gelegen sein muß, ihn von vorn herein mit einigen plattdeutschen Ausdrücken bekannt zu machen, will ich diejenigen, die mir gerade einfallen, niederschreiben. Ein Pudding heißt Abenkater (Ofenkater); ein Fremder: Butenminsch (Außenmensch); Wohnstube: Döns; Fremdenstube: Päsel; Frosch: Dreckvagel (Dreckvogel); mein Liebling: Min Hattlamm (Herzlamm); Oberjacke: Kantusch; Jacke: Kascheng; Anzug: Kledasch; die Taille: de Kneep (Kneife); Heimchen: Singeltüt; Eichhörnchen: Katecker (Eichelkatze); Kaffeevisite nach dem Wochenbette: Kehsfoot; und endlich ist Alkawen ein Wandbett, ein Marterinstrument, vor dem ich Jeden auf

das Dringendste warnen muß. Besagter Alkawen ist nämlich ein in der Wand angebrachtes, durch verschiebbare Thüren dem Auge verborgenes Bett von höchstens fünf und einem halben Fuß Länge, und dermaßen mit Federbetten, Eiderdunenkissen und reichen Kopfpolstern vollgepfropft, daß es geradezu unmöglich ist, es darin auszuhalten. Ganz abgesehen von der Gefahr, in den Eiderdunen zu ersticken und in dem weichen Unterbett zu versinken, ist das Bett so kurz, daß man sich nicht der Länge nach ausstrecken kann. Man muß wegen der unzähligen Kopfkissen aufrecht sitzen, kann das schwere Oberpfühl nicht von der Stelle bewegen und schnappt nach Luft wie ein Gehenkter. Ich habe in meinen Soldatenjahren nach den anstrengendsten Märschen bisweilen den Versuch gemacht, in einem solchen „Alkawen" zu schlafen. Die Bauern stiegen einer nach dem andern in ihre Betten — die ganze Wand ist nämlich rings mit solchen Folterkammern

Wrangel's Wohnung in Flensburg.

angefüllt — und da ich sie bald hinter den zugezogenen Thüren schnarchen hörte, wagte ich das Aeußerste, schob einen Stuhl an mein Bett, kletterte hinein — war aber jedesmal mit einem Satze wieder draußen und bettete mich auf die Erde. Am folgenden Morgen war mir die Bäuerin immer böse, weil sie glaubte, ich hielte mich für zu gut, um in dem Bette zu schlafen, das sie mit eigenen Händen zurecht gemacht, zu dem sie das Linnen gewebt, dessen Kissen sie mit den theuren Dunen zum Platzen gefüllt hatte. Ich weiß es aus Erfahrung, daß meine Warnung, sich einem Angeliter Bette nicht anzuvertrauen, in den Wind geredet ist, und sehe wieder den Recensenten mit dem Röthel meine „übertriebene Schilderung" tadeln. Hätte ich doch den Mann Gottes bei der Hand und könnte ich ihn heute bei fünfundzwanzig Grad Wärme in einen solchen Brütofen hineinpacken! Wie würde er seine Sünden bereuen und flehentlich bitten, den Schieber wieder aufzumachen. Aber ich lasse ihn darin sitzen, weil mir gerade eine Greisin in Angeln einfällt, bei der ich 1848

Bürgerverein-Spital in Glogau.

einquartiert war. Als ich mein Quartier betrat, prallte ich zurück. Die achtzigjährige Frau hatte ihrer kleinen Enkelin erlaubt, meine Stube mit Blumen zu schmücken, und da dieß schon am Tage vor meinem Einrücken geschehen war, sie also Zeit und Muße gehabt hatte, waren die Wände mit Blumen und Blättern aller Art überfüllt, die einen tödtlichen Dunst verbreiteten. Es kostete mir Mühe, Erlaubniß zum Oeffnen der Fenster zu erlangen, als dieß aber geschehen war, wurde ein Mittagessen aufgetragen: Suppe mit Reis und Rosinen, Fleisch, im Butter schwimmend, junge Hühner mit grünen Erbsen, eine Ente und ein kalkutischer Hahn, der allein seine fünfundzwanzig Pfund wog. Alles kam auf einmal angefahren; die Greisin und ihre Enkelin waren nicht zu bewegen, einen Bissen anzurühren, statt dessen animirten sie mich aber: „Langen Se doch tau, eten Se doch; mein Gott, it is Se ja von Harten gönnt; wi doen ja Allens für uns eegen Kinners — Se möten förleev nehmen u. s. w." Ich gab mir die erdenklichste Mühe, den Anforderungen der lieben alten Frau zu genügen; als ich mich aber für überwunden erklärte, brachte sie mit ihren zitternden Händen eine Flasche Champagner herbei und sagte: „It sünd söstig Johr her, dat ik heiroth häf; min selig Mann köff domals twe Buddels Champagner; en häst wi up uns Hochtit utdrunken, de annere is liggen bleven; de füllt Se utdrinken. De leeve Gott lat Se dat god gaen. (Es sind sechzig Jahre her, daß ich geheirathet habe; mein seliger Mann kaufte damals zwei Flaschen Champagner; eine haben wir auf der Hochzeit ausgetrunken, die andere ist liegen geblieben; die sollen Sie austrinken. Der liebe Gott lasse es Ihnen wohl ergehen."

Ich habe auf den zahnlosen Mund der Greisin einen herzlichen Kuß gedrückt und vor Rührung geweint.

Das viele Essen ist eine böse Angewohnheit der Angeliter, und sie werden selbst erstaunen, wenn ich ihnen erzähle, daß es statistisch nachgewiesen ist, daß in Angeln eine Bauernfamilie durchschnittlich im Jahre verzehrt: zwei fette Kühe, fünf fette Schweine, sieben fette Hämmel, zwanzig fette Gänse, zehn nüchterne Kälber und außerdem noch zugekauftes Fleisch, so daß auf die Person zweihundert fünfzig bis dreihundert Pfund Fleisch kommen, während man in den Städten auf die Person nur hundert und dreißig Pfund Fleisch rechnet. Trotz dieses ungeheuern Fleischkonsums sind starke Menschen und ausgemachte Fresser, wie sie beide in Dithmarschen vorkommen, seltene Erscheinungen, und ich weiß eigentlich nur von einem sehr starken Manne, den ich in meiner Jugend persönlich gekannt habe, dem alten Pastor Augustin in Ulsby. Dieser Mann Gottes trug in seinem sechzigsten Lebensjahre den fünfhundert Pfund schweren Ambos aus der Schmiede, während die Gesellen bei dem Essen waren, und amüsirte sich nachher königlich, als er aus der Ferne das starre Erstaunen des würdigen Altgesellen und die Anstrengungen der Frau Meisterin beobachtete, sich das Wunder zu erklären. Er war wegen seiner beispiellosen Körperkraft eben so berühmt, wie der Dithmarsche, der, auf dem Felde pflügend, von einem Fremden nach der Wohnung des Freßsacks Paul Butterbrod gefragt wurde, dem man nachsagte, daß er fünfhundert Pfund wöge und daß er einmal in Husum hundert und siebenzig Austern und drei Flaschen Wein zum Frühstück verzehrt habe. Der Dithmarsche zeigte mit der Hand nach der Richtung, welche der Fremde einzuschlagen hatte, und da er nicht gleich verstanden wurde, hob er den Pflug mit einer Hand auf und zeigte damit nach Norden, wie ein anderer Sterblicher, der einen Spazierstock in der Hand hält. Der Fremde machte kehrt und lief eilig von dannen, weil er glaubte, mit dem Teufel selber gesprochen zu haben.

Wie gesagt, Angeln hat keine hervorragend kräftigen Männer aufzuweisen, obgleich allem Anscheine nach in alten Zeiten ein Geschlecht hier gelebt hat, das heute wahrscheinlich durch seine Riesenstatur Aufsehen erregen würde, ich meine die Hünen, die allerdings auf der ganzen Halbinsel gehaust, Angeln aber besonders bewohnt zu haben scheinen, weil man hier mehr und größere Hünengräber findet, als in den übrigen Theilen des Landes, obgleich auch an der Westküste, wie bei Meldorf, Albersdorf und Schenefeld, und im Norden Schleswigs, zwischen Apenrade und Lygumkloster, zahlreiche „Riesenbetten" angetroffen werden. Ich lasse mir es aber gern gefallen, daß man den zweihundert und vierzig Fuß hohen Schersberg in dem Kirchspiele Quern in Angeln für den Centralpunkt des heidnischen Kultus im Herzogthum Schleswig betrachtet, und nach den vielen und großen Hünengräbern, die in seiner Nähe gefunden werden, scheint mir diese Ansicht viel für sich zu haben. Und warum auch nicht? Die Alten hatten ein eben so lebhaftes und vielleicht lebhafteres Gefühl für die Schönheiten der Natur, als wir; die Priester suchten für ihre Opferhaine Plätze aus, die sich durch Wildheit oder besondere Anmuth auszeichneten, und wo in der weiten Welt wäre ein anmuthigerer Hain aufzufinden, als auf dem Schersberge mit seiner entzückenden Aussicht auf die Ostsee, den Flensburger Meerbusen, das Steinberger Haff, Alsen, Fühnen und Aeröe? Wo in der ganzen Schöpfung gibt es einen lieblicheren Punkt, wo wechseln sanfte, laubbedeckte Hügel, blühende Wiesen, Meeresbuchten und lachende Ufer in so idyllischer Harmonie mit einander ab, wie in der Landschaft, die dem Schersberge zu Füßen liegt! Wendet man sich gen Westen, so dehnt sich die unendliche Ebene Schleswigs vor einem aus, und man glaubt in der grauen Ferne die nimmer rastenden Wogen der Nordsee zu erkennen, die wie gefräßige Ungeheuer nicht müde werden, einen Fuß breit Erde nach dem andern zu verschlingen. Der Mensch fühlt seine Ohnmacht, erkennt sein eigenes jämmerliches Nichts, er kommt sich verlassen und allein vor, wenn sein Blick über eine endlose Fläche hinschweift, die dem Auge keinen Ruhepunkt bietet, und wenn er weiß, daß an der Grenze der weiten, geisttödtenden Ebene andere Menschen im ewigen Kampfe gegen die schäumenden Wogen des Meeres endlich unterliegen. Aber die Bewegung einer Sekunde genügt, um dem Auge ein anderes Bild, der Phantasie einen romantischeren Schwung und der Seele das berauschende Bewußtsein zu geben, daß man nicht allein und verlassen dasteht auf dieser Erde, daß der Mensch nicht überall einen trostlosen Kampf mit der Natur zu kämpfen hat, und daß es nichts Beglückenderes gibt, als sich an der unendlichen Liebe zu erwärmen, mit welcher der Schöpfer sein Werk gesegnet. Statt des Tosens der Nordsee schlägt das sanfte Gemurmel der kosenden Wellen der tiefblauen Ostsee an sein Ohr; statt einer ewigen Fläche

lächeln ihm duftende Haine entgegen, in denen der Jubelchor glücklicher Sänger Gottesdienst feiert, und ſtatt des beängſtigenden Gefühles, umſonſt zu ringen und zu ſtreben, beſchleicht ihn der Glaube an ewigen Frieden, an unwandelbares Glück. Ich habe in meinem vielbewegten Leben Alpenroſen und Edelweiß am Rande des Gletſchers gepflückt, im Golf von Mexiko und auf den Felſenwänden des Niagara Gottes Allmacht bewundert; von Schwedens Riffen habe ich der tobenden Brandung zugeſehen, und Deutſchland, das herrliche liebe deutſche Vaterland, habe ich nach allen Richtungen durchwandert, und oft, wenn das jämmerliche Alltagsleben mich martert und foltert, ſchließe ich die Augen und träume in ſeliger Erinnerung von dem Geſehenen und Bewunderten. Das lieblichſte Bild meiner Seele bleibſt du aber, mein Schersberg, mein liebes ſchönes Angeln mit deinen Laubeskronen und Meeresbuchten, und wenn ich etwas bedaure, ſo iſt es das, daß man mich nicht dereinſt unter einen Hügel begraben wird, den die lauen Winde der Oſtſee umgaukeln, dem die hüpfenden Wogen des Meeres in ſtiller Nacht luſtige Märchen erzählen.

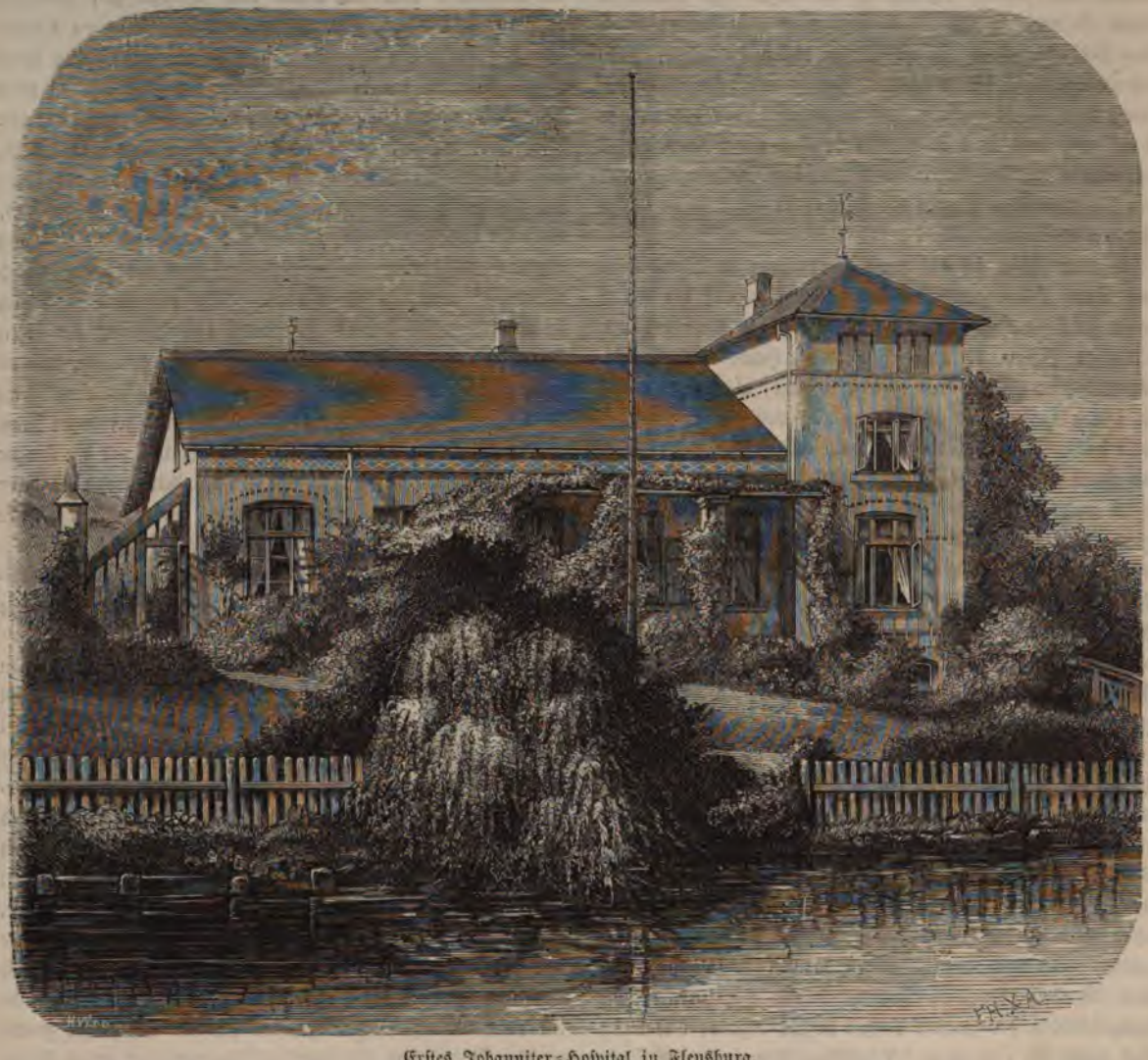
Wie oft habe ich als Kind ganz allein die Wanderung nach einem Hünengrabe vorgenommen und auf der ſtillen Haide im Oſſian geleſen. Die Bienen flogen ſummend von Blume zu Blume, die rothen Köpfe der Haide bewegten ſich träumeriſch im Winde, und es war mir oft, als wenn Fingal mit ſeinen Helden und Barden an mir vorüber zöge. Und wenn dann Spekulanten und Alterthumsforſcher mit Spaten und Hacke herbeikamen, meinen Lieblingsplatz aufwühlten, Urnen und Vaſen, kupferne Ringe und Steinäxte hervorzogen, und nach dem Funde den Rang deſſen beurtheilen wollten, der vielleicht einſt mit dem kämpfenden Könige von Morven gefochten, wollte mir mein junges Herz brechen vor Wehmuth und Trauer. Ich habe freilich die Hände voll Verwunderung zuſammengeſchlagen, wenn ich einen wohlerhaltenen Sarg aus Eichenholz, Büffelhaare und Bernſteinarmbänder ſah, die man in den alten Gräbern gefunden; aber der Traum meiner Jugend iſt dahin, und wenn ich jetzt bei einem Hünengrabe vorbei wandle, habe ich höchſtens den Wunſch, dereinſt in ſeinem Gewölbe ausruhen zu können.

Man ſollte glauben, daß die geheimnißvollen alten Denkmäler längſt untergegangener Geſchlechter zu Sagen, Märchen und Aberglauben Veranlaſſung gegeben hätten; die Angeliter hatten aber in der Mitte des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts mit ihren Adeligen ſo viel zu ſchaffen, daß ihnen die Luſt verging, ihre Phantaſie mit unheimlichen Spukgeſchichten der grauen Vorzeit zu ſchwängern; und wenn Alles wahr iſt, was man ſich von den Rumohr'3, den Qualen's und anderen Adeligen erzählt, ſo iſt ihnen der Stoff zu ſchauerlichen Wintermärchen ohnedieß nicht ausgegangen.

Einer dieſer „Ritterlichen von Adel", Hinrich von Rumohr, forderte z. B. im Jahre 1660 von den Bewohnern des Städtchens Kappeln, daß ſie ihm den Homagialeid ſchwören ſollten, und da die ehrbaren Spießbürger der Laune ihres Herrn und Gebieters nicht Folge leiſten wollten, ließ er ſie in's Burgverließ ſperren und auf das Grauſamſte mißhandeln. Die armen Bürger klagten über ihren Quälgeiſt und bekamen den Beſcheid: „daß ſie ſich in Arnis niederlaſſen könnten!" Ein Anderer, Asmus von Rumohr, erzürnte ſich mit zwei Geiſtlichen und verbot ſeinen Gutsunterthanen, die aus ihren Pfründen Vertriebenen zu ſpeiſen und zu beherbergen; und da Niemand es wagte, gegen den Befehl des Edlen und Geſtrengen zu verſtoßen, mußten die armen Schelme vier Tage und Nächte ohne Speiſe und Trank auf freiem Felde kampiren. Ein Herr von Qualen trieb es ſogar ſo arg, daß ſeine Bauern gegen ihn zu Felde zogen und ihn vierzehn Tage lang belagerten, bis er endlich kapitulirte und „ſich einlegen" ließ. Weß Geiſtes Kind Frau Ida Rumohr geweſen, die unter dem Namen Frau Id' bekannt iſt, werde ich weiter unten erzählen. Nun waren die Rumohr's aber die beſten und menſchlichſten Adeligen Angelns, ſo zwar, daß die Bauern ihre ſilbernen Knöpfe von den Tuchjacken abſchnitten und ſie den Gläubigern ihres Herrn anboten, um damit ſeine Schulden zu bezahlen; man kann ſich daher leicht denken, wie die andern Ritterlichen vom Adel waren, wenn man aus alten Urkunden erſieht, daß die bis zur Verzweiflung getriebenen Bauern mit ihren Klagen ganze Folianten gefüllt haben. Dieſe Zeiten ſind, Gott ſei Lob und Dank, vorbei, und man kann Angeln von einem Ende zum andern durchſtreifen, ohne von „Rittern und Adeligen" moleſtirt zu werden. Nur auf dem zauberiſch ſchönen Gute Roeſt wird man durch das Geſpenſt der böſen Frau Id' an die Zeiten der Leibeigenſchaft erinnert, und es war mir ganz eigenthümlich zu Muthe, als ich eine Nacht in dem mit Oelgemälden tapezirten Zimmer jener böſen Frau zubringen mußte, die ihren Dienſtboten Flachs um die Finger wickelte und ihn dann beim Lichte anzündete, wenn ſie ihrer Meinung nach nicht genug geſponnen hatten. Zur Strafe für ihre Grauſamkeit geht die böſe Frau Id' noch als Geſpenſt im Schloſſe umher, und man hat ſogar eine Wendeltreppe vermauern müſſen, weil der Spuk hier kein Ende nehmen wollte.

Es macht einen überaus ſeltſamen und wohlthuenden Eindruck, wenn man nach einer Fahrt durch die idylliſchen Fluren Angelns in einem entlegenen Winkel zwiſchen Schlei und Oſtſee einen Edelſitz antrifft, deſſen Aeußeres an die Gemälde erinnert, welche Walter Scott mit ſo vielem Geſchick von den Burgen der ſchottiſchen Adeligen entwirft, und wenn man das Innere des alterthümlichen Gebäudes mit einem ſo liebenswürdigen Comfort und Luxus ausgerüſtet ſieht, daß man ſich mitten in eine Reſidenz verſetzt glaubt. Die enorme, wie es ſcheint, für die Ewigkeit erbaute Treppe mit dem einfachen Portale, das von einer ſchlanken Birke beſchattet wird, und die rieſige Halle, in deren Hintergrunde ein Theil des ehemaligen Kamins erhalten iſt, paſſen genau zu dem Bilde, das wir von der Wohnung des edlen Athleſtane in Ivanhoe haben kennen lernen; ſtatt einer Rovenna tritt uns aber die liebenswürdige Gemahlin des Oberinſpektors Hirſchfeld entgegen und führt uns in Gemächer, die mit dem ausgeſuchteſten Geſchmack eingerichtet ſind. Wie aber Athleſtane und Rovenna unverſöhnliche Feinde ihrer Unterdrücker waren, ſo ſind die gaſtfreien Bewohner des Roeſter Schloſſes auch unverſöhnliche Feinde der Dänen, die bis zum letzten Augenblicke das Schloß beſetzt hielten, und ſich erſt zum Abzuge bequemten, als die Preußen Miene machten über die Schlei zu gehen. Der Brigadechef, Oberſt Dreier, hatte mit einem Dutzend ſeiner Offiziere auf Roeſt ſein

Quartier aufgeschlagen und aus seinen deutschfeindlichen Gesinnungen kein Hehl gemacht; einer der Herren Offiziere hatte sogar die Taktlosigkeit begangen, der Frau des Hauses zu sagen, daß ihre Anhänglichkeit an Deutschland nur Folge ihrer Lektüre und des verderblichen Einflusses sei, den deutsche Zeitungen auf sie übten. Bis zum letzten Augenblicke hatten sich die Söhne Gammeldänemarks für unüberwindlich erklärt, als aber die Preußen in hellen Schaaren jenseits von Kapreln erschienen, sank ihnen der Muth, und als Tags darauf eine Staffette den Befehl brachte, nach Norden zu marschiren, bat der Oberst um eine letzte Gunst für einen dänischen Offizier und ließ sich einen Korb mit Lebensmitteln füllen, weil er voraussichtlich auf seiner Flucht aus Aegypten nirgends gastliche Aufnahme finden würde. Einen ganzen Monat hatten die Dänen auf Roest gehaust; einen ganzen Monat hatten sie von ihrer Unüberwindlichkeit, von den Niederlagen der Oesterreicher und Preußen bei Schleswig und Missunde gesprochen; da mit einem Male ging die Sonne über Angeln auf, jubelnd zogen die Befreier ein, und die Halle des Roester Schlosses ertönte seit langer Zeit



Erstes Johanniter-Hospital in Flensburg.

zum ersten Male wieder von herzlichen Willkommen. Die Preußen blieben nur wenige Tage in der zauberisch schönen Gegend von Arnis, Kappeln und Roest; als sie aber mit Sing und Sang weiter gen Norden zogen, folgten ihnen die Segenswünsche der ganzen Bevölkerung, und mehr als ein schönes Auge füllte sich mit Thränen bei dem Gedanken, daß mancher von den stattlichen Kriegern auf den Eisfeldern von Düppel seinen Geist aushauchen würde. Die Dänen sind längst vergessen, die in Angeln gehaust haben, das brave dreizehnte Regiment wird aber noch lange in den dankbaren Herzen der Angeliter fortleben. Der Oberst Dreier, der Düppel für eine Stellung erklärte, welche von den vereinigten Armeen Europas nicht eingenommen werden könnte, ist in preußischer Gefangenschaft, und sein Nachfolger in den gastlichen Räumen von Roest, Oberst von Witzleben, hat nicht nur Düppel, sondern auch Alsen mit erobern helfen. Läßt man sich von einem Angeliter die Wundertage des 5. und 6. Februar 1864 erzählen, so schließt er seine Schilderung mit den Worten: „Recht mut Recht blieven", und glaubt damit Alles gesagt zu haben, was sich überhaupt sagen läßt;

ich kann aber keine einzige Episode aus dem rühmlichen Kampfe der Oesterreicher und Preußen erzählen, ohne den Truppen sowohl wie ihren Führern im Geiste die Hand zu drücken und ihnen von ganzem Herzen zu danken!

Ich will Angeln nicht Lebewohl sagen, ehe ich des Volksfestes erwähnt habe, das in früheren Zeiten noch mehr als jetzt der Inbegriff aller Glückseligkeit der Knechte und Mädchen war, und selbst in den entlegeneren Theilen Schleswigs in so hohem Ansehen stand, daß man Leute viele Meilen zurücklegen sah, um an diesem Feste Theil zu nehmen, die sonst nicht aus ihren vier Pfählen herauszubringen waren; ich meine den Jahrmarkt zu Brarup, der in den letzten Tagen des Juli abgehalten wird und drei und einen halben Tag dauert. Das reiche und reizend gelegene Dorf Brarup, das sonst, wie fast alle Dörfer in Schleswig-Holstein, ein Bild des Friedens, des Ueberflusses und der Langenweile ist, nimmt in den Tagen des Jahrmarkts einen ganz neuen Charakter an; Buden und Zelte ohne Zahl werden errichtet, Seiltänzer, Harfenistinnen, Akrobaten und Equilibristen, Zauberer und Menageriebesitzer, Hunde und Affen, Waffelbuden und all' die tausend, sonst nirgends zu entdeckenden Menschen, Thiere und Sachen, die auf Jahrmärkten auftauchen, um nachher in Kisten, Kasten, Frachtwagen und Schubkarren zu verschwinden, wachsen wie Pilze aus der

Zweites Johanniter-Hospital in Flensburg. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 82.)

Erde; jedes Haus ist plötzlich ein Gasthaus geworden; auf allen Hausdielen wird gejubelt und getanzt; Schaaren von Dienstleuten, reichen Bauern, vergnügungssüchtigen Städtern und herablassend blickenden Pächtern und Gutsbesitzern strömen auf und ab, und wer irgendwie eine Spur von Phantasie hat und sich in die Gedanken, Hoffnungen und Wünsche der verschiedenen Gestalten einschmuggeln kann, die an ihm vorüber ziehen, sammelt an einem einzigen Tage mehr Humor und Satyre ein, als ein Anderer in einem ganzen Menschenleben.

Da steht ein Kerl mit gekräuseltem schwarzem Haare und blau angelaufener Nase, und zeigt einen Pony, der genau anzugeben weiß, wie viel die Uhr des dicken Pächters ist, der eben seiner sommersprossigen Tochter ein Paar Schuhe gekauft hat, die sie nie wird tragen können, weil sie viel zu eng sind. Mit welchem souveränen Lächeln sucht der Pächter sein Erstaunen über die Fertigkeit des Ponys zu unterdrücken, und wie jubeln die Knechte, weil ihrem Herrn endlich etwas aufgestoßen ist, das eben so wohl über seinen Horizont geht, wie über den ihrigen. Mich interessirt bei der ganzen Affaire am meisten das schwarze Lockenhaar des Ponybesitzers, und ich kann feierlich versichern, daß ich noch nie einen blonden Jahrmarktkünstler gesehen habe. Worin das liegt, ist mir ein eben so großes Räthsel, wie dem dicken Pächter die Ungeduld seiner Tochter, die absolut vorwärts will, weil sie eben den Sohn ihres Nachbars am Arme einer städti-

schen Dame in ein Haus treten sieht, wo Kaffee geschenkt wird.

Ich fühle meine Pulse vor Freuden hüpfen, wenn ich an einen Braruper Kaffee denke. Da sitzen die Bauern und trinken eine Tasse nach der anderen, und bis sie den Löffel über den Rand gelegt haben, wird unausgesetzt neu eingeschenkt. Ganz einerlei, wie viel einer trinkt, die Portion kostet vier Schillinge; wahre Braukessel werden mit edlem Mocca gefüllt; Cichorien werden pfundweise verschwendet, und steif und langweilig zum Verzweifeln gehen die Kaffeemädchen mit den großen Messingkesseln um den Tisch herum und schenken eine Tasse nach der anderen ein, ohne ein Wort zu verlieren. Sie nöthigen den Gast nicht, noch ein Täßchen zu nehmen; sie fallen nicht in Ohnmacht, wenn ein Bauer sein Dutzend in stoischer Gemüthsruhe ausschlürft, und Alles was sie thun ist, die Tassen zu füllen, bis der Löffel über den Rand gelegt ist. So haben die Großeltern es gethan, und so werden die Großenkel es thun. Nicht für ein Königreich würde ich den Seelengenuß verkaufen, den mir eine solche Kaffeesitzung angeliter Bauern gewährt. Sie blicken mich, den „Butenminschen", mit herablassender Miene an, während ich sie wegen ihres unmenschlichen Hochmuths sämmtlich erwürgen möchte, freilich, um sie gleich wieder in's Leben zu rufen und zu lieben. Denn lieben muß man den Angeliter trotz seines zugeknöpften Wesens gegen Fremde, trotz der souveränen Verachtung, mit welcher er auf alles Neue herabblickt. Er läßt sich bei Kappeln von den Gutsbesitzern durch Häringszäume die Schlei absperren, gerade wie die Quäker in Walter Scotts Red Gauntlet Dämme erbauten, um Salmen zu fangen, ohne ein Wort darüber zu verlieren; er hat sich von dänischen Pastoren und Beamten auf jede erdenkliche Weise malträtiren lassen, ohne die „Butenminschen" eines Blickes zu würdigen; er hat seinen Sohn in dänische Uniform kleiden sehen, ohne zu revoltiren, und nur das Gefühl des eigenen Werthes, des eigenen Wohlstandes und der eigenen geistigen Frische hat ihn während der langen Zeit dänischer Tyrannei in seinem gewohnten Gleichmuthe erhalten; er hat den unleidlichen Druck mit denselben Gefühlen ertragen, mit denen ein Verwundeter sich auf den Operationstisch legen läßt, der da weiß, daß seine starke Konstitution den schmerzlichen Schnitt und die tiefe Wunde aushalten wird. Wie aber der Operirte nach glücklich erfolgter Heilung wieder zu der gewohnten Beschäftigung zurückkehrt, so ist der Angeliter Bauer nach Vertreibung der dänischen Schergen auch sofort unter das Regiment deutscher Beamten zurückgekehrt, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, auch nur einen Augenblick hinten und vorn auszuschlagen.

Die Angeliter hatten es ihrem biedern Charakter zuzuschreiben, daß Friedrich VII. die letzten Tage seines Lebens in ihrer Mitte zubrachte. Der König, von dem Kopenhagener Janhagel gedrängt, die Inkorporation Schleswigs zu unterschreiben, ging nach Kappeln und amüsirte sich in dem freundlichen Städtchen mit Spazierfahrten auf der Schlei und lustigen Gelagen, an denen die Beamten und Gutsbesitzer der Umgegend Theil nehmen mußten. Bei einem solchen Gelage bot er dem Herrn von A. eine Cigarre an, und da dieser bedauerte, nicht zu rauchen, griff der König in die Tasche und sagte: „Dann weiß ich, womit ich Ihnen helfen kann, nehmen Sie eine Prise." — „Ich schnupfe nicht," entgegnete der Feind des Tabaks, „verzeihen Ew. Majestät, aber ich schnupfe wirklich nicht." — „Nicht? Nun, dann weiß ich, was Ihnen fehlt, nehmen Sie!" Mit diesen Worten hielt er seinem Gaste eine Dose mit Kautabak vor, und da er es nicht wagte, Sr. Majestät zum dritten Male einen Korb zu geben, steckte der unglückliche Mann einen sogenannten „Prüntje" zwischen die Zähne.

Mehr als diese Anekdote gereicht dem Könige die Antwort zur Ehre, welche er seinem Adjutanten bei offener Tafel gab, der sich eben gerühmt hatte, selbst die holsteinischen Bataillone gegen die Preußen führen zu können. „Führen Sie lieber die Deutschen an mein Herz," erwiederte er ernst; im nächsten Augenblick wandte er sich aber an einen Geistlichen und fragte: „Kann man an Gott und den Teufel zugleich glauben und doch selig werden?"

„Halten zu Gnaden, Ew. Majestät," antwortete der Gefragte.

„Ach, was! Bleiben Sie mir mit Ihrer Gnade weg, und sagen Sie mir, ob ich selig werden kann, obgleich ich an diesen Teufel zu meiner Linken, den alten langweiligen General glaube?"

Zeugen diese Anekdoten auch nicht von einem sehr feinen Tone des Königs, so geben sie doch den Beweis, daß er eine große Bonhommie besaß, und daß die schändliche Bedrückung der Schleswiger seinem Herzen fremd war.

Wenige Tage vor seiner Abreise von Kappeln machte er eine Lustfahrt auf der Schlei. Ein heftiger Regen überfiel ihn, und da er viel zu dick war, um die Kajütentreppe hinabsteigen zu können, mußte er auf dem Deck des Dampfschiffes dem Unwetter Trotz bieten. Am folgenden Morgen klagte er über Schmerzen in der Nase, und vier Tage darauf hauchte er auf Schloß Glücksburg seinen Geist aus.

Dieses, durch seine überaus anmuthige Lage berühmte Schloß liegt mitten in einem kleinen See und ist ungefähr gleich weit von Flensburg und der Landzunge Holnis entfernt, welch' letztere sich in den Flensburger Meerbusen erstreckt, und während der Kriegsjahre manchen Strauß deutscher Batterieen und dänischer Kriegsschiffe erlebt hat.

Das Glücksburger Schloß (die Dänen tauften es 1850 Lyksborg) wurde 1582 von Herzog Hans erbaut und erhielt eine vollkommen viereckige Gestalt, so daß es innerhalb der dicken Mauern nach jeder Seite hundert Fuß mißt; an jeder der vier Ecken wurde ein achteckiger Thurm erbaut, und die Mitte des Daches ward mit einem viereckigen Thurme verziert. Die Zimmer im untern Stockwerke sind alle gewölbt, das ganze Gebäude ist überhaupt so solid und fest, daß es trotz seines hohen Alters nicht der geringsten Reparaturen bedarf. In den Jahren von 1622 bis 1778 war Glücksburg Residenz der Herzoge von Holstein-Glücksburg und ward nach dem Aussterben dieser Linie von dem Herzoge von Bevern und dessen Gemahlin, der Wittwe des Herzogs von Glücksburg, bewohnt. 1824 wurde es Eigenthum Königs Friedrich VI., und dieser schenkte es im Jahre 1825 dem Herzoge von Holstein-Beck, welcher nun den Namen Herzog von Glücksburg annahm. Dieser Herzog war der Vater des jetzigen Königs von Dänemark, der also ein

ſchleswig-holſteiniſcher, und nicht, wie die Dänen und Engländer behaupten, ein däniſcher Fürſt iſt. Selbſt die ſchöne Alexandra kann auf die Ehre, eine Dänin zu ſein, keinen Anſpruch machen, denn ihre Mutter iſt eine Prinzeſſin von Heſſen. Es geht ihr alſo wie mir, ſie iſt von deutſchen Eltern in Dänemark geboren, und der einzige Unterſchied, der zwiſchen der hohen Frau und mir beſteht, iſt der, daß ich meine deutſche Abſtammung nicht verläugnet habe. Als ich einſt wegen meiner deutſchen Sympathieen zur Rede geſtellt und von einem kraſſen Dänen auf meine Geburtsſtätte aufmerkſam gemacht wurde, erwiederte ich ihm: „Sie behaupten, daß Jeder, der in Dänemark geboren wird, ein Däne iſt?“ — „Naturligviis,“ ſagte er, „Sie ſind eine Däne!“ — „Und wenn ein arabiſches Pferd in einem Ziegenſtall geboren wird, iſt es ein Ziegenbock?“ Der Däne blickte mich mit tiefſter Entrüſtung an und ſtrafte mich ſeitdem mit ſeiner Verachtung.

Daß es aber kein abſolutes Glück iſt, der däniſchen Nation anzugehören, haben Alle erfahren, welche im Frühjahr 1848 nach Glücksburg kamen und die Spuren vorfanden, die von den däniſchen Soldaten und ihrem Führer, Lieutenant Swane, zurückgelaſſen waren. Dieſer Held hatte die Gräber der alten Herzoge aufbrechen und die Leichen plündern laſſen. Sämmtliche Möbel waren im Schloſſe zertrümmert, die prachtvollen Stickereien der alten Lehnſtühle waren aufgeſchnitten und zerriſſen, die Porträts der Herzoge und Herzoginnen waren als Scheiben für die Soldaten verwandt worden; der Küſter hatte auf der Orgel Polka ſpielen müſſen, während das Militär in der Schloßkapelle tanzte, aus dem Altarbecher Punſch trank — und den ſilbernen Chriſtus ſtahl. Solchen „Genieſtreichen“ und „leicht erklärlichen Ausbrüchen ſittlicher Entrüſtung über den Aufruhr der Schleswig-Holſteiner“ gegenüber nimmt ſich der Vers in dem „tappern Landſoldat“ allerdings komiſch genug aus:

„Wenn der Deutſche kommt,
Beklagen wir euch!“

und es muß den braven Tappern zum Troſte gereichen, daß die Schleswig-Holſteiner den Beſuch der Deutſchen mit chriſtlicher Geduld ertragen.

Ich fühle mich ſchon wieder verſucht, die Schönheiten Glücksburgs und ſeiner Umgebungen hervorzuheben, an Quellenthal und Holnis (die Dänen nannten Holnis Holdnaes, Halt die Naſe) zu erinnern, und dem Leſer einen Blick in die hohen Buchenwälder und auf die ewig wechſelnde Oſtſee zu eröffnen; aber mir bangt, wenn ich an die vielen Verſuchungen denke, denen ich auf meiner Wanderung längs der Oſtküſte Schleswig-Holſteins ausgeſetzt ſein werde, die den ſtereotypen Charakter unvergleichlicher Schönheit beibehält und im Kleinen ein Bild des großen Ganzen bietet. Weil aber der Zauber, der über das Ganze ausgebreitet iſt, gerade darin beſteht, daß ein beſtändiger Wechſel von Hügeln, Wäldern, Wieſen, Dörfern und Meeresbuchten unſer Auge entzückt, und man für ein ewig gleichbleibendes Bild nicht immer neue Worte findet, ſehne ich mich förmlich darnach, eine Skizze von dem Rücken des Landes und von den fetten Triften der Weſtküſte zu liefern, um meinen Zorn über dieſe, mit der unmenſchlichſten Langenweile geſegneten Fluren auslaſſen zu können. Quos ego! Wird es erſt Mode, daß die Deutſchen Deutſchland bereiſen und ſich in Schleswig-Holſtein umſehen, ſo hoffe ich es noch zu erleben, daß einer oder der andere Reiſende beim Anblicke des Schloſſes Glücksburg und bei einer Wanderung durch den gleichnamigen Ort ausruft: „Ein lieblicheres Bild iſt auf Erden nicht wieder zu finden!“

Die verwundeten Soldaten, die auf Glücksburg gepflegt und auf ihren Betten ins Freie getragen werden, um den balſamiſchen Duft des Waldes und die herrliche Seeluft einzuathmen, ſtimmen jetzt ſchon mit mir überein, und mancher von ihnen hat mir geſagt: „Es iſt ein wahres Vergnügen, hier auf einem Beine umher zu humpeln“.

Daß es nicht immer ein Vergnügen geweſen iſt, auf Glücksburg zu ſein, habe ich ſchon bewieſen, als ich des Lieutenants Swane Erwähnung that. Im Sommer des Jahres 1848 war es aber auch unheimlich und ungemüthlich, und der damalige Oberſt, jetzige Generalmajor von Zaſtrow, machte den Bürgern angſt und bange, als er ganz heimlich in der Nacht eine Batterie erbauen ließ, um das däniſche Kriegsſchiff zu beſchießen, das ſich bei Holnis aufhielt und allnächtlich Leute an's Land ſetzte, um Lebensmittel zu requiriren. Ein kleiner Strich der Halbinſel Holnis wurde als neutrales Gebiet betrachtet, das keiner von uns betreten durfte; da fiel es den Dänen plötzlich ein, in ſtiller Nacht den Dannebrog am Strande aufzuziehen; in der nächſten Nacht zogen wir die Flagge herunter und erſetzten ſie durch einen todten Storch. Die Wuth der Dänen war groß; einen ganzen Tag mußten ſie den Storch anglotzen; ſobald es aber dunkelte, ruderten ſie an's Land und ſchrieben mit großen Buchſtaben in den weißen Sand: „Deutſcher Flegel!“

„Ich will ihnen den Flegel vertreiben,“ ſagte Zaſtrow, und als ſeine Batterie fertig und die Kanonenkugeln rothglühend gemacht waren, ließ er die Kanoniere einen Morgengruß über das Meer ſchicken, der auf dem däniſchen Schiffe die größte Senſation erregte. Es hatten nämlich die Seeoffiziere in Gemeinſchaft mit einem aus Gravenſtein geflüchteten Paſtoren die Nacht mit Kartenſpiel und Grogtrinken zugebracht, und als am frühen Morgen der Stewart mit ſchwarzem Kaffee in die Kajüte trat, flog Zaſtrows erſte Kugel durch das Kajütenfenſter und nahm dem Stewart den Kopf von den Schultern.

Seine Hochwürden entſetzten ſich baß ob dieſes Morgengrußes, die Offiziere brauchten aber geraume Zeit, bis ſie ihre Mannſchaften an die Geſchütze riefen, und erſt nachdem Zaſtrow dreißig oder vierzig Schüſſe gethan, antwortete das Kriegsſchiff mit Bomben und Granaten. Es war das erſte Mal, daß ich im Kanonenfeuer war; die ſauſenden Ungethüme flogen über mich weg und ſchlugen hinter mir in die Erde, und mir war keineswegs ſonderlich wohl zu Muthe, wenn die achtzigpfündigen Bomben in nächſter Nähe krepirten. Als das Gefecht zu Ende war und wir wieder zurückgingen, — das Kriegsſchiff legte ſich weiter hinaus in den Hafen und beſſerte ſeinen erlittenen Schaden wieder aus — ſah ich ein altes Paar in der Thür ſtehen und voll Verwunderung das Loch betrachten, das eine däniſche Kugel in das Strohdach des Hauſes geriſſen; auf mein „Guten Morgen, wo geit it?“ bekam ich die Antwort: „Uha, Kinners, wat hebben de ohl Dinger en häßlichen Pfeif!“ Die „alten Dinger“, die

Beschießung des Rolf Krake bei Kolberg. (S. 70.)

Walter's Papiermühle bei Flensburg. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 71.)

Bomben, hatten durch ihr häßliches Pfeifen also nicht bloß auf mein Gemüth Eindruck gemacht; Beweis, daß zwischen alten Weibern und jungen Lieutenants kein so großer Unterschied ist, wie man im gewöhnlichen Leben anzunehmen gewohnt ist.

Im Frühjahre 1864 hatte die preußische Batterie auf Holnis zum ersten Male Gelegenheit, den dänischen Monitor Rolf Krake, den die Soldaten scherzweise Rudolph Arrak und Wolf Racker nannten, zu beschießen. Das Seeungeheuer hielt sich aber in zu weiter Entfernung, um durch die Kugeln der Preußen viel Schaden leiden zu können, und sparte sein Feuer für die Batterie in Alsnoer auf, die ihm aber die Freude an der „preußischen Unterhaltung" bald verleidete und ihn so zurichtete, daß er sich eiligst aus dem Staube machte — for never to return.

Meine flüchtige Skizze über Angeln würde gar zu mager ausfallen, wenn ich nicht eines Schattenstriches gedenken wollte, den die Dänen durch diesen Garten Gottes zogen und den sie „Demarkationslinie" zu nennen beliebten.

Die erste Idee zu einer Demarkationslinie entsprang dem fruchtbaren Gehirne des Lord Firebrand Palmerston, und als 1849 der schmähliche Waffenstillstand geschlossen wurde, besetzten Schweden und Norweger die nördliche Hälfte des vielgeprüften Herzogthums Schleswig, während preußische Truppen den südlichen Theil okkupirten. Nach der Schlacht bei Idstedt hielten die Dänen an dem Gedanken Lord Palmerstons fest, und durch einen dicken Strich quer durch Schleswig befahlen sie, daß Alles nördlich dieser Linie Gelegene dänisch sein solle; ja sie bewiesen sogar, daß es von jeher dänisch gewesen sei, und es passirten nun Dinge, die wahrhaft unglaublich erscheinen würden, wenn sie nicht unwiderlegliche historische Thatsachen wären.

Zuerst wurde die deutsche Sprache in die Acht erklärt; wo seit vier- bis fünfhundert Jahren nur deutsch gepredigt worden war, wurde dänisch gepredigt; die Kinder erhielten dänischen Unterricht statt des deutschen; dänische Lehrer, Geistliche und Beamte kamen zu Hunderten aus Gammeldanmark herbei; dänische Gensdarmen bewachten jede Zusammenkunft deutscher Einwohner, jede Kindstaufe und jede Hochzeit, und was mich persönlich am meisten empört, alle deutsche Namen wurden durch dänische ersetzt. Glücksburg, das seit seinem Entstehen Glücksburg geheißen hatte, wurde Lyksburg genannt, Utwark wurde Ohrfeld getauft, Bau in Bov, Hadersleben in Hadersley, Apenrade in Aabenraa, Fegetasche in Feilomme, Gravenstein in Graasteen umgewandelt, und außer Husum ist mir im ganzen Herzogthum Schleswig kein einziger Ort bekannt, der nicht umgetauft worden wäre. Jedes Dorf, jeder Hof wurde danisirt, und wo der alte Name nicht mit einer dänischen Endung beglückt werden konnte, begnügten sich die Dänen wenigstens, einen Buchstaben zu ändern, wie z. B. bei Lygum, welches sie Lögum nannten. Es war in der That eine solche Konfusion entstanden, daß Fuhrleute, welche seit einem halben Menschenalter die Landstraße gekannt, plötzlich alle Orientirung verloren und nicht mehr ein noch aus wußten; Niemand kannte seinen eigenen Geburtsort, und wer in Büdelsdorf geboren war, fand in seinem Taufschein, daß er in Lommeby das Licht der Welt erblickt habe u. s. w.

Es war beim Ausbruch des Krieges 1864 nördlich der Demarkationslinie so weit gekommen, daß die Kinder deutscher Eltern ihre Muttersprache kaum mehr radebrechen konnten und daß sie ganz unfähig waren, einen deutschen Brief zu schreiben. Der ganze Schulunterricht bestand mehr oder weniger in ungemessenem Schimpfen auf Deutschland, besonders auf Preußen, und die Lehrer waren von einer so souveränen Verachtung Deutschlands durchdrungen, daß sie z. B. in der Schleswiger Domschule den Unterricht fortsetzten, während die Oesterreicher vor dem Dannewirke kämpften und ihre Bomben über die Schlei warfen. In den Geographiestunden wurde den Kindern gelehrt, daß Schleswig ein unzertrennlicher Theil Dänemarks sei und eigentlich Südjütland heiße; als daher ein Schüler der Schleswiger Schule auf die Frage, wo die Stadt Schleswig liege? antwortete, daß sie im Herzogthum Schleswig liege, bekam er so lange Ohrfeigen, bis er unter den Tisch taumelte. „In Dänemark liegt sie," brüllte der Lehrer ihm entgegen, „in Dänemark!" Aber der Knabe sprang auf und rief: „Sie liegt in Schleswig!"

Dank der ganzen dänischen Wirthschaft war aber dieser Knabe für alle Ewigkeit auf der schwarzen Liste, und Jeder, der nur ahnen ließ, daß er es nicht mit den Dänen halte, war sicher, niemals in seinem Vaterlande angestellt zu werden; in Gammeldanmark gab es eo ipso für einen Schleswiger kein Amt. Aus Liebe zu ihren Eltern unterdrückten die Kinder ihren Patriotismus; die ewigen Schimpfereien auf Deutschland, dessen Zerfahrenheit allerdings ein trauriges Bild bot, wirkten auf die jugendlichen Gemüther natürlich auch mit ein, und es war in der That Gefahr, daß die Distrikte nördlich der Demarkationslinie ganz danisirt worden wären, wenn nicht das Einschreiten Preußens und Oesterreichs dem unerträglichen Zustande ein Ende gemacht hätte.

Aber nicht nur in Kirche und Schule wirkte die dänische Propaganda auf empörende Weise, ihr verderbliches Gift verbreitete sich auch in das öffentliche und Privatleben. Wer eine Konzession haben wollte, um ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, mußte dänische Sympathieen dokumentiren; wer einen Prozeß gewinnen wollte, mußte einen dänischen Advokaten engagiren. Ich kenne einen Deutschen in Flensburg, der ein Stück Land außerhalb der Stadt gekauft hatte in der Absicht, es in Bauplätze auszulegen. Er hatte bereits Ziegelsteine und Baumaterialien aller Art an Ort und Stelle geschafft und wollte seinen Bau beginnen, als die dänische Regierung ihm befahl inne zu halten. Nach jahrelangem vergeblichem Harren und Warten auf die Erlaubniß, auf seinem eigenen Grund und Boden für eigene Rechnung Häuser bauen zu dürfen, und nachdem seine Baumaterialien zum großen Theil verdorben waren, sah sich der Besitzer gezwungen, sein Eigenthum an einen Dänen zu verkaufen. Dieser erhielt sofort die Erlaubniß, Häuser aufzuführen, und da er das Grundstück für ein Spottgeld erstanden hatte, wurde er ein reicher Mann, während der Deutsche einen empfindlichen Verlust erlitt.

Die abscheuliche Bedrückung der Bevölkerung gab zu einer interessanten Anekdote Veranlassung, die Friedrich VII. selbst zu erzählen pflegte, wenn er von schleswigischen Beamten und Geistlichen umgeben war. Eine Bäuerin war

nach Glücksburg gekommen, um den König zu sprechen, und als der Adjutant sie endlich nach langem Warten vorließ, zog sie ihre Holzpantoffeln aus und sagte: „Passen Se up min Pantöffeln; Se häft ja doch nix anneres to dohn.“ Mit diesen Worten trat sie in das Audienzzimmer, wo der außerordentlich korpulente König sie freundlich empfing. „Mein Gott, wat is he dick!“ waren die ersten Worte der erstaunten Frau, und als der König über ihre Naivetät herzlich lachte, brachte sie ihre Bitte vor. Sie wollte ihren Sohn vom Militärdienst befreit wissen und drang so lange in den König, bis er endlich unter Lachen einwilligte und seinem Sekretär befahl, der Frau die schriftliche Zusicherung zu geben, daß ihr Sohn entlassen werden solle; denn schriftlich hatte die Frau es haben wollen. Als Alles in Ordnung war, zog sie ihre Börse und reichte dem König einen Thaler mit den Worten: „De Pastor nimmt för Alles twee Daler; he is ja en riken Mann und deit it wul för een!“

Aber nicht nur die Pastoren schnitten und betrogen, wo sie konnten, sondern alle Beamte sogen das Land nach Möglichkeit aus. Der berüchtigte Bürgermeister Hammerich in Hadersleben betrog bei einer Erbschaftsmasse die Erben um vierzehnhundert Thaler, und als das Appellationsgericht ihn zwang, diese Summe zurückzugeben, meldeten sich eine ganze Zahl von Leuten, die auf das Schamloseste geprellt waren. Um ihren Beamten nicht gar zu sehr zu kompromittiren, befahl die dänische Regierung jedoch den Klägern, Ruhe zu halten und von ihren Forderungen abzustehen.

Im Norden Schleswigs, wo die Kirchen fast alle mit Blei gedeckt sind, entwickelte sich eine eigenthümliche Spekulation. Die Herren Pastoren und Hardesvögte nahmen die Bleidächer ab, schmolzen sie ein und deckten die Kirchen mit wohlfeileren Ziegeln; den Profit theilten sie unter einander.

Man hat Gustav Rasch vorgeworfen, daß er in seinen Büchern über den verlassenen Bruderstamm viel Unwahres und Unrichtiges erzählt hat. Ich habe diese Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen und finde, daß das Gesammtbild, welches er entwirft, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

Aber wenden wir uns von dem unerquicklichen Bilde ab und werfen wir einen Blick auf Flensburg, diese überaus reizend gelegene Stadt an dem herrlichen Meerbusen, der viertausend Fahrzeuge beherbergen kann und hoffentlich zum deutschen Bundeshafen erhoben werden wird. Es ist kaum möglich, sich ein schöneres Panorama vorzustellen, und es geht Einem wie in Angeln: man weiß nicht, welchen Punkt man für den schönsten erklären soll: Adelby, mit der Aussicht auf das Meer und die geräuschvollen Straßen der Stadt; den Dänenhügel, an dem eben ein unendlicher Transport von Munition für die Truppen in Jütland vorüberzieht; den Kirchhof, der durch das Löwenmonument entweiht wurde; das Marienhölzchen, oder die Ruine Düburg, die Wiege der gottorp'schen Linie und Geburtsstätte des Königs Christian V. Flensburg liegt, ähnlich wie Schleswig, hufeisenförmig am Strande des Meeres und wird von malerischen, zum Theil mit dem herrlichsten Buchenwalde gekrönten Hügeln gegen die rauhen Stürme des Nordens und Westens geschützt, und ist mit einer so wundervollen Landschaft umgeben, daß man Mühe haben würde, eine Stadt aufzufinden, die sich in dieser Beziehung mit ihr vergleichen könnte. Ganz abgesehen von dem herrlichen Anblick des Meeres und den Ausflügen nach Angeln, bieten Krusau, Walter's Papiermühle, Wassersleben, die Kupfermühle, Gravenstein, Rinkenis und die Halbinsel Broacker, lauter Punkte, die man theils zu Lande, theils zu Wasser in einer halben bis zwei Stunden erreichen kann, so verschiedene, und doch immer wieder so liebliche und reizende Bilder, daß ein Fremder, der Flensburg zum ersten Male besucht, eine ganze Woche auf das Angenehmste ausfüllen kann, wenn er sich diese Lieblingsplätze der Flensburger ansehen will.

Die Stadt selbst ist, einige schöne Gebäude ausgenommen, nicht hübsch, und zeichnet sich dadurch besonders vor allen anderen schleswig-holsteinischen Städten aus, daß sie winkelige, schmale und bergige Straßen hat, in denen die Sauberkeit oft schmerzlich vermißt wird, während die Bewohner mir immer wie ein schlechter Nachdruck der Hamburger Geldmenschen vorgekommen sind. Außerdem leidet Flensburg an einem ganz besonderen Uebel: die südliche Hälfte der Stadt, schlechtweg der Süden genannt, ist deutsch gesinnt, während der Norden mit den krassesten Dänen gesegnet ist. Dieß hat sich bis in die neueste Zeit in solchem Grade erhalten, daß z. B. die Siege der Alliirten im Süden der Stadt durch Flaggen und Illuminationen gefeiert wurden, während im Norden heiße Thränen über die Niederlagen der Dänen flossen, und es ist dieß eigenthümliche Verhältniß um so auffallender, als der Norden ursprünglich eben so deutsch gewesen ist wie der Süden. Auf dem Nordthore der Stadt steht heute noch zu lesen: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt;“ die Grabsteine auf dem Friedhofe tragen bis zum Jahre 1850 fast ausschließlich deutsche Inschriften; Kirchenarchive, Schul- und Kirchensprache waren bis 1848 ausschließlich deutsch; der einst bedeutende Handel der Stadt wurde durch Dänemark ruinirt und auf den Binnenhandel mit Angeln und dem Sundewitt beschränkt, und die geschichtlichen Erinnerungen geben den Bürgern Flensburgs eben auch keine besondere Veranlassung, dänische Sympathieen zu zeigen. Es würde die Vorliebe für Dänemark, die sich in Flensburg vielleicht lauter ausspricht als in irgend einem andern Theile Schleswigs, daher geradezu unerklärlich sein, wenn man den Grund nicht darin suchen wollte, daß die Dänen mit ausgesuchter Raffinerie Flensburg zur Hauptstadt des Herzogthums gemacht, eine Masse von Beamten und Kollegien hieher gezogen, und Hunderte von dänischen Handwerkern, Schiffsbauern und Proletariern aus Kopenhagen übergesiedelt haben. Die Stadt, die nie an übergroßer Intelligenz, sondern im Gegentheil an Indifferentismus und Geldstolz ihrer handeltreibenden Bewohner litt, wurde eine Zeitlang von dänischen Pöbelhaufen geradezu terrorisirt; wer deutsche Gesinnungen manifestirte, wurde ohne Weiteres in's Gefängniß geworfen und auf das Gräulichste mißhandelt, und da der König die Führer der Pöbelbande, Steinhauer Kleving, Physikus Duseberg und Andere Du nannte, zu seinen Gelagen zog und mit Orden schmückte, so blieb den deutschgesinnten Bürgern nur die Wahl zwischen Selbsthülfe und geduldigem Ertragen der unglaublichsten Bedrückungen und Beschimpfungen. Ich besitze eine Broschüre von vierundsechzig enggedruckten Seiten, welche den Titel führt: „Charakteristik derjenigen Männer, welche

sich in der Stadt Flensburg als Handlanger der Revolution bewährt haben." In diesem werthvollen Beitrag zur Charakteristik der Dänen werden fast alle angesehenen und respektablen Männer der Stadt auf das Schamloseste angegriffen und der Rache Dänemarks empfohlen. Um dem Leser einen Begriff von dem Inhalte des Buches zu geben, will ich das über den alten, ehrwürdigen und im ganzen Lande hochverehrten Physikus Esmarch, Vater des berühmten Professors Esmarch, Gesagte wörtlich übersetzen. „Das non plus ultra der Renegaten ist Physikus Esmarch. Früher war er im täglichen Verkehr mit den echten Patrioten, und eine Zeitlang Redakteur der Flensburger Zeitung. Er glaubte wahrscheinlich 1848, daß Dänemarks Sache verloren sei; denn er ging in das Lager der Feinde über und tyrannisirte jeden Dänischgesinnten als Oberarzt der Lazarethe. Er hat zwei Söhne in der Armee der Insurgenten. Der ältere war

Preußischer Parlamentär vor Düppel. (S. 95.)

Arzt und gerieth in dänische Gefangenschaft; statt aber die humane Behandlung (?!) zu rühmen, die ihm wie bekannt zu Theil wurde, verwünschte er nach seiner Rückkehr die Dänen. Der andere Sohn dient als Soldat in der Insurgentenarmee, und der alte Esmarch versprach ihm einen Thaler für jeden Dänen, den er erschießen würde. Pfui! über den Niederträchtigen!"

Wenn man nun weiß, daß der Vater Esmarch, ebenso wie jetzt der Sohn, die verwundeten Dänen mit wahrhaft christlicher Liebe gepflegt und zum Theil auf eigene Kosten mit künstlichen Gliedern versehen hat; wenn man den greisen Mann kennt und weiß, daß er ein so humaner, rechtlicher und uneigennütziger Arzt ist, wie man selten einen antrifft, so muß man über die Abscheulichkeit erröthen, ihn in seinen alten Tagen seines Amtes zu entsetzen und ihm eine Pension zu geben, die kaum hinreicht sein Leben zu fristen. Da aber die oben angeführte Schrift seine Pensionirung veranlaßte und die Verfolgung aller in ihr Genannten hervorrief,

so verdient sie gewiß als ein Beispiel der Pöbelwirthschaft angeführt zu werden, welche von Kopenhagen aus in Flensburg eingesetzt war.

Die Zustände in Flensburg waren in der That unerträglich. Die deutsche Gelehrtenschule, die seit Jahrhunderten bestanden, wurde danisirt; in dem Ständehause, über

Major von Beeren's Heldentod. (S. 108.)

welchem die dänische Inschrift: „Das Land soll durch das Gesetz geschützt werden!“ prangte, wurde dänisch gesprochen; die Abgaben der Stadt erreichten eine unglaubliche Höhe, und wenn ein Bürgerrepräsentant gegen die Finanzwirthschaft protestirte, wurde er in's Gefängniß geworfen; die Geistlichen schlichen sich in die Häuser ihrer Gemeindemitglie-

der und forderten sie auf, Mitglieder der dänischen Propaganda zu werden, und es erschien eine Zeitung, die vom Professor Manikus und seinen Töchtern redigirt wurde, die vielleicht in der zivilisirten Welt ihresgleichen suchen dürfte. Ich habe mir bisweilen den Spaß gemacht, von Hamburg aus in dänischer Sprache Artikel für dieses Blatt zu schreiben; nur hütete ich mich begreiflich, meinen Namen zu nennen, und ich hielt es im Gegentheil für gerathen, mich unter dem fingirten Namen Karl Frederiks zu verbergen. Hatte ich mir nun auch Mühe gegeben, die unsinnigsten Verläumdungen deutscher Patrioten zu erdenken, so that mir Herr Manikus doch jedesmal den Gefallen, meine Mittheilungen wörtlich abzudrucken; ein paarmal war er sogar so gefällig, sie mit seinem eigenen Senf zu würzen, und Europa zum Zeugen der deutschen Niederträchtigkeit anzurufen.

Eine handeltreibende Stadt ist mir ohnedieß ein Gräuel, kommt aber erst der dänische Pöbel mit hinzu, so verliert sie für mich die letzte Spur von Reiz, und ich kann es mit dem besten Willen nicht über mich gewinnen, Flensburgs, wie es vor dem 7. Februar 1864 war, mit freundlichen Worten zu gedenken. Die paar Kaufleute, welche nach Westindien handelten, Zucker, Rum und Reis importirten, und dafür europäische Produkte exportirten, sehen den Hamburger Börsenspekulanten auf's Haar ähnlich. Da sie aber kleinstädtische Matadore waren, erreichten sie einen wahrhaft bedenklichen Grad von Unliebenswürdigkeit. Wer nicht nach Westindien handelte und nicht wenigstens einen dänischen Orden oder Titel hatte, zählte in der Flensburger Aristokratie nicht mit, und die „kleinen Bürger" ertrugen das alte Zopfregiment mit einer Geduld, die dem Menschenfreunde bange machte.

Noch jetzt ist in Flensburg in mancher Beziehung ein wahres Chinesenthum zu Hause. Wer ein Haus besitzt — ganz einerlei, ob ihm ein Ziegel davon gehört oder nicht — darf wählen und kann gewählt werden; ein Millionär, der kein Haus besitzt, ist der reine Niemand. Während die dänischen Bürger einen Klub haben und einstimmig handeln, haben die Deutschen deren drei, und wer Mitglied der Euterpe ist, kann sich im Odeon nicht sehen lassen, und umgekehrt, wer zu einer dieser beiden Gesellschaften gehört, ist von den geheimen Sitzungen in der „Stadt Hamburg" ausgeschlossen. Als vor einigen Monaten ein neuer Magistrat gewählt werden sollte, wurden von den drei verschiedenen Klubs die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, Kandidaten aufzustellen, und als man sich endlich geeinigt hatte, vierzig Kandidaten für die vierundzwanzig Deputirten zu nominiren, flüsterte mir ein Spießbürger in's Ohr: „Laten Se man gut sin; min Kandidaten warn wählt." Und richtig! die Kandidaten des Spießbürgers kamen an das Ruder, und all' die Reden, Ermahnungen zur Eintracht und Drohungen mit entsetzlichem Fiasko waren vergeblich gewesen. Es handelte sich bei der Deputirtenwahl vielleicht um die Zukunft Flensburgs und Nordschleswigs. Jeder vernünftige Mensch hätte daher glauben sollen, daß die Deutschen wie ein Mann zusammenstehen würden, zumal sie die Dänen einig sahen; aber der Zopf regiert noch in der guten Stadt, und wo der zu Hause ist, da ist Hopfen und Malz verloren.

Der stete Verkehr mit Dänen hat zur Folge gehabt, daß die guten Flensburger einen eigenthümlichen Dialekt angenommen haben, der sich von dem schleswiger sehr merklich unterscheidet. Während die Schleswiger nämlich nur Chott für Gott, man für nur sagen, und wie statt als brauchen, haben die Flensburger alle Unarten der Dänen angenommen. Sie sagen daher Mariee, statt Marie; ich ßoll ßie ßagen, statt: ich will Ihnen sagen; Sucker statt Zucker, Sunge statt Zunge, und flicken nebenher eine Menge dänischer Worte, wie so men (wahrlich) in ihre Rede mit ein. Den außerordentlich blühend und frisch aussehenden Frauen und Mädchen verzeiht man diese kleinen Unarten, wie so viele andere gern. Einem echten, mit seinen Weinsteinzähnen lächelnden Philister habe ich es nie verzeihen können, wenn er seine Muttersprache schändet, und ich danke dem deutschen Handwerksburschen, der mich neulich mit einem Bauern auf der Landstraße dänisch sprechen hörte und mich voll Erstaunen fragte: „Spülen Sie sich nach der Sprache nicht den Mund aus?"

Im Ganzen genommen ist Flensburg eine Stadt ohne reges geistiges Leben; der Buchhandel hat nur schlechten Fortgang, die Leihbibliotheken sind unter dem Niveau des Allergewöhnlichsten, Kunstschätze sucht man vergebens, und eine frische Sendung Husumer Austern oder bayrischen Biers bringt gewöhnlich größere Sensation hervor, als das Erscheinen Alexander von Humboldt's gethan haben würde. Trotzdem sind die Deutschen aber gemüthliche, mildthätige und gefällige Menschen; es ist mir vorgekommen, daß ich plötzlich einer Summe Geldes bedurfte, und daß ich sie von einem Kaufmann erhielt, der meinen Namen so wenig kannte, wie meine Person. Als ich ihm mein Befremden über seine Bereitwilligkeit, einem Unbekannten hundert Thaler vorzuschießen, aussprach, antwortete er: „Sie sind ja ein Deutscher!" Ein andermal bin ich spät des Abends mit vier Herren von Schleswig nach Flensburg gekommen, und da ich in keinem Gasthofe Quartier finden konnte, in das erste beste Haus gegangen und habe um Aufnahme gebeten. Die liebenswürdige Hausfrau lud uns sogleich zum Abendbrode ein, und sorgte mit einer Bereitwilligkeit für unser Unterkommen, die mich so beschämte, daß ich am andern Morgen davonlief, ohne gefrühstückt zu haben.

Neben den gastfreien und patriotischen Nabobs und den sogenannten kleinen Bürgern gibt es in Flensburg eine eigene Klasse von Menschen, die man im Innern Deutschlands vergebens suchen würde — reichgewordene Schiffskapitäne, die nach jahrelangem Umherirren in fremden Meeren von ihren Zinsen leben. Ich kenne einen dieser wackern Männer, der längere Zeit in Afrika gewesen und mit irgend einem Negerkönige intime Freundschaft geschlossen hat. Seine Majestät wünschte, die Frau des Kapitäns zu sehen, und da es gefährlich war, die Einladung abzulehnen, mußte der besorgte Gatte mit seiner besseren Hälfte in den sauren Apfel beißen und durch die brennende Sandwüste einen langen Ritt nach dem Palaste machen, in welchem ihm die scherzhaftesten Abenteuer aufstießen. Am meisten hatte es ihn natürlich beunruhigt, daß seine Frau in einem Zimmer für sich allein schlafen mußte, und da er vor Unruhe und Hitze nicht schlafen konnte, auch eigenthümliche, bis dahin nicht gehörte Töne und Laute vernahm, machte er sich im Halbdunkel auf den

Weg, um seine Frau aufzusuchen. Anstatt aber in ihr Gemach zu kommen, verirrte er sich in das Schlafzimmer der sechs Frauen Seiner Majestät, die alle auf der platten Erde lagen und über die Gebühr laut schnarchten. Am folgenden Morgen trat der König, der nichts als ein Paar Kniehosen und einen schwarzen Filzhut an und auf hatte, in sein Zimmer und schenkte ihm eine junge Negerin, die er auch mit nach Flensburg gebracht, aber nach einigen Jahren nach Afrika zurückgeschickt hat.

Ich habe viele solcher Schiffskapitäne kennen gelernt und die Entdeckung gemacht, daß sie erstens ihre Zimmer sehr geschmackvoll einrichten; zweitens, daß sie immer korpulent und entschieden deutsch sind, und drittens, daß sie immer ganz magere Frauen und nie einen Sohn, höchstens aber zwei Töchter haben. Oft habe ich sehr belesene und wohl unterrichtete Leute unter ihnen getroffen; sie waren aber meist wortkarg und hielten auf Pünktlichkeit in den häuslichen Verrichtungen. Einen Schiffskapitän, der sich ein Reitpferd hielte, gibt es meines Wissens nicht; dagegen haben sie Papageien, Muscheln, allerlei sonderbare Schnurrpfeifereien und gewöhnlich einen kleinen abscheulichen Schooßhund. Sie sind gutmüthig, sparsam, phlegmatisch und können sehr heißen Grog trinken, ohne sich den Magen zu verbrühen, und Cigarren rauchen, die jeden Anderen narkotisiren würden.

Man hat den Schleswig-Holsteinern mit Recht den Vorwurf gemacht, daß Jeder sich für einen geborenen Diplomaten und Politiker hält; dieß trifft aber namentlich bei den Flensburgern zu, und weil sie seit 1850 beständig gegen den Wind haben kreuzen und laviren müssen, der von Kopenhagen her wehte — sie daher alle Untiefen des politischen Fahrwassers wie die besten Lootsen kennen gelernt haben, ist ihnen Jeder ein Gräuel, der mit vollem Marssegel gerade darauf losfährt und à la Schwarzenberg den Niels Juel in Grund und Boden zu rennen versucht. Trotz ihrer genauen Kenntniß der offenen Straße zwischen Riffen und Sandbänken konnten es die Flensburger doch nicht dahin bringen, daß die von den Dänen eingesetzte Einquartierungs-Kommission durch deutsche Männer beseitigt wurde, und als daher Wrangel, die preußischen Prinzen, Zedlitz und Revertera nach Flensburg kamen, wurden sie bei den exaltirtesten Dänen einquartiert, die natürlich eifrigst bemüht waren, ihren hohen Gästen den „wahren Standpunkt klar zu machen". Wenn diese hohen Herren, die mit sehr lückenhafter Kenntniß unserer Verhältnisse in's Land kamen, am Ende doch auf Seite der Schleswig-Holsteiner traten, so bewiesen sie durch die That, daß sie ein freieres und richtigeres Urtheil hatten als die Flensburger Bürger, die den größten Theil ihrer Zeit damit zubrachten, über das Löwenmonument zu seufzen und Kleving und Duseberg zu besingen.

Ich habe des Löwenmonuments schon zweimal erwähnt, und obgleich ich annehmen muß, daß dem Leser die Existenz dieses Ungeheuers bekannt ist, will ich seiner doch in ein paar Worten gedenken.

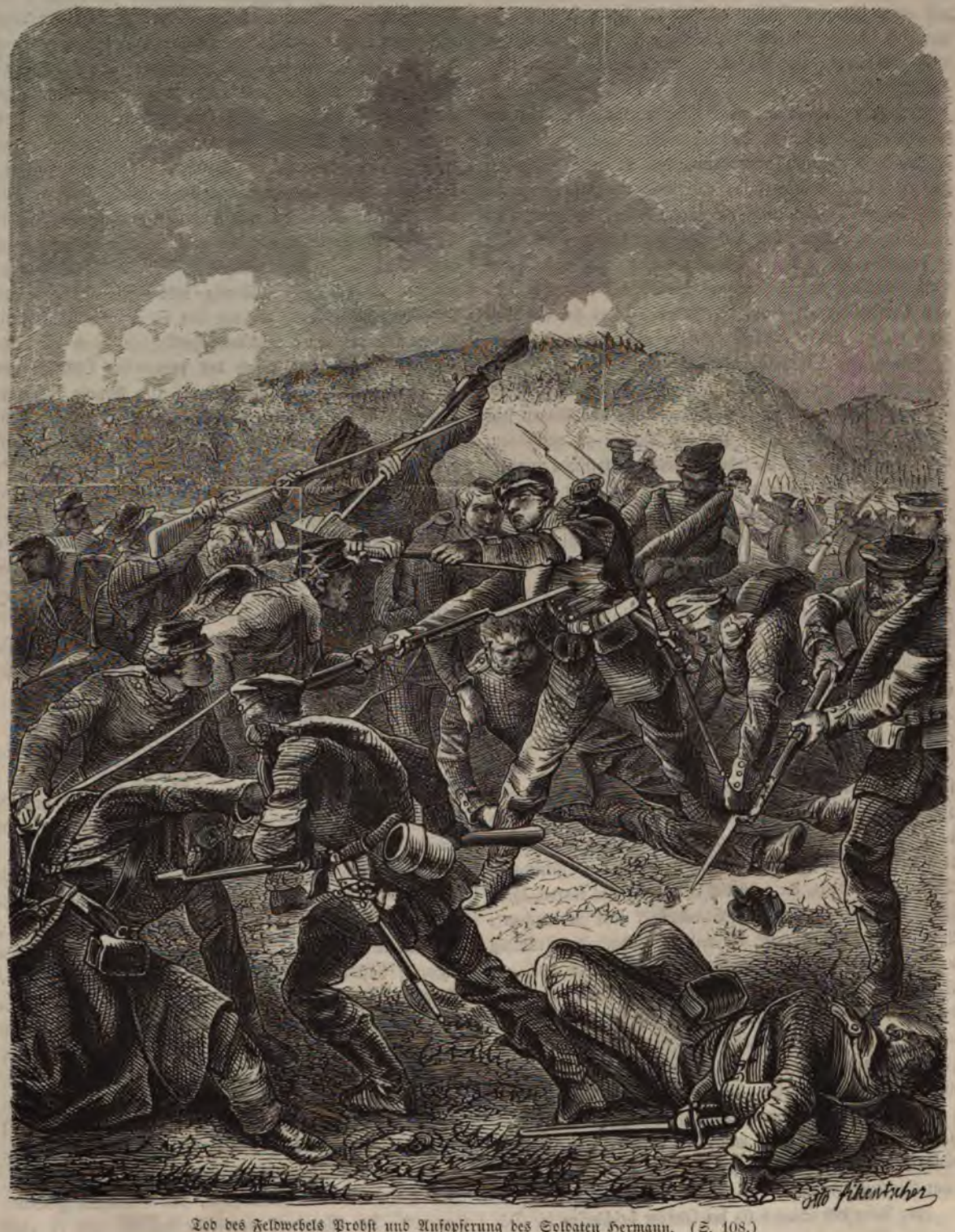
Zur Feier des Sieges (?) bei Idstedt beschlossen die Dänen ein Monument zu errichten; der Schleswiger Bissen wurde beauftragt, irgend eine passende Figur zu modelliren, und es ging aus seinen Händen ein sitzender Löwe hervor, der so verunglückt war, daß er bald unter dem Namen „Laubfrosch" in ganz Deutschland bekannt war. Diese Bestie sollte andeuten, wie gefährlich es sei, Gammeldanmark anzurühren, und deßwegen ward sie an der Demarkationslinie, d. h. auf dem hochgelegenen Flensburger Kirchhofe mit dem Gesicht nach Süden aufgestellt. Da aber der Kirchhof mit Särgen und Familiengrüften angefüllt war, und der Löwe eines starken Fundaments bedurfte, wurden gegen zweihundert deutsche Särge und Grüfte zerstört; die Gebeine der Todtengerippe wurden pêle mêle in eine große Grube geworfen, und nachdem dieser humane Akt vollendet war, wurde an dem Schlachttage von Idstedt der Löwe aufgerichtet. Vor ihm wehte der Dannebrog; die Flaggenstange hatte man durch deutsche Särge durchgetrieben; hinter ihm erhob sich ein Hügel, der mit Votivtafeln gefallener dänischer Offiziere und Soldaten angefüllt war. Unter diesem „Kämpehoi" ruht kein einziger Däne. Damit aber die Luft rings um den Löwen durch schleswig-holsteinische Erinnerungen nicht verpestet würde, zerstörte der Steinhauer Kleving die Votivtafeln gefallener Schleswig-Holsteiner; sogar die Marmortafel, welche das Grab des preußischen Obersten von St. Paul zierte, wurde zerschlagen. Ein Granit, der zum Andenken an die bei Bau Gefallenen errichtet war, wurde vier Fuß tief in die Erde gegraben, und der Todtengräber, der diese That mit angesehen, kam Abends wehklagend in's Gasthaus und rief: „Jk häf Schleswig-Holsteen begraben sehen; aber de Dag kommt wedder, dat it nü (neu) geboren ward." Am 6. Februar 1864 drohte der Löwe noch; am 7. hatte er einen Strick um den Hals, und am 8. kam der Granit wieder an das Tageslicht. Wahrlich, die Dänen hatten alle Ursache, zu sagen: Sic transit gloria mundi! und die Deutschen lernten von dem Komiker Rethwisch eine Parodie auf den „tappern Landsoldat", in welcher es hieß:

Kleving sitzt und weint
Mit Duseberg vereint.
O Pine, Angst und Weh,
Die Löve sie sein död!

Es war also beiden Parteien geholfen: die früher gelacht, vergossen jetzt bittere Thränen, und die früher geweint, sangen sich frohlockend zu: „Die Löve sie sein död!"

Ehe ich mich indessen mit der Gegenwart näher beschäftigen will, muß ich Einiges aus der Vergangenheit Flensburgs anführen, das dem, was ich oben kurz erwähnt habe, als Beweis dienen mag. So finde ich z. B. in einer alten Chronik, daß es im Jahre 1654 mit der Sauberkeit der Straßen nicht viel besser ausgesehen hat als jetzt; denn König Friedrich III. ließ dem Rathe durch den Amtmann Dethlev von Ahlefeld sagen: „daß J. K. Maytt. Unser allergn. Landesherr jetzo, bei Dero Anwesenheit, eine große Unlust über den Schloßgang, wann Sie darinnen nach dem Schlosse auf- und abfahren, empfinden: eines Theils, weil derselbe an sich sehr enge; 2. daß es daselbst, wegen der vielen, gar zu nahe beysammen stehenden, kleinen Wohnungen, einen stetigen übeln Gestank gebe, von allerhand gemeinen Leuten." Der Magistrat antwortete hierauf, daß er „den Gestank verhüten und abhelfen welle, daß J. K. Maytt. daran ein gnädiges Gefallen haben sollten." Den Gestank haben die Flensburger auch in der That vertrieben; der Schmutz und die engen Straßen sind aber geblieben.

Die lieben Adeligen haben den Bürgern Flensburgs auch manchen Kummer gemacht; sie hielten es zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch für ihre Ehre nachtheilig, mit Bürgern in der Kirche zusammenzusitzen, worüber eine große Spannung entstand. Auch ihren Häusern glaubten sie etwas Hervorstechendes geben zu müssen, und sie ließen deßwegen



Tod des Feldwebels Probst und Aufopferung des Soldaten Hermann. (S. 108.)

eiserne Gitterwerke vor ihren Hausthüren machen, welche die Passage auf der Straße hemmten. Um des lieben Friedens willen gab der Magistrat endlich in einem Protokoll vom 27. November 1602 den Anmaßungen des Adels nach: „Auf Gutachten u. intercession des Statthalters u. Ambtmannes Gerhard Rantzau u. Balthasar von Ahlefeld um

des geliebten Friedens willen Nobilibus Heinrich von Ahlefeld, fratribus de Bockwolde, Claus von Ahlefeld, Hartwig Rantzau ad dies vitae zugestanden."

Aber noch im Jahre 1775 scheint es in Flensburg nicht recht getagt zu haben, denn den ungehorsamen Bürgern wurden vom Magistrate die Fenster vernagelt, und der Stadt-

Blockhaus in der Düppelschanze Nr. 6 und Offiziersgruppe in der Sturm-Montur.
Nach dem Sturm auf Düppel photographirt von F. Brandt. (S. 111.)

voigt nahm Adeligen wie Bürgerlichen „die Faust von der ganzen Freundschaft". „Auf Befehl des Raths von dem Junker Dettleff Seestedt, weil er in eines Bürgers Haus Gewalt gethan, von ihm die Faust genommen, und die intercedirende Junker sich dafür verpflichtet, es solle ihm die Faust wieder losgegeben werden."

Eine eigenthümliche Sitte der guten Flensburger war in alten Zeiten das Zutrinken. Wer einen Handel abschloß, einen Kontrakt einging oder irgend eine Verpflichtung übernahm, mußte aus einem Horn den ersten Trunk thun, und dieser Trunk galt als gerichtliche Sanktion. Daß es bei dem ersten Trunke nicht blieb, versteht sich wohl von selbst; wohin aber das ruchlose Saufen früherer Zeiten führen konnte, ersehen wir aus Claed. Monum. 2ter Band, Seite 122, wo Dethlev Brocktorff von Windeby und Christian von Buchwaldt angeführt werden, welche mit einander „gesoffen und gespielt, und zwar mit einer solchen condition, daß derselbe, welcher das Spiel verlieren würde, seinen eigenen Jungen erstechen würde. Als nun Dethlev Brocktorff das Spiel verloren, hat er solche Mordthat gleich an seinem Jungen verübt. Dieß ist geschehen in der flämischen Gasse."

Ob Flensburg jemals zum Hansabunde gehört hat, ist zweifelhaft. Daß es mit Hamburg und Lübeck aber in näherem Verhältniß gestanden haben muß, geht aus der Gesandtschaft hervor, welche die Lübecker am 24. Juli 1563 an den Flensburger Magistrat abschickten, sowie aus dem Segeberger Bündnißbriefe vom 9. Oktober 1420, den die Hamburger, Lübecker und Flensburger zugleich unterschrieben. Dankwerth erzählt, daß die Flensburger stattlichen Handel zu Wasser und zu Lande führten, und daß die Kaufleute persönlich die Frankfurter und Leipziger Messe besuchten; schildert aber zugleich die Fehden der Flensburger mit den Husumern, welche deutlich beweisen, daß sie engherzige Krämerseelen gewesen sein müssen.

Den ersten Stoß erlitt der Handel, als die dänische Regierung — um den Handel der Stadt Kopenhagen zu heben — den Flensburgern verbot, nach Norwegen zu fahren und dort ihre Produkte abzusetzen; ja, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde ihnen sogar untersagt, Tuch, Salz, Wein, Branntwein, seidene und wollene Waaren nach Dänemark zu verhandeln, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, — aus Norwegen getrocknete und gesalzene Fische einzuführen — Alles in majorem Daniae gloriam und zu Nutz und Frommen der braven Kopenhagener, die sich nun ganz allein im Besitze der Handelsquellen sahen.

Bis zum Jahre 1807 konnte Flensburg noch immer Anspruch darauf machen, eine bedeutende Handelsstadt genannt zu werden; der Handel nach Westindien war im Flor, und die damit verbundenen Zuckerraffinerieen warfen bedeutenden Gewinn ab; die dänischen Banknoten standen al pari; das Zutrauen der Kaufleute unter einander war unbeschränkt. Da brach plötzlich der Krieg zwischen Dänemark und England aus. Die Engländer nahmen vor der Kriegserklärung eine Menge Flensburger Schiffe, und kaperten bis zum Jahre 1812 im Ganzen einhundert und dreiunddreißig Fahrzeuge im Werthe von zwei Millionen Thaler; der Werth der gekaperten Waaren belief sich auf siebenhunderttausend Thaler; eine Menge von Schiffen mußten im Hafen unthätig liegen bleiben und mit einem Gesammtverluste von sechshunderttausend Thalern verkauft werden; neununddreißig nicht versicherte Schiffe endlich verunglückten auf dem Meere, und da diese einen Werth von vierhunderttausend Thalern repräsentirten, betrug der Totalverlust Flensburgs an Schiffen und Waaren die enorme Summe von drei Millionen und dreihunderttausend Thalern. Rechnen wir hiezu den Verlust, den die Kaufleute durch die Entwerthung des Papiergeldes hatten, so dürfen wir wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß Flensburg das Glück, unter dänischer Flagge fahren zu dürfen, mit sechs Millionen Thalern bezahlt hat, also mit seinem Ruin. Um sich ein vollständiges Bild der dänischen Wirthschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts machen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß ein dänischer Bankzettel, der auf achtundvierzig Schillinge Hamburger Courant lautete, einen halben Schilling werth war. Aber selbst dieser halbe Schilling wurde den Flensburgern durch das Verbot der dänischen Regierung entzogen, die Bankzettel weiter südlich als nach Hadersleben zu senden. Da die dänischen und norwegischen Kaufleute nun kein Silbergeld zu verschicken hatten, ihre Banknoten aber nicht nach Flensburg senden durften, so bekamen die Flensburger für ihre gelieferten Waaren — gar nichts. Um aber den Jammer voll zu machen, — Dänemark zog französische Truppen in's Land, die die ohnedieß hart geprüfte Stadt völlig aussogen, so daß, als endlich der Kieler Friede geschlossen wurde (1814), die einst blühende Stadt gänzlich verarmt war. Der geringe Handel nach Westindien, der allmälig wieder in's Leben gerufen war, hörte 1850, seit Flensburg in der Gewalt des dänischen Pöbels war, gänzlich auf, und der schönste Hafen Europas ist durch dänische Unterdrückung in eine unnütze Wasserpfütze verwandelt worden.

Die Flensburger können wahrlich sagen: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er;" denn meines Wissens gibt es in der ganzen civilisirten Welt keine andere Stadt, die von ihrem Herrn so geliebkost worden ist; und wenn man dennoch Philister antrifft, die vorsichtig den Blick zu Boden schlagen und sagen: „Wir haben unseren Hauptverdienst von Dänemark," so muß man die Hände falten und beten: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Es gehört sonst zu meinen Lieblingserholungen, stundenlang einem Urweltsphilister zuzuhören und mich zu stellen, als gäbe ich ihm in Allem recht, was er im komischen Selbstgefühl als Quintessenz der Weisheit vorbringt; mit einem Flensburger Diplomaten habe ich es aber nie länger als fünf Minuten ausgehalten. Es gibt natürlich eine Menge vortrefflicher Patrioten in Flensburg; bei genauer Nachforschung findet man aber, daß die Frauen viel muthiger und entschiedener sind, als die Männer; und wer gar Zeuge gewesen ist, wie sie die Preußen empfingen, als sie nach Ablauf des Waffenstillstandes nach Norden marschirten, der wird gewiß gern mit mir einstimmen, wenn ich ihnen aus ganzem Herzen meine Hochachtung und Bewunderung ausspreche. Dürfte ich Namen nennen, so würde mancher von den Offizieren beim Lesen dieser Zeilen sich versucht fühlen, das Blatt aus der Hand zu legen und die tugendhaften, echt deutschen Frauen und Jungfrauen vor seine Seele zu zaubern, mit denen ein glücklicher Zufall ihn bekannt gemacht hat.

Ich laufe Gefahr, mich in Schwärmereien zu verlieren, will daher der Sache ein kurzes Ende machen, und der kriegerischen Begebenheiten gedenken, von denen Flensburg seit 1848 Zeuge gewesen ist.

Das erste unglückliche Treffen der Schleswig-Holsteiner

gegen die Dänen fiel im Frühjahr 1848 eine Meile nördlich von Flensburg bei dem Dorfe Bau vor. Der Prinz von Noer war mit einigen Bataillonen Infanterie und den Kieler Turnern und Studenten der weit überlegenen und auch besser disziplinirten dänischen Armee entgegen gezogen, hatte aber den Oberbefehl über sein Häuflein einem alten Offizier, dem General von Krohn übergeben, der seine Dispositionen so schlecht traf, daß an einen glücklichen Ausgang des Kampfes gar nicht gedacht werden konnte. Trotzdem schlugen sich die Schleswig-Holsteiner mit außerordentlicher Tapferkeit, und verließen erst das Schlachtfeld, als Flensburg schon in den Händen der Dänen und der größte Theil der Turner und Studenten niedergemacht oder gefangen genommen war. Die Dänen, die darnach strebten, den Sieg über die „Insurgenten" möglichst auffällig zu machen und den Bürgern Flensburgs zu imponiren, waren grausam genug, die auf den Tod ermatteten Jünglinge zweimal durch die Straßen der Stadt auf- und abmarschieren zu lassen, während der dänische Pöbel sie mit Koth bewarf und mit den gemeinsten Schimpfreden überhäufte. Aber nicht lange dauerte der Triumph Gammeldanmarks, denn wenige Tage nachher flohen die Dänen vor den verfolgenden Preußen und Schleswig-Holsteinern in einer so kläglichen Weise durch Flensburg und weit, weit über Bau hinaus, daß der Volkswitz sich durch ein plattdeutsches Gedicht über den großsprecherischen Feind lustig machte. Ein Vers ist mir noch im Gedächtniß:

„Ach, dat wär en Retirade,
It wär man jammerschade,
Dat Tscherning nich debi wär;
Sammeln kunn de Kriegsminister
Flinten, Tschakos und Tornister,
Dusendwiis lägn se umher."

Die fliehende Armee hatte sich freilich in Flensburg zur Ruhe begeben und sich eben dem Schlafe in die Arme geworfen, als ein mir wohlbekannter Herr sich auf den Markt stellte und mit gellender Stimme rief: „Preußerne kommer!" Dieser Ruf wirkte wunderbar. Artilleristen hielten sich für Kavalleristen und jagten auf Dragonerpferden von dannen; Infanteristen schwangen sich auf die Protzen der Kanonen und jagten auf diesem unerquicklichen Sitze gen Norden; Offiziere vergaßen ihre Toilette zu ordnen und ritten im Hemde, mit dem Degen in der Faust, von dannen; kurz: es war ein Jagen und Rennen, ein Laufen und Fliehen, wie man sich kaum ein zweites vorstellen kann. Und was das Beste war: die Preußen lagen in den Dörfern bei Schleswig und träumten von neuen blutigen Siegen über den tapfern Dänen, von dem man mit Bestimmtheit erwartete, daß er sich bei Bau ebenso tapfer schlagen würde, wie sich kurz vorher die Studenten und Turner geschlagen hatten. Als Wrangel Tags nachher in Flensburg einzog, war der letzte Mohikaner verschwunden, und die Reichsarmee, wie man damals die Verbündeten nannte, wälzte sich nach Jütland.

Bis nach der Schlacht bei Fridericia, Juli 1849, blieb Flensburg von feindlichen Truppen verschont. Im schönen Berliner Frieden war aber zugestanden worden, daß Norweger und Schweden nördlich der Demarkationslinie die Ruhe aufrecht erhalten sollten, während preußische Truppen südlich dieser Linie Cantonnements bezogen. Eine gemischte Regierung, die sogenannte Landesverwaltung, bestehend aus dem Dänen Tillisch, dem Preußen Graf Eulenburg und dem Engländer Hodges, übernahm die Verwaltung des Herzogthums in einer Weise, die jetzt, wo dieß Alles hinter uns liegt, wahrhaft komisch erscheint. Hodges, der biedere Engländer, zeigte gegen die Silberlinge der Herzogthümer keinen entschiedenen Widerwillen, war aber auch nicht abgeneigt, sich von der Statthalterschaft, die in Holstein und dem südlichen Schleswig ungenirt fortregierte, und z. B. Willisen anstellte, ein Erkleckliches auszahlen zu lassen, und dafür deutsche Gesinnungen in sein Herz einzuschmuggeln. Leider waren Graf Reventlow und Beseler zu engherzig, um sich den Engländer „zu kaufen", und Schleswig mußte für die politische Sünde der allzu gewissenhaften Herren schwer und bitter büßen. Auch von anderen Mitgliedern der Landesverwaltung waren Quittungen in der Centralkasse, die das Tageslicht scheuten, und da die Statthalterschaft sich in Besitz dieser werthvollen Dokumente zu setzen wünschte, ließ sie aus Berlin eine berüchtigte Einbrecherin kommen, die in die deutsche Eiche in Altona einquartiert und mit einem Plan des Gebäudes versehen wurde, in welchem die Kasse sich befand. Sie versicherte, daß es eine wahre Kleinigkeit sei, in ein so schlecht verwahrtes Haus einzubrechen. Als sie aber die Zeichnung der Kasse erhielt, verlangte sie ein paar beherzte Männer als Sauvegarde, und hier scheiterte wiederum an dem allzu gewissenhaften Sinne der Statthalter das ganze Unternehmen.

Unterdessen wirthschaftete die Landesverwaltung gemüthlich weiter. Die Schweden und Norweger fraternisirten mit den Dänen und benahmen sich gegen die Deutschen auf eine wahrhaft unglaubliche Weise. Als z. B. in Apenrade vier notorische Verbrecher auf einmal an die Spitze der städtischen Verwaltung gesetzt wurden und die Bürger hiergegen remonstrirten, erschien der schwedische General und ließ öffentlich verkünden, daß er jedem Bürger fünfzig Stockprügel aufzählen lassen würde, der nur Miene machte, den vier Verbrechern nicht gehorchen zu wollen. Meineid, Sodomie, Diebstahl und Landesverrath waren die unbedeutenden Kleinigkeiten, welche die vier Herren sich hatten zu Schulden kommen lassen. Daß Tillisch und Hodges solche Männer anstellten, wundert mich nicht; daß aber Graf Eulenburg seinen Consens gab, betrübt mich über die Maßen.

So drückend übrigens die schwedisch-norwegische Besatzung war, so viel Stoff zu Unterhaltung bot sie auf der andern Seite, und es waren namentlich die Schweden, die durch ihre äußere Erscheinung und ihre eigenthümlichen Gebräuche die Lachmuskeln der Deutschen in Bewegung setzten. Es besteht bekanntlich in Schweden sehr wenig eigentlich aktives Militär; der Staat besitzt Ländereien, und wer auf diesen Ländereien wohnt, ist Soldat. Der Ertrag des Grundstückes ist quasi Besoldung für etwaige Militärdienste. Diesem Verhältnisse ist es zu verdanken, daß neben jungen Männern, die kaum das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, Männer mit weißen Haaren dienen, und man behauptet nicht ganz mit Unrecht, daß der Großvater mit seinen Söhnen und Enkeln in einer Kompagnie stehen kann. Den Flensburgern machte es das größte Vergnügen, eine solche,

aus den verschiedensten Altersklassen zusammengesetzte Kompagnie zum Appell zusammentreten zu sehen. Ein großer Theil der Mannschaften war regelmäßig betrunken; die meisten kamen mit der Pfeife im Munde und in Holzschuhen an; Alle aber hatten ein Gesangbuch in der Hand, und wenn der Feldwebel seine Stimme erhob, fiel die ganze Kompagnie mit ein und sang — gerade wie zu Gustav Adolph's Zeiten — einen ellenlangen Gesang. War dieser Gottesdienst beendet, so bekamen Diejenigen, welche des Guten zu viel gethan, einige Stockstreiche zur Abkühlung, worauf die Dänen sich ihren skandinavischen Brüdern anschlossen und ihnen Vorlesungen über das deutsche Räubergesindel hielten. Einigen Wenigen wurde dieses ewige Schimpfen auf Deutschland zu viel, und es gab Schweden und Norweger, welche sich den Deutschen eng anschlossen; aber es waren eben nur rari nantes in gurgite vasto!

Mit dem Abzuge der skandinavischen Brüder fingen für Flensburg traurige Tage an; die Dänen folgten ihnen auf

Düppelschanze Nr. 4 nach dem Sturm. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

dem Fuße nach. Willisen versäumte es, sich zwischen die beiden dänischen Korps zu werfen, die von Alsen und von Jütland heranrückten; er siegte bei Idstedt und zog sich dennoch zurück, und Flensburg blieb bis zum 7. Februar 1864 von dänischen Truppen besetzt.

Es war binnen sechzehn Jahren zum zweiten Male, daß die Dänen fliehend aus dem unüberwindlichen Dannewirke zurückkehrten; da sie dießmal aber erst bei Oeversee eingeholt und geschlagen worden waren, ihr Gros also vom Feinde nicht belästigt worden war, bewerkstelligten sie ihre Flucht mit größerer Ordnung als im Jahre 1848. Die Truppen waren durch die Kälte, die Entbehrungen aller Art und den angestrengten Dienst im Dannewirke allerdings sehr erschöpft, so zwar, daß sie sich in den Straßen niederwarfen und auf dem kalten Schnee einschliefen; es herrschte aber doch eine Art von Ordnung, und als die preußischen Husaren am Morgen des 7. Februar durch das Süderthor einzogen, gelang es ihnen nur, eine Kompagnie Dänen einzuholen und gefangen zu nehmen. Der Rest hatte sich nach Alsen und Jütland aufgemacht.

Düppelschanze Nr. 4 Nordseite, nach dem Sturm. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

Der alte Wrangel, der schon in Altona auf dem Bahnhofe gesagt haben soll: „Na, Kinderchens, dießmal wird es anders!“ mag mit eigenthümlichen Gefühlen seine alte Wohnung in Flensburg bezogen haben; denn anstatt, daß es anders geworden wäre, als 1848, begann der dießjährige Feldzug auf ein Haar so, wie der damalige. Bei Eckernförde, Missunde, Schleswig und Oeversee war gekämpft worden; die Dänen hatten sich zurückgezogen und waren, ohne hitzig verfolgt zu werden, in das „Blutloch“ Sundewitt entkommen. 1848 hatte die preußische Politik die Verfolgung der Dänen verhindert; 1864 war es das Glatteis, welchem sie ihre Rettung verdankten. Wer aber zwischen Glatteis und der Manteuffel'schen Politik keinen rechten Unterschied zu finden wußte und Bismark nur aus den Blättern der Opposition kannte, ließ traurig den Kopf hängen und gab sich trüben Befürchtungen hin.

Die verhaßten dänischen Beamten blieben; die Flensburger hatten nicht den Muth der Schleswiger, Eckernförder, Husumer und Tonderaner, sie selbst zu vertreiben. Dank der dänischen Einquartierungskommission, wurden die hochgestellten Offiziere den krassesten Dänen in's Haus gelegt, und das Gespenst der Demarkationslinie drückte die deutschgesinnten Bürger Flensburgs wie ein schwerer Alp, während die Dänen jubelten und frohlockten, und sich von den Preußen und Oesterreichern goldene Tage versprachen. Aber es kam anders, als die Einen gefürchtet und die Andern gehofft hatten. Herr von Zedlitz, Civilkommissär für Preußen, und Graf Revertera, Civilkommissär für Oesterreich, umgaben sich mit Männern, welche Land und Leute genau kannten, orientirten sich selbst mit anerkennenswerthem Fleiße und Geschick, und fingen bei Kleinen an, den Augiasstall auszumisten und die dänischen Wühler, Beamten, Prediger und Spione einen nach dem andern nach Dänemark zu versenden. Die deutsche Sprache kam wieder zu Ehren, die königlichen Insignien verschwanden, die schleswig-holstein'sche Flagge flatterte unter dem mächtigen Schutze Oesterreichs und Preußens lustig von Kirchen und Privatgebäuden, und wo ein Beamter gegen diese Fahnen Protest erhob, wie z. B. der Bürgermeister Hammerich, da ward ihm die Weisung, nach Dänemark zu wandern. Der Löwe wurde von seinem Postament herabgenommen, die dänische Inschrift auf dem Ständehause vertilgt, und was das Beste war: die Oesterreicher zogen nach Jütland und schlugen die Dänen bei Veile auf's Haupt, während die Preußen nach einem glücklichen Rekognoszirungsgefechte bei Fridericia nach dem Sundewitt marschirten und fast täglich Gefechte lieferten.

Die Flensburger wurden in ihren Hoffnungen noch mehr bestärkt, als eine Menge von Gebäuden in ihrer Stadt zu Lazarethen eingerichtet wurden, als barmherzige Schwestern aus Deutschland, als Johanniterritter mit ihren Frauen und Töchtern eintrafen, um Spitäler für die Kranken und Verwundeten vorzubereiten. Täglich kamen aus Oesterreich und Preußen unendliche Züge von Kriegsmaterial an; ja, Flensburg mußte es erleben, daß zwei Lokomotiven der berühmten Sömmeringbahn, die dazu bestimmt waren, die Alpen Steiermarks zu befahren, hergesandt wurden, um die Steigung der miserabel angelegten englischen Bahn zwischen Schleswig und Flensburg zu besiegen.

Da aber die Truppen im Sundewitt vorläufig wenig ausrichten können und mehr von Schnee und Kälte leiden, als von den Dänen, es mir auch nicht zuzumuthen ist, daß ich mich heute beim herrlichsten Sonnenschein in die Eisfelder begeben soll, die ich seiner Zeit oft genug besucht habe, und da die englische Eisenbahn mir gerade Stoff gibt, will ich es versuchen, dem Leser in kurzen Worten ein Bild dieser schlechtesten Bahn des Universums zu geben.

Ganz im Gegensatze zu anderen Eisenbahnen, welche große Distrikte zu durchschneiden suchen, damit den Bewohnern Gelegenheit gegeben wird, ihre Produkte zu verschicken, und damit die Aktionäre der Bahn eine Dividende bekommen, ist die schleswig'sche Eisenbahn nur in der Absicht angelegt worden, um den Verkehr mit dem Süden zu hemmen und Schleswig auch in kommerzieller Beziehung von Holstein zu trennen; anstatt daher die Bahn von Kiel über Eckernförde und Schleswig durch Angeln zu legen, hat die dänische Regierung an die Zweigbahn von Neumünster nach Rendsburg angeknüpft und von hier eine direkte Linie nach Husum gewählt, so daß von dieser wieder Zweigbahnen nach Schleswig und Flensburg abgehen. Dank dieser im Interesse der Demarkationslinie getroffenen Einrichtung, fährt der Reisende von Schleswig nach Flensburg reichlich drei deutsche Meilen aus der Richtung; der Weg führt ihn durch eine unerquickliche und fast ganz unbewohnte Haide bis nahe an die Nordsee (eine Meile von Husum), und wenn er in den schmutzigen, schlecht gepolsterten und nur auf vier Rädern laufenden Waggons die trostlose Moorgegend auf zahlreichen Kurven durchmessen hat, sieht er sich genöthigt, fast genau denselben Weg über die öde Haide zurückzulegen, um Flensburg zu erreichen. Um den Reiz dieser Reise zu erhöhen, hat die dänische Regierung im Vereine mit dem englischen Direktor Louth Sorge getragen, nur eingeborne Dänen an der Bahn anzustellen, und der Deutsche, der durch den ganz deutschen Theil von Schleswig fährt, hat das Vergnügen, erstens eine Gegend kennen zu lernen, die hauptsächlich von Kiebitzen und Brachvögeln bewohnt wird; zweitens Studien über den Haidewuchs zu machen, und drittens englischen und dänischen Unterricht zu genießen. Die Eisenbahnbillete sind natürlich auch nach der Demarkationslinie eingerichtet; so steht auf den Billets von Schleswig nach Flensburg: Schleswig—Flensborg, und da ich diesen Ort nicht kenne, lasse ich mir auf dem Bahnhofe in Schleswig jedesmal die Versicherung geben, daß ich mit dem Billet nach Flensburg kommen werde. Es macht mir Freude, die dänischen Beamten zu foltern, und ich freue mich schon im Voraus auf das verzweiflungsvolle Gesicht des Kassiers, wenn ich ihm sein Billet mit der Bemerkung zurückgebe, daß ich nicht nach dem mir gänzlich unbekannten Flensborg, sondern nach Flensburg reisen will. „Jo,“ antwortet er regelmäßig, „diese Billet is riktik; damit können Szie reisen nak Flensborg; lassen Szie mir um Gotteswillen in Ruh', ik politizire nikt.“

Der König von Preußen wurde bei seiner Reise nach Flensburg von dem Engländer Louth auf Englisch angeredet und bewillkommt. Seine Majestät fragte aber den Biedermann, ob er nicht Deutsch könne, und da er hiemit nicht aufwarten konnte, sagte er: „Ich spreche in Deutschland nur Deutsch!“ Dieser bündige Bescheid hat dem König fast eben so

viele Sympathieen erworben, wie das ganze Auftreten seiner tapferen Armee, und wenn ein Privatmann es wagen dürfte, einem mächtigen Herrscher öffentlich seinen Dank auszusprechen, würde ich König Wilhelm für die Zurückweisung des breitspurigen und mit dänischen Orden dekorirten Sohnes Albions meinen aufrichtigen Dank sagen.

Die dänische Regierung hat, ohne die schleswig'schen Stände zu befragen, dem Engländer Sir Peto das Recht gegeben, die Eisenbahn zu bauen, und ihm fünf Prozent Zinsen seines Anlagekapitals garantirt. Ich hoffe zu Gott, daß die Schleswig-Holsteiner diese Garantie nicht übernehmen, sondern es den Dänen überlassen werden, ihren Verpflichtungen nachzukommen, damit die Engländer, diese freien Söhne Albions, nicht wieder in Versuchung kommen, zur Unterdrückung eines unglücklichen Volkes beizutragen.

Man kann sonst den Engländern nicht praktischen Verstand absprechen; es erscheint mir aber unbegreiflich, wie Sir Peto sich herbeilassen konnte, eine Eisenbahn zu bauen, die lediglich darauf berechnet war, dem Handel eine neue Richtung zu geben und das deutsche Element im Herzogthum Schleswig zu vernichten. Die Dänen trugen sich nämlich mit dem kühnen Gedanken, daß die Schiffe der Ostsee ihre Waaren in Flensburg löschen und per Eisenbahn nach der Nordsee schicken würden, damit sie selbst nicht nöthig hätten, die gefährliche Tour um die jetzt — Gott sei es gedankt — von Oesterreichern und Preußen besetzte Nordspitze von Jütland zu machen. Die zwanzigtausend Ochsen, welche jährlich von Tönning nach England verschifft werden, scheinen Sir Peto's Fassungsvermögen derangirt zu haben, sonst würde er sich schwerlich herbeigelassen haben, ein Unternehmen zu entriren, das nur von kurzer Dauer sein konnte. Freilich, wenn alle Söhne Albions von demselben Geiste beseelt wären, der sich in dem Briefe eines protestantischen englischen Geistlichen an Herrn von Bismark ausspricht, und den die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vor Kurzem veröffentlichte, so würden wir vielleicht die Freude gehabt haben, den pibroch und die hochländischen Clans in Schleswig-Holstein zu begrüßen, und Sir Peto möchte dann immerhin noch eine kleine Weile Pfeifen geschnitten haben. Jetzt aber, wo die preußischen und österreichischen Schnitter das Schilf gemäht — in Ermanglung des Schilfes mähten sie nach Umständen den tappern Landsoldat — wollen die Pfeifen auch nicht recht mehr gedeihen, und es wird ein abscheuliches Rendezvous zwischen dem dänischen Finanzminister und dem ehrenwerthen member of parliament abgeben, wenn die fünf Prozent Zinsen in natura gezahlt werden sollen.

Preußen und Oesterreich, die bisher gezeigt haben, daß sie die Bedeutung der Herzogthümer für Deutschland begriffen, werden auch mit der englischen Eisenbahn kurzen Prozeß machen und den äußersten Norden des Gesammtvaterlandes mit dem Süden durch eiserne Bande verbinden, denen man sich wird anvertrauen können, ohne in steter Gefahr zu schweben, und ohne eines dänisch-englischen Diktionnärs zu bedürfen. Dann aber, wenn Flensburg deutscher Bundeshafen ist, wenn reges deutsches Leben und Wirken den Todesschlaf verbannt hat, zu welchem die Dänen uns verurtheilt hatten, dann wird auch aus den Herzogthümern, und sogar aus Flensburg, der partikularistische Geist verschwinden, und die Bevölkerung wird einsehen, daß wir nur im innigsten Anschluß an Deutschland das werden können, wozu die gütige Vorsehung uns bestimmt hat, die Admiralitätsstaaten des lieben großen deutschen Vaterlandes; und wie jetzt Deutschlands Krieger den Feind zu Boden geworfen, der uns so schmählich in's Gesicht geschlagen, so werden wir einst mit der deutschen Flotte den Stürmen des Meeres und dem Groll der Engländer Trotz bieten, in fernen Welttheilen den deutschen Ansiedler schützen und ehrlich dazu beitragen, Deutschlands Ruhm und Deutschlands Größe zu fördern. Und deßwegen rufe ich den Kriegern Oesterreichs und Preußens noch einmal aus ganzem deutschem Herzen Willkommen zu! Ihr habt die deutsche Fahne am Ufer des Meeres aufgepflanzt, habt durch eure Thaten die Bewunderung Europas erworben; verdient euch den bleibenden Dank Deutschlands und duldet es nicht, daß das Geschrei engherziger Partikularisten euch auch nur einen Fuß breit dessen raubt, was ihr dem deutschen Vaterlande mit eurem Blute erkauft. Erblickt in uns eure ebenbürtigen Brüder, — daß wir es sind, haben wir in blutigen Schlachten bewiesen; reichet uns die Hand, helfet uns Schiffe bauen und uns waffnen, und wenn dereinst ein frecher Feind es wagen sollte, die Hand nach euren Fahnen auszustrecken — sei es im baltischen Meere, sei es an den Küsten Italiens — dann ruft eure Brüder an der Ostsee, ruft die Friesen, Silter, Pelwormer, die Eiderstedter und die Dithmarschen, und glaubt mir, sie werden Sorge tragen, daß die blau-weiß-rothe Fahne eurem Auge ebenso wohlgefällig sein wird, wie sie unserem Herzen lieb und theuer ist.

Das Sundewitt.

Die Halbinſel, welche im Süden vom Flensburger Meerbuſen, im Oſten von dem Alſener Sunde, und im Norden von dem Apenrader Meerbuſen beſpült wird, früher aber wahrſcheinlich mit der Inſel Alſen in Verbindung ſtand, iſt ſeit dem Jahre 1848 und namentlich durch die denkwürdigen Thaten der preußiſchen Armee im Frühjahr 1864 ſo bekannt geworden, daß es überflüſſig erſcheinen würde, ſie in dieſen Blättern näher zu ſchildern, wenn nicht eine etwas mehr als oberflächliche Kenntniß ihrer Hügel und Meeresbuchten nöthig wäre, um die Heldenthaten der Preußen gehörig würdigen zu können. Ich will daher kurz bemerken, daß die Halbinſel Sundewitt durch zwei Meeresbuchten, das Nübel Noor und den Wenning-Bund, gleichſam in zwei Hälften getheilt wird, von denen die ſüdlichere nach dem Kirchdorfe Broacker ſchlechtweg Broacker genannt wird, während die nördlichere als das eigentliche Sundewitt angeſehen werden muß. Streng genommen wird daher die Halbinſel Broacker im Oſten vom Wenning-Bund, im Süden vom Flensburger Meerbuſen und im Weſten vom Nübel Noor begrenzt, und das eigentliche Sundewitt wird vom Flensburger Meerbuſen nicht beſpült.

Ein ſchöneres Land, als dieſe beiden Halbinſeln, gibt es wohl kaum auf unſerer Erde. Die Hügel, welche ſich namentlich längs des Alſenſundes und des Wenning-Bund hinziehen, erreichen die Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß, die Buchten des Meeres ſchneiden in den mannigfachſten Formen in das Land ein und bieten tauſend heimliche Verſtecke, in denen die koſende Welle den Fuß bemooster Eichen und Buchen beſpült. Das Land iſt von einer überraſchenden Fruchtbarkeit, und die goldenen Aehren des Getreides wiegen ſich in unvergleichlicher Pracht in der lauen Briſe des Meeres; die Wälder ſcheinen in üppigerem Grün und Wachsthum zu prangen, die Stämme der laubbedeckten Eichen und Buchen ſcheinen kräftiger und ſchlanker zu ſein, als ſonſt wo. Die Dörfer ſind maleriſch und geben Zeugniß von dem Wohlſtande ihrer Bewohner; ſelbſt die Kirchen ſind größer und mit mehr Geſchmack gebaut, als in den übrigen Theilen Schleswig-Holſteins, und nirgends tritt der Schiffer und Seemann in ſo unmittelbaren Verkehr mit dem Bauern und Landmanne als hier. Es hat Alles einen derben, tüchtigen Anſtrich; Menſchen, Thiere und Pflanzen ſcheinen kräftiger und geſünder zu ſein, als z. B. in Angeln, das nur an ſeiner Oſtküſte mit dem Meere in Berührung kommt, und ich wüßte in der That kein ſchöneres Land aufzufinden und würde nirgends lieber leben, als im Sundewitt — wenn die Menſchen nicht mit ihrem abſcheulichen Kauderwelſch unleugbare Sympathieen für Dänemark vereinigten.

Der Weg von Flensburg nach dem Sundewitt iſt ſchon ein prächtiger; er führt uns längs des Flensburger Meerbuſens durch herrliche Buchenwälder, bei Krusau und Neuhaus vorbei, biegt nördlich von Bau rechts ab, und gibt uns auf dem kahlen Rücken bis kurz vor Rinkenis Muße, uns auf die Naturſchönheiten vorzubereiten, die uns von jetzt an in ewig neuen Bildern entgegentreten. Reizend wie ein Hain des Friedens liegt Rinkenis und dicht dabei Eckenſund, wo die Fähre nach Broacker über den ſchmalen Hals des Nübeler Noors führt. Kaum eine Viertelſtunde weiter erreichen wir das prächtige Schloß Gravenſtein, einſt im Beſitz der Herzoge von Auguſtenburg, ſeit 1852 aber von den Dänen dem Herzoge Chriſtian Auguſt abgenommen und an däniſche Propagandiſten verkauft.

Es thut einem in der Seele weh, wenn man ein prachtvolles, wahrhaft fürſtliches Schloß mit einem mächtigen Komplex von Wald und Ländereien in den Beſitz von Landesfeinden übergehen ſieht, die das Ganze parzelliren und ohne eine Spur von Pietät die Wälder niederhauen laſſen. Wer Gravenſtein gekannt hat, als es noch in den Händen des Herzogs war, als der Wald von fröhlichem Hörnerſchall und dem Hallali der Jäger wiederhallte, die den Edelhirſch auf Vollblutpferden hetzten; wer gewohnt war, ganze Rudel von Dam- und Rehwild in die Waldwieſen treten zu ſehen, und jetzt den Fuß in den öden, ſchrecklich gelichteten Wald ſetzt, der glaubt nicht ein halbes, ſondern eine ganze Reihe von Menſchenaltern hinter ſich zu haben, und empfindet tiefe Schwermuth im Herzen.

Wie herrlich liegt das ſtattliche Schloß mit dem gleichnamigen Flecken an dem Ufer des Meeres, welcher Friede, welche idylliſche Ruhe tritt einem entgegen, und wie ungern zwingt man ſich an den Gedanken, daß das liebliche Bild der eigenen Heimat im ungerechten Beſitze fanatiſcher Feinde iſt, die einem hohnlachend zurufen: „Det er min Eiendom!“ (Das iſt mein Eigenthum!) Mag es denn in Gottes Namen ihr Eigenthum bleiben, mögen ſie die Wälder niederhauen, die Parkanlagen zerſtören, das Schloß verfallen laſſen — ein Troſt iſt uns geworden: Prinz Friedrich Karl von Preußen hat in Gravenſtein ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, die preußiſche Fahne ſchirmt und ſchützt die ſchleswig-holſtein'ſche Flagge, und was uns dort entgegen kommt, ſind nicht die Rekruten Sir Falſtaffs, ſondern tappere Landſoldaten, die ſich mühſam in Holzſchuhen weiter ſchleppen und den Weg nach — Komorn in Ungarn angetreten haben.

Verfolgen wir den Weg weiter von Gravenſtein nach dem Sundewitt, ſo erreichen wir die Dörfer Atzbüll, Nübel und Düppel, und endlich den Düppelberg, der durch die Schanzen ſo berühmt geworden iſt, welche von den Dänen mit unendlichen Opfern erbaut, von den Preußen mit ſo großem Ungeſtüm erſtürmt wurden. Ein ſchöneres Panorama als vom Düppeler Berge gibt es vielleicht nicht. Blickt man nach Weſten, ſo hat man das reiche, mit den blühendſten Dörfern gezierte Sundewitt vor ſich; die Spitze des ſchlanken Satru-

Düppelschanze Nr. 6 mit dem Verbindungslaufgraben nach Schanze Nr. 5. Nach dem Sturm photographirt von F. Brandt. (S. 111.)

per Kirchthurms, Ulderup, Auenbüll, Stenderup, Rübel, Rakkebüll und Düppel, lauter mit deutschem Blute getränkte Stätten liegen vor uns; neben friedlichen Strohdächern ragen Ruinen eingeäscherter Häuser, halbverkohlte Ulmen und Linden empor; Krieg und Frieden, Kummer und Glück, Reichthum und Armuth, blühende Saaten und niedergetretene Felder, weidende Viehheerden und erbeutete Geschützparks, frohlockende Kinder und wehklagende Waisen; dazwischen die rauschenden Klänge des Düppeler Siegesmarsches, das heimliche Flüstern des Meeres und der feierliche Klang der Glocken, fromme Kirchengänger und unendliche Trains von Kanonen und Munition — kurz, es ist ein Bild, das Jedem noch lange in der Erinnerung fortleben wird, wenn längst der Friede in diese gesegneten Fluren wiedergekehrt ist. Oder wer vermöchte wohl neben den bizarren und unvergänglichen Resten der einstigen dänischen Pulvermagazine zu stehen und in das Eden zu seinen Füßen zu blicken, ohne im Geiste die stürmenden Krieger und all' die herzzerreißenden und herzerhebenden Bilder des Krieges vor seine Seele zu zaubern, deren Zeuge das Sundewitt in den Jahren 1848, 1849 und 1864 gewesen? Es ist mir jetzt, wo ich am Schreibtische sitze, als sähe ich das Dorf Rakkebüll in Flammen aufgehen, erst eine dunkle Rauchsäule emporwirbeln, allmälig die blutrothe Lohe emporflackern und mit gefräßiger Gier ein Haus nach dem andern der Vernichtung weihen. Dazwischen sehe ich dunkle dänische Kolonnen in ihren schwarzblauen Mänteln zum Sturm auf die Preußen vorrücken, die in der ungeheuern Minderzahl wie ein geschlossener Eichenwald Stand halten, bis General von Schmidt und von Gröben mit ihren Bataillonen herbeikommen; der dumpfe Takt der Trommel schlägt an mein Ohr; zwischen dem Geknatter des Gewehrfeuers, dem bodenerschütternden Donner der Geschütze und dem Hurrahruf stürmender Feinde unterscheide ich die schrillen Töne der Signalhörner; „Avanciren!" ruft das Horn über die schneebedeckte Ebene; jauchzend springen die Brandenburger und Westphalen über Knicke und Zäune, mit dem Bajonnet bahnen sie sich den Weg durch das brennende Dorf; das Wehklagen von über tausend Verwundeten dringt in mein Ohr, und dicht bei mir huscht ein hageres blasses Weib mit zwei halberfrorenen Kindern auf den Armen vorbei — und trotzdem, daß ich den 17. März noch einmal erlebe und den Kampf und den Sieg der Preußen mit anschaue — liegt der Tag weit, weit hinter mir, und wo am 17. März rauchende Blutlachen den Schnee färbten, baut die fleißige Hand des Menschen neue Häuser im Vertrauen auf ewigen Frieden.

Aber wenden wir den Blick nach Süden, so werden wir durch die Aussicht auf den Wenning-Bund und die Halbinsel Broacker entzückt. Dünth und Gammelmark lächeln uns zwischen blühenden Hecken entgegen, und wo während zwei ganzer Monate die verheerenden Batterieen der Preußen mit schrecklicher Präzision ihre tödtlichen Geschosse entsandten, weidet jetzt der jugendliche Hirte seine Heerde und spottet der dänischen Kriegsfahrzeuge, die in ehrfurchtsvoller Ferne Alsen umsegeln. Vor der Erstürmung Düppels konnte man auf Broacker ganze Dörfer antreffen, die von ihren Bewohnern verlassen waren, und es machte mir einen überaus wehmüthigen Eindruck, ein Dorf zu betreten, in dem ich nichts einem menschlichen Wesen Aehnliches fand, als eine Strohpuppe, die auf dem Dache eines Hauses aufgestellt war. Jetzt, wo Dänemark die Wucht des deutschen Arms gefühlt, sind die Bewohner in die Heimat zurückgekehrt und mähen in rastloser Thätigkeit Felder und Wiesen, während die Alten und Schwachen den Erntekranz winden und jubelnde Kinder den Musikanten entgegeneilen, die zum fröhlichen Tanze aufspielen sollen.

Hat man sich an dem prächtigen Anblick der Halbinsel Broacker, des Wenning-Bundes, der Ostsee und der Küste von Angeln satt gesehen, die in duftiger Ferne im Sonnenschein prangt, und wendet man sich rechts, so erblickt man den Alsener Sund, der sich zwischen den reizenden Anhöhen des Festlandes und der Insel Alsen wie ein blaues Band durchzieht und den lachenden Häuschen in Sonderburg tolle Märchen des Kattegats zuflüstert. Die Wogen heben und senken die auf Kähnen und Schiffen schwebende Brücke, die das Festland mit der Insel verbindet; wettergebräunte Soldaten marschiren mit aufgepflanztem Bajonnet auf und ab und rufen Jedem ein Halt! zu, der sich dem Brückenkopfe nähert; aber sie erkennen in uns Deutsche und lassen uns mit freundlichem Gruße weiter ziehen und längs der Küste über Sandberg, Scherbeck und Blans zurückgehen, wo wir noch die Batterieen antreffen, die mit Rolf Krake und den dänischen Kanonenbooten manch' ernsten Strauß bestanden und durch ihr verheerendes Feuer den Uebergang nach Alsen vorbereitet haben.

Jeder Fuß breit im Sundewitt weiß von Schlachten und Morden zu erzählen; überall starren uns Ruinen entgegen, und wenn trotzdem das Gefühl uns beschleicht, daß die Natur diese Fluren mit verschwenderischer Freigebigkeit gesegnet, und daß es kein idyllischeres Fleckchen auf Erden geben kann, so glaube ich meine Behauptung, daß das Sundewitt ein Eden, ein wahrer Garten Gottes ist, keck aufrecht halten zu dürfen.

Leider entsprechen die Bewohner dieses kleinen Paradieses dem Bilde nicht, das man sich sonst wohl mit Recht von den Schleswig-Holsteinern entwirft. Sie sind träge, abergläubisch, und von der Glorie Gammeldanmarks so erfüllt, daß sie trotz der blutigen Niederlagen der dänischen Armee mitleidig den Kopf schütteln, wenn man ihnen sagt, daß es jetzt mit der dänischen Herrschaft ein Ende habe. Nirgends hat Dänemark mehr und bessere Spione gefunden als hier; nirgends haben die dänischen Pfaffen leichter Eingang gefunden, nirgends ist der gemeine Mann roher und brutaler und zu pöbelhafter Behandlung der Deutschen geneigter, als in den gesegneten Fluren des Sundewitt. Man hat den Grund dieser betrübenden Erscheinung in der Nähe des Meeres und dem steten Verkehr der Bewohner mit dänischen Seeleuten gesucht; aber die Friesen an der Westküste wohnen auch am Meeresufer und haben auch auf dänischen Kriegs- und Kauffarteischiffen gedient, ohne ihren glühenden Haß gegen ihre Unterdrücker zu verleugnen, ohne sich durch Spionendienste zu entehren. Andere haben dem Herzog von Augustenburg Schuld geben wollen, daß er durch krasses und herrisches Auftreten gegen seine Untergebenen und Gutsangehörigen der dänischen Propaganda in die Hände gearbeitet habe; ich glaube aber, daß auch diese Behauptung nicht stichhaltig ist;

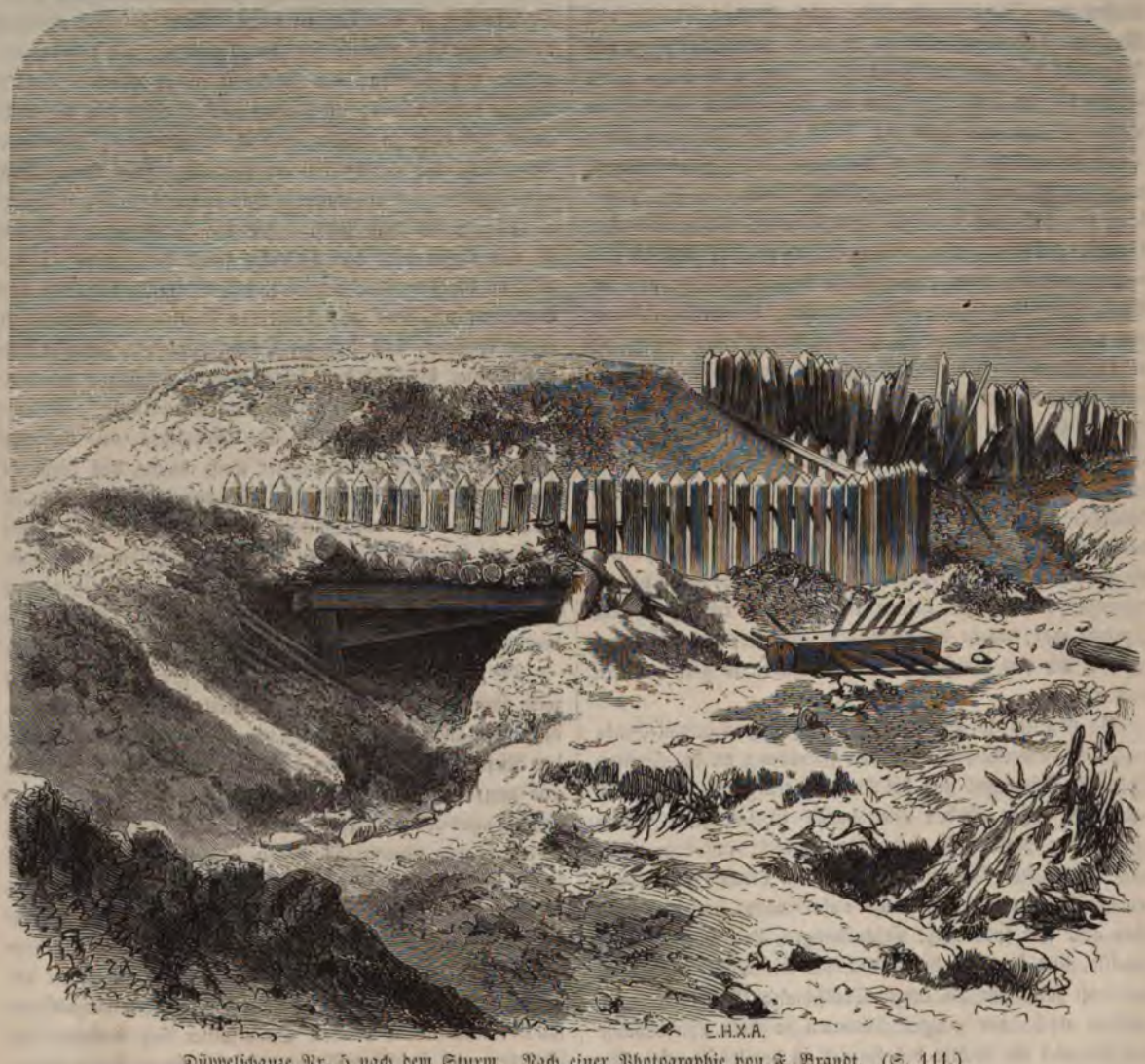
denn der Herzog war wohl ein strenger und aristokratisch gesinnter Herr, aber wo ein Bauer oder Pächter eines Freundes bedurfte, der ihm aus der Noth helfen sollte, da zeigte sich der Herzog stets bereit, selbst durch namhafte Summen dem Bedrängten beizustehen. Auch in der sogenannten dänischen Sprache, die im Sundewitt und auf Broacker gesprochen wird, die aber in der That ein abscheuliches Gemisch von verdorbenem Friesisch, Plattdeutsch und Dänisch ist und auf den Namen einer Sprache gar keinen Anspruch machen darf, kann der Grund der dänischen Sympathieen nicht liegen; denn wir finden im Norden und im Westen von Schleswig denselben und ähnliche Dialekte von Menschen gesprochen, die gegen jedes Zusammengehen mit Dänemark feierlich Protest einlegen. Sollte ich daher einen Grund für die Widerhaarigkeit der Sundewitter angeben, so würde es mir wie dem Dr. Pipitz gehen, der von einer Dame gefragt wurde, ob er kein Mittel gegen Zahnschmerzen wisse. „Ich weiß siebenunddreißig," antwortete er, „aber kein einziges hilft." Ich könnte auch siebenunddreißig Gründe aufstellen, ohne behaupten zu wollen, daß ich den rechten getroffen habe. Wohlstand, Abgeschiedenheit von der Welt, Indifferentismus, Materialismus, Bauernstolz, Furcht vor dänischen Kriegsschiffen, Einfluß der Pfaffen, welche die Kanzel zur politischen Rednerbühne machten und statt Bruderliebe Bruderhaß predigten, Orden, Titel und hunderttausend ähnliche Einflüsse mögen gleichmäßig auf die „Kaffern" des Sundewitts eingewirkt und ihre Verehrung Dänemarks hervorgerufen haben. Daß aber nicht immer ein so exklusiv dänischer Geist auf diesem reizenden Fleck Erde gewaltet, das beweisen die deutschen Inschriften auf den Grabsteinen, die freilich alle einer früheren Zeit angehören, aber gerade deßwegen als Beweis dienen können, daß es die dänische Sprache war, welche die deutsche verdrängte, und nicht umgekehrt, wie uns die Herren in Kopenhagen so gern belehren wollen.

Es ist nicht nur belehrend, sondern auch in hohem Grade ergötzlich, zu beobachten, wie von Flensburg an die Sympathieen für Dänemark und die Antipathieen gegen Deutschland zunehmen. Im Süden Flensburgs ist fast jeder Mann deutsch, im Norden ist fast jeder dänisch; auf dem Wege nach Gravenstein sind die Wohlhabenden deutsch, die Aermeren dänisch; im Sundewitt und auf Broacker sind die Deutschen aber nur sporadische Erscheinungen, und wo man diese antrifft, sind sie durch den Druck, den die Dänen ausgeübt, wahrhaft fanatische Anhänger Deutschlands geworden. Ich entsinne mich, vor einigen Monaten in dem Wirthshause von Broacker die Töchter des Hauses in der Küche gesprochen zu haben, während sie den Offizieren Beefsteaks bereiteten, und ich gestehe, daß ich überrascht war, in ihnen hochgebildete Damen zu finden, die mit den Patrioten Deutschlands im Briefwechsel standen und eine Turnüre besaßen, wie man sie nicht alle Tage wieder findet. Die Augen leuchteten den jungen Damen vor Freude, weil sie endlich nach langem vergeblichen Hoffen deutsche Krieger willkommen heißen durften, und ich müßte mich sehr irren, wenn es den Offizieren in dem Hause des patriotischen Wirthes nicht vortrefflich und über die Maßen gut gefallen hätte. Trat ich dagegen in ein anderes Haus, und fragte Offiziere und Soldaten nach dem politischen Glaubensbekenntniß ihres Wirthes, so war es wahrhaft komisch, die Verwünschungen anzuhören, die den phlegmatischen und ungefälligen Bewohnern gezollt wurden. „Die Kerle stellen sich, als könnten sie kein Wort Deutsch," hieß es gewöhnlich, „reißt einem aber endlich die Geduld und droht man mit Einsperren oder Abführung nach Flensburg, so wird ihnen plötzlich das Zungenband gelöst und sie können so gut Deutsch, wie einer von uns". Männer, Frauen und Kinder vereinigten sich, möglichst grob und ungeschliffen zu sein, jeden kleinen Liebesdienst standhaft zu verweigern und auf alle erdenkliche Weise ihre Abneigung gegen die Preußen an den Tag zu legen. Wer es irgend möglich machen konnte, räumte sein Haus und zog mit seinem Inventar von dannen, den Preußen nichts als die nackten Wände zurücklassend; an Kochen und Waschen für die Soldaten war nicht zu denken, und ich bewundere die unendliche Langmuth, mit welcher sich ein siegreiches Heer monatelang von störrischen und ungebildeten Bauern hat Trotz bieten lassen.

Mischte ich mich selbst unter die Bewohner und sprach ich mit ihnen über das Thörichte ihres Benehmens, so erhielt ich die stereotype Antwort, daß England, Rußland und Schweden nächstens mit zahlreichen Flotten und Armeen zu Hülfe kommen, und daß die Dänen dann die Preußen und Oesterreicher bis auf den letzten Mann erschlagen würden. Von diesem Glauben waren sie nicht abzubringen. Freundliches Zureden half so wenig wie Drohungen, und nur einmal, als ich einer Bauerntochter weiß machte, daß Wrangel seinen Soldaten befohlen hätte, sich binnen drei Wochen zu verheirathen und vorzugsweise dänische Mädchen zu ihren künftigen Lebensgefährtinnen auszusuchen, hatten meine Vorstellungen Erfolg, und die junge Bäuerin sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Wenn es sein muß — in Gottes Namen — die Preußen sind auch keine Unmenschen".

Die Sundewitter glauben — oder glaubten, denn jetzt wird ihnen doch wohl endlich ein Licht aufgegangen sein — daß die Dänen es eben so machen würden und könnten wie der Riese, der vor vielen hundert Jahren auf Alsen lebte und ganz Sundewitt zinspflichtig gemacht hatte. Als sie es eines Tages wagten, ihm den Gehorsam zu kündigen, warf er den großen Granitblock, der noch heute auf dem Düppelberge zu sehen ist und sechzig Ellen im Umfange hat, über den Alsensund und erschreckte durch diesen Wurf seine rebellischen Unterthanen so, daß sie es nie wieder wagten, ihm zu opponiren. Jetzt, wo die Preußen die Sache umgekehrt angefangen und vom Festlande nach Alsen hinübergeworfen haben, werden die braven Sundewitter sich vielleicht das Märchen vom Teufel erzählen, der bei einem Spaziergange einem Jäger begegnete, den er fragte, was er auf der Schulter trüge. „Das ist meine Tabakspfeife," entgegnete der Gefragte, indem er seine mit Fuchsschrot geladene Doppelflinte präsentirte. „So," sagte der Teufel, „das ist eine Pfeife? Ich habe noch nie geraucht, bin aber begierig, eine Probe zu machen. Laß mich 'mal ein paar Züge thun." Damit nahm er die Mündung des Gewehrs in den Mund, der Jäger drückte los, aber der Teufel räusperte sich, spuckte den Schrot aus und sagte: „Das ist starker Tabak!" Alle anderen Märchen, die mir aus dem Sundewitt bekannt sind, haben einen langweiligen und melancholischen Anstrich, und

bei den meisten spielen Pucks oder Bergmännchen, welche den Bauern den Kleister, vulgo Grütze genannt, stehlen, die Hauptrollen. Interessanter als alle Märchen ist mir die Geschichte von dem Flensburger Fuhrmann, der vor Beginn des Krieges 1864 nach Sonderburg fuhr. Auf der Stelle, wo die Preußen den Dänen den stärksten Verlust beibrachten, zwischen Schanze Nr. 10 und dem Brückenkopfe, blieben die Pferde des Fuhrmanns plötzlich stehen, und wie er sich nach der Ursache umsieht, bemerkt er eine Menge Leichen und große Blutlachen, worüber er sich so entsetzte, daß er wenige Tage nachher starb. Ich bin zufällig der Erste gewesen, der nach seinem Tode in seinem Wagen gefahren ist, und habe diese Geschichte nicht nur von meinem Kutscher, sondern von verschiedenen Leuten in Flensburg mir erzählen lassen. Bei Erwähnung dieses, allerdings eigenthümlichen Zusammentreffens fällt mir ein, daß bald nach dem Frieden von 1852 ein Angeliter Bauer mich versicherte, er habe in der Luft Reiter mit weißen Mänteln gesehen, welche die fliehenden



Düppelschanze Nr. 5 nach dem Sturm. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

Dänen verfolgten. „Haben Sie Acht," sagte er, „die Zeit wird kommen, wo meine Prophezeiung wahr wird; weiße Mäntel werden die Dänen aus Schleswig treiben." In der That haben am 6. Februar 1864 die ungarischen Husaren die Verfolgung der Dänen aufgenommen, und wenn der Angeliter Bauer noch lebt, wird er aus diesem Zufall Kapital für alte Weiber machen.

Was ich vom Sundewitt gesagt habe, gilt im Allgemeinen auch von Alsen, das eben so verschwenderisch von der Natur bedacht wurde und von einer eben so apathischen Bevölkerung bewohnt wird. Die Städter, die Gebildeten und Wohlhabenden sind fast alle deutsch gesinnt und für den engsten Anschluß an Deutschland; der Bauer, der Besitzlose und politisch Ungebildete spricht nur sein Kauderwelsch, und zeigt im öffentlichen wie im Privatleben jenen eigenthümlichen Charakterzug, den man bei den Dänen so häufig ausgeprägt findet: verbissenen Ingrimm gegen alles Fremde und grenzenlose Ueberschätzung der eigenen Kraft, verbunden mit verschlagener Höflichkeit gegen den Mächtigen und brutaler Rohheit gegen den Schwächeren. Man bezeichnet in

Preußische Feldwache beim Rönhof. (S. 90.)

den Herzogthümern diesen wenig liebenswürdigen Charakter mit dem Worte: „schweinepolitisch — swinepolitsch", und es ist ein ungeheurer Schimpf, wenn man einem Deutschen nachsagt, daß er „swinepolitsch" ist. Lump und schlechter Kerl läßt sich zur Noth Einer nennen, ohne zum Advokaten zu rennen und Rache zu üben; swinepolitsch läßt sich aber kein rechtschaffener Deutscher schelten; so wenig wie der Bierbrauer sich einen Elephanten heißen ließ, den ich eines Abends in Hamburg sagen hörte: „Erst nannte mich der Kerl ein Kameel, das habe ich mir gefallen lassen; als er mich aber einen Elephanten schimpfte, da wurde ich sackgrob und schlug ihn hinter die Ohren."

Da Alsen aber mehr Gebildete aufzuweisen hat als Sundewitt, und da die Bevölkerung nicht so exklusiv bäuerisch ist, sondern zum Theil in den beiden niedlichen Städten Sonderburg und Augustenburg lebt, trifft man unter den Insulanern weniger swinepolitische Charaktere an, als längs der Ostküste des Festlandes. Die Dänen haben durch ihren langen Aufenthalt auf der Insel und durch ihr Betragen, das nicht immer ein reglementirtes genannt werden konnte, selbst dazu beigetragen, sich Feinde zu machen, und man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß Alsen jetzt in seiner Majorität deutsch gesinnt ist.

Die ältesten Nachrichten über Sundewitt und Alsen erzählen uns nur von Seeräubern, die in den unzähligen Buchten ihr Unwesen getrieben haben, und von Kriegen der Dänenkönige gegen die Schleswig-Holsteiner. Das Erste, was wir z. B. von dem Schlosse in Augustenburg wissen, ist, daß es im Jahre 1253 vom König Christopher I. erobert wurde. In den Kriegen zwischen Waldemar III. und den Grafen von Holstein ward es zum zweiten Male erobert (1358); im Jahre 1410 wurde es vom König Erich belagert; 1657 besetzten es die Schweden; 1658 wurde ganz Sonderburg von den Schweden geplündert; 1659 wurde das Schloß nochmals von den Schweden berennt, und 1666 ging fast die ganze Stadt in Flammen auf. Die Dänen riefen in dem Kriege mit Schweden die Polen zu Hülfe, und diese setzten in dem Winter bei starker Kälte zu Pferde über den Alsensund und machten die ganze schwedische Besatzung nieder. Rechnen wir zu diesen kriegerischen Begebenheiten der Vorzeit den ewigen Schacher, welchen die Landesfürsten mit Alsen trieben, das Verpfänden und Verkaufen ihrer Einkünfte, ferner das traurige Loos König Christian's II., welcher von 1532 bis 1549, also siebenzehn ganze Jahre in dem Thurme des Sonderburger Schlosses gefangen saß, und betreten wir mit diesen Erinnerungen jetzt, nach dem Siege der Preußen, die vielgeprüfte Insel, deren Hauptstadt in einen Schutthaufen verwandelt ist, deren Bewohner von den Dänen auf das Empörendste mißhandelt und geplündert worden sind, so kann man nur wünschen, daß diese herrlichste Perle der Ostsee fortan im engsten Anschlusse an Deutschland gegen fernere Besuche der unversöhnlichen Landesfeinde gesichert bleiben möge.

Wer einen Gesammteindruck von Alsen in sich aufnehmen will, muß die Höhe von Adzerballig ersteigen und von dort sein Auge auf das Meer, die wunderbar schöne Insel Fünen, die Insel Aerröe, die schleswig'sche Küste, den Flensburger und Apenrader Meerbusen, die Segel der Ostsee richten, und sich in die Zeit versetzen, wo der Herzog von Augustenburg auf seinem herrlichen Schlosse residirte, die Stallungen voll der schönsten Vollblutpferde hatte und einen Wildstand besaß, wie er wohl selten wieder vorkommen mag. Bei jedem Schritt stieß man auf Fasanen, die sich kreischend über die Knicke schwangen; Rudel von Edel-, Dam- und Rehwild standen in den Waldwiesen, die Wälder waren in unvergleichlicher Kultur, nirgends gab es schönere Pferde, prächtigeres Vieh, reichere und glücklichere Bauern, größere Eintracht und Ruhe. Einer kannte den Andern auf dieser tausendfach gesegneten Insel, ein Band des Vertrauens umschlang die Bevölkerung, Handel und Gewerbe blühten, und wer vom Festlande einen Besuch auf Alsen gemacht, konnte Tage und Wochen lang von dem wonnevollen Leben der Bewohner, der unvergleichlichen Pracht der Wälder und Felder, dem Reichthum und dem Frieden erzählen, der ihm bei jedem Schritt und Tritt aufgestoßen war. In den kleinen Städten Norburg, Sonderburg und Augustenburg lebten gebildete Familien, die mit dem Herzoge auf befreundetem Fuße standen; die Männer nahmen an den Jagden und Gastmählern Theil, die Frauen verkehrten mit der Herzogin und ihrer Familie; fremde Gäste erschienen auf dem fürstlichen Schlosse; der dänische Hof, der mit Herzog Christian August verschwägert war (seine Schwester war Gemahlin Christian VIII.), verweilte bisweilen auf Alsen — kurz, es war ein patriarchalisches Leben, das durch kleine Seereisen, Besuche auf dem Festlande und Spaziergänge auf der, einem großen Parke ähnlichen Heimatsinsel gewürzt wurde.

Aber wer würde Alsen nach der Eroberung durch Preußens Krieger wieder erkannt haben? Das reizend gelegene Städtchen Sonderburg ist ein Bild des Jammers und der entsetzlichsten Verwüstung. Ganze Straßen sind eingeäschert, über hundert Häuser durch Kanonenkugeln zerstört; Laufgräben, Barrikaden und Batterieen durchschneiden die Straßen, alle Häuser, bis auf einige wenige, sind bis unter das Dach rein ausgeplündert; die erbrochenen Wandschränke und Kommoden, die eingeschlagenen Fensterscheiben, die niedergerissenen Oefen und tausend andere Wahrzeichen geben von dem Vandalismus der Dänen Zeugniß. Verfolgt man den Lauf des Alsensundes, so findet man ein Gehöfte neben dem andern in Ruinen; Kjär, das blühende Dorf, ist mit Sturm genommen; statt des prächtigen Rönhofes tritt einem eine preußische Feldwache entgegen; auf Augustenburg wüthet der Typhus in entsetzlicher Weise; überall begegnet man frischen Gräbern, Höllenmaschinen und anderen Zerstörungswerkzeugen, und aus der schönen lieblichen Insel ist der Friede gebannt.

Der Krieg ist entsetzlich. Entsetzlich, wenn er auf öder Haide seine Opfer fordert, wenn der Mensch zur Bestie wird und dem Menschen das Bajonnet in die röchelnde Brust stößt. Wenn aber ein friedlicher Hain durch die Kriegsfurie entweiht, wenn blühende Städte und Dörfer von der gefräßigen Flamme verzehrt werden, wenn Weiber und Kinder obdachlos umherirren müssen, bis sie endlich als Opfer des Lazarethfiebers fallen — dann erstarrt dem Menschenfreunde das Herzblut ob des ungeheuern Jammers, und er schleudert einen Fluch auf die Urheber der heißen Thränen, die dem stärksten Manne eben so gut wie dem schwächlichen Kinde die Wange netzen.

Im ruchlosen Uebermuthe und rasender Verblendung hat der demokratische Pöbel Dänemarks, deß Freiheit in Frechheit ausgeartet war, die Brandfackel nach Alsen geschleudert; in niederträchtiger Feigheit hat die dänische Armee ihre fast unangreifbare Stellung vor zwei Bataillonen preußischer Krieger verlassen, und all' der unendliche Jammer, der über tausend Familien gekommen, fällt auf das Haupt Derer zurück, welche sechzehn Jahre lang mit liebloser Grausamkeit ein edles Volk auf's Blut gepeinigt haben. Möge Gott den Schändern meiner Heimat verzeihen; ich kenne nur ein Gefühl — das des glühendsten Hasses gegen Dänemarks Pöbel und der innigsten Dankbarkeit gegen unsere Befreier. Mag es Menschen geben, die da denken, Oesterreich und Preußen hätten ihre Sünden von 1851 und 1852 abgebüßt und könnten jetzt mit dem Bewußtsein, ihre Ehre eingelöst zu haben, wieder heimkehren; ich kann mich zu einer so ungeheuern Engherzigkeit nicht emporschwingen, sondern rufe ihnen aus vollem, dankerfülltem Herzen zu: „Nehmt uns hin und sagt uns, wie wir unsere Schuld abtragen können!"

Das Sundewitt wurde von den Truppen der Reichsarmee in den Jahren 1848 und 1849 das „Blutloch" genannt, weil häufig größere und kleinere Gefechte gegen die Dänen geliefert wurden, welche fast immer zum Nachtheil der Deutschen ausfielen. Die ausnehmend schlechte Oberleitung, das Liebäugeln der Manteuffel'schen Politik mit dem Könige Friedrich VII., der gänzliche Mangel an deutschen Kriegsschiffen und endlich die geringe Tragweite der damaligen glatten Geschütze bewirkten gemeinschaftlich, daß die Tapferkeit der Truppen fast immer zu Schanden gemacht und den Dänen der Sieg in die Hände gespielt wurde.

Gleich nach der Schlacht bei Schleswig im Frühjahre 1848 wäre es Wrangel leicht gewesen, die ganze dänische Armee im Sundewitt gefangen zu nehmen. Sie war in einer Unordnung geflohen, die wahrhaft beispiellos genannt werden kann, und hatte drei ganze Tage und Nächte auf dem diesseitigen Ufer des Alsensundes warten müssen, bis der Gouverneur von Alsen die Schiffbrücke, die er aus Angst vor den siegreichen Preußen hatte abreißen lassen, wieder herstellen ließ. Die preußische Armee, die den Dänen bis Flensburg in möglichst langsamem Marsche gefolgt war, wurde — anstatt nach dem Sundewitt — südlich des Flensburger Hafens geschickt und in Flensburg festgehalten, und erst als der letzte Däne in Sicherheit war, erlaubte Wrangel, respektive Manteuffel, die Fortsetzung der Verfolgung.

Die braven Soldaten mußten für diese Sünde des preußischen Ministeriums schwer büßen.

Am 28. Mai 1848 debouchirten die Dänen, die auf Alsen eine Truppenmacht von sechzehntausend Mann konzentrirt hatten, während der im Sundewitt stationirte hannoverische General Halkett nur über neuntausend Mann verfügte, — in starken Kolonnen aus dem Brückenkopfe am Alsensunde, und warfen die Oldenburger und Mecklenburger zurück, welche nur mit zwei Geschützen die Vorpostenstellung eingenommen hatten. Die Mecklenburger wichen der Uebermacht nach kurzem Widerstande, während die Oldenburger mit heldenmüthiger Tapferkeit einen Bajonnetangriff ausführten, und einen Augenblick das Treffen zum Stehen brachten. Die Hannoveraner nahmen bei der Rübeler Mühle den Kampf auf, schlugen sich auf das Tapferste, mußten aber der Uebermacht weichen und den Rückzug auf Quars antreten. Zwei Offiziere, der oldenburgische Hauptmann Schlarbaum, der sich mit seiner Kompagnie durch ein dänisches Bataillon durchschlug, und der braunschweigische Hauptmann Ehrenkrook, der sich durch eine feindliche Brigade den Weg bahnte und sogar einen Offizier und acht Soldaten gefangen nahm, trugen durch den Muth, den sie ihren Leuten einzuflößen wußten, wesentlich dazu bei, die Truppen des zehnten Armeekorps vor einer gänzlichen Niederlage zu retten, die jetzt mit einem Verluste von zweihundert Mann an Todten und Verwundeten davon kamen.

Dieselbe Szene wiederholte sich in vergrößertem Maßstabe am 3. Juni desselben Jahres. Wrangel hatte bei Flensburg seine Truppen konzentrirt und rückte früh am Morgen dieses Tages mit drei Kolonnen nach dem Sundewitt. Die Brigade Bonin marschirte über Ulderup und Satrup; die Avantgardebrigade ging über Gravenstein, Atzbüll und längs des Rübel Noors, und die Brigade Möllendorf mit den Schleswig-Holsteinern blieb in Reserve stehen. Gegen die vortrefflich postirten und von ihren Kriegsschiffen unterstützten sechzehntausend Mann Dänen wurden also nur elftausend Mann Deutscher geführt, die mit vollem Gepäck drei bis vier deutsche Meilen in der brennenden Sonnenhitze zurückzulegen hatten, ehe sie auf den Feind stießen. Alles war so ungeschickt eingeleitet, wie möglich. Die Hannoveraner kamen Mittags um 12 Uhr in's Gefecht, während nirgends ein Preuße zu sehen war. Sie hatten den Feind gerade in dem Augenblicke angegriffen, wo er abgelöst wurde, also doppelt so stark war, wie sonst; trotzdem thaten sie ihr Möglichstes, um die Dänen zum Weichen zu bringen, und warfen sie aus einzelnen Positionen heraus; bald hatten sie aber Mühe, sich selbst gegen die Uebermacht ihrer Gegner zu wehren. Endlich, nachdem die Hannoveraner drei Stunden lang allein gekämpft, kamen die erschöpften und schwerbepackten Truppen der Brigade Bonin in's Feuer. Anstatt aber mit der ganzen disponibeln Macht auf die Dänen einzubrechen, wurde ein Bataillon nach dem andern in's Feuer geschickt; die einzige Batterie dieser Brigade, — eine reitende —, konnte in dem coupirten Terrain nicht verwendet werden. Die Truppen waren aber besser, als ihr Führer, die Dänen wurden geworfen, einzelne preußische und hannover'sche Abtheilungen hatten schon die Düppeler Höhen erstiegen, die Dänen waren im Rückzuge begriffen, als Wrangel, wie er sich ausdrückte: „das Gefecht abbrechen ließ, um nicht durch einen Angriff auf die verschanzte Stellung der Dänen die Truppen unnützen Verlusten auszusetzen".

Jetzt brachen aber die Dänen mit Ungestüm hervor und drängten die Brigade Bonin dermaßen, daß nur die Dunkelheit der Nacht ihre gänzliche Niederlage und Gefangennahme verhinderte. Neunundfünfzig Todte, zweihundert und fünfundzwanzig Verwundete und fünf in Flammen aufgegangene Dörfer waren die traurigen Früchte dieses miserabel geleiteten Treffens.

Das erste Gefecht im Jahre 1849 fand wieder im Sundewitt statt. Da es aber ein unbedeutendes war, würde ich seiner nicht erwähnen, wenn das vierte schleswig-holstein'sche

Jägerkorps, welches von dem jetzigen preußischen General von Schmidt einexerzirt war und während des Gefechtes kommandirt wurde, sich seinem tapferen Führer nicht vollständig ebenbürtig bewiesen hätte. Es ist dieß dasselbe Korps, welches sich in der Blutschlacht von Fridericia mit unvergänglichem Ruhme bedeckte.

Kaum waren die Schleswig-Holsteiner unter Bonin nach Norden und die Reichstruppen in das Sundewitt einmarschirt, als die schlechte Disposition des kommandirenden Generals von Prittwitz den Dänen zu einem neuen Siege über die Hannoveraner verhalf. Am 6. April griffen fünfzehn dänische Bataillone sechs hannover'sche Bataillone an; die unverzagten Deutschen warfen sich dem überlegenen Feinde mit dem Bajonnete entgegen und erstürmten sogar das Dorf Ulderup. Als sie aber endlich weichen mußten, waren es Badenser und Württemberger, welche mit seltener Aufopferung ihren Rückzug deckten. Der Kampf, der von des Morgens 10 Uhr bis Abends 7 Uhr gedauert, kostete den Deutschen hundert und sechsundneunzig Todte und Verwundete. Prittwitz, der mit bedeutender Macht ganz in der Nähe stand und jeden Kanonenschuß hörte, während er zu Mittag aß, antwortete dem hannover'schen Offizier, der um Hülfe bat: „Eile sei nicht nöthig; die Sache habe nichts zu bedeuten."

Wenige Tage nach diesem Gefecht griffen die Bayern und

Düppelschanze Nr. 6 nach dem Sturm. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

Sachsen unter von der Tann die Düppeler Schanzen an; von der Tann hatte die frühe Morgenstunde des 13. Aprils zu seinem Angriffe bestimmt; seine Truppen warfen sich den Dänen mit dem Bajonnet entgegen und setzten sich nach kurzem aber blutigem Gefechte in Besitz der für die Dänen so wichtigen Position. Der Verlust der Deutschen war hundert und zweiundneunzig Mann an Todten und Verwundeten gewesen, von denen die Sachsen allein hundert und fünfundzwanzig verloren hatten.

Am Vormittage des 13., am 14. und am 15. April machten die Dänen verzweifelte Anstrengungen, die Schanzen zurück zu erobern; sie wurden aber jedesmal von den Kurhessen, Sachsen, Bayern, Badensern und Württembergern mit großem Verluste zurückgeworfen, und gaben es endlich auf, ihre verlorene Stellung wieder einzunehmen. Von jetzt an ruhte der Kampf im Sundewitt; die niedergebrannten Dörfer erhoben sich aus ihrer Asche; dänische Beamte und Lehrer wußten der Bevölkerung gegen die Deutschen, die trotz ihrer großen Uebermacht so viele Niederlagen erlitten hatten, Mißtrauen einzuflößen, und Sundewitt war mit wenig Ausnahmen nur von dänisch Gesinnten bewohnt, als im Frühjahre 1864 ein Kampf um den Besitz der Düppeler Schanzen entbrannte, der in den Annalen der preußischen Geschichte ewig fortleben wird, und der dem diesmaligen Führer der Preußen, dem Prinzen Friedrich Karl, zum unsterblichen Ruhme gereicht.

Düppelschanze Nr. 7 und 8 nach dem Sturm. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

Wir haben die Preußen, welche bei Arnis und Kappeln über die Schlei gegangen und am 7. Februar in Flensburg eingezogen waren, in dem Augenblicke verlaſſen, wo ſie von der Verfolgung der Dänen abſtanden und mit einigen hundert Gefangenen nach Flensburg wieder zurückkehrten, und wenden uns jetzt zu der Heeresabtheilung des Prinzen Friedrich Karl, welche aus dem 35., 60., 24., 64., 13., 53., 15. und 55. Linieninfanterie-Regiment, dem 3. und 7. Jägerbataillone, acht Eskadronen Kavallerie und zehn Batterieen beſtand, und am 16. Februar den Marſch nach dem Sundewitt antrat.

Die Schwierigkeiten, welche ſich dieſer Heeresabtheilung entgegenſtellten, waren groß; denn abgeſehen davon, daß die Bevölkerung däniſch geſinnt war und durch Spione mit den däniſchen Truppen in ſtetem Verkehr ſtand, und daß die, von der Flensburg-Sonderburger Chauſſee abzweigenden Straßen faſt ganz unpraktikabel waren, hatten die Dänen den Vortheil einer vorzüglich gut befeſtigten Stellung, einer überlegenen Landmacht und einer, mit der Küſte wohlvertrauten Flotte für ſich. Die Preußen mußten die Pferde von den Geſchützen ausſpannen und die bis an die Axen eingeſunkenen Kanonen mit den unglaublichſten Anſtrengungen auf ihren Schultern tragen; die unzähligen Buchten des Sundewitts boten den Dänen überall erwünſchte Gelegenheit, mit überlegenen Kräften über ſchwache Detachements herzufallen; die Panzerſchiffe Rolf Krake und Esbern Snare waren Gegner, in deren Nähe man ſich nicht wagen durfte, weil ſie für unbeſiegbar gehalten wurden; es fehlte an Belagerungsgeſchütz, ohne welches gegen die Schanzen auf dem Düppelberge abſolut nichts auszurichten war, — und was nicht zu gering angeſchlagen werden darf, — das Rübel Noor, welches das Sundewitt gleichſam in zwei Hälften theilt, verhinderte jedes entſchiedene Vordringen über Gravenſtein hinaus, ſo lange bei Ekkenſund keine Schiffbrücke geſchlagen war, und dieſe wagte man wieder wegen der Panzerſchiffe nicht zu bauen.

Der Prinz erkannte dieſe Schwierigkeiten vollkommen und ſah ein, daß ein Frontangriff auf die Düppeler Schanzen unausführbar ſei. Die Truppen würden ſchon, ehe ſie die Schanzen erreicht hätten, durch das Feuer der däniſchen Marine erſchüttert und ſchließlich aus den Schanzen ſelbſt mit einem ſolchen Hagel von Kanonen- und Gewehrkugeln empfangen worden ſein, daß nur ein Suwarow es gewagt haben würde, „den Ochſen bei den Hörnern" zu packen. Ein Feldherr, dem die Humanität auch etwas gilt, und der nur dann rückſichtslos Menſchenopfer verlangt, wenn er ſichere Ausſicht auf Erfolg hat, kann ſich zu Schlächtereien, wie Suwarow ſie in Szene ſetzte, nicht verſtehen, ſondern muß durch vorſichtige Erwägung aller Umſtände ebenſowohl, wie durch die rohe Tapferkeit ſeiner Soldaten zu ſiegen wiſſen. Von dieſen Grundſätzen ging der Prinz auch aus, als er vorläufig jedes ernſte Engagement mit dem Feinde vermied, und nur darauf bedacht war, Kommunikationswege herzuſtellen und eine Batterie aufzuwerfen, welche mit Nachdruck die Schanzen auf dem Düppelberge beſchießen konnte.

Um die Straßen paſſirbar zu machen, wurden die Faſchinen und Schanzkörbe, welche die Dänen im Dannewirke zurückgelaſſen hatten, herbeigeholt, und da trotz der unendlichen Wagenzüge, welche Tag und Nacht durch die Straßen von Flensburg rollten, das herbeigeſchleppte Material nicht zur Hälfte ausreichte, mußten die Truppen viele Wochen lang vom frühen Morgen bis in die dunkelnde Nacht in den Wäldern des Sundewitt arbeiten, um das Fehlende zu erſetzen. Die Soldaten, die keine Stunde vor einem Ueberfall der Dänen ſicher waren, und deßwegen mit voller Bepackung an die Arbeit gehen mußten, hatten oft zwei bis drei Meilen weit zu marſchiren, ehe ſie an Ort und Stelle waren, und wenn ſie ſich den Tag über in dem abſcheulichen naßkalten Wetter müde gearbeitet, konnten ſie am Abend in ihre entlegenen Quartiere zurückmarſchiren, wo ſie, von däniſchgeſinnten Bauern unfreundlich empfangen, auf alle Bequemlichkeiten verzichten mußten. Während ſo ein Theil der höchſtens zweiundzwanzig tauſend Mann zählenden Truppen damit beſchäftigt war, die durch Froſt, Schnee und Regen aufgeweichten Landſtraßen paſſirbar zu machen, ließ der Prinz durch ſeine Pioniere bei Alsnoer eine Batterie für zwölfpfündige gezogene Geſchütze aufwerfen, und nach deren Armirung bei Ekkenſund eine Pontonbrücke ſchlagen. Vermochte die Batterie, die Panzerſchiffe abzuhalten, ſo war unendlich viel gewonnen; die Halbinſel Broacker ſtand den Preußen dann offen, und ſie kamen den däniſchen Schanzen näher, — wenn ſie auch noch durch den viertauſend Schritte breiten Wenning-Bund von ihnen getrennt wurden, — eine Entfernung, welche die Dänen als eine, für Geſchütze unerreichbare betrachteten. Schon am folgenden Tage war den Dänen durch ihre Spione verrathen worden, daß die Schiffbrücke geſchlagen ſei, und früh am Morgen dampfte der Monitor Rolf Krake in die Flensburger Föhrde bei Holnis vorbei und legte ſich auf fünfzehnhundert Schritte Entfernung vor die preußiſche Batterie. Es war zum erſten Male, daß die Preußen das Ungethüm zu Geſichte bekamen, und was ſie heute von ihm gewahr wurden, waren nur zwei runde Thürme und ein glattes Deck, das kaum drei Fuß aus dem Waſſer hervorragte. Das Schiff, das um ſo unheimlicher war, weil ſich auf ſeinem Deck keine menſchliche Seele blicken ließ, beantwortete die erſten Schüſſe der Alsnoer-Batterie ſo wenig, wie es die der Holnis-Batterie einer Antwort gewürdigt hatte, ſondern eröffnete ſein Feuer erſt, als es in gehöriger Schußlinie ſeiner eigenen Kanonen war, und es entſpann ſich nun ein Kampf, der beiden Theilen zur gleich großen Ehre gereichte. Die Preußen hatten zuerſt zu hoch geſchoſſen, trafen aber, als ſie die Entfernung richtig berechnet, Schuß um Schuß das Deck und die Thürme ihres Gegners, während dieſer ſeine achtzig- und fünfzigpfündigen Kugeln mit großer Präziſion nach der Batterie entſandte. Bedenkt man aber, daß die Mannſchaft auf dem Monitor in einem verdeckten Raume ihre Kanonen abfeuern muß, und daß jede einſchlagende feindliche Kugel eine Erſchütterung hervorruft, die Jeden, der dem Eiſenpanzer zu nahe ſteht, zu Boden wirft, ſo muß man den Dänen, welche anderthalb Stunden das unerträgliche Feuer der Preußen aushielten, das Kompliment machen, daß ſie ihre erſte Feuerprobe gut beſtanden haben. Da ſie ſich aber zurückzogen, ohne ihre Aufgabe, die Schiffbrücke zu zerſtören, erfüllt zu haben, und da ſie es ſpäter ſorgfältig vermieden, mit den gezogenen Geſchützen der Preußen in Berührung zu

kommen, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie an der einmaligen Erfahrung vollständig genug gehabt haben.

Das glücklich bestandene Gefecht der gezogenen Geschütze rief im Generalkommando des Prinzen mit Recht die größte Freude hervor. Die Erfolge, welche man bei Eckernförde und Missunde gehabt hatte, waren nicht bedeutend gewesen, die gezogenen Kanonen hatten noch nicht durch die That bewiesen, daß sie in allen Stücken den Erwartungen entsprechen würden, die man an sie geknüpft hatte, — und nur wenn sie den kühnsten Erwartungen vollkommen entsprachen, durfte der Prinz hoffen, von der Halbinsel, die nunmehr in seinen unbestrittenen Besitz gefallen war, ein verheerendes Feuer gegen die Düppeler Schanzen eröffnen zu können. Zu diesen Hoffnungen ermuthigte ihn das Gefecht der Alsnoer-Batterie. Den Dänen mußte unendlich viel daran gelegen sein, die Schiffbrücke über den Hals des Rübel Noors zu zerstören; deßwegen hatten sie ihren Monitor in den Flensburger Hafen geschickt; deßwegen hatten sie einen Kampf mit der Batterie, die zum Schutz der Brücke aufgestellt war, unternommen, — und unverrichteter Dinge waren sie wieder abgezogen, und zwar augenscheinlich nur aus dem einzigen Grunde, weil die gezogenen Kanonen ihnen zu sehr überlegen gewesen waren.

Nach diesem erfreulichen Resultate beschloß der Prinz, auf den Höhen des Wenning-Bundes, bei Dünth und Gammelmark, Batterieen zu errichten, und von hier aus die Beschießung der Schanzen zu beginnen. Die direkte Entfernung der Schanze Nro. 4, welche auf dem Kamme des Düppelberges situirt war, betrug nach genauer Berechnung viertausend einhundert Schritte; Sonderburg, das gerade in der Schußlinie, jenseits des Alsensundes liegt, war sechstausend zweihundert Schritte, also fünf Achtel deutsche Meilen von der Batterie entfernt.

Die Dänen sahen hohnlachend den Arbeiten der Preußen zu. Daß sie beabsichtigten, über das Meer zu schießen, fiel ihnen nicht ein; sie glaubten höchstens, daß die Preußen den Zugang zum Flensburger Hafen beschützen wollten; und da dieser ohnedieß durch die Holnis- und Alsnoer-Batterie gesichert war, sahen sie die preußischen Arbeiten für nutzlose Spielereien an. Aber die preußischen Spielereien kamen ihnen trotz des homerischen Gelächters der Kopenhagener Presse theuer zu stehen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. März war die Feldzeugmeisterbatterie bei Gammelmark vollendet, und mit dem ersten Grauen des Morgens donnerten die gezogenen Vierundzwanzigpfünder über das Meer. Die Ueberraschung der Preußen war fast eben so groß, wie die der Dänen; denn die Kugeln trafen nicht nur mit nie geahnter Sicherheit die Schanzen, sondern flogen über sie weg bis nach Sonderburg hinein, wo sie an verschiedenen Gebäuden ihre zerstörende Wirkung bethätigten. Mit den ersten Schüssen der Feldzeugmeisterbatterie war das Schicksal der Düppeler Schanzen entschieden, und ihre endliche Erstürmung konnte nur noch eine Frage der Zeit sein; die Wälle waren freilich hoch und stark, die Blockhäuser waren bombenfest, und die Dänen hatten nichts unterlassen, um ihre Werke vor Zerstörung zu sichern. Aber die souveräne Verachtung der Deutschen und alles Dessen, was wir erfinden und besitzen, hatte sie mit der Ueberzeugung erfüllt, daß ihre — den Schleswig-Holsteinern 1851 abgenommenen Kanonen die besten der Welt seien, und daß die Erfindungen der „deutschen Windbeutel" eine Kinderei wären, die keine Beachtung verdiene; sie hatten es somit versäumt, sich mit Geschützen zu versehen, welche ihre Schanzen vertheidigen konnten, hatten den Parlamentär, der sie zur Räumung der Schanzen aufforderte, höhnisch zurückgewiesen; nun mußten sie es erleben, daß eine feindliche Kugel nach der andern in ihre Werke einschlug und eine wahrhaft entsetzliche Verwüstung anrichtete, und so ließen sie sich endlich förmlich abschlachten, ohne einen Schuß zu ihrer Vertheidigung zu thun.

Um indessen doch etwas zu unternehmen, was den preußischen Truppen hinderlich und unbequem sein konnte, zündeten die Dänen die Dörfer und Häuser in der Ebene vor den Düppeler Schanzen an, und in Folge dieser nutzlosen Barbarei gingen Freudenthal und Hvilhoi, Düppel und Rakkebüll in Flammen auf. Wo irgend ein Haus stand, das den Preußen zum Schutze dienen konnte, oder das die Dänen im Gebrauche ihrer Kanonen hinderte, wurden die Bewohner in's Freie getrieben und die Brandfackel in das Strohdach geworfen; selbstverständlich ward aber immer dafür gesorgt, daß dieser Vandalismus den deutschen Räubern und Mordbrennern in die Schuhe geschoben wurde.

Einer dieser Brandzüge führte zu einem Gefechte, in welchem die Preußen zum ersten Male Gelegenheit hatten, sich mit ihren Feinden im offenen Felde zu messen.

Am 17. März Vormittags gingen vier dänische Regimenter mit zwei Geschützen vor, theils um die Preußen zurückzudrängen, theils um Rakkebüll und einige Häuser in Düppel anzuzünden. Die Füsiliere des 55. Regiments, die sich unerwartet von einer so gewaltigen Uebermacht angegriffen sahen, hatten einen harten Stand; eine Kompagnie dieses wackeren Bataillons verlor in wenig Augenblicken sämmtliche Offiziere; aber ob die Leute auch ohne Führer waren, und ob sie gleich von Minute zu Minute von den Dänen stärker gedrängt und mit dem Bajonnet tapfer angegriffen wurden, sie hielten muthig Stand, und warfen sich dem Feinde sogar mit solcher Entschlossenheit entgegen, daß er vor ihnen zurückprallte. Da die Dänen sahen, daß sie mit ihren vier Regimentern nichts auszurichten vermochten, zogen sie noch ein fünftes Regiment heran und drangen nun von Neuem auf die Preußen ein, und es wäre um das Bataillon des 55. Regiments geschehen gewesen, wenn General von Göben nicht rechtzeitig mit dem Rest des 55. und dem ganzen 15. Regimente auf dem Kampfplatze erschienen wäre.

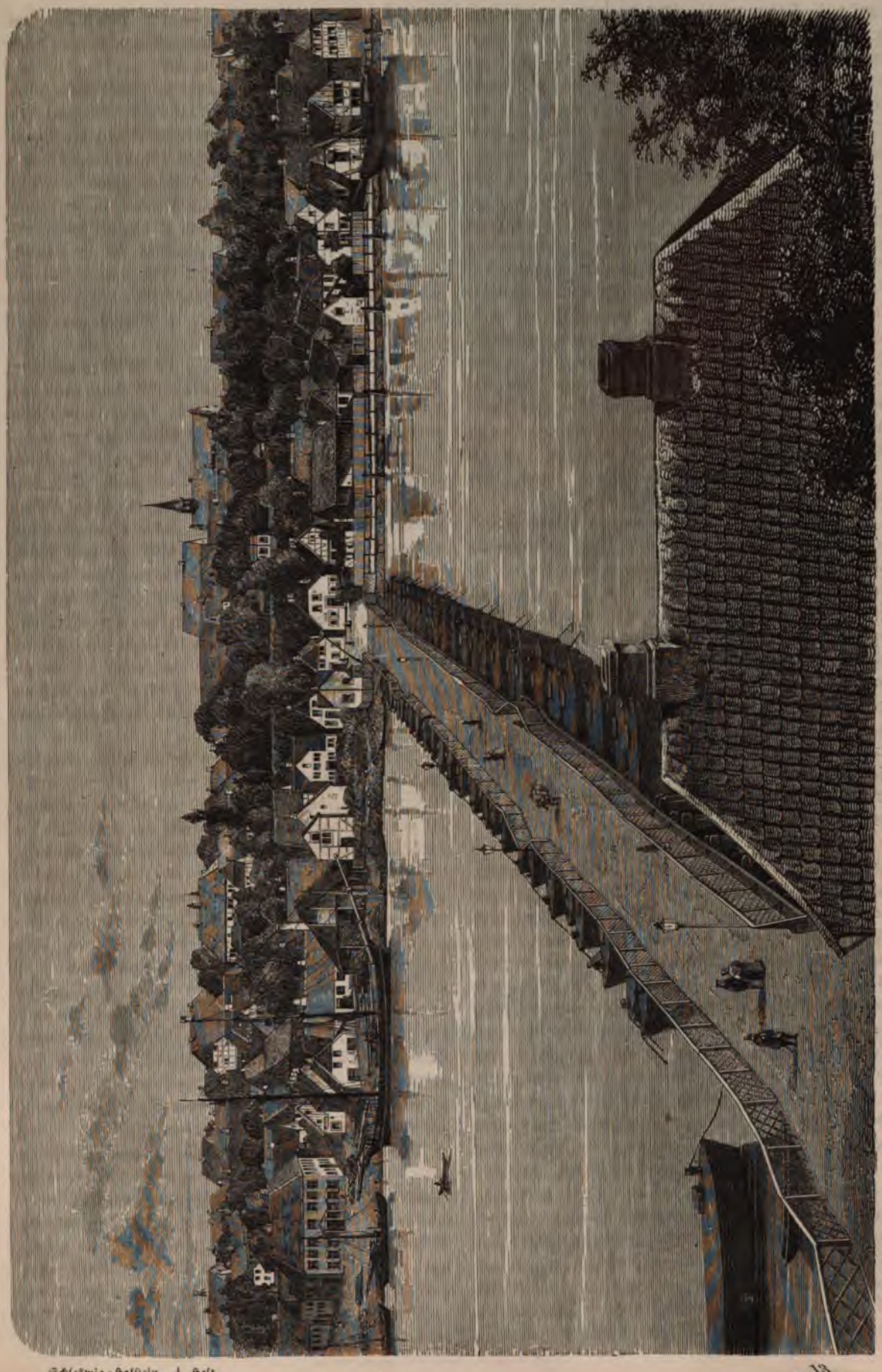
Zwei preußische Regimenter standen fünf dänischen gegenüber. Die Dänen hatten das Dorf Rakkebüll besetzt, ihre Feldartillerie und die Geschütze in den Schanzen unterstützten sie, während die Preußen nur über Infanterie zu verfügen hatten; aber der Geist Prinz Friedrich Karl's beseelte die wackeren Deutschen; mit unwiderstehlicher Tapferkeit warfen sie sich in das brennende Dorf und trieben die Dänen nach einem mörderischen Kampfe zurück. Fast jedes einzelne Haus mußte mit Sturm genommen werden; die Dänen, von Preußenhaß beseelt, schlugen sich tapfer und nahmen, ganz gegen ihre Gewohnheit, den Bajonnetkampf auf, mußten aber

endlich der überlegenen Tapferkeit weichen und sich unter den Schutz ihrer Kanonen zurückziehen.

Inzwischen hatten das 24. und 64. Regiment Preußen unter dem General von Röder das, von den Dänen mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte Dorf Westerdüppel ebenfalls mit Sturm genommen, und da man nach der zweifachen Niederlage, welche der Feind erlitten, annehmen durfte, daß er für heute seine vergeblichen Versuche, die Preußen zu besiegen, aufgeben würde, zogen die Brigaden Röder und Göben wieder in ihre Quartiere zurück; als plötzlich von den Dänen zehntausend Mann Infanterie vorgeschickt wurden, um an ihren weniger zahlreicheren Siegern Rache zu nehmen. Ihr Angriff galt dießmal dem Dorfe Westerdüppel, das nur von einem Bataillon des 64. Regiments besetzt gehalten wurde. Mit wüthendem Hurrahruf stürzten die geschlossenen Massen der Dänen in das Dorf; die Schanzen eröffneten ihre Feuerschlünde und überschütteten die Preußen mit einem wahren Hagel von Bomben und Granaten,

Abgebranntes Gehöft hinter den Düppelschanzen mit Alsen. Nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 111.)

und es wäre dem Häuflein Preußen wohl zu verzeihen gewesen, wenn es den ungleichen Kampf aufgegeben hätte. Aber die Vierundsechziger wußten, daß ihre Brüder sie nicht im Stiche lassen würden, und im sicheren Vertrauen auf baldige Hülfe hielten sie mit beispielloser Ausdauer und Mannszucht die wiederholten Bajonnetangriffe der Dänen aus; kein Mann verließ seinen Posten; die Kommandoworte der Offiziere wurden, wie auf dem Exerzierplatze, befolgt, und wie auch der zehnfach überlegene Feind drängte und stürmte, die Preußen standen wie eine eherne Mauer und machten alle seine Anstrengungen zu Schanden. Da endlich, in dem Augenblicke der höchsten Noth, trafen die Brigaden ein, die schon ihre Quartiere erreicht hatten, aber im Laufschritt zurückgekehrt waren, um ihren Kameraden Hülfe zu bringen. Es war schon spät am Nachmittage und die Sonne senkte sich bereits in's Meer, als das Gemetzel in Westerdüppel zu toben begann. Fast das ganze Dorf stand in Flammen; unausgesetzt fielen Bomben und Granaten in den, von den Preußen erstürmten Theil, und mit einer Zähigkeit, die man höchstens bei Oeversee an ihnen hatte bewundern lernen,



Sonderburg mit der Pontonbrücke der Dänen von Sundewitt nach Alsen (vor der Beschießung), nach einer Photographie von F. Brandt. (S. 86.)

kämpften die Dänen um jeden Fuß breit Erde. Lange schien es zweifelhaft, wer aus dem schrecklichen Blutbade als Sieger hervorgehen würde, bis endlich die Preußen, von Wuth entflammt, einen so unwiderstehlichen Angriff machten, daß die Dänen nicht nur Wester-, sondern auch Osterdüppel verließen, und somit das ganze Terrain vor den Schanzen einbüßten.

Die Dänen verloren in diesem blutigen Gefechte, in dem zum großen Theil das Bajonnet entschied, außer neun gefangenen Offizieren und dreihundert vierzig Gemeinen, gegen tausend Todte und Verwundete, während die Preußen nur sechzehn todte und verwundete Offiziere und einhundert und zwanzig Gemeine einbüßten. Die überlegene deutsche Tapferkeit, die bessere Führung und die Vorzüglichkeit des Zündnadelgewehrs hatten sich heute auf das Glänzendste bewährt. Sechstausend Preußen hatten unter den ungünstigsten Terrainverhältnissen und ohne Artillerie zehntausend Dänen aus festen Positionen geworfen, die unter dem Schutze der Schanzen und des Belagerungsgeschützes der Düppeler Werke lagen; und trotzdem stand ihr Verlust in keinem Verhältniß zu dem ihrer numerisch weit überlegenen Gegner. Der blutig erfochtene Sieg trug goldene Früchte.

Den preußischen Truppen war man in Holstein sowohl, wie in Schleswig, mit Mißtrauen begegnet, weil man sich von der Politik des Herrn von Bismark nichts Gutes versprach, und — weil man nicht vergessen hatte, was 1851 geschehen war. Die schleswig'schen Soldaten, die im Vertrauen auf österreichischen und preußischen Schutz ihre Waffen niedergelegt hatten, waren an der Grenze ihres Vaterlandes von ihren Todfeinden, den Dänen, empfangen, nackt ausgezogen und auf das Ungeheuerste mißhandelt worden. Alles, was an Schleswig-Holstein erinnerte, wurde ihnen abgenommen; ja sogar aus den Landesbibeln und Gesangbüchern rissen tapfere dänische Offiziere das Titelblatt heraus; — denn die Schleswig-Holsteiner durften fortan nur zu dem Gott der Dänen beten.

Ohne Einmischung Preußens und Oesterreichs wären derartige Szenen nie möglich gewesen; daß sie möglich gewesen, schob man den Preußen allein in die Schuhe, und es gab eine Zeit in Schleswig-Holstein, wo der preußische Name eben so verhaßt war wie der dänische. Auf einmal können langjährige Vorurtheile nicht schwinden; als daher die Preußen in Holstein einrückten, sah die dortige Bevölkerung in ihnen nur blinde Werkzeuge einer deutschfeindlichen Junkerpolitik, und als die Dänen ungefährdet Alsen erreichten, riefen die Pessimisten: „Es ist die alte Geschichte; — wir sind verrathen!“ Gewisse Parteien, denen nur daran gelegen ist, das Wohl Einzelner und das Interesse der Minorität zu fördern, selbst wenn das große Ganze darüber zu Grunde gehen sollte, schürten das Mißtrauen gegen die Absichten des Berliner Kabinets mit emsiger Geschäftigkeit, und ließen die Soldaten bitter empfinden, daß man für sie keine Sympathieen haben könne und dürfe, weil Bismark gegen den Wunsch des deutschen Bundes habe marschiren lassen. „Der Bund,“ so hieß es allgemein, — „rückt ein, weil er von unserem Rechte überzeugt ist und warme Sympathieen für uns hegt. Der Bund ist in diesem Augenblicke durch die beiden Mächte gefährdet, welche uns vor zwölf Jahren an die Dänen ausgeliefert haben, — wir müssen treu am Bunde halten, und lieber mit ihm untergehen, als uns durch Preußen und Oesterreich retten lassen.“

Einen kleinen Stoß hatten diese Grundsätze schon durch den Uebergang der Alliirten über die Eider bekommen, und sie schwanden mit jedem neuen Zurückweichen der Dänen und jedem neuen Vorwärtsbringen der Oesterreicher und Preußen mehr und mehr. Da aber die Oesterreicher ganz allein Erfolge gehabt, und da ihre Offiziere ein bei weitem zuvorkommenderes Benehmen an den Tag gelegt hatten, als ihre Nebenbuhler, die Preußen, wandten sich die Sympathieen der ganzen Bevölkerung den kecken Ungarn, Steiermärkern und Polen zu, während man schon viel gethan zu haben glaubte, wenn man über die Preußen gar nichts sagte.

Da mit einmal verbreitete sich die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Rakkebüll wie ein Lauffeuer durch das Land. Die Preußen hatten bewiesen, daß es ihnen ebenso ernst sei wie den Oesterreichern, sie hatten sich ebenso tapfer geschlagen wie jene — und im Palaste wie in der Hütte bewährte sich der rechtliche und biedere Sinn der Schleswig-Holsteiner auf eine Weise, die ihnen zum höchsten Ruhme gereichte. Von allen Theilen des Landes, von Edelsitzen und von reichen Dörfern, von Städten und von Flecken, von Vornehm und Gering, von Reich und Arm strömten Gaben und Erfrischungen für die preußischen Krieger ein, und wo eine Gemeinde es nicht für gerathen hielt, ihre Liebesgabe der Post anzuvertrauen, schickte sie sie unter sicherer Eskorte eigener Abgeordneter in's Lager, die den geheimen Auftrag hatten, nachzusehen, ob es etwa noch an etwas fehle, und womit man den Soldaten eine Wohlthat erweisen könne.

Ich habe selbst solchen Gesandtschaften in das preußische Lager beigewohnt und bin Zeuge gewesen, mit welcher Bescheidenheit die, durch die Ungunst des Klimas und durch die unaufhörlichen Strapazen mürrisch und verdrießlich gewordenen Soldaten die Boten aufnahmen, welche aus allen Gegenden des endlich befreiten Schleswig-Holsteins eintrafen, und ich muß aufrichtig und unumwunden gestehen, daß mich das Benehmen der Soldaten mit Bewunderung erfüllt hat. Sie hatten es wohl empfunden, daß man sie links liegen ließ und daß man es sogar ängstlich vermieden hatte, freundlich und zuvorkommend gegen sie zu sein; aber sie waren zu anständig gewesen, um ihren Verdruß laut werden zu lassen, und jetzt, wo Bürger und Bauern endlich herankamen und ihnen die Hände reichten, waren sie gutmüthig genug, mit ihnen auf das Wohl Schleswig-Holsteins zu trinken, ohne mit einem Worte der finsteren Gesichter zu gedenken, denen sie bisher begegnet waren.

Prinz Friedrich Karl hatte also durch die Tapferkeit seiner Truppen einen zweifachen Sieg erfochten; er hatte die Dänen geschlagen, eine Menge Gefangene gemacht und Alles Terrain vor den Schanzen in Besitz genommen — und das Vertrauen und die Achtung der Schleswig-Holsteiner gewonnen! — Alle Vorwürfe, die man seit 1848 den Preußen gemacht hatte, verstummten; und selbst ich — der ich mir die Aufgabe gestellt hatte, meinem Haß gegen Preußen Luft zu machen und auf diese Weise für die Thränen Rache zu

nehmen, die seine miserable Politik mir zehn Jahre lang jenseits des Ozeans erpreßt — kenne seit dem Tage von Rakkebüll nur ein Gefühl gegen die preußische Armee, das der Hochachtung. Wenn ich auch oft bedauere, daß die Offiziere den Bürgern gegenüber ein fremdes und kaltes Benehmen beobachten, und wenn ich namentlich den Ton nicht liebe, den die jungen Offiziere oft anschlagen, und durch welchen sie, ohne es zu ahnen, ihrer Regierung, ihrem Stande und sich selbst schaden, so bin ich doch zu oft und zu viel Zeuge der Ausdauer, der Bravour und der musterhaften Aufführung der preußischen Armee gewesen, um jemals wieder ein bitteres Urtheil über sie fällen zu können; ja, es ist meine feste Ueberzeugung, daß der preußische Soldat von keinem Soldaten der Welt übertroffen wird, während nur sehr wenige sich mit ihm vergleichen können.

Was aber für den Prinzen Friedrich Karl mehr praktischen Werth hatte, als meine Achtung und die erwachende Gunst meiner Landsleute, das war der Respekt, den die Dänen plötzlich vor den preußischen Waffen bekommen hatten. Die „berliner Affen" waren nicht zu Hunderten vor einem einzigen Dänen davon gelaufen; sie hatten sich nicht kompagnieweise ergeben und gefangen nehmen lassen, wie man den dänischen Soldaten prophezeit hatte, daß die Preußen es thun würden, und statt höchst unterhaltender Engagements à la 1848 und 1849 hatten die Dänen einen Widerstand gefunden, der sie mit den gerechtesten Besorgnissen für die Zukunft erfüllte. Sie sahen ihren Monitor zu verhältnißmäßiger Unthätigkeit verurtheilt; fanden, daß die preußischen Geschütze ihre kühnsten Berechnungen zu Schanden machten, und hatten von der Tapferkeit ihrer Gegner so falsche Vorstellungen gehabt, daß sie jetzt, wo sie aus ihrem Traume von der Uneinnehmbarkeit Düppels erwachten, verhältnißmäßig ebensoviel durch ihre Niederlage bei Rakkebüll verloren, als Prinz Friedrich Karl gewonnen hatte. Wären die Dänen nicht seit Beginn des Kampfes gegen das deutsche Element in den häßlichen Fehler verfallen, sich und die Ihrigen selbst zu belügen, um sich durch falsche Vorspiegelungen Muth zu machen, und hätten sie die Niederlage bei Rakkebüll nicht als einen Sieg gefeiert, so würde der Verlauf der dänischen Politik vielleicht ein anderer gewesen sein, und das Kopenhagener Kabinet würde daran gedacht haben, einen Theil zu retten, wo das Ganze nicht mehr zu halten war. Aber die unglaubliche Verachtung der Preußen, die Selbstüberschätzung — und die Furcht vor dem Kopenhagener Pöbel ließen es nicht zu, daß man die Wahrheit sagte; ganz Dänemark — mit Ausnahme der besser unterrichteten Armee — jubelte über den glänzenden Sieg; das fruchtbare Gehirn der Redakteure der täglich erscheinenden Kopenhagener Blätter ersann allerlei merkwürdige und bis dahin noch nicht für möglich gehaltene Thaten einzelner „Jenser", wie die Dänen ihre Soldaten liebkosend nennen, und das Ministerium, an dessen Spitze ein Bischof stand, sandte Lügenschriften über die Preußen und Oesterreicher in die Welt, um die es ein Münchhausen beneiden könnte. An Frieden war nicht zu denken; der Janhagel in Kopenhagen wollte in den kalten Wintertagen neben dem warmen Ofen telegraphische Berichte des Kriegsministers, detaillirte Schlachtberichte, interessante Privatbriefe und sonstige Nachrichten haben, aus denen klar und deutlich hervorging, daß die Alliirten zu Tausenden verhungerten und erfroren, und da dieß Alles ohne Krieg nicht geliefert werden konnte, nahm der Kampf vor den Düppeler Schanzen seinen ruhigen Fortgang. Welcher Art aber die Berichte waren, welche in dänischen Blättern erschienen, ist kaum zu glauben; wenn ich nicht die einzelnen Nummern der „Berlinske Tidende" und des „Dagbladet" neben mir auf dem Tisch liegen hätte, und wenn ich nicht mit der dänischen Sprache vertraut genug wäre, um jedes Wort zu verstehen, so würde ich es für die Ausgeburt einer kranken Phantasie halten, nicht aber für einen Artikel in einer ministeriellen Zeitung, daß preußische Prinzen Handtücher stehlen, daß die Truppen rauben, morden und stehlen, wie Beduinen und Irokesen, und daß ihre zahllosen schlechten Eigenschaften noch durch die erbärmlichste aller miserablen Schwächen, durch Furcht und Feigheit gekrönt werden. Toller noch, als diese leeren Verläumdungen, für welche keine speziellen Zeugnisse angeführt werden, erscheint mir ein Brief aus Jütland, der auch in den Zeitungen abgedruckt ist, und in welchem ein Gutsbesitzer schildert, wie er Abends ein unheimliches Licht im Walde schimmern sieht, das so eigenthümlich auf seine Nerven einwirkt, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, dem Schimmer zu folgen. Wie er näher kommt, sieht er zweihundert Ungarn, die Hände auf den Rücken gebunden, vor einem tiefen Graben knieen; drei- bis vierhundert Oesterreicher stehen mit geladenem Gewehr daneben; eine Salve, ein kurzes Abmurksen mit Bajonnet und Kolben — und die zweihundert Ungarn sind im Umsehen in's Jenseits expedirt. Wie der edle Jütländer später erfuhr, sind die Söhne der Pußta standrechtlich behandelt worden, weil sie zu den Dänen haben übergehen wollen!

Jeder rechtschaffene Däne, der diese haarsträubende Geschichte gelesen hat, — und man glaube mir, daß so ziemlich alle Dänen und Däninnen sie gelesen haben — glaubt Wort für Wort, was der jütische Geisterseher erzählt, und schwört Stein und Bein, daß die Ungarn, Italiener und Polen vor Begierde brennen, Hand in Hand mit den Dänen über die Oesterreicher herzufallen. Einer lügt dem Anderen diesen Unsinn so lange vor, bis sie Alle an ihn glauben, — und endlich durch ungarische, polnische und italienische Kolbenschläge eines Besseren belehrt werden. Diese Eigenthümlichkeit der Dänen, auf das Gewissenhafteste Lügen zu ersinnen, — und zu glauben, was ihnen von Anderen vorgelogen wird, ist daran Schuld, daß nach dem 17. März der Kampf im Sundewitt fortgesetzt wurde; da uns dieser Kampf aber interessirt, und da wir einmal unter die preußische Fahne getreten sind, und bei Rakkebüll und Westerdüppel mitgekämpft haben, wollen wir uns der Führung des Prinzen Friedrich Karl auch weiter anvertrauen, und den Sturm auf Düppel und Alsen mitmachen.

Bevor wir uns aber an diesen beiden glorreichen Ereignissen betheiligen, wollen wir einen Blick auf die Befestigungsarbeiten der Dänen werfen, weil wir erst, wenn wir sie genau kennen gelernt haben, den Sieg zu würdigen wissen werden, den wir mit erkämpft haben, dessen Lorbeeren wir aber den Preußen ganz allein überlassen müssen, ohne daß wir für uns selbst auch nur ein Blättchen zurückbehielten.

Wir wollen uns auf der Büffelkoppel einen passenden

Platz aussuchen, um die Stellung der dänischen Armee sowohl, wie die erste Parallele der Preußen zu übersehen.

Die Büffelkoppel ist ein Buchenwald rechts von der Chaussee, welche von Flensburg über Gravenstein nach Sonderburg führt; links der Chaussee, und zwischen ihr und dem Alsen-Sunde liegen die Dörfer, die wir bisher genannt haben; rechts von ihr liegt der Wenning-Bund, und jenseits desselben feuern die Batterieen von Dünth und Gammelmark. Vor uns erblicken wir zunächst eine ebene Fläche, die nur durch Knicke und Zäune unterbrochen wird; links in der Vertiefung liegt das Dorf Düppel; die Höhe aber, welche sich etwa dreihundert Fuß hoch gerade vor uns erhebt, und die sich rechts gegen den Wenning-Bund und links gegen den Alsen-Sund abflacht, ist der Düppeler Berg. Die Chaussee läuft fast in schnurgeraber Richtung über den Kamm des Hügels und theilt ihn in zwei fast ganz gleiche Hälften; auf der Hälfte rechts von der Landstraße liegt zunächst dem Wenning-Bund Schanze Nr. 1; dann folgen im Halbkreise Schanze Nr. 2, Nr. 3, Nr. 4 und die Düppeler Mühle, die dicht hinter Schanze Nr. 4 hart an der Straße liegt; auf der linken Seite der Chaussee liegen ziemlich weit vorgeschoben die beiden Schanzen Nr. 5 und Nr. 6, dann hinter einander Nr. 7 und 8, und endlich nebeneinander Nr. 9 und 10. Schanze Nr. 10 ist die, dem Alsen-Sunde zunächst gelegene. Da, wo die Chaussee sich dem Alsen-Sunde nähert, also in schnurgeraber Linie hinter der Mühle und Schanze Nr. 4, liegt der Brückenkopf, und jenseits der Düppeler Höhe, also zwischen dem Brückenkopfe und der Mühle, stehen zu beiden Seiten der Chaussee die Baracken, in welchen die dänischen Soldaten klopfenden Herzens den Augenblick erwarten, wo sie abgelöst und nach Alsen zurückschickt werden, um dort achtundvierzig Stunden Ruhe zu genießen.

Die Düppeler Höhe ist also auf einer Ausdehnung von einer kleinen Viertelmeile mit zehn Schanzen und einem Brückenkopfe versehen; jede Schanze ist ein Werk für sich, das heißt, sie ist aus hohen und starken Erdwällen aufgeführt, mit einem bombenfesten Blockhause versehen, mit einem tiefen Graben umgeben, durch Palissaden, Wolfsgruben, Höllenmaschinen, Eggen, Glasscherben und sonstige Hindernisse gegen den Angriff geschlossener Infanteriemassen geschützt, und wird durch Kanonen des schwersten Kalibers vertheidigt. Eine Umgehung der Befestigungswerke ist deßwegen unmöglich, weil sie sich an das Meer anlehnen, und weil das Meer von den Dänen beherrscht wird; eine Erstürmung ohne vorhergegangene Demolirung durch Kanonenfeuer ist fast unausführbar, und die Demolirung aus der Entfernung von viertausend einhundert Schritten schien den Dänen unglaublich und war selbst den Preußen unwahrscheinlich, bis sie beide durch die ersten Schüsse aus der Gammelmark-Batterie überzeugt wurden, daß die Schanzen ein fortgesetztes Feuer nicht aushalten würden. Die Preußen richteten ihre Kanonen so, daß sie von den Schanzen die oberste Decke förmlich abkämmten und nach und nach eine Scharte machten, durch welche das Blockhaus sichtbar wurde, und richteten dann ihre Kugeln so lange auf dieses, bis es in Flammen aufging. Ich bin selbst während eines ganzen Nachmittags Zeuge gewesen, wie die Feldzeugmeister-Batterie das Blockhaus in der Schanze Nr. 4 beschoß, und da die Schilderung dieses einen Falles hinreichen dürfte, dem Leser ein Bild des Ganzen zu geben, will ich es versuchen, ihm meine Eindrücke und Erfahrungen mitzutheilen.

Es war ein wundervoller Sonntag Nachmittag, als ich nach einem flüchtigen Besuche in Broacker nach der Feldzeugmeister-Batterie ging, um aus nächster Nähe dem Schießen beizuwohnen. Nach einem halbstündigen Marsche, der mich durch menschenleere Dörfer geführt, erreichte ich die Batterie, deren dumpfer Donner weit über das blaue Meer rollte und weithin das Echo wach rief. Der kommandirende Offizier empfing mich freundlich und lud mich ein, durch das Fernrohr die Wirkung seiner Kugeln zu beobachten, und machte mich auf eine Scharte in der Schanze Nr. 4 aufmerksam, die durch das Fernrohr ungefähr einen Fuß breit und zwei Fuß tief erschien. Hinter dieser Scharte sah man etwas wie ein bedecktes Viereck, und ich erfuhr, daß dieß das — aus dicken Balken erbaute und mit Erde bedeckte Blockhaus sei, in welchem die Bedienungsmannschaft der dänischen Kanonen und die Infanterie gegen die preußischen Kugeln Schutz suchten. Das Fernrohr war festgeschraubt; auf der Brustwehr der Batterie war ein Sitz, ich konnte also unverwandt und höchst bequem mein Ziel im Auge behalten. Die Geschütze wurden eins nach dem anderen geladen, und da die Züge schon stark verbleit waren, mußten die Kugeln mit Gewalt in die Rohre hineingezwängt werden; auf meine Frage, wie die Verbleiung so schnell stattgefunden haben könne, entgegnete der Offizier lächelnd, daß jedes Geschütz bereits achthundert Schüsse gethan habe, daß also eine Abnutzung der Züge wohl erklärlich sei, — und ehe ich Zeit gehabt zu berechnen, wie viele Schüsse im Ganzen abgefeuert waren, kommandirte der Batteriechef Feuer. Der schrille Klang der Messingkanone und das eigenthümliche, mit nichts Anderem zu vergleichende Sausen der Kugel hätte stärkere Nerven, als die meinigen, erschüttern können, und ich würde wenig von der Vernichtung der Blockhäuser zu sehen bekommen haben, wenn der Offizier nicht ausgerufen hätte: „Da, da fliegen die Balken!“ Ich sah hin und glaubte auch, etwas in der Luft fliegen zu sehen, und beschloß, beim Abfeuern des nächsten Geschützes weniger auf den Knall als auf das Blockhaus zu achten. Wieder feuerte ein Geschütz, ich zählte eins bis sieben und sah deutlich, wie ein Balken des Blockhauses, einem Zündhölzchen ähnlich, in die Luft geschleudert wurde, und da ich einmal meine Furcht überwunden hatte, beobachtete ich durch mehre Stunden das Einschlagen der Kugeln. Keine einzige verfehlte ihres Zieles! Jede einzelne schlug in das Blockhaus ein, und das feste Gebäude, das heute zum ersten Male getroffen worden war, ging gegen Abend in hellen Flammen auf, deren rother Schein den ganzen Düppeler Berg in ein unheimliches Licht hüllte.

Mit der Zerstörung der Blockhäuser war die Demolirung der Schanze Nr. 4 allerdings noch nicht beendet, aber es war das erreicht, daß die dänischen Kanoniere durchaus schutzlos waren, und daß die Infanterie sich nicht innerhalb der Schanze aufhalten konnte, so lange die Preußen sie beschossen; da diese aber täglich gegen achthundert Kugeln in jede Schanze warfen, so läßt es sich leicht erklären, warum die Dänen es bald ganz aufgaben, aus ihren Kanonen zu

antworten, es war einfach unmöglich, es in den Schanzen auszuhalten, und die Bedienungsmannschaft mußte sich hinter ihnen förmlich in die Erde graben, um doch einigen Schutz zu finden. Durch die täglichen Ueberläufer wurden aber diese Schlupfwinkel ebensowohl wie die Lage der Baracken und Schuppen verrathen, die hinter der Düppel-Mühle errichtet waren, und die Kugeln der Preußen fielen nun auch auf diese und verbreiteten unter den Dänen die schrecklichste Verwirrung.

Während der letzten Hälfte des Märzmonats waren es die Batterieen auf Broacker, welche fast ganz allein in Thätigkeit waren; eine regelmäßige Belagerung konnte aus mehreren Gründen noch nicht vorgenommen werden: es fehlte theils an Belagerungsgeschütz, das erst aus den preußischen Festungen herbeigeschafft werden mußte, theils war die Erde noch zu tief und fest gefroren, um das Aufwerfen von Laufgräben und Trancheen zu gestatten, — und der Prinz, der inzwischen die Nachricht von dem Siege der Oesterreicher bei Veile erhalten hatte, und wohl mit Recht die Diplomatie fürchtete, war nahe daran, über den Alsen-Sund zu setzen, und die Dänen durch einen Angriff auf ihre Reserve zum Verlassen ihrer Schanzen zu zwingen. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen, die Boote lagen im Wasser, zwanzig Bataillone Infanterie standen bereit über das

Kirche in Klipplev. (S. 124.)

Meer zu setzen; aber das Wetter, das bisher günstig gewesen war, wurde plötzlich so stürmisch, daß das Unternehmen aufgegeben werden mußte. Ohne diesen Zwischenfall würde Alsen schon im März erobert worden sein, und die Niederlage der Dänen wäre dann um so größer gewesen, weil sie die Mannschaften diesseits des Alsen-Sundes sammt allen Geschützen hätten opfern müssen.

So verdrießlich es sein mußte, einem Plane zu entsagen, der so viele Vorbereitungen gekostet hatte, und dessen Mißlingen den Dänen abermaligen Stoff zu Schimpfreden gab, so wenig ließ sich indessen der Prinz irre machen; er beschränkte sich darauf, Geschütze und Munition heranzuziehen, die Schanzen Nr. 1 bis 4 zu beschießen, und den Dänen täglich eine größere oder kleinere Zahl von Gefangenen abzunehmen, und wartete mit Geduld den Anfang des Frühlings ab, um die Belagerung regelmäßig einleiten zu können.

Die Schanzen Nr. 1, 2 und 3 waren der Gammelmark-Batterie am nächsten gelegen, und wurden von ihr am ersten demolirt. Lieutenant Anker, der tapfere Kommandant von Schanze Nr. 2, bewies zwar außerordentliche Ausdauer und Energie, konnte es aber doch nicht verhindern, daß seine Wälle förmlich rasirt und in formlose Sandhaufen verwandelt wurden. Da er die Erfahrung gemacht hatte, daß seine Geschütze täglich zerschossen wurden, verfiel er auf den Plan, sie während der Tageszeit einzugraben, beim Dunkelwerden aber wieder hervorzuziehen, und durch die ganze Nacht ein

heftiges Feuer auf die Preußen zu unterhalten. Seine Schüsse waren aber unschädlich und trafen, soviel ich weiß, nicht ein einziges Mal ihr Ziel; dagegen wurde er so mit Bomben und Granaten überschüttet, daß er es zuletzt vorzog, seine Kanonen in der Erde zu lassen, und dem ungleichen Kampfe zu entsagen. Seine Kameraden in den nächstgelegenen Schanzen hatten es längst aufgegeben sich mit den Preußen zu messen, die Blockhäuser waren niedergebrannt, und Alles Leben in den, den preußischen Kugeln am meisten ausgesetzten Werken schien schon nach den ersten acht Tagen gänzlich erstorben zu sein.

Ein Tag verstrich nun wie der andere. Mit dem ersten Grauen des Morgens donnerten die Kanonen von Gammelmark über den Wenning-Bund zu den Dänen hinüber, und als wenn sie nur auf den Augenblick gewartet hätten, wo sie ihrem Zorne und Ingrimme Luft machen könnten, feuerten die Dänen aus ihren minder belästigten Schanzen eine wahre Saat von Kugeln gegen ihre Peiniger ab, die es aber nicht einmal der Mühe werth hielten, den weiter entlegenen zu antworten, sondern ein unausgesetztes Kanonieren auf Schanze Nr. 4 unterhielten, weil diese als die stärkste, und das vorliegende Terrain am meisten beherrschende erkannt worden war. Weil aber die Dänen in der Nacht vom 27. auf den 28. März einen Ausfall gegen die, den Schanzen zu nahe gekommenen preußischen Tirailleurs gemacht, und Rolf Krake während des Gefechtes eine gedeckte Stellung im Wenning-Bunde eingenommen hatte, in welcher er von den Kugeln der Feldzeugmeisterbatterie nicht erreicht werden konnte, wurden noch drei andere Batterieen auf der Halbinsel Broacker gebaut, die zusammen vierzehn schwere, gezogene Geschütze enthielten.

Zu den Truppen, welche zuerst die ganze Stärke des Sundewitter Armeekorps ausgemacht hatten, waren inzwischen neue hinzugekommen, so daß in den letzten Tagen des März außer den oben namhaft gemachten, das 8., 48., 18. Linien-Infanterie-Regiment, die vier Garde- und Grenadier-Regimenter unter General von Mülbe, und der österreichische Ponton-Train mit den dazu gehörigen Mannschaften unter den Befehl des Prinzen gestellt waren, dessen Gesammtmacht an Infanterie jetzt gegen vierzigtausend Mann betrug, denen die Dänen etwa zwanzigtausend Mann entgegenzustellen hatten.

Da inzwischen der Frühling sein Recht geltend gemacht und die starre Eisdecke gelöst hatte, und da ein hinreichender Vorrath von Geschützen und Munition — es kamen täglich viertausend Zentner durch Flensburg — bei Gravenstein aufgestellt war, befahl der Prinz, die Belagerung der Düppeler Schanzen zu beginnen, und schon am 29. März wurden in der nächsten Nähe der Büffelkoppel die ersten Trancheen ausgehoben. Diese, im Zickzack geführten Gräben, die immer so angelegt wurden, daß sie von den Dänen nicht beschossen werden konnten, waren tief genug, um den in ihnen aufgestellten Truppen vollständigen Schutz gegen etwaige Angriffe dänischer Infanterie zu gewähren, und hatten so viel Breite, daß die Geschütze bequem in ihnen Platz hatten. Erst nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten war man weit genug vorgeschritten, um die erste Parallele, d. h. den ersten tiefen und breiten Graben ziehen zu können, welcher von der Chaussee bis zum Wenning-Bund hinab den Schanzen Nr. 1 bis 4 gegenüber lag, und als dieses schwierige Werk von den Truppen mit dem lobenswerthesten Eifer vollendet war, wurden rechts und links von den Laufgräben, vor und hinter ihnen, und in unmittelbarer Nähe der Parallele Geschütze des verschiedensten Kalibers aufgestellt, von denen ich nur vierundzwanzigpfündiger gezogener Kanonen, schwerer Mörser, Haubitzen und leichter gezogener Feldbatterieen erwähnen will. Gleichzeitig waren am Alsensunde Geschütze aufgepflanzt worden, um zu verhindern, daß die Dänen eine Expedition über das Wasser machten und mit Uebermacht die Arbeiter in den Laufgräben angriffen.

Als die Vorbereitungen weit genug gediehen waren, eröffneten sämmtliche Batterieen urplötzlich, und den Dänen ganz unerwartet ihr Feuer, das wegen der Nähe, aus welcher es abgegeben wurde, und wegen der Vorzüglichkeit der Geschütze eine wahrhaft entsetzliche Wirkung hatte. Von allen Seiten krachte der dumpfe Donner zu gleicher Zeit; wo nur irgend ein geeigneter Platz für eine Batterie gewesen war, hatten die Preußen ihn ausfindig gemacht und benutzt; hier sausten die schrecklichen Kugeln der ihr Ziel niemals fehlenden schweren, gezogenen Metallkanonen; dort wirbelten schwere Bomben im hohen Bogen in der Luft und fielen mit donnerähnlichem Getöse in die Schanzen; hier heulte die Granate ihr gräßliches Konzert, dort schmetterten Kugeln aus den leichten Feldgeschützen ganze Reihen von Palissaden zu Boden und wirbelten die Splitter hoch in die Luft. Keine Sekunde verging, in welcher nicht ein Geschoß in die Schanzen gefallen, keine Sekunde, in welcher nicht aus den Schanzen gegen die preußischen Batterieen gefeuert worden wäre; die Erde zitterte auf Stunden Wegs unter dem ewigen Rollen des Geschützdonners; das Echo, das sonst nur von glücklichen Menschen wachgerufen wurde, die sich aus den geräuschvollen Städten an das stille Meeresufer geflüchtet, und im Uebermaße ihrer Freude über die unvergleichliche Schönheit der Natur aus vollem Herzen gejubelt hatten, gab jetzt wehklagend die dumpfen Töne der Granate und Haubitze zurück. Dabei brannten die Blockhäuser in den Schanzen, die Baracken hinter dem Düppelberge gingen in hellen Flammen auf, von Sonderburg stieg die Lohe blutroth empor, und — um das schauerliche Bild der Verwüstung zu vollenden — ein dicker, oft undurchdringlicher Rauch lagerte sich über den dänischen Schanzen und gab ihnen ein wahrhaft grauenhaftes Ansehen.

Ich entsinne mich eines Abends und einer Nacht, die beide in meinem Gedächtnisse fortleben werden, weil sie mir ein Schauspiel bereiteten, das Alles übertrifft, was ich je für möglich gehalten hätte.

Die Kanonen hatten mehrere Stunden geschwiegen; von der anstrengenden Arbeit ermattet, lagen die Kanoniere neben ihren Geschützen, die heißen Gesichter mit nassen Tüchern bedeckt; tiefer Friede herrschte ringsum, kaum daß eine Lerche es wagte, sich in die azurblaue Luft empor zu schwingen und ihr Abendlied zu lullen. Kein Lüftchen bewegte sich, das Meer lag wie ein blauer Spiegel vor mir und erglänzte im goldenen Schimmer der untergehenden Sonne. Da mit einmal donnert es aus der Gammelmark-Batterie über den Wenning-Bund; dem zuckenden Blitze folgt eine lange weiße

Pulverwolke, die sich wie ein Nebelstreifen auf das Meer herabsenkt; in der nächsten Sekunde schlägt aus Schanze Nr. 5 eine helle Flamme empor, die, von dunklem Rauche eingehüllt, kerzengerade in die Höhe wirbelt. Als wenn sie über die Entweihung des tiefen Friedens empört wären, richten sämmtliche dänische Schanzen ihr Feuer auf die Gammelmark-Batterie; die Erde zittert unter dem Donner ihrer Kanonen, zischend und sausend durchschneiden Bomben und Granaten die Luft, und ein milchweißer Schleier verhüllt für einen Augenblick den Kamm des Düppeler Berges. Aus ihrem Schlummer erweckt springen die müden Kanoniere auf, die Kugel wird in's Rohr geschoben, das Pulversäckchen wird eingebracht — und „Batterie, Feuer!" heißt es auf der ganzen Linie. Man kann jede einzelne Kugel ihrem Ziele zufliegen sehen; die schwere Bombe, die einem Mörser entstiegen, fliegt langsam im hohen Bogen, während die kleinere Granate schneller dahineilt und jener den Rang abzulaufen sucht; die gezogene Batterie hat zuletzt gefeuert, aber ihre Kugel durchschneidet mit schrillem Sausen die Luft und ist die Erste, ihr Ziel zu erreichen. Jede Kugel trifft; mit dem dumpfen Schalle ihres Einschlagens steigen Staub und Rauch aus der Schanze auf. Aber die Dänen wollen durch ihre Geschütze den Feind vernichten. Schuß auf Schuß feuern die schweren Vierundachtzigpfünder; ganze Batterieen entsenden auf einmal ihre Kugeln, der Rauch ihrer brennenden Blockhäuser und Baracken, die Flammen, die aus dem Rathhause in Sonderburg emporschlagen, scheinen ihnen die Besinnung genommen zu haben; sie wollen heute dem unerträglichen Zustande ein Ende machen; heute müssen die Preußen unterliegen, und wenn die Kanoniere nur ihre Schuldigkeit thun, so müssen die Geschütze auf Gammelmark, am Alsen-Sunde, in den Laufgräben und in den Trancheen schweigen! Hundert Blitze zertheilen die dicke Pulverwolke, wie rasend tobt der Donner ihrer Geschütze, wirbelnd, einen langen Feuerschein hinter sich herziehend, sausen Bomben und Granaten durch die Luft, — aber ohnmächtig fallen sie zur Erde, bevor sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und unbekümmert um das Grollen des Feindes feuern die Preußen mit unerschütterlicher Ruhe eine Kugel nach der andern mit unfehlbarer Genauigkeit in seine Schanzen.

Inzwischen hat das Feuer in und hinter den Schanzen zugenommen; ein wahres Flammenmeer erleuchtet den Hintergrund, während eine dicke, träge, an manchen Stellen undurchsichtige Wolke von Rauch und Pulverdampf sich vor und über den Schanzen lagert; die Sonne neigt sich zum Untergange, das Meer zittert ihr entgegen, und der Abschiedskuß, den sie der Erde sendet, vergoldet den schwarzen Schleier, hinter welchem sich die Düppeler Schanzen verbergen. Hin und wieder gelingt es einem Strahle der Sonne, sich durch die dichte Masse Bahn zu brechen; er vergoldet seinen eigenen Pfad und verbreitet rings um sich Purpurglut, — aber nur eine Sekunde dauert das bezaubernd schöne Bild, denn von Neuem blitzen die Geschütze, von Neuem und immer wieder von Neuem fallen die preußischen Kugeln wie feurige Meteore in die Schanzen, den Brand stets von Neuem entzündend, das Bild der Verwüstung von Sekunde zu Sekunde vermehrend.

Die Sonne ist untergegangen, dunkle Nacht lagert sich auf das Meer, und nur die Flammen, die überall prasselnd emporsteigen, werfen ihren grellen Schein auf die dunklen Wogen der Ostsee. Mit dem Zunehmen der Nacht werden die Geschosse sichtbarer; jede Kugel gleicht einem Meteor; wo sie krepirt, steigen tausend und aber tausend Funken in die Höhe. Die Blitze der dänischen Geschütze werden weißer und blendender, und das donnerähnliche Getöse erscheint in der stillen Frühlingsnacht noch grausiger und entsetzlicher, als am Tage.

Währenddessen haben preußische Pioniere einen neuen Laufgraben in Angriff genommen; stumm und geräuschlos sind sie mit Hacken und Spaten am Orte ihrer Bestimmung angekommen, leise flüsternd ziehen Offiziere die Schnur und geben ihren Leuten Befehle. In geschäftiger Eile werden die ersten Spatenstiche gemacht, da steigt plötzlich eine Rakete aus den dänischen Schanzen auf, — eine zweite und dritte folgen —, das elektrische Licht verbreitet ringsum seinen fahlen Schimmer, die ganze, in Nacht gehüllte Ebene ist für einen Augenblick erleuchtet, und die Arbeit der Preußen ist den Dänen verrathen. Hinter den Schanzen rasselt die Trommel, Hörner rufen zum Sammeln, und wie ein Bienenschwarm stürzen sich die Dänen auf ihre rastlosen Feinde, die nicht zufrieden mit der ersten, schon eine zweite Parallele in Angriff nahmen. Aber die Pioniere sind nicht ohne Waffen ausgerückt, schnell springt jeder nach seiner Büchse, die Gewehre knattern, Schmerzensrufe und Angstgeschrei erfüllen die Luft, die Dänen dringen siegreich vor — da mit einmal steigen aus der Parallele die Märker, Polen und Westphalen hervor und werfen sich den Dänen entgegen. Die Dunkelheit läßt den Feind nicht erkennen, daß Tod und Verderben ihm nahen, er glaubt es nur mit einem schwachen Häuflein zu thun zu haben, bis urplötzlich, wie ein brausendes Ungewitter, die geschlossenen Bataillone auf ihn einstürmen und entsetzlich in seinen Reihen wüthen. Bajonnet und Kolben thun ihre furchtbare Wirkung, umsonst ist das Flehen um Gnade und Pardon, — nur die Schleswiger werfen sich den Preußen jubelnd in die Arme, — voll Entsetzen flieht der Däne in seine Schanzen zurück —, und der Donner der Geschütze, der einen Augenblick verstummt war, bricht von Neuem los, Granaten und Bomben, Hohl- und Vollkugeln fallen von Neuem ohne Unterlaß in die schrecklich gelichteten Reihen des Erbfeindes.

Wohl tritt der Mond seine nächtliche Pilgerfahrt an; wohl lächeln die funkelnden Sterne aus dem blauen Himmelszelte zu uns herab; wohl athmet die Erde im Wonneschauer des neu erwachten Lebens Liebe und Glück; wohl kosen die Wogen mit heimlichem Geflüster — umsonst! Mit donnerndem Getöse stürzen die brennenden Häuser in Sonderburg zu Boden; die Flammen haben das Strohmagazin hinter den Düppeler Schanzen ergriffen und wirbeln lustig empor; die Kanoniere haben neue Munition bekommen, neue Batterieen sind armirt, und ohne Unterlaß fort und fort zittert die Erde unter dem ewig gleichbleibenden Donner der Geschütze.

In dieser Weise nahm das Bombardement durch volle einundzwanzig Tage seinen ungestörten Fortgang. Die einzige Veränderung, die eintrat, war die, daß die Dänen das Feuer gar nicht mehr erwiederten, während die Preußen stets

Vieh- und Weintransport nach Jütland. (S. 124.)

neue Batterieen errichteten und bisweilen für viele Stunden Schnellfeuer gaben. Ich will es nicht versuchen, den Eindruck zu schildern, den ein solches „Schnellfeuer" auf den Zuschauer machte; denn die lebhafteste Schilderung würde doch kaum ausreichen, um dem Leser einen ungefähren Begriff all' der Empfindungen zu geben, die den friedlichen Zuschauer beschlichen, während über hundert Kanonen mit rasender Geschwindigkeit ihr Feuer abgaben. Man muß selbst Zeuge des grandiosen Dramas gewesen sein, um sich seine Schrecken ausmalen zu können; wer nicht selbst zwischen zwei Batterieen gestanden, die sich gegenseitig beschossen, und wer nicht selbst die Kugeln über sich hat sausen hören, wird niemals mehr als eine ungefähre Ahnung von dem riesigen Schauspiele haben können, das täglich und stündlich vor Düppel in Szene gesetzt wurde.

Bisher hatten die Preußen erst die erste Parallele eröffnet; in der Nacht vom 10. auf den 11. April wurde die zweite, und in der Nacht vom 14. auf den 15. April bereits die dritte Parallele gezogen. Die Vorposten standen kaum sechshundert Schritte von den dänischen Schanzen entfernt; die Pioniere arbeiteten im Bereiche des feindlichen Gewehrfeuers, — und anstatt mit aller Macht die Annäherung ihrer Feinde zu verhindern und jeden Fuß breit Erde vor den Schanzen mit ihrem Herzblute zu vertheidigen, ließen die

Wilstrup an der Ostküste. (S. 123.)

Dänen in unbegreiflicher Apathie einen Laufgraben und eine Parallele nach der anderen ziehen, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, die Preußen in ihrer Arbeit zu stören. Man sah die Posten friedlich mit einander verkehren, Kaffee und Grog trinken, Pfeifen und Cigarren vertauschen und lange Gespräche halten, während die preußischen Batterieen im Bogen über sie weg und in die Schanzen hinein feuerten. Waren unglückliche Schleswiger auf Vorposten, so klagten diese den Preußen ihre Noth und beschworen sie, je eher je lieber zu stürmen, damit sie Gelegenheit fänden zu ihnen überzugehen; ja sogar eingeborene Dänen erklärten, daß es in den Schanzen nicht auszuhalten sei, daß täglich über hundert Todte und Verwundete fortgeschleppt werden müßten, und daß jeder, der in die Schanzen kommandirt würde, vorher sein Testament machte und von seinen Kameraden Abschied nähme. Am schrecklichsten, sagten die Dänen, sei der Ausmarsch von Sonderburg nach dem Düppeler Berge. Die Kugeln der Preußen fielen so hageldicht hinter die Schanzen und auf den Weg aus dem Brückenkopfe, daß die Bataillone nur einzeln, Mann bei Mann auf Händen und Füßen über die am meisten gefährdeten Stellen wegklettern könnten. Trotz dieser Vorsicht würden täglich eine Menge Soldaten verwundet, und die Nachkommenden müßten über die rauchenden Blutlachen ihrer Unglücksgefährten wegkriechen.

Ein weniger umsichtiger Führer würde aus dem ruhigen

Verhalten der Dänen den Schluß gezogen haben, daß ihre Kraft gebrochen und daß es daher Zeit sei, den Sturm zu wagen; Prinz Friedrich Karl war aber entschlossen, erst wenigstens die Schanze Nr. 4, die wir bereits als diejenige bezeichnet haben, welche die Höhe des Düppelberges dominirte, zu demontiren, ehe er seinen Truppen den Befehl gab, sich mit dem Bajonnet den Weg zu bahnen. Seine Fürsorge ging sogar so weit, daß er beschloß, eine Batterie auf der Insel Alsen, die im entscheidenden Moment von großer Wichtigkeit für die Dänen werden konnte, zerstören zu lassen. Zu diesem Behufe beauftragte er einen Hauptmann, einen Lieutenant und sechzehn Mann im Dunkel der Nacht über den Alsen-Sund zu setzen, die Batterie zu ersteigen und die Geschütze zu vernageln. Das kühne Wagstück gelang vollkommen; der wachhabende Posten hatte sein Gewehr nicht geladen gehabt; als er das Boot mit den Preußen landen sah, wollte er laden, aber ehe er hiermit halb zu Stande gekommen war, hatten die Preußen sich schon der Batterie bemächtigt, die Geschütze vernagelt und Siegestrophäen entführt. Die Wache, welche einige hundert Schritte hinter der Batterie aufgestellt war, kam erst zu ihrem Schutze herbei, als die Preußen schon wieder in ihrem Kahne saßen, und die diesseitigen Batterien überschütteten das jenseitige Ufer mit einem solchen Hagel von Bomben und Granaten, daß die Dänen eiligst wieder in den Wald zurückkehrten, ohne sich für den ihnen angethanen Schimpf gerächt zu haben.

Die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen fast täglich wiederholten Ermahnungen, das Leben seiner tapferen Soldaten so viel wie möglich zu schonen, würden die Entscheidung vielleicht noch weiter hinausgeschoben haben, wenn man nicht von der Gammelmark-Batterie plötzlich die überraschende Entdeckung gemacht hätte, daß die Dänen hinter den zum Theil zerstörten Schanzen neue Werke aufzuführen begannen, und wenn man nicht gleichzeitig durch Spione in Erfahrung gebracht hätte, daß aus Kopenhagen Geschütze und Munition für sie eingetroffen wären. Da es nun absolute Thorheit gewesen wäre, dem Feinde Zeit zu geben, um sich von Neuem in einer festen Position zu verschanzen, und da die Klugheit gebot, jetzt je eher je lieber den Sturm zu wagen, wurden die längst vorher beschlossenen Dispositionen ausgegeben und der Befehl ertheilt, am Morgen des 18. April die Schanzen Nr. 1 bis 6 mit dem Bajonnet zu nehmen.

Die Schanzen Nr. 7, 8, 9 und 10 galten noch immer für beinahe unangreifbar, und der Sturm auf ihre noch wenig beschädigten Erdwälle sollte erst später unternommen werden, wenn man sie aus größerer Nähe durch längere Zeit beschossen haben würde. Die Dispositionen zum Sturm waren in kurzen Worten folgende:

Mit dem Glockenschlage halb drei Uhr des Morgens sollten die Sturmkolonnen sich verdeckt in den Laufgräben aufstellen; von Punkt drei bis Punkt zehn Uhr sollten sämmtliche Batterieen gegen die Schanzen Schnellfeuer unterhalten, dann sollten die Sturmkolonnen urplötzlich, ohne zu feuern, aus ihrem Versteck hervorbrechen und die Schanzen mit dem Bajonnet nehmen. Im Ganzen waren sechsundvierzig Kompagnieen erforderlich, um das schwere Werk zu vollbringen, da aber kein einziges Bataillon freiwillig auf die Ehre verzichten wollte, mußte das Loos entscheiden, welche Truppen angreifen, und welche in Reserve stehen sollten; es entschied folgend:

Kolonne Nr. 1 bestand aus drei Kompagnieen des dritten Garde-Regiments und einer Kompagnie der dritten Garde-Grenadiere. Ihre Aufgabe war, Schanze Nr. 1 zu nehmen.

Kolonne Nr. 2 zählte sechs Kompagnieen des fünfunddreißigsten Linien-Infanterie-Regiments und vier Kompagnieen des Regiments Nr. 60. Sie sollte die, in einen Schutthaufen verwandelte Schanze Nr. 2 nehmen. Da man aber Lieutenant Anker hatte kennen lernen, hielt man es für nothwendig, ihn mit zehn Kompagnieen anzugreifen, während man für Schanze Nr. 1 nur sechs Kompagnieen bestimmt hatte.

Kolonne Nr. 3 bestand aus drei Kompagnieen des Regiments Nr. 8 und drei Kompagnieen des Regiments Nr. 18.

Kolonne Nr. 4, welche dazu bestimmt war, die stärkste und wichtigste Schanze (Nr. 4) zu nehmen, bestand aus zwölf Kompagnieen, von denen das dreiundfünfzigste Regiment acht und das fünfundfünfzigste vier Kompagnieen stellten.

Kolonne Nr. 5 war aus drei Kompagnieen des vierundzwanzigsten, und drei Kompagnieen des vierundsechzigsten Regiments zusammengesetzt, und endlich

Kolonne Nr. 6 bestand aus je drei Kompagnieen des dritten und vierten Garde-Grenadier-Regiments.

Major von Conta führte die erste Kolonne, von Fragstein die zweite, von Gaudy die dritte, Oberst von Buddenbrock die vierte, Major von Krohn (geborener Schleswig-Holsteiner) die fünfte, und Major von Beeren (aus den Feldzügen 1848—1850 rühmlichst bekannt) die sechste.

Den einzelnen Kolonnen waren Pionier-Abtheilungen beigegeben, welche die Aufgabe hatten, die Palissaden und sonstigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen; außerdem waren Artilleristen kommandirt, sich den Sturmkolonnen anzuschließen, damit sie in den eroberten Schanzen sogleich die erbeuteten Geschütze gegen den Feind wenden und seine Massen beschießen könnten. Jeder einzelne Mann der Sturmkolonne trug einen mit Sand gefüllten Sack, um damit die Wolfsgruben auszufüllen, oder die Eggen und Sensen zu bedecken, die, wie man wußte, vor den Schanzen angebracht waren; außerdem waren Freiwillige ausgesucht worden, welche mit der Sturmfahne vorangehen und die preußischen Farben auf die erstürmten Brustwehren aufpflanzen sollten.

Zur Belebung der Truppen während des Kampfes waren endlich die Regimentsbanden in den Parallelen aufgestellt; sie hatten Befehl, während des Blutbades den von Friedrich dem Großen komponirten „Hohenfriedberger-Marsch" zu spielen.

In angemessener Entfernung hinter den Sturmkolonnen standen die übrigen Truppen, bereit je nach Umständen den Uebergang nach Alsen zu erzwingen, oder ihren Brüdern bei Eroberung der Schanzen hülfreiche Hand zu leisten.

Um indessen den Sieg, den die preußischen Waffen erkämpften, gehörig würdigen zu können, ist es nothwendig, daß wir uns einen Augenblick in das dänische Lager begeben und nachsehen, welche Vorbereitungen zur Abwehr des längst erwarteten Sturms von dem kommandirenden General getroffen sind. Die Lage und Beschaffenheit der

Schanzen haben wir flüchtig kennen lernen, und es wird genügen zu wiederholen, daß eigentlich nur die Werke Nr. 1, 2 und 3 zerstört waren, während Nr. 4, 5 und 6 bedeutenden, Nr. 7, 8, 9 und 10 aber fast gar keinen Schaden gelitten hatten.

Die Dänen, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. April den Sturm erwartet haben mochten, hatten in dem Augenblicke, wo die Preußen angriffen, ihre Werke nur mit einzelnen Kompagnieen besetzt, weil sie bei Tagesanbruch unter dem verheerenden Feuer der preußischen Batterieen ihre Truppen, die in der Nacht konzentrirt gewesen waren, theils nach dem Brückenkopfe, theils nach Sonderburg zurückgenommen hatten. Es standen um zehn Uhr des Morgens eine Brigade bei dem Brückenkopfe, eine andere hinter den Schanzen Nr. 7 und 10, und eine dritte hinter Sonderburg auf Alsen. Rechnen wir jede Brigade zu viertausend Mann, so sehen wir, daß General Du Plat über zwölftausend Mann Infanterie zu verfügen hatte, von denen viertausend kaum zehn Minuten, viertausend fünfzehn Minuten und wieder viertausend dreißig Minuten von den Schanzen entfernt standen. Zur Unterstützung seiner Truppen lagen, außer verschiedenen Kanonenbooten und Kriegsfahrzeugen untergeordneter Gattung, Rolf Krake, Esbern-Snarre und Dannebrog, also drei eisengepanzerte Dampfschiffe in nächster Nähe der Schanzen; und endlich — das Ufer auf Alsen war mit Batterieen bespickt, welche jede Annäherung an den Alsen-Sund verhinderten.

Rechnen wir jede Kompagnie der Preußen zu zweihundert Mann, was aber zu hoch gegriffen ist, so sehen wir, daß die aus sechsundvierzig Kompagnieen bestehenden Sturmkolonnen nur neuntausend und zweihundert Mann betrugen, daß also die numerische Ueberzahl auf Seiten der Dänen war.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die ich dem Leser nicht habe ersparen dürfen, können wir zu dem blutigen Drama des 18. April übergehen.

Unter dem Schutze der dunklen Nacht waren die Preußen in die Laufgräben und Parallelen eingerückt. Jeder von ihnen hatte Tags zuvor das Abendmahl empfangen, von den Lieben in der Heimat Abschied genommen und sich auf den Tod vorbereitet. Ernst und feierlich gingen sie dem blutigen Werke entgegen, jeder wußte, daß die Augen Europas auf die preußische Armee gerichtet waren, und jeder gelobte sich im Innern, seine Pflicht zu thun. Sie wußten, daß sie von ihren Brüdern um die Ehre des Sturmes beneidet wurden, und mit Ehren bedeckt — oder gar nicht wollten sie aus dem Kampfe zurückkehren.

Es war ein feierlicher Moment, als die Krieger, den Mantel über die Brust geworfen, damit er ihnen im Gefecht nicht hinderlich sei, dem leise abgegebenen Kommando ihrer Führer folgend, ihre Stellungen einnahmen, in denen sie fast sieben volle Stunden dem Tode in's Gesicht sehen mußten, ehe sie hervorbrechen durften. Vor ihnen, im Grauen der Nacht lagen die dänischen Schanzen; die Tritte der Posten, welche, keine Gefahr ahnend, halb schlaftrunken vor den Palissadenreihen auf- und abgingen, tönten zu ihnen herüber, jedes Wort, das in den Schanzen gesprochen wurde, war vernehmbar. Die Entfernung bis zu den feindlichen Werken betrug nur dreihundert Schritte; in wenigen Minuten konnte die kurze Strecke zurückgelegt werden. Aber wie Viele mußten in ihrem Blute mit zerschmetterten Gliedern auf der kahlen Ebene liegen bleiben, die jetzt im Vollgenuß der Jugendkraft von Sieg und Auszeichnung träumten! Wie Manchem schlug das Herz bei dem Gedanken, zu den Seinen zurückkehren und nach herzlichem Willkommen dem treuen Weibe und dem selig zuhörenden Sohne von seinen Thaten erzählen zu können, während die Kugel schon im Laufe steckte, die seinem jungen Leben ein Ende machen sollte! Wie mancher stumme Gruß mag an die Theuren in der Heimat aus schwerbeklommenem Herzen gesandt worden sein, wie Mancher mag gebetet haben, nur noch Einmal in das liebende Auge der Braut, der alten treuen Mutter, des bejahrten Vaters blicken zu dürfen!

Donner und Knall erfrischen des Mannes Herz, und es ist ein berauschendes Gefühl, mit der Mordwaffe gegen den Feind anzustürmen, Schulter an Schulter mit erprobten Kameraden in den Höllenrachen des Todes zu stürzen und dem Feinde das Schwert in die Brust zu stoßen. Das Blut fließt rascher, jeder Nerv, jede Muskel ist gespannt, der Körper kennt keine Anstrengung, keine Erschlaffung, man hört nur eins, den Hurrahruf der eigenen Brüder, — man kennt nur eins, den Durst nach dem Herzblute des Feindes. Selbst der Schwache und Furchtsame vergißt, daß sein eigenes Leben in Gefahr schwebt, daß die nächste Kugel ihn durchbohren und leblos hinstrecken kann, und

„Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen".

Schrecklich und über alle Beschreibung niederschlagend ist es aber, wenn man stundenlang auf einer Stelle weilen, und sich die Gefahren des entscheidenden Augenblicks stets gegenwärtig halten muß. Da entsinkt dem Muthigsten das Herz, und jeder wünscht sich weit fort, in den Schooß des Friedens, in die lächelnden Heimatsgefilde, in den lieben Kreis theurer Angehöriger. Nur wer selbst in Reserve gestanden und mit athemloser Ungeduld das Signal zum Angriff erwartet hat, kann sich die Lage der wackeren Preußen während ihres siebenstündigen Wartens vorstellen, nur der wird mit mir darüber einstimmen, daß das muthige Ertragen der ungeheuren Seelenfolter mehr zu bewundern ist, als die Tapferkeit, mit welcher sie nachher Mann gegen Mann kämpften.

Noch herrscht feierliche Stille, noch immer hüllt die Nacht die Erde in tiefes Dunkel, da plötzlich zittert im Osten der erste Gruß des erwachenden Tages; ein heller Schimmer zeichnet die Stelle, wo das Meer den Horizont berührt; immer deutlicher werden die Farben der hüpfenden Wogen, bis endlich, wie mit einem Zauberschlage, die goldene Scheibe der Sonne ihre Strahlen entsendet und in unbegreiflicher Schönheit aus dem Meere emporsteigt. Aller Augen sind auf den göttlichen Anblick gerichtet, vergessen sind für einen Augenblick die ernsten Bilder — da blitzt es von der Gammelmark-Batterie, sausend fliegt das Verderben bringende Geschoß in die dänische Schanze, und aus allen Geschützen zugleich donnert es den Feinden entgegen. Es ist drei ein halb Uhr; bis zehn Uhr sollen sämmtliche Batterieen ihr Aeußerstes thun, um durch Schnellfeuer die Dänen zu erschüttern. Ob auch die Rohre glühend werden, ob die Kanoniere im Pul-

verdampf verschmachten — keine Rücksicht darf gelten, — laden, zielen und feuern, ohne Rast, ohne Unterlaß, fort in rasender Geschwindigkeit Schuß auf Schuß, Knall auf Knall muß es ertönen; hierhin, dorthin müssen Bomben und Granaten fliegen; überall müssen Rauch und Flammen emporwirbeln, wo sich der Feind hinflüchten mag, nirgends darf er vor Haubitzen und Vollkugeln sicher sein; zwanzig, ja dreißig und vierzig Schüsse in der Sekunde sollen in seine geschlossenen Kolonnen einschlagen; er, der zwölf lange Jahre des Kummers und des Elends über ein deutsches Land gebracht und hülflosen Greisen und Weibern den Fuß übermüthig auf den Nacken gesetzt, soll heute vernichtet werden, — drum nicht das Pulver gespart, ihr braven Preußen! Spielt auf zum Todestanze, laßt euer schauerliches Konzert weithin ertönen, laßt Bomben sausen, Haubitzen heulen und Kanonen dröhnen. Eure Symphonie ist nur das Vorspiel zu dem blutigen Akte, dem jene dort pochenden Herzens, die blanke Waffe in der Hand, entgegenlechzen. Denn erloschen ist die bange Furcht, erstorben die Sehnsucht nach der Heimat; die Blicke von zehntausend Kriegern sind auf einen Punkt gerichtet, das Auge leuchtet vor Lust, die Lippe bebt vor Kampfbegier, — die Stunden schleichen, die Zeiger bleiben hinter der Zeit zurück; noch ist eine Stunde, eine ganze lange Stunde, bis der Tod seine Hochzeit hält, noch schmettern die Kanonen, noch zittert die Erde unter dem Rollen des Donners, noch immer wird das Zeichen nicht gegeben; aber jetzt, — jetzt muß es erfolgen. Die Gesichter werden todtenbleich, alles Blut fließt nach dem Herzen zurück, die Brust hebt und senkt sich krampfhaft —

„Lebt wohl ihr Theuren nah und fern —
Für Deutschlands Ehre sterb' ich gern! "—

Es ist zehn Uhr. Ermattet sinken die Kanoniere nach dem letzten Schuß neben ihren Kanonen zur Erde. Eine Sekunde lang athemlose Ruhe. Eine Sekunde nur; in der nächsten springen zehntausend Krieger mit lautem Jauchzen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und stürzen sich auf den Feind. Die Musik spielt auf; der Takt des Königsmarsches belebt der Preußen Herz —, jeder will der Erste, keiner der Letzte sein, und im Nu sind die Schanzen erreicht. Die Sandsäcke sind von den waghalsigen Stürmern fortgeschleudert; keiner denkt daran, sich zu schützen, jeder will sich in dem Kampfe zuvorthun, jede Kolonne will zuerst die Fahne auf die eroberte Schanze pflanzen. Aber wie groß auch der Ungestüm ist, mit welchem die Truppen vorwärts stürmen, wie edel der Wetteifer auch ist, der sie beseelt, — starre Palissadenwände, tiefe Gräben, Höllenmaschinen, Sensen und Eggen versperren ihnen den Weg und zwingen sie, mitten im Siegeslaufe inne zu halten. Die Dänen haben die augenblickliche Pause meisterhaft benützt; die Bataillone rücken im Laufschritt in ihre gefährdeten Schanzen und geben ihr verheerendes Feuer auf die dichtgeschlossenen Massen der Preußen ab. Schnell springen die Pioniere vor und hauen mit gewaltigen Streichen die Palissadenwand nieder, und im Nu ist Schanze Nr. 1 erstiegen; unter betäubendem Hurrahrufe der Preußen wird die Fahne aufgepflanzt; die Offiziere entreißen den Freiwilligen das Sturmbanner und stürzen ihren Leuten voraus durch die schmale Gasse in der Palissadenwand. Major von Beeren ist der Erste auf der Brustwehr der Schanze Nr. 6. In dem Augenblicke, wo er die Fahne aufpflanzt, fällt er tödtlich getroffen zu Boden; Hauptmann von Stwolinsky und vier andere Offiziere sinken neben ihrem kühnen Führer schwergetroffen zur Erde und rufen noch im Fallen ihren Leuten zu: „Rettet die Fahne!" Wie eine schnaubende Rotte gereizter Löwen erklimmen die Grenadiere den Festungswall; keiner erwiedert das Feuer der Dänen; wer fällt bleibt liegen und wird vom Hintermann unter die Füße getreten; wer die steile Brustwehr erstiegen, wirft sich mit hochgeschwungenem Kolben in den dichten Knäuel der Dänen und schmettert mit schonungsloser Wuth den Feind zu Boden. Der Anblick der tapferen Führer, die sich ächzend in ihrem Blute wälzen, reizt die Preußen und macht sie blind gegen jede Gefahr, taub gegen das Flehen des Feindes, der solcher Tapferkeit nicht gewachsen, die Waffe von sich schleudert, und feige um das Leben bittet. Offiziere fallen auf die Kniee und bitten um Schonung; aber Kolbenschläge sind die einzige Antwort, deren die Preußen sie würdigen, und als es nichts mehr zu kämpfen gibt in der mit Blut getauften Schanze, als von Alsen und vom Brückenkopfe geschlossene dänische Regimenter heranmarschieren, um das Verlorene wieder zu erobern, da werfen sich ihnen die Garden entgegen und zwingen sie zum Rückzuge.

In der Schanze Nr. 5 wird mit gleicher Erbitterung gefochten. Feldwebel Probst vom vierundsechzigsten Regiment sinkt tödtlich getroffen in die Arme seiner Kameraden in dem Augenblicke, wo er die Fahne aufgepflanzt hat. Die Dänen stürmen vorwärts, wollen die Fahne niederreißen, aber ein Tapferer, Herrmann mit Namen, wirft sich vor den Schwergetroffenen und fängt mit ausgebreiteten Armen die Wunden auf, die jenem gegolten. Zwanzig brave Krieger opfern sich freiwillig dem Tode, um ihre Fahne zu retten, und als endlich ihre Brüder von allen Seiten die Brustwehr erklommen, wird im mörderischen Bajonnetkampf blutige Rache für die gefallenen Helden genommen.

Auch die Schanzen Nr. 3 und 4 müssen mit Blut erkauft werden; eine einzige Kompagnie des achten Leibregiments verliert in wenig Augenblicken ein volles Drittel ihrer Leute; die Leichen liegen auf dem schmalen Pfade, den die Nachstürmenden betreten müssen, auf einander gethürmt; die Dänen feuern in rasender Schnelligkeit Salve auf Salve, — aber wie groß auch ihr Verlust ist, wie tapfer die Dänen sich auch schlagen — die Preußen dringen unaufhaltsam vor und stoßen Alles nieder, was sich nicht durch eilige Flucht zu retten weiß.

Am heißesten wüthet der Kampf vor Schanze Nr. 2. Der tapfere Kommandeur dieses fast in einen Schutthaufen verwandelten Werkes hat seine Kanonen mit Kartätschen geladen und auf die Stürmenden gerichtet. Sein Beispiel wirkt belebend auf den Muth seiner Leute, und entsetzlich sind die Verluste der Preußen. Vor den Palissaden in einen Knäuel gedrängt und unfähig, vorwärts zu dringen, werden sie von den Kartätschen und Gewehrsalven des Lieutenants Anker niedergemäht; die Kolonne stutzt und ist im Begriffe zurückzufallen, da springt der Pionier Klinke mit der Sprengpetarde vor, ruft seinen Kameraden zu: „Durch müßt Ihr!" und in der nächsten Sekunde kracht der Schuß, der die Palissadenwand zerschmettert, und den heldenmüthigen Soldaten

— und Familienvater niederreißt. Die Oeffnung ist nur schmal, kaum daß zwei oder drei Mann auf einmal durchdringen können, Anker richtet seine Geschütze auf die Höllenpforte — aber ob auch die Kartätschen die vorderen Reihen zu Boden werfen, — der Hintermann springt über den Vordermann weg und begräbt sein Bajonnet in der Brust der dänischen Kanoniere. Es ist ein Augenblick des Würgens und des Mordens; kein Däne will sich ergeben, selbst Anker wehrt sich mit seinem Degen gegen ein Dutzend seiner Feinde, und kann nur mit Gewalt gezwungen werden, Pardon zu nehmen.

Es ist halb zwölf Uhr. Eine und eine halbe Stunde lang hat der Jubelruf der Stürmenden, das Aechzen und der Schmerzensschrei der Verwundeten die Luft erfüllt; ein linder Hauch des Windes treibt die Pulverwolke vor sich her, welche den Schauplatz des Schreckens eingehüllt hatte — und siehe, nicht auf sechs, nein, auf zehn Schanzen weht die preußische Fahne, und die Kanonen, die in den eroberten Werken aufblitzen, werden von preußischen Kanonieren bedient und schmettern ihre Kugeln in die dichten Reihen dänischer Bataillone!

Die tapferen Preußen haben die ganze dänische Position erstürmt; selbst die neuaufgeworfenen Schanzen sind in ihren Händen, und von den Riesenwerken, an denen Dänemark

Sammlungsbanke. (S. 132.)

durch viele Jahre mit rastloser Thätigkeit gearbeitet, auf welchen die Hoffnung des ganzen Volkes beruht, — von den blutgetränkten Wällen der Düppeler Schanzen flattert die preußische Fahne!

Aber mit der Erstürmung der Schanzen war das Tagewerk noch nicht beendet. General Du Plat, Kommandeur der dänischen Truppen, war mit vier Regimentern aus dem Brückenkopfe vorgedrungen, und suchte die Schanzen hinter Nr. 4 wieder zu erobern. Zu seiner Unterstützung kam Rolf Krake herbei und eröffnete gegen die am weitesten vorgedrungenen Kompagnieen des fünfunddreißigsten und sechzigsten Regiments ein mörderisches Feuer. Ein glücklicher Schuß der Gammelmark-Batterie traf indessen in die Schießscharte des Drehthurmes und machte elf Kanoniere des Panzerschiffes auf einmal kampfunfähig, so daß Rolf Krake sich gezwungen sah, sich aus der Schußlinie zurückzuziehen. Ohne diesen glücklichen Zufall würden die Preußen weit empfindlichere Verluste in dem nachfolgenden Kampfe zu beklagen gehabt haben, und es ist vielleicht zweifelhaft, ob sie im Stande gewesen wären den Brückenkopf zu stürmen, wenn das Panzerschiff sie aus fast unmittelbarer Nähe mit Kartätschen hätte beschießen können. Aber selbst ohne Rolf Krakes Eingreifen in das Gefecht war die Lage der Preußen einen Augenblick eine sehr bedenkliche. Die Kompagnieen waren auseinander gekommen, weil jeder Mann sich selbst den Weg in die Schanzen hatte suchen müssen; trunken von Kampf-

luſt hatten ſie die fliehenden Dänen verfolgt, und in dem Augenblick, wo ſie am wenigſten auf tapfere Gegenwehr der Beſiegten gefaßt waren, ſtürmten ihnen vier geſchloſſene Regimenter entgegen. Die Batterieen von Alſen eröffneten ihr Feuer und ſtreckten ganze Reihen der Preußen zu Boden; drei Schanzen, die neu aufgeführten Werke A, B und C waren wieder in den Händen der Dänen, und der Sieg ſchien ſich auf ihre Seite wenden zu wollen, als die Kanonen aus den eroberten Schanzen Nr. 4, 5 und 6 gegen ſie zu ſpielen begannen und die Wucht ihres erſten Bajonnetangriffes erſchütterten. Dieſen Augenblick benutzten die preußiſchen Offiziere, um ihre Leute zu ſammeln; nach wenig Minuten war die Ordnung wieder hergeſtellt, und nun warfen ſich die ſiegreichen Truppen mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt den Dänen entgegen, daß ſie bis in den Brückenkopf zurückgedrängt wurden. Aber auch hier waren ſie vor den Preußen nicht ſicher. Mit einer Wuth, die man wohl in den Befreiungskriegen an den phlegmatiſchen Deutſchen hatte kennen lernen, die man aber ſeitdem für erloſchen zu halten geneigt war, griffen die Preußen zum dritten Male an; die Begeiſterung war eine ſo große, daß ſogar die Verwundeten ſich mit fortſchleppten, und daß Soldaten, denen das Gewehr in der Hand zerbrochen war, ohne Waffen vorwärts ſtürmten, um am Kampfe Theil zu nehmen. Aber auch die Dänen ſetzten Alles daran, um ihre letzte Stellung auf dem ſchleswig'ſchen Feſtlande zu behaupten. Das ſiebente und ſiebenzehnte Regiment drangen mit lautem Hurrah über die Pontonbrücke von Alſen herüber, — die Zahl der Kämpfenden war gleich; die Dänen hatten das Terrain, die Schanze, die Batterieen auf Alſen, Schiffe und Kanonenboote — kurz alle Bedingungen des Sieges für ſich; der Kampf war ein wüthender; Mann gegen Mann ſtanden ſich die Truppen gegenüber, Kolben und Bajonnet wirbelten über den Häuptern der Streitenden; ſelbſt die Verwundeten kämpften, am Boden liegend, weiter; die Leichen thürmten ſich in und vor dem Brückenkopfe, beide Armeen ſchienen entſchloſſen, zu ſterben oder zu ſiegen, — da entſchied das Feldherrntalent des Prinzen Friedrich Karl den Sieg, indem er Miene machte über den Alſenſund zu gehen, und den Feind im Rücken anzugreifen.

Dieſe, von dem General von Goeben geleitete Demonſtration brach den letzten Widerſtand der Dänen. Die beiden letzten, zum Sturm gegen die Preußen herangezogenen Bataillone des dritten und achtzehnten Regiments wurden zurückberufen, ehe ſie in's Feuer gekommen waren, und den im Brückenkopfe kämpfenden Truppen ging der Befehl zu, auf Alſen zurückzufallen. Die ſchwierige Aufgabe, ſich über eine dem feindlichen Feuer ausgeſetzte Brücke zurückzuziehen, wurde von den ermatteten däniſchen Truppen in muſterhafter Ordnung gelöst, und mit verhältnißmäßig geringen Verluſten ward das jenſeitige Ufer erreicht. War ſomit die Hauptmacht der Dänen gerettet, ſo hatten die zur Vertheidigung des Brückenkopfes zurückgelaſſenen Reſte des zweiten und zweiundzwanzigſten däniſchen Regiments einen um ſo härteren Stand. Ueber den langen und zähen Widerſtand des Feindes und die großen Verluſte, die ſie ſelbſt erlitten, ergrimmt, drangen die Brigaden Raven und Kanſtein im raſenden Sturmlauf vorwärts und vernichteten im buchſtäblichen Sinne des Wortes das zweiundzwanzigſte däniſche Regiment, das noch im letzten Augenblicke die tapferſte Gegenwehr geleiſtet hatte. Der Anprall der Sieger war ein ſo unwiderſtehlicher, daß die Dänen fürchteten, ſie würden in ihrem Ungeſtüm über die Pontonbrücke nach Alſen vordringen, und um dieß zu verhindern, beraubten ſie ihre eigenen Leute der Rückzugslinie, indem ſie einen Theil der Pontons verſenkten und andere in Flammen aufgehen ließen.

Mit dieſer letzten entſcheidenden That war das Schickſal der Dänen beſiegelt. Wer noch eine Waffe in den Händen hatte, wurde niedergeſtoßen, und nur den Anſtrengungen und Ermahnungen der Offiziere iſt es zu verdanken, daß von den dreitauſend Gefangenen nicht ein großer Theil in's Meer geworfen oder mit Kolbenhieben zu Boden geſtreckt wurde.

Der glänzende Sieg der preußiſchen Truppen, der würdig der Erſtürmung des Malakoff zur Seite geſtellt werden kann, hatte blutige Opfer gekoſtet. General von Raven war ſchwer verwundet, und ſtarb einige Tage nachher; der tapfere Offizier war mit den Worten zu Boden geſtürzt: „endlich fällt ein preußiſcher General", und trotzdem, daß eine Granate ſeinen Fuß zerſchmettert, verlangte er, dem Sturm ſeiner Leute zuzuſehen und ließ ſich nur mit Widerſtreben aus dem Gefechte tragen. Außer ihm waren an höheren Offizieren verwundet General von Mannſtein, Oberſtlieutenant von Hartmann und Oberſt von Korth. Beeren, der tapfere Held, wurde als Leiche aus der Schanze getragen, die ſein Fuß zuerſt beſtiegen. Als er mich 1850 zu ſeinem Adjutanten wählte, dachte ich nicht, daß mir das traurige Loos beſtimmt ſei, ihn nach vierzehn Jahren auf dem Schlachtfelde von Düppel fallen zu ſehen! Friede ſei ſeiner Aſche. Er war ein Held und ein Ehrenmann!

Außer den Genannten hatten die Preußen ſechzehn todte und fünfundfünfzig mehr oder minder ſchwer verwundete Offiziere und tauſend einhundert einundzwanzig todte und verwundete Soldaten zu beklagen. Der Verluſt der Dänen, ſo weit er bekannt geworden iſt, war unverhältnißmäßig größer; denn außer dreitauſend einhundert fünfzig Mann an Gefangenen büßten ſie über ſechshundert Todte und fünfzehnhundert Verwundete ein; ſechsundſechzig Offiziere, darunter der Chef des Genieweſens, Oberſt Dreier, den wir ſchon auf Roeſt haben kennen lernen, Oberſt Falkenſkjold und fünf andere höhere Offiziere waren in preußiſche Gefangenſchaft gerathen, und einundzwanzig Offiziere, unter denen General Du Plat erſt ſpäter erkannt wurde, lagen todt auf der Wahlſtatt. Rechnen wir zu dieſem enormen Verluſte an Menſchen während des einen Schlachttages die Gefangenen, Todten und Verwundeten, welche die däniſche Armee ſeit dem 17. März verloren, ſo dürfen wir dreiſt annehmen, daß ihnen die Düppelſtellung zehntauſend Mann, alſo faſt ein Drittel ihrer Armee gekoſtet hat. Da ſie außerdem, ganz abgeſehen von dem militäriſchen Werthe der Düppeler Schanzen und dem niederſchlagenden Eindruck, den ihr Verluſt auf die ganze Armee machen mußte, außer unendlichem Kriegsmaterial einhundert und achtzehn Geſchütze in den Händen der Sieger laſſen mußten, ſo können wir den 18. April 1864 als den Tag bezeichnen, an welchem Schleswig-Holſtein von dem däniſchen Joche befreit wurde.

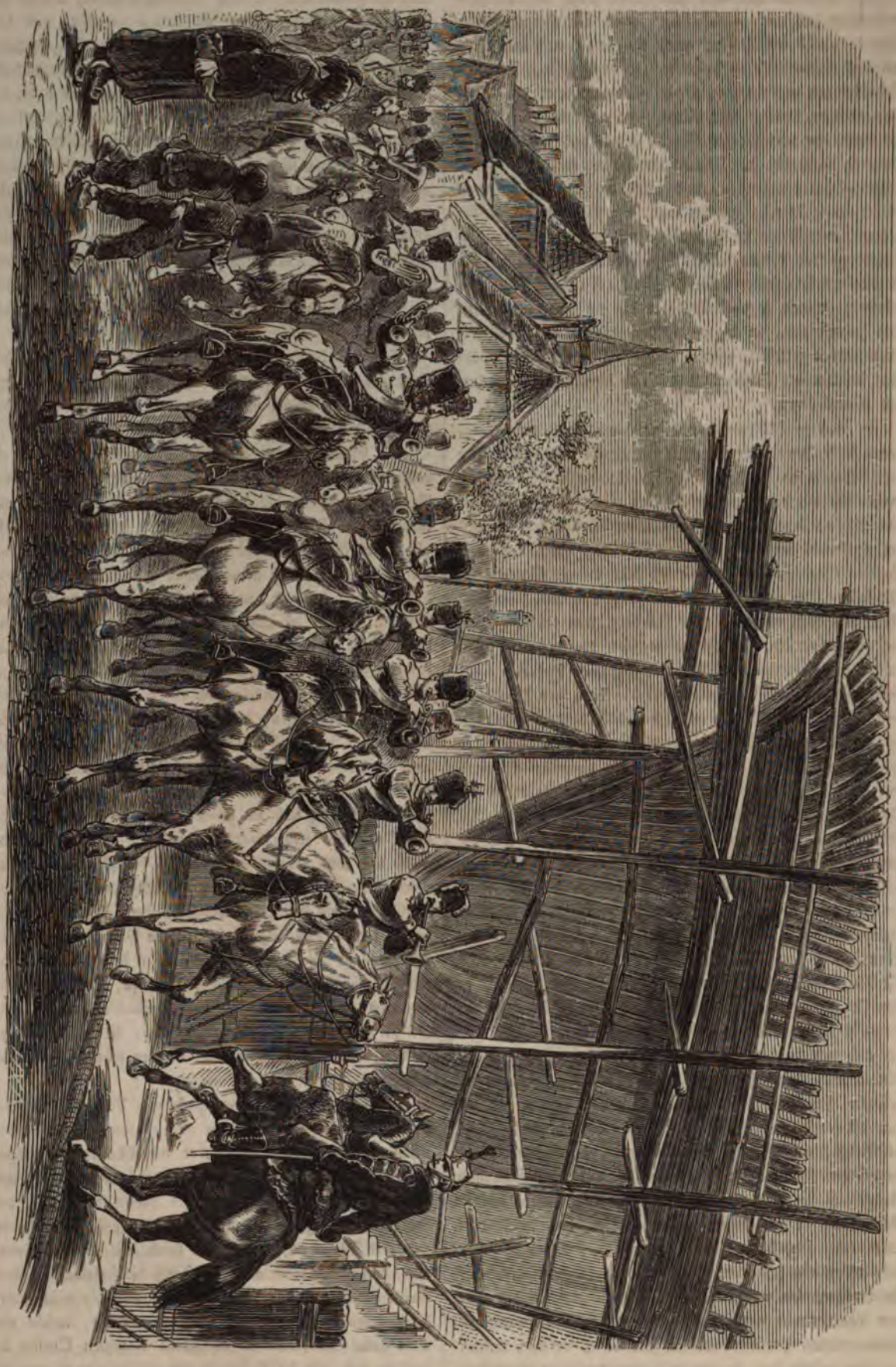
Die Nachricht von dem glänzenden Siege der Preußen verbreitete ſich wie ein Laufſeuer durch Schleswig-Holſtein. Wer es irgend im Stande war, machte ſich auf den Weg, um das Schlachtfeld zu beſuchen und den tapferen Truppen Erfriſchungen zu bringen. Einige Kompagnieen, die beſonders gelitten, wurden nach Altona und anderen Städten der Herzogthümer verlegt; ihr Marſch durch das befreite Land war ein Triumphzug. Frauen und Kinder traten ihnen mit Blumenkränzen entgegen, und ſelbſt in Holſtein, wo man bisher emſig bemüht geweſen war, den Preußen kalt zu begegnen, wetteiferten die dankerfüllten Bewohner im herzlichen Empfange der ruhmgekrönten Offiziere und Soldaten. In Altona wurden mehrere Kompagnieen auf einmal feſtlich bewirthet; zwiſchen je zwei Soldaten ſaß ein Bürger; Frauen und Jungfrauen, in die preußiſchen und ſchleswig-holſtein'ſchen Farben gekleidet, reichten die Erfriſchungen, kleine Mädchen ſtreuten den Siegern Blumen und ſchmückten ihre Helme mit Ehrenkränzen.

Es waren ſelbſtverſtändlich nur einzelne Kompagnieen, denen dieſe Beweiſe von Dankbarkeit gezollt werden konnten; die Mehrzahl der Truppen blieb im Sundewitt ſtehen, und mußte ſich mit den Händedrücken der vielen tauſend Bürger und Bauern begnügen, die aus allen Theilen des Landes herbeigeſtrömt kamen, um einen Schinken, einen Topf mit Butter, Cigarren, Wein und hundert andere Gegenſtände abzuliefern, die den Kriegern von Jung und Alt, Arm und Reich zugeſchickt wurden. Der Zudrang war ein ſo großer, daß nirgends ein Wagen aufzutreiben war; bekam man endlich nach unendlicher Mühe ein Fuhrwerk, ſo forderte der Beſitzer bis zu dreißig Thalern für die Tour von Flensburg nach Düppel, und wenn man ſich nach langem Sträuben entſchloſſen hatte, dieſe ungeheure Summe zu bezahlen, ſo eröffnete der Kutſcher Einem, daß er für ein ſolches Bagatell nur die Hinfahrt übernehmen könne, und daß man ſich bei Düppel nach einer Retour-Gelegenheit umſehen möge. „Ik kann it kriegen; woför ſchall ik it nich nehmen?" war die wenig liebenswürdige Entſchuldigung, mit welcher die glücklichen Beſitzer von Fuhrwerken ihr Gewiſſen beſchwichtigten. In demſelben Maße, in welchem die preußiſchen Thaler in die unerſättlichen Taſchen der Fuhrleute floſſen, wurden die Schnappſäcke der preußiſchen Soldaten gefüllt. Konnte einer die Frage: „Sind Sie ein Stürmer?" bejahen, ſo ward er von Neugierigen umringt und ſo lange mit Wein, Würſten und Cigarren bombardirt, bis er endlich in den ſauren Apfel biß und zum hundertſten Male die Einzelnheiten der Schlacht wiederholte, oder ſich gar dazu bequemte, einen Haufen begeiſterter Patrioten über das Schlachtfeld zu führen; und es war oft komiſch genug, zu beobachten, wie ſich die Geſichter der Neugierigen allmälig entfärbten und verlängerten, wenn ſie bei den friſch aufgeworfenen Gräbern vorüberſchritten und die entſetzliche, wahrhaft unglaubliche und unbeſchreibliche Verwüſtung in den Schanzen beobachteten. Ich glaube dem Leſer einen Gefallen zu thun, wenn ich die Grauenſzenen nicht weitläufig ſchildere, und ihm ſtatt einer ausführlichen Beſchreibung die am Tage nach dem Sturme aufgenommenen Photographieen meines vortrefflichen Landsmannes, des Photographen Herrn Brandt in Flensburg, vorlege, welcher die Güte gehabt hat, ſie mir zu dieſem Zwecke zu überlaſſen. Wer an ſchauerlichen Szenen Vergnügen findet, braucht ſich ja nur die einzelnen Bilder mit Leichen angefüllt und von warmem Menſchenblute rauchend, von dem Siegesgeſchrei der Preußen und dem Geröchel der Dänen wiederhallend, vorzuſtellen. Da ich aber ſogar Soldaten geſehen habe, die ſich einige Stunden nach dem Blutbade voll Entſetzen abwandten, weil ſie den Blutgeruch und die ſchrecklich verſtümmelten Leichname nicht ertragen konnten, ſo wird man es auch mir verzeihen, wenn ich den Schleier über die Wahlſtatt ſinken laſſe, und nur deßwegen auf die Bilder der einzelnen Schanzen aufmerkſam mache, um ihre Bauart und Feſtigkeit, die Schwierigkeit ſie zu erklimmen, ihre Verbindung unter einander und die größere und geringere Zerſtörung zu zeigen, welche ſie durch das Bombardement erfahren hatten.

Auch das hinter den Schanzen liegende Gehöfte wird den Leſer anſprechen, weil es eins von den vielen hundert Bildern iſt, welche Einem entgegenſtarren, wenn man das ſchöne Sundewitt beſucht.

Die Eroberung der Düppeler Schanzen wirkte wie ein betäubender Kolbenſchlag auf die Dänen; aber nur einen Augenblick vergaßen ſie ſich ſo weit, ihre Beſtürzung zu verrathen, und ſchon nach einigen Tagen zeigten ſie das alte „ſchweinepolitiſche" Geſicht und tröſteten ihre Anhänger mit der Verſicherung, daß ſie nie daran gedacht hätten, Düppel bleibend zu behaupten, und daß Alſen ihre eigentliche Poſition ſei. Alſen ſei uneinnehmbar, jeder Verſuch, ſie auf dieſer Inſel anzugreifen, würde mit gänzlicher Vernichtung der Preußen enden; Dänemark wolle von jetzt an nur zur See ſeine Macht entwickeln und Alſen als ein Depot ſeiner Streitkräfte behaupten, die bald in Preußen, bald in Jütland, bald hier und bald dort landen und blutige Rache nehmen ſollten. Erwiederte man ihnen, daß Jütland für jeden derartigen Ueberfall büßen würde, ſo antworteten — ſelbſt die Jüten, daß ſie bereit wären, Alles zu erdulden, wenn nur der Krieg fortgeſetzt würde. Dänemark werde, müſſe und ſolle ſiegen, Schleswig ſei däniſche Provinz, die verrätheriſchen Deutſchen ſollten gezüchtigt werden; an eine Verſöhnung mit den Schleswig-Holſteinern ſei nicht zu denken u. ſ. w. Faſt täglich brachte die Poſt Briefe aus Kopenhagen an ſchleswig'ſche Patrioten, in denen ihnen mit der ausgeſuchteſten Rache gedroht wurde; ja, die vertriebenen Beamten, die ſich nach Kopenhagen geflüchtet hatten, ſchrieben an ihre zurückgebliebenen Familien, ſie möchten ruhig bleiben, denn in höchſtens drei Wochen würden ſie zurückkehren und ihr Amt wieder antreten.

Als daher bald nach der Eroberung Düppels ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde und die Konferenz in London zuſammentrat, wußte jeder, der die Dänen nur einigermaßen kannte, daß ſie unter keiner Bedingung nachgeben, ſondern höchſtens in Abtretung des ſüdlichſten Theiles von Schleswig willigen würden. Die Hauptſtadt Kopenhagen, welche in Dänemark dieſelbe Rolle ſpielt, wie Paris in Frankreich, deren Bewohner aber nur durch die ſyſtematiſche Ausſaugung Schleswig-Holſteins exiſtiren, oder vielmehr exiſtirt haben, mußte ſich gegen jede Löſung erklären, welche eine Verſiegung der bisher ſo erfolgreich benützten Quellen befürchten ließ, und da Perſonalunion gleichbedeutend war mit



Einzug der Ziethen-Husaren in Aprenrade. (S. 131.)

eigener Finanzwirthschaft Schleswig-Holsteins — und Ruin der Kopenhagener —, so war man in den Herzogthümern sicher, daß die Konferenz auseinander gehen würde, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Den Vertretern Oesterreichs, Preußens und des deutschen Bundes haben wir es zu verdanken, daß die Halsstarrigkeit der Dänen, mit welcher sie selbst eine nördlich von Flensburg gezogene Demarkationslinie verschmähten, zur Kündigung des Londoner Traktats und zur gänzlichen Lostrennung der Herzogthümer von der dänischen Krone führte, ohne daß England sich in den Streit einmischte.

Die preußische Regierung, die allmälig den Charakter der dänischen Nation hatte kennen lernen, gab sich so wenig Illusionen hin wie die Bevölkerung in den Herzogthümern, und bewies durch die Pensionirung des greisen Feldmarschalls Wrangel und die Ernennung des Prinzen Friedrich Karl zum Höchstkommandirenden, daß sie beim Wiederausbruche des Krieges „die Glacéhandschuhe ausziehen" würde,

Jütländischer Bauer und Fanöer Fischerweib. (S. 127.)

und jeder, der das bisherige Auftreten des neuen Oberbefehlshabers kannte, konnte sich sagen, daß er die scheinbare Ruhe auf Louisenlund nur dazu benützte, um ganz im Stillen seine Vorbereitungen für den Uebergang nach Alsen zu treffen. Der Hafen-Kapitän Hansen von Flensburg ging bei ihm aus und ein; die Pioniere übten sich auf der Schlei im Brückenschlagen und Uebersetzen, Boote und Kähne wurden requirirt und tausenderlei andere Anstalten wurden getroffen, welche deutlich bewiesen, daß der Prinz seine Zurückgezogenheit benützte, um einen energischen Schlag vorzubereiten. Daß aber der Sturm, der lange gedroht, so schnell und so vernichtend über die Dänen einbrechen würde, hatte Niemand erwartet.

Um die glänzende Waffenthat gehörig würdigen zu können, müssen wir vor Allem die Vertheidigungsanstalten und die Kräfte kennen lernen, über welche der Kommandant der Insel Alsen, General Steinmann, verfügte, zugleich aber auch einen flüchtigen Blick auf die Form der Insel werfen, weil gerade diese die Vertheidigung wesentlich erleichterte und den Angriff erschwerte. Wenn wir nun die Karte zur Hand

nehmen, so finden wir, daß Alsen ein langgedehntes Eiland mit zwei Halbinseln ist, deren eine mit dem Festlande von Schleswig parallel läuft und nur durch den Alsen-Sund von ihm getrennt wird, während die andere durch das Höruper Haf von der Hauptinsel ganz losgerissen sein würde, wenn die schmale Landzunge bei Dreiet die beiden Theile nicht miteinander verbände. Die letztgenannte Halbinsel, die nach dem gleichnamigen Dorfe Kekenis genannt wird, kann von militärischem Standpunkte als eine Insel für sich betrachtet werden, weil der Uebergang über die schmale Landenge für ein größeres Truppenkorps unausführbar ist, so lange der Feind auf Kekenis Widerstand leistet und über Schiffe gebietet, die an der Vertheidigung seiner Position sich betheiligen.

Die Halbinsel, auf welcher die Stadt Sonderburg mit den Dörfern Kjär, Ullebüll und Sundsmark liegt, läuft ungefähr eine deutsche Meile lang mit der Küste des Sundewitts parallel, und der Sund, der fast in gerader Richtung von Norden nach Süden sich erstreckt, ist durchschnittlich fünfzig Fuß tief und achthundert bis tausend Schritte breit; bei Sonderburg, wo die Dänen während der Belagerung von Düppel zwei Pontonbrücken hatten, ist der Meeresarm am schmalsten.

Längs der ganzen Küste des Alsen-Sundes ist die Küste von Alsen hoch gelegen; nur bei Sonderburg flacht sie gegen das Meer ab; aber unmittelbar hinter der Stadt erreicht das Ufer wieder eine Höhe von etwa zweihundert Fuß über der Meeresfläche.

Die Insel bietet also schon ohne Fortifikationen Anhaltspunkte genug, um hartnäckig vertheidigt werden zu können. Ihr Ufer beherrscht an verschiedenen Punkten das gegenüberliegende; die Preußen konnten sie nur in Kähnen und Booten angreifen, die eine Viertelstunde zum Uebersetzen brauchten, und während dieser Zeit dem Kanonen- und Gewehrfeuer schutzlos ausgesetzt waren; General Steinmann hatte zehntausend Mann unter seinem Befehl, die in weit kürzerer Zeit konzentrirt werden konnten als die Preußen, welche bataillonsweise den Sund überschreiten und über eine halbe Stunde warten mußten, bis Verstärkung nachkam; es standen den Dänen verschiedene Kriegsschiffe mit dem Monitor Rolf Krake zur Verfügung, die bei richtiger Verwendung und entsprechender Todesverachtung den Uebergang ganz allein zu verhindern im Stande gewesen wären; und wenn trotz alledem die Preußen landeten und siegten, so bot die Halbinsel Kekenis einen Schlupfwinkel, aus welchem die dänische Armee ein zweites Gibraltar hätte machen können.

Zu Allem diesem kommt noch, daß die ganze Küste in eine fortlaufende Vertheidigungslinie verwandelt war; ein tiefer Laufgraben mit Geschütz-Emplacements lief längs der ganzen Hügelkette, welche das Ufer von Alsen bildet. In Sonderburg selbst standen sechs, nördlich der Kirche zwölf schwere Geschütze in vortrefflich angelegten Schanzen. Die auf einer vorspringenden Landzunge belegene Kaserne, ein festes Backstein-Quadrat von fünfzig Schritten Seitenlänge und neunzig Fuß Höhe, war durch Ausfüllen der tiefen Fensternischen in eine Bastion verwandelt, welche weithin den Sund beherrschte. In der Front gegen das Sundewitt standen sechs Geschütze; außerdem waren Vorkehrungen getroffen, daß zwölfhundert Mann Infanterie in gedeckter Stellung den andringenden Feind beschießen konnten. In einer Entfernung von einhundert und fünfzig Schritten von der Kaserne lag eine Batterie mit vier Geschützen des schwersten Kalibers. Die Stadt selbst war durch Laufgräben, Barrikaden und Geschützstände in eine förmliche Festung verwandelt worden; sogar der Kirchhof war durch Laufgräben durchschnitten. Nördlich von Sonderburg, auf einer Höhe von etwa einhundert fünfzig Fuß, lagen vier Hauptwerke mit je sechs schweren Geschützen, von da bis zur Bucht bei dem Dorfe Kjär lagen vier weitere Werke, die sämmtlich unter sich und mit den Befestigungen von Sonderburg durch tiefe und breite Laufgräben verbunden waren. Von der Kjärbucht bis nach Ahrenkiel lief ein Graben mit Brustwehr und vollständigem Festungsprofil, von acht Fuß Tiefe und zwölf Fuß Breite; zu beiden Seiten waren Infanterie-Bankette errichtet, so daß die Vertheidiger fast ganz geschützt ihr Feuer auf den Feind abgeben konnten. Um diesen Graben noch besser zu vertheidigen, war er an einzelnen Stellen durch eine doppelte Reihe vorliegender Laufgräben geschützt. Außer diesen Festungsarbeiten hatten die Dänen noch zehn vollständige Batterieen aufgeworfen, von denen ein Kapitalwerk bei Rönhof und eines dem Satruper Holze gegenüber lag, wo General von Göben am 18. April seine Demonstration machte.

Füge ich diesem Allem noch hinzu, daß die Werke zum großen Theile nach der Erstürmung von Düppel, oder wenigstens nach dem Beginn der Belagerung erbaut waren, und daß die Dänen als vortreffliche und gelehrige Ingenieure die Erfahrungen klug benutzt, die sie während der Beschießung aus gezogenen Kanonen gemacht hatten, so glaube ich dem Leser nachgewiesen zu haben, daß die Küste von Alsen ebenso stark befestigt, aber weit schwieriger anzugreifen war, als die vielbesprochenen Düppeler Schanzen. Konnten trotzdem zehntausend Dänen vor drei Bataillonen Preußen davon laufen und sämmtliche Schanzen sammt Geschütz und Munition in Feindeshand fallen lassen, so gesellt sich zu unserer Bewunderung über den meisterhaft ausgeführten Uebergang über das Meer, — die tiefste Verachtung vor dem jämmerlichen dänischen Heere, das vor fünf Monaten noch in Berlin den Frieden diktiren, zwei Monate nach seiner Flucht aber noch Schleswig erobern wollte. Hätten die Dänen sich nur mit etwas mehr Anstand geschlagen, so würde es mir Freude machen, den Sieg der Preußen zu schildern; jetzt, wo man eigentlich genug gesagt hat, wenn man ausspricht: die Preußen haben Alsen genommen, — gehe ich nur mit Widerstreben daran, einige Einzelnheiten zu erzählen.

Drei Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes hatte Prinz Friedrich Karl seine Truppen im Sundewitt konzentrirt, und früh am Morgen des in der Geschichte nicht nur Preußens, sondern des ganzen Deutschlands ewig unvergeßlichen 29. Juni stand das ganze Armeekorps bereit, ein Wagstück zu unternehmen, wie es in der modernen Kriegsführung kein zweites gegeben hat. „Es war," wie der offizielle Bericht des Ober-Kommandos ganz richtig sagt, „ein Sturm auf Schanzen im Wasser zu machen; es war eine Aufgabe zu lösen, wie sie, so viel uns bekannt, noch niemals einer Truppe gestellt wor-

den war. Es galt einen Meeresarm zu überschreiten, dessen Tiefe, Breite und reißende Strömung das Schlagen einer Brücke unmöglich macht, dessen feindliches Ufer mit zahlreichen, wohlarmirten Batterieen und Schanzen dicht besetzt war. Es galt, sich dem fremden Elemente auf einer Anzahl leichter Boote anzuvertrauen, nicht nur von Wind und Wetter, sondern auch von zahlreichen, das Meer beherrschenden, feindlichen Kriegsschiffen bedroht, von denen die gepanzerten Fahrzeuge vorzugsweise schwere Gefahren bringen konnten; und selbst wenn die Landung der ersten Bataillone glückte, so mußte man gefaßt sein, auf einen überlegenen Feind zu stoßen, der, längst auf diesen Angriff vorbereitet, während der Waffenruhe Zeit genug gehabt hatte, seine Truppen neu zu organisiren und alle Vorkehrungen zu treffen, um jeden Landungsversuch energisch zurückzuweisen." Ich will diesen Worten des Ober-Kommandos nur hinzufügen, daß der Mann, welcher den kühnen Plan entwarf und ausführen ließ, das Herz auf dem rechten Flecke hatte und es ehrlich mit Schleswig-Holstein meinte. Die Düppeler Stellung konnte nur durch vorhergegangene Belagerung, Alsen konnte nur durch einen wüthenden Anprall gegen einen Punkt genommen werden, und da der Prinz dieß erkannt und erwogen hatte, befahl er, die mitgeschleppten einhundert und sechzig Fischerboote und zweiunddreißig aus Pontons zusammengesetzten Brückentheile in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni an das Meeresufer zu bringen, und mit dem Glockenschlage zwei das Brandenburgische Jäger-Bataillon Nr. 3 und je ein Bataillon des vierundsechzigsten und vierundzwanzigsten Regiments einzuschiffen, und um jeden Preis den gegenüberliegenden Laufgraben zu nehmen und zu halten, bis drei weitere Bataillone mit reitender Artillerie zu ihrer Unterstützung nachkämen. Eine andere Disposition konnte füglich nicht ausgegeben werden, und es hing von den Umständen und Verhältnissen auf der Insel Alsen, dem Widerstande der Dänen und tausend vorher nicht zu bestimmenden Zufälligkeiten ab, was nach Erstürmung des Laufgrabens geschehen sollte. Damit aber gleich auf dem jenseitigen Ufer erfahrene Befehlshaber zur Stelle wären, welche das Kommando über die erst gelandete Abtheilung übernehmen konnten, hatte der Prinz befohlen, daß die Generale von Mannstein und von Röder in den vordersten Booten der ersten Echelons übersetzen sollten.

Die Truppen konnten sich nicht verhehlen, daß sie ein gefährliches Wagestück zu bestehen haben würden, und namentlich die ersten Bataillone mußten sich sagen, daß ihre Aufgabe eine außerordentlich mißliche sei; nichts destoweniger begrüßten sie den Befehl zum Einsteigen mit Begeisterung und bewiesen durch die Eile, mit welcher sie die Boote in's Wasser schoben und sich in den kleinen Fahrzeugen zusammendrängten, daß sie dem Genie ihres Führers und ihrer eigenen Tüchtigkeit volles Vertrauen schenkten. Viele von ihnen sprangen bis unter die Arme in's Wasser, um die Kähne flott zu machen, kletterten dann in die Boote und legten eifrig mit Hand an, um in möglichst kurzer Frist durch Rudern das jenseitige Ufer zu erreichen. Es wollte den Füsilieren nicht in den Sinn, daß die Jäger zuerst landen sollten; diese wollten sich wieder nicht die Ehre nehmen lassen, den ersten Stoß gegen die Dänen zu führen, und so entstand schon beim Einschiffen und Uebersetzen ein kameradschaftlicher Wetteifer, der den Betheiligten die Expedition selbst wesentlich erleichterte, aber auch den Nachtheil hatte, daß die Dänen durch das Geräusch und rege Leben auf dem entgegengesetzten Ufer aufmerksam gemacht wurden und zu feuern begangen, als die Boote kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt hatten. Statt einen Augenblick mit Rudern inne zu halten und den Feind zu täuschen, beantworteten die Preußen die auf sie abgefeuerten Schüsse mit lautem Hurrah und legten sich mit aller Macht in die Ruder, um je eher je lieber mit dem Feinde handgemein zu werden. Die Folge dieses lauten Jubelrufes war, daß urplötzlich längs des ganzen Alsensundes und an vielen Punkten auf der Insel die Fanale (hohe mit Stroh und Pech umwickelte Allarmstangen) angezündet wurden, und daß sämmtliche Batterieen den Sund mit Bomben und Granaten bewarfen, theils um die Truppen auf Alsen zu allarmiren, theils um wo möglich den Landungsversuch der Preußen zu verhindern. Es war ein über alle Beschreibung imposanter Anblick! Auf dem dunklen Meere schwammen kaum erkennbare Kähne, aus denen ein tausendstimmiges Hurrah erschallte, und von der Küste, die man eben vorher im Halbdunkel einer nordischen Sommernacht nur in unbestimmten Umrissen hatte unterscheiden können, flammten plötzlich der rothe Glanz der Fanale, die blendenden Blitze der Kanonen und die bläulich schimmernden Lichter der Raketen an hundert verschiedenen Punkten; dabei knatterten die Gewehre aus den Laufgräben, Bomben und Granaten sausten durch die Luft und fielen zischend in's Meer, daß rings umher die Ufer von dem tausendstimmigen Jubel und dem donnerähnlichen Getöse wiederhallten! Kein Fürst des Morgenlandes, der gewohnt ist, jede seiner Launen zu befriedigen, schuf je ein schöneres Feuerwerk; ja selbst Nero hatte keinen ähnlichen Anblick, als er das gewaltige Rom in Flammen aufgehen ließ. Alles, was man vor Düppel erlebt hatte, war Nichts im Vergleich zu dem Jauchzen, Lärmen, Rufen, Schießen, Bomben-, Granaten- und Raketenwerfen, durch welches urplötzlich der tiefe Friede auf dem Meere unterbrochen wurde; die Truppen waren von dem überraschenden Schauspiele so ergriffen, daß sie selbst den Kartätschenhagel der Dänen ignorirten und ein lautes Bravo riefen, als eine Rakete rauschend emporstieg und für einen Augenblick das Meer beleuchtete, dann aber in tausend Sternchen zerstob und langsam zur Erde fiel.

Inzwischen war das jenseitige Ufer erreicht. Die Brandenburger waren die Ersten, die aus ihren Booten sprangen; das Gewehr über dem Kopfe haltend warfen sie sich in's Wasser, und ohne das Kommando ihrer Offiziere abzuwarten, überrannten sie im ersten Anlaufe den Laufgraben und erstürmten eine Batterie. Die Kanoniere, die sich nicht ergeben wollten, wurden bis auf den letzten Mann mit dem Bajonnet niedergestoßen. Die beiden anderen Bataillone blieben hinter ihren Kameraden nicht zurück, und nach einem kurzen aber wüthenden Kampfe waren die Dänen aus ihren Schanzen hinausgeworfen und auf die Fohlenkoppel, eine Anhöhe hinter den Schanzen, zurückgedrängt. Denn daß sie nur die Schützengräben und die Batterieen stürmen und dann, bis Verstärkung herangekommen war, stehen bleiben sollten, hatten die Preußen längst vergessen. Es schien ihnen bei Wei-

tem zweckmäßiger, den Feind zu verfolgen; sie ließen ihn daher auf der Fohlenkoppel keine Position nehmen, sondern drängten ihn durch unausgesetzte Angriffe mit dem Bajonnet bis zu dem Gehöfte Rönhof und dem Dorfe Kjär, wo er, von frischen Bataillonen aufgenommen, zum Stehen kam. Generallieutenant von Mannstein hatte alle Mühe, seine Mannschaften zu sammeln, und sie von weiteren Angriffen abzuhalten, bis ein zweites Echelon mit einer Batterie übergesetzt war.

Diesem war es bei dem Uebergange nicht so leicht geworden wie dem ersten; denn Rolf Krake, der bisher an der nördlichen Spitze des Alsen-Sundes gelegen, kam in voller Fahrt in den Sund und begann die Boote mit Kartätschen und Vollkugeln zu beschießen, die allerdings wenig Schaden aber doch große Verwirrung anrichteten. Dieser Fall war aber vorgesehen; eine große Anzahl schwerer gezogener Geschütze waren speziell für Rolf Krake aufgestellt worden, und er ward mit einem so formidablen Kugelregen empfangen, daß er nach wenig Minuten umkehrte und seinen alten Standpunkt wieder einnahm.

Mit der Ankunft des zweiten Echelons wurde der Angriff auf die Dänen, die indessen bedeutende Verstärkungen herangezogen und sich in Kjär festgesetzt hatten, erneuert. Sie schlugen sich verzweifelt und leisteten für ein paar Stunden rühmlichen Widerstand; als aber die Preußen ein Gehöfte nach dem anderen stürmten, als die gezogenen Geschütze zu wirken begannen, und als sie bereits sehr empfindliche Verluste erlitten hatten, traten sie die Flucht nach Kekenis an, ohne an ferneren Widerstand zu denken.

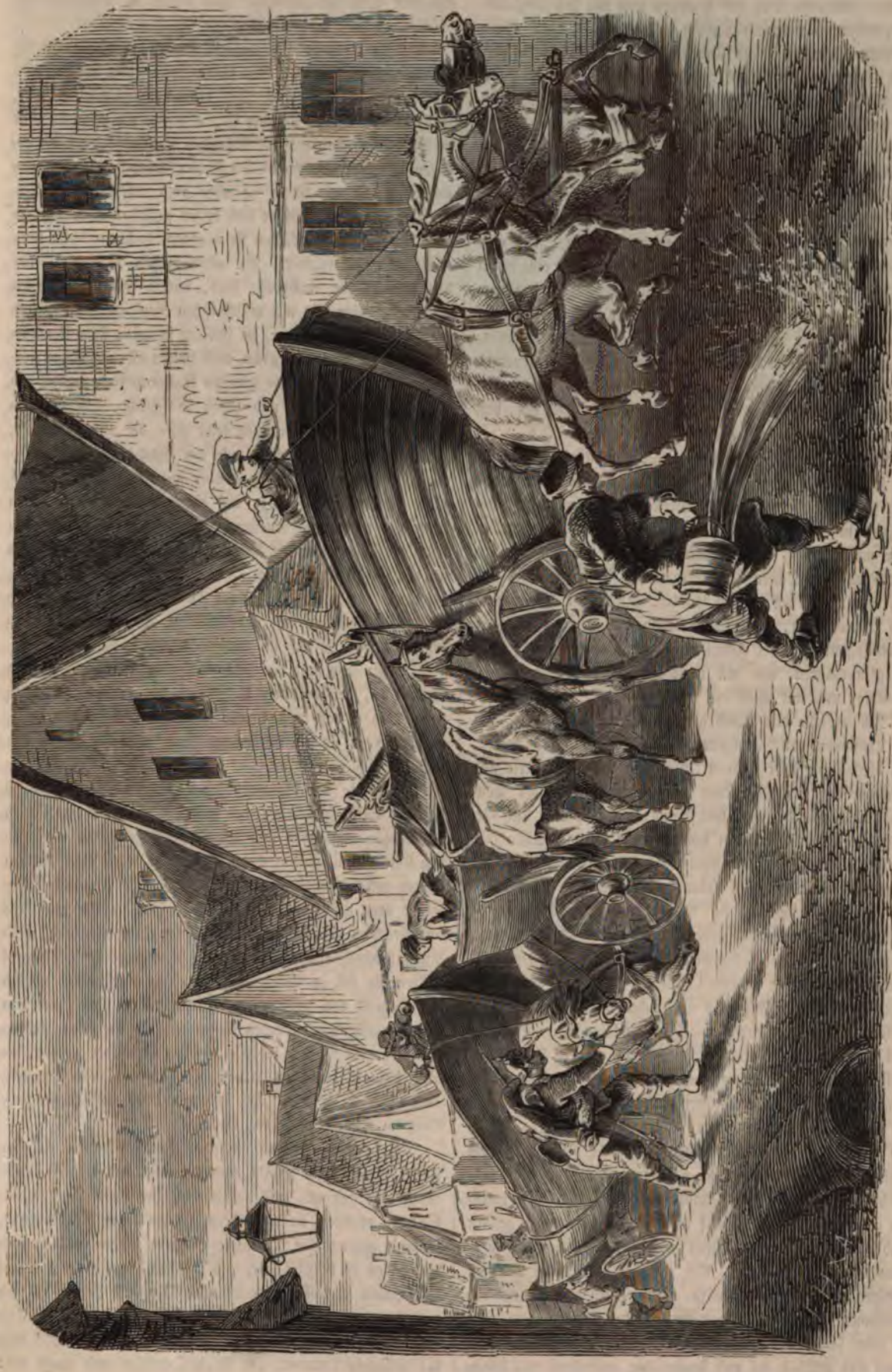
Auch bei Sonderburg hatte der dänische General einen Augenblick das Gefecht zum Stehen gebracht; die Brigade Göben griff ihn aber mit solchem Ungestüm an, daß er sich sehr bald gezwungen sah, ebenfalls nach Kekenis abzumarschiren und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Um acht Uhr des Morgens war der größte Theil der Preußen, darunter ein Theil der Ziethen-Husaren und zwei gezogene Feldbatterieen, auf Alsen; die zuletzt kommenden Echelons hatten aber keine Gelegenheit mehr, sich mit dem Feinde zu messen, der in ungeordneter Flucht querfeldein lief und Hals über Kopf nach der Halbinsel retirirte, wo Schiffe zu seiner Rettung bereit lagen. Die Flucht war eine so wilde, daß über zweitausend und fünfhundert Gefangene, darunter zweiundfünfzig Offiziere, in die Hände der Preußen fielen, und diese Zahl wäre noch um ein Bedeutendes vergrößert worden, wenn der Prinz nicht ausgerufen hätte: „Um's Himmelswillen, laßt sie entwischen! Was sollen wir mit all' den Menschen anfangen!" Die Dänen waren von wahrem Entsetzen ergriffen, und gaben den Preußen zum ersten Male Gelegenheit, unrühmlich über ihre Tapferkeit zu urtheilen; der Grund zu ihrem panischen Schrecken liegt aber in der Perfidie, mit welcher die in Kjär gegen die Preußen kämpfenden Bataillone handelten. Als diese nämlich ein Bataillon angriffen, riefen die Dänen ihnen zu: „Schießt nicht, wir sind Schleswiger". Die gutmüthigen Preußen senkten die Bajonnete und gingen den vermeintlichen Deutschen bis auf einige Schritte entgegen; da hoben die Dänen ihre Gewehre und gaben eine verheerende Salve auf ihre getäuschten Gegner — und warfen die Gewehre weg, indem sie um Pardon bettelten. Diese Niederträchtigkeit war schon mehrmals vorgekommen, und Preußen sowohl wie Oesterreicher hatten geschworen, bei der nächsten Gelegenheit Rache zu nehmen. Als daher die Dänen um Pardon baten, stürzten die Preußen vorwärts und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an, und die Wenigen, die der wohlverdienten Strafe entrannen, rissen auf ihrer Flucht die übrigen Bataillone mit sich fort, ohne daß ihre Offiziere es vermocht hätten, sie zum Stehen zu bringen.

Aber auch an einer anderen Stelle sollten die Dänen für ihre früheren Sünden gestraft werden. Das zehnte, zum größten Theil aus gepreßten Schleswigern bestehende Regiment war bei Sonderburg stationirt und wurde von seinem Kommandeur gegen die Preußen geführt; als die Schleswiger aber ihrer Befreier in der Ferne ansichtig wurden, stimmten sie das Schleswig-Holstein-Lied an und bedrohten ihre Offiziere mit dem Tode, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten. Die Dänen in diesem Regimente wollten allein vorwärts und auf die Preußen feuern; da sprangen aber die Friesen der Westküste vor und riefen: „De erste, de up de Preußen füert, is des Dodes"; die übrigen Schleswiger zeigten sich ebenfalls bereit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, um einen Angriff auf die Preußen zu verhindern, und das Ende vom Liede war, daß fast das ganze Regiment in Gefangenschaft gerieth; achtundvierzig Stunden später zogen die befreiten Schleswiger singend und jubelnd in die Heimat, während die geborenen Dänen den Weg nach dem Süden einschlugen, um in einer preußischen Festung internirt zu werden.

Dank dem Ungestüm des ersten Angriffes auf den Laufgraben der Dänen und Dank der Demoralisation der dänischen Truppen war die Insel Alsen Mittags 11 Uhr gänzlich vom Feinde geräumt; ein Bataillon hatte sich nördlich geflüchtet und war dort von Rolf Krake und Konsorten aufgenommen worden; der Rest hatte Kekenis erreicht und fand Schiffe zu seiner Aufnahme bereit. Der Prinz, der schon um acht Uhr in Sonderburg an's Land gestiegen war, befahl seinen Truppen, von weiterer Verfolgung abzustehen, weil er nicht zugeben wollte, daß sie sich in das Feuer der Kriegsschiffe wagen sollten, um die Zahl der Gefangenen noch um einige Tausend zu vermehren, — und weitere Erfolge hätten die Preußen nicht erreichen können, da das Terrain und die feindlichen Schiffe einen geregelten Angriff unmöglich machten.

Als die Bewohner von Alsen sich endlich von ihren sogenannten Freunden und Vertheidigern erlöst sahen, die aber höchst unfreundlich geraubt, gestohlen und geplündert hatten, und in deren Gefolge ein verheerender Typhus auf der Insel ausgebrochen war, und als die geschmähten deutschen Räuber die Häuser zu löschen begannen, welche noch im letzten Augenblick von den Dänen angezündet worden waren, da drängten sich Weiber und Kinder heran, die kein Wort deutsch verstanden, und küßten ihren Befreiern die Hände! Die Wenigen, die fanatisch genug waren, noch immer an Dänemarks Größe und Macht zu glauben, begnügten sich, verwundert den Kopf zu schütteln und zu sagen: „Det havde jeg aldrig troet!" — (das hätte ich nie geglaubt!)



Durchmarsch des Pontontrains aus Jütland in Apenrade. (S. 126.)

Der glänzende Sieg der Preußen war mit faſt unglaublich erſcheinend geringen Opfern erkauft, und hatte ihnen nur einundſiebenzig Todte und dreihundert Verwundete gekoſtet, während die Dänen außer zweitauſend und fünfhundert Gefangenen gegen fünfzehnhundert Todte und Verwundete verloren hatten. Einzelne däniſche Abtheilungen waren ganz aufgerieben, ſo z. B. die Artilleriſten in den Strandbatterieen, das zehnte Regiment und eine Kompagnie des ſiebenzehnten Regiments, von welcher nur ein Offizier mit neunzehn Mann übrig blieb; der Reſt war — erſchlagen!

Die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel, war außerordentlich werthvoll; Oberſt Witzleben eroberte eine wohlgefüllte Kriegskaſſe; ſämmtliche Poſitionsgeſchütze, darunter noch ganz jungfräuliche gezogene Kanonen und eine Anzahl Feldgeſchütze mit voller Beſpannung, Munition, Brückenmaterial, achthundert Betten, Lazarethgegenſtände, bedeutende Holzquantitäten, Boote, Schiffe, Waffen aller Art wurden überall verlaſſen gefunden, und Jedermann ſah ein, daß Dänemarks Kraft gebrochen und erſchöpft ſei.

Wie groß und herrlich aber auch der erfochtene Sieg war, wie folgenſchwer er für die Entwickelung der deutſchen Flotte auch ſein mag, die jetzt in dem Dreieck des Apenrader, Flensburger und Höruper Hafens eine Poſition hat, wie die Welt keine zweite bietet, — und wie ſehr mich die endliche Demüthigung der Dänen begeiſtern mochte, — mein erſter Beſuch auf Alſen bot mir ſo troſtloſe Bilder der Verarmung und Verwüſtung, daß ich beklommenen Herzens von der ſmaragdgrünen Inſel Abſchied nahm, die mir aus meinen Jünglingsjahren wie ein unvergleichliches Paradies vorſchwebte, und mit Recht die Perle der Oſtſee genannt wird.

Ich erreichte den Sund gerade in dem Augenblicke, als ein Transport von Gefangenen auf Kähnen übergeſetzt wurde; am dieſſeitigen Ufer ſtanden Infanterie und Kavallerie und warteten auf die Maſchinen (zwei aneinandergefügte Pontons, die mit Brettern belegt ſind, damit Pferde und Geſchütze transportirt werden können), die ſie nach Alſen hinüberfahren ſollten. Es dauerte einige Minuten, bis die Boote mit ihrer ſchweren Ladung das Ufer erreichten, und ich hatte volle Muße, ein Dutzend däniſcher Offiziere zu muſtern, die gleichgültig umherſchauten und ſich im Grunde nicht viel aus ihrer Gefangenſchaft zu machen ſchienen. Es waren lauter junge Reſerve-Offiziere; einer von ihnen war ſicherlich nicht vier Fuß hoch und dabei abſchreckend häßlich, während ſeine Kameraden wie Handwerksburſchen oder Commis ausſahen, die man in Uniformen geſteckt hatte. Es fehlte ihnen jede Spur von militäriſchem Aeußern und Anſtand; ſie glotzten verwundert umher, kümmerten ſich nicht im Geringſten um ihre Leute, und gaben ſich ſogar Mühe, ein ſouveränes Lächeln zu heucheln, als ſie von einem Uhlanen-Offizier in Empfang genommen wurden. Nach und nach vermehrte ſich ihre Anzahl, und ich meine einige zwanzig gezählt zu haben, die auf requirirte Bauernwagen gepackt und von dem Uhlanen-Offizier zum Mittageſſen in Gravenſtein eingeladen wurden. Ein ältlicher Herr, der von den übrigen Major angeredet ward, machte einen ausnehmend angenehmen Eindruck; er war ein hübſcher Mann, dem man in jeder ſeiner Bewegungen den Gentleman anſah, er trat ernſt und würdig auf und kontraſtirte auffallend mit ſeinen jüngeren Schickſalsgefährten, von denen er übrigens eben ſo wenig erbaut zu ſein ſchien wie ich.

Als die Offiziere ſich entfernt hatten, muſterte ich die gefangenen Gemeinen. Sie ſahen beſſer und wohler aus als die, welche ich am 18. April transportiren geſehen hatte, was in ſofern kein Wunder iſt, als jene ein paar Monate in Trancheen, Laufgräben, Schanzen und auf Vorpoſten geweſen waren, während dieſe erſt vier Tage vor dem Feinde geſtanden hatten. Wenn ſie aber auch einen beſſeren Eindruck machten, und reiner und beſſer gekleidet erſchienen, ſo war der Totaleindruck, den ſie machten, doch ein höchſt kümmerlicher und betrübter. Die abſcheulichen Mützen, welche den franzöſiſchen nachgeäfft ſind, hatten mehr Aehnlichkeit mit Butterdoſen als mit militäriſchen Kopfbedeckungen, und was das Traurigſte war, ſie ſpielten in allen Schattirungen von ſchwarz, blau und grün, und hatten alle möglichen Formen von Schirmen. Die übrigen Uniformsſtücke waren den Mützen ganz analog und ſaßen ſo ſchlecht, daß ich dem preußiſchen Unteroffizier ganz recht gebe, der mir zuflüſterte: „Die Kerle ſind gewachſen wie ein Viertelpfund Tabak — oben und unten gleich dick, — aber gute Stiefeln haben ſie,“ fügte er hinzu, indem er auf einen breitſchultrigen Jüten deutete, der ein paar beneidenswerther rindslederner Stiefeln trug, die ihm bis an die Kniee reichten. Was mir beſonders an den Gefangenen auffiel, das waren die langen Haare, die bei Manchen in ſtrohgelber Fülle unter der Mütze hervorquollen und zu den bedenklichſten Folgerungen Veranlaſſung gaben, ſo daß ich mich nicht in ihre Nähe wagte.

„Sehen Sie mal die Schleswiger an,“ raunte mir ein Soldat zu, der bei dem Ueberſetzen der Truppen ſo thätig geweſen war, daß er das rohe Fleiſch in den Händen hatte, weßwegen er ſie mit Wegerigblättern kühlte — „ſehen Sie mal die Schleswiger an.“

Ich folgte der Richtung ſeiner Hand, und ſah einige hundert Gefangener, die wie auf ein verabredetes Zeichen die Mützen abnahmen und mit einem kühnen Riß die däniſche Kokarde entfernten; einen Augenblick betrachteten ſie den kleinen rothweißen Lappen, der zwiſchen Daumen und Zeigefinger ſitzen geblieben war; dann warfen ſie ihn zur Erde und brachten dem deutſchen Vaterlande ein donnerndes, weithinſchallendes, aus tiefſtem Herzen kommendes Hoch. Darauf ſtellten ſie ſich in Reih und Glied und marſchirten jubelnd und ſingend von dannen; die Dänen folgten ihnen und ſangen zu meinem unendlichen Erſtaunen die deutſchen Soldatenlieder, die ich ſeit 1848—1850 nicht wieder gehört, die aber damals von den Alpen bis zur Königsau ertönten, aus voller Kehle mit. Ob ſie verſtanden, was ſie ſangen? Gott im Himmel weiß es, ich nicht.

Ich hatte vorher mit ein paar Vollblut-Dänen ein Geſpräch angefangen gehabt und ſie nach der Urſache ihrer Niederlage gefragt, und da ſie mich für ihren Landsmann hielten, machten ſie aus ihrem Herzen keine Mördergrube, ſondern antworteten: „Unſere Offiziere taugen nichts, und wir haben es herzlich ſatt, uns für den Kopenhagener Pöbel todtſchießen zu laſſen, der an allem Unglück Schuld iſt und noch das ganze Land in's Elend ſtürzen wird.“ — „Und was haltet Ihr vom Könige?“ fragte ich. — „Nichts!“ war die lakoniſche Antwort; „er iſt ein Deutſcher und taugt nicht

zum dänischen Herrscher." Es war ein Glück, daß Lord Russel und seine spleenigen Parlamentsredner diese Aeußerung nicht hörten, sie würden am Ende „in a fit" gerathen sein, wenn sie vernommen hätten, daß die schöne Alexandra einen deutschen Vater hat.

Ich habe mich absichtlich über die Gebühr lange vor dem Alsen-Sunde aufgehalten, weil mir davor graut, im Geiste noch einmal die Tour zurückzulegen, die ich am 29. Juni über das Wasser und einen Theil der Insel gemacht; da aber kein Anderer für mich eintreten und erzählen kann, was ich gesehen habe, will ich mir Gewalt anthun und mein liebes Sonderburg schildern, wie es wenige Stunden nach dem Einrücken der Preußen aussah.

Ich fuhr mit einem Transport Soldaten in einem Fischerkahn über die spiegelklare Fläche des Sundes und stieg nach wenig Minuten in Sonderburg an's Land. Das Erste, was mir entgegenstarrte, waren schwarze Ueberreste eingeäscherter Häuser; wohin ich blickte, sah ich nichts als trostlose Ruinen; an einem stehengebliebenen Giebel las ich: Claussen junior. Die Buchstaben waren vergoldet und funkelten im Sonnenschein, während das Haus, das sie einst geziert, in Trümmern lag. Ich bog rechts ein und wanderte durch eine lange Straße, in der auch nicht ein einziges Haus stehen geblieben war; als ich an einen tiefen Laufgraben kam, der die Straße durchschnitt, stieß ich auf preußische Soldaten, die noch damit beschäftigt waren, ein Haus zu löschen, das vor wenig Stunden von den Dänen angezündet worden war. Um die Leute in ihrer Arbeit nicht zu stören, und weil mich das monotone Bild der Verwüstung anwiderte, bog ich von der Straße, die längs des Wassers führte, links ab und schlug den Weg nach dem Rathhause ein; überall dasselbe Bild! Selten daß ein Haus nicht niedergebrannt oder durch Kanonenkugeln der Erde gleich gemacht war; wo eine kleine Baracke verschont geblieben, fehlten sicherlich alle Fensterscheiben, die Hausthür stand offen und die total ausgeräumten Häuser waren auf das Unbeschreiblichste beschmutzt. Ich bog bald rechts bald links ein, aber wohin ich den Blick wandte, begegnete ich der unbeschreiblichsten Verwüstung; in einer breiten Straße waren nur einige Wohnhäuser zerstört; die übrigen hatten weiter keinen Schaden gelitten, als daß die Fensterscheiben zertrümmert waren. Neugierig zu sehen, ob die Häuser im Innern Schaden gelitten, trat ich in das erste beste hinein und durchstöberte es von oben bis unten. In den Fenstern standen einige Blumentöpfe; auf dem Kochheerde stand ein gestrickter Kinderschuh. Sonst war in dem ganzen geräumigen Hause nicht die Spur von Möbeln und Kleidungsstücken zu finden. Selbst die Oefen waren niedergerissen, und von einem eingemauerten eichenen Wandschranke waren die Thüren gewaltsam erbrochen. Ich ging von Haus zu Haus und traf überall dasselbe Bild der trostlosesten Verwüstung; in einem großen zweistöckigen Eckhause lagen sieben oder acht wachstuchene Schifferhüte auf dem Boden umher; die Zimmer und Treppen waren so voll Unrath, daß es kaum denkbar ist, daß Menschen und gar disziplinirte Soldaten so vandalisch gehaust haben können. Mein Weg führte mich nach dem Rathhause, das schrecklich zerschossen und fast ganz von den Flammen verzehrt war; es machte einen wehmüthigen Eindruck, aus dem Giebelfenster der verschont gebliebenen Apotheke die schleswig-holstein'sche, österreichische und preußische Flagge wehen zu sehen, und ich erschrak beinahe, als ich ein menschliches Wesen hinter dem Fenster in der Apotheke sah. Seit einer Stunde war ich wie ein Träumender zwischen Ruinen und verlassenen Wohnhäusern umhergegangen, ohne auch nur einen einzigen Einwohner gefunden zu haben, und es kam mir fast geisterhaft vor, inmitten des Trümmerhaufens einen jungen Mann zu sehen, der unter den lustig flatternden Fahnen der Heimat und ihrer Befreier Dekolte für seine leidenden Mitmenschen bereitete. Neugierig, ob der Apotheker der einzige Sonderburger sei, dessen ich ansichtig werden könnte, schlenderte ich weiter Straße auf, Straße ab; ich ging in kleine einstöckige Häuschen und in große reich aussehende Gebäude, schritt über Laufgräben und stolperte über Barrikaden; mein Fuß stieß gegen leere Tornister und zerbrochene Gewehre —, aber es war wie ausgestorben, in keinem Hause war ein Tisch, ein Stuhl, eine Bank —, Nichts, Nichts zurückgeblieben; Alles, sogar Fußböden und Thüren waren stellenweise ausgerissen und fortgeschleppt. Endlich begegneten mir Soldaten des fünfzehnten Regiments. Sie hatten im Pastorate einen gestickten Lehnstuhl gefunden und erboten sich, mich hinzuführen, wenn ich ihnen einen Schluck Wein aus meiner Flasche geben wollte. Die armen Schelme führten nichts als Commiszwieback bei sich und konnten vor Abend keine Rationen fassen. Ich theilte meinen Vorrath mit ihnen und folgte ihnen in das Pastorat, es war aber bereits so mit neugierigen Soldaten angefüllt, die alle den Lehnstuhl sehen wollten, daß ich unverrichteter Sache wieder umkehrte, und von Neuem meine Wanderung begann. In der Nähe des Schlosses, in einem alten, halb abgetragenen Thurme, der in alten Zeiten als Wartthurm gedient zu haben scheint, saßen zwei Aerzte und berathschlagten, wie sie es anfangen sollten, Erfrischungen für die Verwundeten herbeizuschaffen. „Woran fehlt es?" fragte ich. — „An Allem, besonders aber an Trinkgeschirren; wir können den Unglücklichen nicht einmal einen Trunk Wasser geben!"

Ich versprach mein Möglichstes zu thun, und ging nach dem entgegengesetzten Theile der Stadt, in welchem ich die Häuser äußerlich weniger beschädigt fand; nachdem ich aber zwei oder drei durchsucht und die Entdeckung gemacht, daß dänische Soldaten hier auf dem Fußboden umhergelegen, schlug ich ein Kreuz und eilte weiter. Die Häuser waren in einer Weise zugerichtet, die jeder Beschreibung spottet! —

Fast am äußersten Ende der Straße fand ich eine Frau mit einem Wassereimer in der Hand; ich folgte ihr in's Haus und sah zu meinem Erstaunen, daß sie Kaffeebohnen gemahlen hatte und im Begriffe stand, für ihren Mann und ihre halberwachsene Tochter Frühstück zu bereiten. Auf meine Frage, seit wann sie zurückgekehrt sei, erhielt ich zur Antwort: „Vor einer Viertelstunde!" Die brave Frau besaß einen beneidenswerthen Humor, denn sie lachte fortwährend, wenn ihr Mann, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, über die Plünderung seines Hauses lamentirte. Und doch konnte er, nach dem, was ich in andern Häusern gesehen, ganz zufrieden sein; denn er hatte einen Tisch und eine Bank nebst ein paar Tassen und einen Theekessel gerettet. Ich wollte mit ihm politisiren, kam aber an den Un-

Empfang entlaſſener ſchleswig'ſcher Soldaten in Hadersleben. (S. 135.)

Kirche in Alpen. (S. 143.)

rechten. „Sprechen Sie mir von den ..... Hunden nicht," rief er, mit den Füßen stampfend; „sehen Sie, wie Alles hier in Sonderburg aussieht!" Die Frau winkte mir mit den Augen, geduldig zu warten, bis der Kaffee fertig sei; ich trank eine Tasse, warf ein paar Schillinge auf den Tisch, und hörte im Weggehen ein lautes Geschrei; als ich umkehrte, um mich nach der Ursache der schnell aufeinanderfolgenden Ausrufe zu erkundigen, erfuhr ich von der Tochter, daß Mutter und Vater sich um den Besitz der Hamburger Schillinge stritten, die ersten, die sie seit vierzehn Jahren gesehen! Ein lautes Gelächter überzeugte mich, daß die Frau den Sieg davon getragen habe, und befriedigt wanderte ich weiter, um die Laufgräben außerhalb der Stadt und das Dorf Kjär zu besuchen. Auf meinem Wege dahin kam ich durch den höher gelegenen Theil von Sonderburg, der durch die Kanonade weniger gelitten und ganze Straßen aufzuweisen hatte, in denen kein Haus beschädigt war. Die Straßen waren von einziehenden Truppen so angefüllt, daß ich es vorzog, keine Untersuchungen über das Innere der Häuser anzustellen, sondern geraden Wegs in's Freie zu gehen, um mich auf dem Kampfplatze umzusehen.

Es war ein trostloser Spaziergang! In den Schanzen standen noch die eroberten Geschütze; neben ihnen lagen die Kanoniere mit klaffenden Kopf- und Brustwunden; vor einer Schanze sah ich einen Preußen liegen, der gerade auf eine Kanone zugelaufen sein und auf wenig Schritte Entfernung die ganze Kartätschenladung in die Brust bekommen haben mußte. In und hinter den Laufgräben lagen die Leichen der gefallenen Dänen, theilweise gräßlich verstümmelt; einige hatten noch im Hinfallen ihr Gewehr umklammert und lagen mit gläsernen Augen auf dem Rücken, als wenn sie schliefen. Je weiter ich nach Rönhof und Kjär kam, desto mehr Spuren des Kampfes stießen mir auf, und wenn auch das Gesammtbild kein so entsetzliches war wie das vom Oeverseer Schlachtfelde, so war es doch so ernster und erschütternder Art, daß ich nach einem flüchtigen Ueberblicke zurückeilte und Gott dankte, als ich meinen Fuß wieder auf das Festland von Schleswig setzen konnte. Brandstätten, Typhus, Ungeziefer und Leichengeruch vereinigten sich, um das zauberisch schöne Alsen zu einem Orte des Schreckens zu machen; möge der allmächtige Gott sich der herrlichen Insel erbarmen und den hartgeprüften Einwohnern mildthätige Herzen zuwenden, die ihre bittere Noth durch Liebesgaben lindern!

Noch zweier Fakta muß ich erwähnen, ehe ich vom Sundewitt und Alsen Abschied nehme; zweier Fakta, die ein ernstes Licht auf den Charakter der dänischen Kriegsführung und der ganzen dänischen Nation werfen, und ich erwähne ihrer in der ganz bestimmten Absicht, um sie dem Zorne und der Verachtung der civilisirten Welt preis zu geben. Diese Thatsachen sind Folgende.

Als der Krieg unvermeiblich erschien, und als die Preußen und Oesterreicher in Holstein einrückten, requirirten die Dänen eine Menge Wagen, die vorläufig nach der Stadt Schleswig kommandirt wurden, um Kriegsfuhren zu thun. Ich will gegen diese Maßregel nichts einwenden, weil sie durch die Verhältnisse geboten war, und weil die dänische Armee ohne einen bedeutenden Fuhrpark nicht existiren konnte. Mit der Retirade nach Alsen änderten sich aber die Verhältnisse, und es war durchaus unmotivirt, daß das General-Kommando der dänischen Armee fünfhundert zweispännige Wagen, die bereits zwei Monate lang in Eis und Schnee kampirt hatten, nach der Insel hinübernahm, wo hinreichendes Fuhrwerk vorhanden war, um auf den kurzen Entfernungen von Hörup-Haff bis nach Sonderburg den Proviant für die Truppen herbeizuschleppen. Die einzige Entschuldigung, welche das General-Kommando geltend machen konnte, war die, daß es unklug sein würde, den feindlichen Truppen Fuhrwerke zur Disposition zu stellen, und die Knechte, welche einen genauen Einblick in die Lage der Dinge auf Alsen gethan hatten, in das Hauptquartier der Preußen und Oesterreicher zu entlassen. Die Fürsorge für die eigene Armee mußte natürlich maßgebend sein, und man kann den Dänen keinen Vorwurf machen, wenn sie selbst auf Kosten Anderer ihr eigenes Wohl zu fördern suchten. Aber weiter hätten sie auch nicht gehen sollen. Sie hätten für die Bauern und Pferde, die sie gewaltsam mitgenommen hatten, sorgen müssen; es war ihre heilige Pflicht — Politik, Klugheit und Menschlichkeit geboten ihnen, die schleswig'schen Bauern wenigstens auf gleichen Fuß mit ihren Soldaten zu stellen, und den Pferden Stallungen und Rationen anzuweisen.

Statt dessen ließen sie die Bauern zu Skeletten abmagern, und mißhandelten sie auf die niederträchtigste Weise; sie zwangen sie, monatelang im Freien mit ihren Thieren zu kampiren und gaben ihnen weder Decken noch Kleidung, ja kaum einmal Stroh, um sich gegen das Unwetter zu schützen; wo es eine gefährliche und mühsame Arbeit zu verrichten gab, da mußten die Bauern Hand anlegen: bei dem Löschen der von den Preußen bombardirten Stadt, bei dem Retten der auf dem Schlachtfelde verwundeten Dänen. Die angestellten Fuhrwesens-Kommissäre schlugen, stießen, höhnten, betrogen und beschimpften die deutschredenden Schleswiger Bauern auf wahrhaft brutale Art; die Soldaten nahmen ihnen die ohnedieß nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Pferde und jagten sie unbarmherzig zu Tode. Wurde ein Bauer oder ein Pferd krank, so dachte Niemand daran sich ihrer zu erbarmen, und es starben, — wenn ich mich nicht irre — sieben kräftige junge Bauernsöhne unter den erduldeten Mißhandlungen, während ein großer Theil für immer seine Gesundheit einbüßte. Daß Wagen und Pferde mit geringen Ausnahmen zu Grunde gerichtet wurden, versteht sich von selbst.

Als endlich Alsen von den Preußen erobert wurde, und somit die schleswig'schen Kriegsfuhren in die Heimat zurückkehren durften, waren sie in einem so jämmerlichen und über alle Maßen trostlosen Zustande, daß selbst den Hartherzigsten die Augen übergingen über den jammervollen Anblick. In zerrissene dänische Mäntel gehüllt, das Hemd am Leibe verfault, seit Monaten nicht gewaschen und gekämmt, voll ekelhaften Ausschlags und mit Ungeziefer besäet, abgemagert, schwach und elend saßen die Bauern auf ihren Wagen, denen oft zwei Räder fehlten, die durch untergebundene Stangen ersetzt waren, — und trieben ihre elenden, lahm und blind gewordenen, mühsam sich fortschleppenden Pferde der Heimat zu. Die kühnste Phantasie würde nicht ausreichen, um sich ein vollständiges Bild des über die Maßen traurigen Anblickes zu geben; ja selbst eine nach dem Leben aufge-

nommene Zeichnung würde den Schmutz, das Ungeziefer, das Röcheln der Pferde, den schwindsüchtigen Husten der Bauern nicht wiedergeben, und somit nur höchst unvollständige Konturen der Opfer dänischer Tyrannei enthalten können.

Wenn wir aber sehen, daß die Oesterreicher und Preußen die in Jütland, also in Feindesland requirirten Knechte und Pferde mit Allem versorgen, was zu ihrem Lebensunterhalte nöthig ist, so erscheint das Benehmen der Dänen den „lieben Schleswigern" gegenüber, denen sie fortwährend von den Segnungen einer Union mit Gammeldanmark und von den deutschen Räuberhorden gesprochen haben, eben so dumm wie niederträchtig.

Die zweite Thatsache, deren ich erwähnen wollte, ist folgende.

Sonderburg gegenüber, oder vielmehr von Sonderburg nach dem Festlande von Schleswig, war eine Reihe von Höllenmaschinen in das Meer gesenkt worden, die so konstruirt waren, daß Glasröhren einige Zoll über das Wasser emporragten. Sobald ein Schiff, Boot oder anderer fester Körper gegen eine solche Röhre stieß und sie zerbrach, explodirte die Höllenmaschine und schleuderte mit furchtbarer Gewalt das Wasser, und Alles was sich in der Nähe befand, dreißig bis vierzig Fuß hoch in die Luft.

Das Geheimniß war so gut bewahrt worden, daß im preußischen Hauptquartier Niemand etwas von der Existenz dieser unterseeischen Minen ahnte. Als daher die Insel genommen war und der Transport der Gefangenen und Verwundeten nach dem Festlande begann, war es reiner Zufall, daß sie nicht gerade an der Stelle übergesetzt wurden, wo sie unfehlbar bis auf den letzten Mann in Stücke gerissen worden wären. Es war daher eine Perfidie und Grausamkeit sondergleichen, daß die Dänen es darauf ankommen ließen, ob ihre eigenen Verwundeten und Gefangenen in Atome zerrissen werden würden, oder nicht; ja, es war eine gränzenlose Gemeinheit sogar gegen die Preußen, das Vorhandensein der Minen zu verheimlichen, weil der Zweck, eine Landung auf Alsen zu verhindern, ja doch nicht mehr erreicht werden konnte, große Transporte von preußischen Soldaten nicht mehr stattfanden, und höchstens einzelne Boote zur Zeit hin- und herfuhren. Mit welchem Gefühle die gefangenen dänischen Offiziere in Gravenstein das Diner eingenommen haben mögen, das ihnen von dem Prinzen Friedrich Karl vorgesetzt wurde, während sie jeden Augenblick erwarten konnten, daß eine Explosion ihren ritterlichen Wirth sammt Hunderten ihrer eigenen Verwundeten in die Luft sprengen würde, das vermag nur ein dänisches Gemüth zu beurtheilen. Wir Deutsche wenden uns voll Ekel und Abscheu von einer Nation ab, die solcher Gemeinheiten fähig ist.

Die Minen wurden durch einen Zufall entdeckt. Ein Fischerboot trieb gegen eine Glasröhre und ward hoch in die Luft geschleudert; Fischer in einem anderen Boote bemerkten die Glasrohre, machten den Preußen davon Anzeige, und nach einer halben Stunde wurden sie durch einen Strick, den man von Alsen nach dem Festlande über das Meer legte und gewaltsam gegen sie anschlagen ließ, zerstört. Die Minen explodirten, ohne den geringsten Schaden gethan zu haben, und dem edlen Volke von Kopenhagen ward die Freude genommen, interessante Berichte über die Verstümmelung und Vernichtung harmloser Reisender oder eigener Landeskinder zu lesen.

Apenrade.

Der Weg von Flensburg nach Apenrade trägt ſchon einen entſchieden anderen Charakter, als die ſüdlich von Flensburg führenden Chauſſeen und Landſtraßen. Das Land wird flacher, die Knicke ſind niedriger und häufig ganz unbewachſen, die Kirchen haben ihren eigenthümlichen „nordſchleswig'ſchen" Typus, nur Klipplev, das ehemalige Klyppälöf, ein reizend gelegenes Dorf, macht mit ſeiner hübſchen Kirche eine Ausnahme von den übrigen nordſchleswig'ſchen Kirchen; das Innere des ehrwürdigen Gotteshauſes iſt mit einer ſchönen Orgel geziert und enthält Begräbniſſe der von Ahlefeld'ſchen Familie, die, ähnlich wie die Rumohrs, Buchwalds und Rantzaus in früheren Jahrhunderten im Norden Schleswigs zahlreich vertreten waren, während ſie jetzt ausſchließlich im Süden dieſes Herzogthums und in Holſtein begütert ſind. Auffallend iſt es, wie Kühe und Schafe nicht mehr frei umher gehen, ſondern an einem Strick feſtgemacht werden oder in einem Joche, das ſie am Umherſpringen und Klettern verhindert, ſpazieren; die Haide, von häufigen Torfmooren, Teichen und Sümpfen unterbrochen, fängt an den Reiſenden zu langweilen; engſpurige Wagen, deren Räder nach innen gebogen ſind, kleine, miſerable Gäule und Bauern in Holzſchuhen begegnen Einem öfter, als Einem lieb iſt, und die Bauernwirthshäuſer haben den reinlichen Anſtrich verloren, der Einem im Süden ſo wohl thut. Es iſt der Uebergang vom ſächſiſchen zum jütiſchen, vom offenen, ehrlichen, gemüthlichen zum „ſwinepolit'ſchen", der gänzliche Mangel an Schönheitsſinn und liebenswürdigem Luxus; es iſt das träge Weſen der Menſchen, die Einförmigkeit der kahlen, flachen Ebene, das widerliche Plattdäniſch, der geringere Wohlſtand und der mürriſche, unliebenswürdige Charakter von Männern und Frauen, die Jedem, der ein offenes Auge hat, den Unterſchied zwiſchen Nord- und Südſchleswig empfinden laſſen.

Ich habe den Weg nach Apenrade zu allen Jahreszeiten zurückgelegt; im Frühjahr, wenn das junge Grün die langweilige Ebene ſchmückte; im Sommer, wenn der Buchweizen auf friſch aufgebrochenen Haideſeldern blühte, und im Winter, wenn unendlicher Schnee die Straße bedeckte, und Italiener und Ungarn die Munitionskolonnen nach Jütland eskortirten; aber Sommer und Winter habe ich den Eindruck nicht los werden können, daß die Landſchaft das non plus ultra von Langeweile iſt. Sie iſt flach genug, um einen deſperat zu machen, obgleich, wenn man nach langem Fahren glaubt, daß man endlich an einen Punkt kommen wird, wo Füchſe und Wölfe ſich gute Nacht ſagen, man durch einen hübſchen Wald, ein niedliches Dorf, oder einen Blick auf das Meer enttäuſcht wird, — Punkte, die zu der Gegend paſſen, wie ein goldener Treſſenhut zu dem Anzuge eines Taglöhners. Selbſt als ich einen unendlichen Zug von Weinfäſſern ſah, die, mit Ungarwein gefüllt, von der Kaiſerin von Oeſterreich ihren prächtigen Truppen geſchickt wurden, konnte ich mich nicht in eine poetiſche Stimmung verſetzen; die Huſaren, die faſt immer tändeln und lachen, blickten ernſt und langweilig drein; die Italiener hatten ſich in Decken gewickelt und ſuchten hinter den Ochſoſts Schutz gegen Sturm und Schnee, und der Rauch, der aus den Dörfern emporſtieg, roch ſchon von weitem ſo ſehr nach Torf, daß ich weder Eljen noch Evviva rief, ſondern, im Herzen wegen der ſcheußlichen Gegend um Verzeihung bittend, die Gäule antrieb und Apenrade zu erreichen ſuchte.

Seit einigen Monaten iſt die Eiſenbahn von Flensburg nach dem rothen Kruge vollendet, und wer Vergnügen daran findet, mit dieſer Bahn, die gewiß einzig in ihrer Art iſt, zu reiſen, erlebt Dinge, die des Aufzeichnens werth ſind. Man ſteigt am Hafen in Flensburg ein und fährt eine gute Strecke nach Süden, anſtatt nach Norden; hat man eine Viertelſtunde über dieſe Verwechslung der Magnetnadel nachgedacht, ſo ſagt einem die Lokomotive Lebewohl, und der Zug bleibt kürzere oder längere Zeit auf freiem Felde ſtehen, um ſich von der gehabten Anſtrengung zu erholen. Iſt dieß geſchehen, und hat die Geduld der Reiſenden den höchſten Punkt erreicht, ſo fühlt man plötzlich einen Stoß, hört Kettengeraſſel, engliſches Schimpfen und däniſches Lachen, und kann dann wieder einige Minuten lang die troſtloſe Gegend anſtaunen, bis ein verunglückter Verſuch, durch die Dampfpfeife ein Zeichen zu geben, die Ueberzeugung in uns wach ruft, daß die Reiſe jetzt endlich vor ſich gehen wird. Die Lokomotive ſetzt ſich auch wirklich in Bewegung; ſtatt vorwärts zu gehen, geht ſie aber rückwärts und ſchiebt den Zug auf das rechte Geleiſe. Nach ſo viel Mühe muß wieder eine Pauſe eintreten; die Drehſcheiben müſſen in Ordnung gebracht werden, der Ingenieur muß einen Toddy trinken, und warum auch nicht? er iſt ja ein freigeborener Sohn Albions, dem kein Menſch etwas zu befehlen hat, — auf der Graskoppel rechts von der Eiſenbahn hat ſich eben ein Schaf an ſeinem Strick erhängt, und das Schauſpiel muß bis zum Finale mit erlebt werden; der Kondukteur muß mit einem enragirten Dänen ein paar Gloſſen über den „großen Räuberhauptmann" (Seine Majeſtät den König von Preußen) machen, und wer nicht ſitzen bleiben will, der kann ja ausſteigen, gezwungen wird Niemand — hier iſt free country — und um das zu beweiſen, läßt der Ingenieur den Zug abermals zweihundert Schritte zurückgehen. Ein Stündchen iſt angenehm verſtrichen; endlich wird es doch Zeit, die Pfeife ertönt, und langſam zum Verzweifeln ſchnarcht die Lokomotive durch die Haide, die hier noch langweiliger iſt als rechts und links von der Chauſſee. Eine halbe Stunde hat die Freude der Reiſenden gedauert, da heißt es Halt! die Lokomotive muß Waſſer einnehmen; ein paar flachshaarige Bauernburſche ſtehen neben einer hölzernen Pumpe, grinſen dem Engliſhman zu und

lassen das Wasser in den Schlauch laufen. Es sind keine sizilianischen Wasserträger, diese torfmoorerzeugten Ritter des Holzschuhs; ihre Kehle hat noch keinen Triller gesungen, ihre Mienen haben nie von Leidenschaft geglüht, ihre Hand kennt nicht den Griff des Stiletts, ihre ungewaschenen Fäuste haben nicht die Zither gerührt. „Buchweizengrütze" ist das Schild,

Der Mägdemarkt in Ripen. (S. 145.)

das die Natur jedem von ihnen vor den Bauch geschrieben, und Kautabak ist die Würze ihres Sumpflebens. Gottlob, daß die Maschine Wasser gefaßt hat; noch fünf Minuten, und ich würde mit einer fetten Wittwe angebunden haben, die eine Windmühle in Erbpacht hat und den Ehestand als den Inbegriff aller Freuden schildert. Sie nennt das Leben

einen süßen Traum und beklagt es, daß ihr Seliger so früh geschieden ist; Gottlob, sage ich, denn sie macht Kalkutenaugen und seufzt. — Wir fahren weiter, — im elenden Hundetrabe natürlich — durch die trostloseste Oede und Ebene; rechts Haide, links Haide, vor uns, hinter uns Haide und über uns ein Himmel voll Regenwolken, die in langen weißen Streifen zur Erde hängen. Hin und wieder trauert ein Kornfeld, in der Haide stehen Kühe und Schafe wie Tirailleurs, die auf den Augenblick warten, wo der halbnackte Hirtenknabe vor dem Regen in ein Sandloch hineinschlüpfen wird; dann attakiren sie das Roggenfeld und fressen sich satt; an einer Barrière sind Kutscher und Pferde eines Torfwagens eingeschlafen; der Zug rollt so langsam vorüber, daß sie nicht erwachen, nur die Peitsche fällt dem Bauern aus der Hand und er schnarcht um eine Oktave tiefer.

Anderthalb Stunden hat die Reise gedauert, und im schlaftrunkenen Zustande macht die Lokomotive vor dem rothen Kruge Halt. Das Ziel ist erreicht; wer aussteigen will, kann es thun; wer sitzen bleibt, fährt nach Flensburg zurück. Der rothe Krug ist der nördlichste Endpunkt der sogenannten schleswig'schen Eisenbahn; bis hieher fahren die Kranken, Rekonvaleszenten und Maroden der Oesterreicher und Preußen, die in Jütland stehen; täglich kommen ganze Transporte an, und unendlich ist der Sprachwirrwarr, der auf der öden Haide laut wird. Italiener, Ungarn, Polen, Deutsche, Dänen, Raizen, Serben, Böhmen, Windische, Littoraler, Dalmatiner, Christen, Juden und Zigeuner, Junge und Alte, Große und Kleine, Reiter und Infanteristen, Lustige und Traurige stehen zu Hunderten umher und warten mit Ungeduld auf den Augenblick, wo sie in einem deutschen Lazarethe Pflege und Erquickung finden werden. Der hat den Arm in der Binde, jener trägt ein Tuch über die Augen, diesem sind die Drüsen geschwollen, jener humpelt in Pampüschen weiter, alle sind krank und elend; aber alle schwatzen und gestikuliren, viele von ihnen haben die Tapferkeitsmedaille auf der Brust, alle haben für Deutschlands Ehre und Deutschlands Recht gefochten, und Aller Augen sind auf den Korb jener alten Hexe gerichtet, der mit Kuchen und Branntweinflaschen gefüllt ist. Wie kann man Gott für die Befreiung Schleswig-Holsteins und die Erlösung von der Eisenbahn besser danken, als durch eine Gabe an die kranken Krieger? Das alte Weib schreit Zeter und Mordio, weil ihre Kuchen nach allen Richtungen der Windrose fliegen, weil die Schnapsflaschen im Umsehen geleert sind, aber ein Thaler heilt ihren Schmerz; sie hat mehr Vorrath, die Kranken schnalzen mit der Zunge und sehnen sich nach einem zweiten Trunk, — einer Cigarre, und wenn man ihnen endlich gute Reise wünscht, lächeln Einem die kranken Gesichter vergnügt entgegen. Man muß sich aber eilig aus dem Staube machen, denn die Aerzte poltern und schelten, sprechen von „Rückfall" und „Verschlimmerung des Zustandes", und würden, wenn es möglich wäre, den Schnaps, der jenen so wohl gethan, wieder auspumpen, ehe er in das Blut übergeht.

Der rothe Krug ist mir seit 1848 in steter Erinnerung geblieben; denn hier auf der Haide habe ich mit fünftausend Mann drei volle Wochen — nichts gethan! Es war im hohen Sommer; die Sonne ging eigentlich gar nicht unter, denn es blieb Nacht und Tag gleich hell, an Vergnügungen und Unterhaltungen war nicht zu denken, und die einzige Abwechslung, die in das monotone Leben hineinzubringen war, bestand darin, daß man Maulwürfe fing; wer hiemit nicht umzugehen wußte, mußte schlafen oder sein Gewehr putzen, und wer auch dieß nicht konnte, verlor den Verstand. Ich mache deßwegen dem Prinzen J. v. G., dessen Familie in den letzten Jahren so eigenthümliche Schicksale erlebt hat, auch gar keinen Vorwurf darüber, daß er ein Paket mit dem Telegraphen schicken wollte. Als ich ihm sagte, daß die Sache mit Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, antwortete er: „Sie schicken doch Briefe mit dem Telegraphen, warum sollten sie denn nicht auch Pakete besorgen, wenn sie wissen, daß es Eile damit hat." Da der Prinz vor Kurzem als Diplomat verwendet wurde, hoffe ich, daß die schädlichen Einflüsse des Stilllebens vor dem rothen Kruge durch die Zeit geheilt sind.

Warum der rothe Krug eigentlich der rothe Krug heißt, weiß ich nicht, denn so lange ich ihn gekannt habe, war er schmutzig gelb; mag er aber aussehen wie er will, — man kann jetzt mit der Post befördert und nach Apenrade expedirt werden, und dieß ist jedenfalls eine Errungenschaft, die nicht hoch genug anzuschlagen ist, besonders da die Post einen reizenden Weg durch prächtige Buchenwälder und zwischen den anmuthigsten Hügeln einschlägt, die einen wieder an Angeln und das Sundewitt erinnern. Die Grenze der scheußlichsten Haide und der wundervollsten Buchenhaine ist eine so scharfe, daß man eigentlich urplötzlich in ein Eldorado versetzt wird, so daß uns das Stündchen, das wir unter den lustigen Klängen des Posthorns zurücklegen, mit den Martern der Eisenbahn vollständig aussöhnt.

Man darf aber nicht mit den Erwartungen nach Apenrade kommen, die ein schwärmerischer Sohn dieses Städtchens in meiner Brust erweckt hatte, indem er mir von der unbegreiflichen, mit Neapels Schönheit konkurrirenden Pracht seiner Vaterstadt erzählte, denn diese ist in der That unter Null. Die kleinen, staffelförmig gebauten Häuser sehen in den krummen Straßen noch melancholischer aus, Pflaster und Trottoir sind ebenso schlecht wie ihre Brüder in Schleswig; freundliche Häuschen, die Einem ein Willkommen entgegenlachen, sucht man vergebens, und wäre das Meer mit seinen laubgekrönten Ufern, und — der Galgenberg nicht da, so wäre es in Apenrade nicht zum Ertragen. Von diesem Berge, auf den in den guten alten Tagen jeder Vater der Stadt Anspruch machen konnte, wenn er sich mit den Landesgesetzen brouillirt hatte, der aber heute statt mit einem Galgen mit Brombeeren und Schleedornen geziert ist, hat man eine außerordentlich schöne Aussicht auf den Meerbusen und die terrassenförmig aufsteigenden Ufer. So sehr ich die Natur bewundere, und so reizend ich die Umgebung von Apenrade finde, zu dem Ausrufe: „Apenrade sehen und dann sterben!" habe ich mich nicht emporschwingen können. Selbst als ich den unendlichen Zug heimkehrender Pontons durch die Straßen ziehen sah, konnte ich mich nicht des Lebens freuen; denn die Boote kehrten aus Jütland zurück, wo sie den Uebergang nach Fühnen hatten erleichtern sollen, und die kleinen jütischen Pferde fielen und stolperten auf dem glatten Straßenpflaster, die preußischen Wachen fluchten und lärmten, die Jütländer peitschten und knallten, die Spießbürger blickten

gaffend drein — und ich würde es viel lieber gesehen haben, wenn die Pontons nach Fühnen als zurück nach Schleswig gegangen wären.

Das Städtchen ist auf einen Klumpen zusammengedrängt, die Straßen laufen in allen möglichen Krümmungen bergauf und bergab, abscheuliche Bauern in Holzschuhen bringen ihren Torf zu Markt, dänisch-redende und denkende Zimmerleute arbeiten auf der Schiffswerfte, und die Bürger, die sich durch ihren lebendigen Patriotismus auszeichnen, versitzen den größten Theil ihrer Zeit im Hotel de Vos oder der Stadt Hamburg und treiben bis in die späte Nacht Politik. Ein sonntägliches, vergnügtes Feiertagsgesicht kann Apenrade, meiner Meinung nach, nie zeigen, und nirgends in der Welt würde ich schwerer einen Barometer vermissen als hier; denn so oft ich in Apenrade gewesen bin, hat es geregnet und geweht, und als ich neulich zu Anfang der Hundstage durchkam, sah ich einen ungarischen Offizier im Pelz zu Tische gehen und hörte ihn über Kälte klagen.

Feuchte Wiesen und Felder stoßen überall an die Stadt an, die rauhen Ostwinde können ungenirt ihr Spiel treiben, die Vorstädte sind mit kleinen, schief und krumm angelegten Häuschen angefüllt, in denen das dänisch-deutsche Kauderwelsch gesprochen wird; alte, verbissene Matrosen, die in früheren Zeiten auf dänischen Kriegsschiffen gefahren und jetzt auf einen morschen Kahn reduzirt sind, lungern verdrießlich umher, und Deutsch und Dänisch steht sich so kraß gegenüber, daß selbst der Durchreisende von der ungemüthlichen Stimmung ergriffen wird. Mein Unglücksstern brachte mich vor einigen Tagen mit einem aus der dänischen Armee entlassenen Schleswiger zusammen, der mit mir dinirte und mir erzählte, daß er in der Uniform eines bei Düppel erschossenen Seeländers stecke. Zum Beweis zog er den Rock aus und ließ mich das von Menschenblut geröthete Unterfutter seines Rockes sehen. Da gerade in demselben Augenblick Rostbeef auf den Tisch kam, aus dem das Blut hervorquoll, als ich die Gabel hineinsteckte, bedankte ich mich für mein Diner, und kaufte von zwei Weibern der Insel Fanöe Klippfische, die ich aber wegen ihres unerträglichen Geruches nicht essen konnte; ein daneben stehender jütländischer Bauer schien sie dagegen mit besonderem Wohlgefallen zu betrachten.

Von der alten Geschichte Apenrades ist mir wenig bekannt, nur das weiß ich, daß es schon 1257 drei Häringe im Wappen führte, was wohl nur von boshaften Seelen als Beweis für häufigen Katzenjammer der braven Urväter angesehen werden kann; ich, der ich immer die beste Seite einer Sache hervorsuche, glaube in den Häringen zu lesen, daß Apenrade vor sechshundert Jahren ebenso langweilig gewesen ist wie heute; denn wer sich unter den vielen Geschöpfen dieser Erde gerade das unpoetischste zum Wappenschmuck aussucht, der beweist, daß er des „Lebens Deutung nicht erkannt". Was ich sonst noch von Apenrade weiß, hat einen melancholischen Anstrich. 1429 wurde die Stadt von den Holsteinern und Hanseaten erobert; 1524 waren es die biederen Lübecker, die im Bunde mit dem dänischen König Friedrich II. die Stadt überfielen und hart mitnahmen; 1576 brannte über die Hälfte der Stadt nieder; 1610 ging sie abermals in Flammen auf; 1611 brannten zur Abwechslung 366 Häuser; 1629 kam die Pest über die Bürger; 1669, 1679, 1680, 1694 und 1707 wütheten starke Feuersbrünste, so daß es im Grunde genommen ein Wunder ist, daß die Stadt überhaupt wieder aufgebaut wurde. Einer dieser unermüdlichen Wiedererbauer hat Zehren geheißen, und zum Beweis dessen über seine Hausthüre schreiben lassen:

„Mögen Manche mich auch beneiden,
Was Gott mir gibt, müssen sie leiden."

Zehren.

Der brave Mann scheint, nach diesem Wahlspruche zu urtheilen, mit weltlichen Gütern gesegnet gewesen zu sein, und da dieß nach der Meinung der Welt ein besonderes Verdienst ist, will ich hoffen, daß ich ihm noch im Grabe zu Orden und Titel verholfen habe, indem ich seiner rühmend erwähnte. Auffallend ist es mir übrigens gewesen, in Apenrade ziemlich viele alte deutsche Inschriften auf den Häusern zu finden, während ich keine einzige dänische habe auftreiben können. Eine alte Frau, die mich beobachtete, als ich einen dieser Sprüche las, sagte auf meine Frage, ob das Haus, vor dem ich stände, jetzt nicht von einem guten Dänen bewohnt würde? „Ja, das weiß der liebe Gott! Früher waren sie hier deutsch, aber nun sind sie dänisch, Gott sei es gelobt und gedankt!" („Jo! det veed den söde Gud! För var de alle tydsk; men nu er de Gud ske Lov og Tak alle dansk!")

Die gute Alte sprach durch diese Worte den schwersten Hochverrath gegen Gammeldanmark aus; denn Flohr und zehntausend Andere haben es ja sonnenklar bewiesen, daß in alten Zeiten ganz Südjütland, vulgo Schleswig, von klassischen Dänen bewohnt wurde, die auch nicht einen Buchstaben von der deutschen, „wegen ihrer geringen Verbreitung zum Schulunterricht nicht geeigneten Sprache" verstanden.

Jetzt, wo die Kinder in Dänemark die Geographie ihres Vaterlandes in wenig Stunden lernen können, ist es im Grunde genommen Sünde, den Besiegten noch Jagdhiebe zu geben; aber ich will die Sünde auf mich nehmen, und ihnen eins versetzen wo ich kann, denn sie haben uns den Schierlingsbecher bis auf die Neige leeren lassen. Noch vor acht Jahren haben sie dem Dr. Paulsen, Lehrer des Taubstummeninstituts in Schleswig, einem liebenswürdigen und im höchsten Grade humanen Manne, der von Allen geliebt und geachtet wird, die ihn kennen, Daumenschrauben angelegt, so oft sie ihn zum Verhör führten, und da ich ihn nicht auf andere Weise rächen kann, will ich die Dänen schrauben, wo und so oft ich Gelegenheit finde.

Von diesem Grundsatze ging von der Tann auch aus, der sich 1848 nach dem Rückzuge der Reichsarmee aus Jütland mit seinen Freischaaren in Apenrade verbarrikadirte und von hier aus seinen berühmten Zug nach Hoptrup unternahm. Mit 351 jungen Leuten, die sämmtlich auf Wagen gesetzt worden waren, brach er in der Nacht auf und überfiel den Obersten Juel, der eine Meile südlich von Hadersleben die Höhen von Hoptrup mit viertausend Mann Infanterie, einer Schwadron Husaren und einer Feldbatterie besetzt hielt. Die Freischaaren griffen die Dänen von hinten an und stürzten sich mit lautem Hurrah auf die Geschütze, von denen sie im ersten Anlaufe zwei eroberten, und als die Husaren heransprengten, um das Verlorene wieder zu gewinnen, bekamen sie eine so gut gezielte Salve, daß ein großer Theil todt und verwundet zu Boden sank, während der Rest in eiliger Flucht

zu entkommen suchte. Das böse Beispiel der Husaren verdarb die guten Sitten der Infanterie und besonders die des Obersten Juel; denn Alles lief, was es laufen konnte, nach Jütland, und da der brave Oberst sich selbst hier nicht sicher hielt, schiffte er seine Kanonen nach Fühnen hinüber! Die Geschichte hat viele Beispiele von glücklich ausgeführten Ueberfällen; ob es aber häufig vorgekommen ist, daß fünfthalbtausend disziplinirte Truppen vor dreihundert und einundfünfzig Freischaaren davon gelaufen sind, nachdem sie Gelegenheit gehabt hatten, sich von der geringen Zahl ihrer Gegner zu überzeugen, will ich gerade nicht behaupten.

Jedenfalls hätte die schimpfliche Niederlage der Ihrigen die Dänen belehren sollen, daß das vielgerühmte Vermögen jedes ächten Tappern, ein halbes Dutzend Deutscher zum Frühstück verzehren zu können, nicht immer stichhaltig sei. Aber die Nation ist unverbesserlich, und eben wo ich dieses schreibe, ziehen entlassene Schleswiger vorüber, die nach dem Waffenstillstand aus Dänemark verabschiedet wurden. Sie haben sich während der letzten Tage ihrer Anwesenheit in Kopenhagen täglich mit dem Pöbel schlagen müssen, und sie, die während des Krieges so viel ausgestanden, sind theilweise in Lumpen gehüllt in ihre Heimat zurückgesandt. Mehr als eine Drilljacke, Drillhose und Tuchmütze hat keiner mitnehmen dürfen, einige haben sogar in Holzpantoffeln das Land ver-

Monument bei Bröns. (S. 150.)

lassen müssen, für das sie so viel erduldet. Mit welchen Gefühlen mögen die armen Bursche in Flensburg an das Land gestiegen sein und ihre tapferen Befreier aus babylonischer Gefangenschaft begrüßt haben! Man wird melancholisch, wenn man der Sache nachdenkt, und melancholisch will ich heute nicht werden, denn ich bin in Hadersleben, meinem lieben, schönen, prächtigen Hadersleben, das nichts als einen südlichen Himmel braucht, um ein wahres Eden zu sein, trotz seines nordischen Klimas aber die freundlichste Stadt Schleswig-Holsteins ist.

Schon der Weg von Apenrade nach Hadersleben ist romantisch, und wer sich zwischen Flensburg und Apenrade gelangweilt hat, kann sich auf dem Wege nach Hadersleben erholen, indem er die unvergleichliche Gjenner Bucht, Hoptrup und die Waldungen rings um Hadersleben bewundert. Wie freundlich blickt uns das reizende Wilstrup entgegen, und trotzdem war es einst ein befestigter Edelhof und Zeuge blutiger Kämpfe, bis der Edelhof (1659) von den Dänen erobert und zerstört wurde. Doch jetzt hat Alles einen frischen, gesunden, kräftigen Anstrich, die Kornfelder prangen in herrlichster Fülle, die Hecken sind mit blühendem Gaisblatt überzogen, das Vieh schwelgt in den prächtigen Kleefeldern, und der Wald! ach der schöne, schöne Buchenwald mit seinen schlanken weißen Stämmen und den saftigen Laubeskronen!

Jetzt, wo das schöne Land deutsch ist und „up ewig un-

gedeelt" bei Deutschland bleiben wird, lächelt Einem Alles noch einmal so froh entgegen, und man fühlt sich stolz und glücklich zugleich, in den reizenden Gefilden heimisch zu sein. Wäre ich Poet, so würde ich Hadersleben mit seiner wunderbar schönen Umgebung besingen; da ich aber ein höchst prosaischer Mensch bin, muß ich mich begnügen, es recht von Herzen zu lieben, und das will ich thun bis an meines Lebens Ende.

Zwischen dem Meerbusen und dem eine Meile langen See, der Damm genannt, liegt Hadersleben, von anmuthigen Hügeln umgeben, nicht wie ein Hadres-, sondern wie ein Friedensleben, und man braucht nur einen halben Tag in den Straßen auf und ab zu wandern, um sich zu überzeugen, daß die Bewohner regeren Geistes, lebhafter, entschiedener deutsch, geselliger und weniger philiströs sind, als die Flensburger, Schleswiger und Apenrader. Manche Theile der Stadt haben ausgezeichnet schöne Häuser aufzuweisen; große, prachtvolle Gärten, die zum Theil mit bedeutendem Kostenaufwand angelegt sind, erfrischen überall das Auge; breite, gut gepflasterte Straßen, Reinlichkeit, vortreffliche Beleuchtung, schattige Alleen, wundervolle Spaziergänge und die Nähe des Meeres machen die Stadt zu einem höchst angenehmen Aufenthaltsorte. Wer sich für Alterthümer und vaterländische Geschichte interessirt, findet hier ein reiches

Tondern. (S. 150.)

Feld, und wer gern in die Kirche geht, hat an der stattlichen, alle Häuser der Stadt wie ein schlankgebauter Riese überragenden Marienkirche einen Dom von so ausgesuchter Schönheit, daß ich im Norden Deutschlands keinen Bau kenne, der sich mit ihm vergleichen könnte. Der Verkehr mit dem nahe gelegenen Jütland, mit Ripen und Fühnen ist ein lebhafter; was vom Norden nach dem Süden und umgekehrt vom Süden nach dem Norden kommt, muß durch Hadersleben, und wer von Schleswig nach Fühnen reisen will, den tragen die Wogen der Ostsee in wenigen Stunden nach Assens. Dabei ist die Umgegend außerordentlich reich; das Amt Hadersleben ist größer und bedeutender als das Herzogthum Lauenburg, ein wundervoller Wald zieht sich fast bis nach der jütischen Grenze hinauf, und sowohl im Innern des weit ausgedehnten Amtes, als an der Küste trifft man Punkte, die es wohl verdienten, von Touristen und Freunden der Natur besucht zu werden. Der interessanteste Punkt ist unstreitig Böghoved, ein waldbewachsener Hügel dicht bei der Stadt, auf welchem vor Alters das Schloß Hadersleyhuus stand, und in welchem Graf Christian von Oldenburg am 1. September 1448 zum Könige von Dänemark gewählt wurde. Bei der Erbtheilung fiel Stadt und Amt Hadersleben im Jahre 1544 dem Herzog Johann dem [illegible] zu, welcher das Schloß niederreißen ließ und da[illegible] dersleben die Hansburg erbaute, die eine Zeit[illegible] König Friedrich's II. war. Dieses Schloß w[illegible]

den Schweden durch Unvorsichtigkeit in die Luft gesprengt und ist seitdem gänzlich abgetragen worden, so daß von ihm ebenso wenig Ueberreste erhalten sind, wie von dem ehemaligen Hadersleyhuus. Wenn aber auch die letzten Spuren der einstigen Königsburg verschwunden sind, so lohnt es sich doch der Mühe, den Hügel zu ersteigen, der im buchstäblichen Sinne des Wortes von einer undurchdringlichen Laubkrone beschattet wird, unter welcher man wie in einem heiligen Haine einherwandelt, bis man plötzlich an einen Punkt gelangt, der die überraschendste Aussicht in das Land und auf die Stadt gewährt. An einer Seite dieses kegelförmigen Hügels befindet sich eine natürliche Schlucht, die ein vollkommenes Amphitheater bildet und im Frühjahre, wenn unzählige Nachtigallen den Wald beleben, ein unvergleichliches Plätzchen für liebende Herzen sein muß.

In neuerer Zeit ist Böghoved durch die Versammlung von achttausend Nordschleswigern berühmt geworden, welche zum großen Aerger der Dänen feierlich erklärten, daß sie Schleswiger bleiben und nicht in Dänemark inkorporirt werden wollten. Seit 1850 hatten die Propagandisten freie Hand gehabt, den Charakter des Volkes zu verderben, Lug und Trug zu belohnen, Recht und Sitte mit Füßen zu treten; vierzehn Jahre lang hatten die dänisch redenden Bauern geschwiegen und durch ihr Schweigen zu der Hoffnung berechtigt, daß sie mit Dänemarks Schergen Hand in Hand gehen würden, wenn die Stunde der Entscheidung einst herannahte. Was aber vierzehn Jahre lang durch Lauritz Skau, Krüger von Bestoft, Hammerich und Konsorten mühsam aufgebaut war, das stürzte zu Böghoved unter dem Jauchzen der Menge zusammen, als achttausend dänisch redende Bauern ausriefen: „Ingen Deling (keine Theilung)!"

Mit diesem Ausspruche war der Stab über Dänemark gebrochen; denn wenn selbst die gehätschelten und auf jede erdenkliche Weise kajolirten dänisch redenden Bauern Nordschleswigs nichts mit dem Kopenhagener Janhagel zu thun haben wollten, — wer in aller Welt war denn sein Freund? Die Jüten? — Mit nichten; sie marschiren lieber heute als morgen nach Kopenhagen und rechnen mit Hall und Konsorten ab. Die Fyenboer? Nicht daran zu denken! Die Seeländer? Weit entfernt, sie wollen Frieden und fluchen den Anstiftern des unseligen Krieges! — Wie jede ultrademokratische Regierung einen Augenblick durch das Ueberraschende ihrer neuen Lehren die Menge für sich gewinnt, dann aber sich selbst das Grab gräbt, so hat die in Frechheit ausgeartete Freiheit der Kopenhagener Dänemark einen Augenblick den Schein von Macht verliehen, um es für immer in Ohnmacht zu stürzen.

Nächst Böghoved ist Törning der historisch interessanteste Punkt in Hadersleybens Nähe; hier lag vormals auf einer romantischen Anhöhe das stark befestigte Schloß Törning, das seiner hohen Lage wegen in alten Chroniken das Bergschloß genannt wird. Diese Burg ward zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von dem König Waldemar zweimal vergebens belagert; bald im Besitze der dänischen Könige, bald wieder von den schleswig-holsteinischen Fürsten behauptet, wurde es 1423 von König Erich von Pommern, der im Jahre vorher schimpflich hatte abziehen müssen, mit Sturm erobert, und dann wieder zur Abwechslung von den Herzogen und Grafen Schleswig-Holsteins belagert und berannt. Wie alle ähnlichen Schlösser, ward auch Törning an Private verpfändet und verkauft, bis es endlich ganz verfiel, und die stolzen Mauern abgebrochen wurden, um friedlicheren Zwecken zu dienen.

Ich habe Törning im Jahre 1848 unter Umständen kennen lernen, die mir unvergeßlich bleiben werden. Wrangel hatte den Vormarsch auf Hadersleben vom rothen Kruge aus beschlossen, und da in und bei Törning eine starke dänische Abtheilung stand, mußte ich mit vierzig Jägern zu Wagen eine Rekognoszirung machen, um wo möglich die Stellung des Feindes zu erforschen und einige Gefangene in's Hauptquartier zu bringen, von denen man das Nähere über die Stärke der Dänen weiter rückwärts erfahren könnte.

Von der Idee begeistert, dem rothen Kruge Lebewohl zu sagen, fuhr ich früh am Morgen eines sonnigen Julitages über die Haide nach Törning, und als ich nahe genug gekommen zu sein glaubte, um mit den Jägern eine Schleichpatrouille zu machen, stiegen wir ab und krochen hinter den Hecken durch Wiesen und Kornfelder auf allen Vieren vorwärts. Einige Mitglieder des von der Tann'schen Freikorps hatten sich uns unterwegs angeschlossen, und da sie erst vor Kurzem den Sieg bei Hoptrup erfochten, war es schwierig, sie von einem Angriffe auf die Dänen abzuhalten, die, von unserer Nähe nichts ahnend, im Wege auf- und abgingen. Wir lagen bei einem kleinen Hause in einem mit Brombeergesträuch überwachsenen Graben, als einige zwanzig Mann dänischer Husaren, unter dem Befehle eines Wachtmeisters, dicht bei uns vorbei ritten; der Wachtmeister verlor seine Pfeife, ein Husar stieg ab, um sie aufzuheben, schnitt aber zugleich eine Haselruthe aus dem Zaune, hinter welchem ich lag; er war mir so nahe, daß ich ihn bei der Hand hätte fassen können! „Mach' vorwärts!" rief der Wachtmeister, der indessen mit aller Seelenruhe Feuer geschlagen hatte, „warum hältst Du Dich mit dem Stocke auf?" — „Der ist gut für die Insurgenten," lachte der Husar, indem er die Ruthe durch die Luft pfeifen ließ.

Es hätte mir einen Wink mit der Hand gekostet, — und die Husaren würden den letzten Ritt gemacht haben; aber wir waren innerhalb der dänischen Vorposten, drei Meilen von unseren Truppen, würden also unfehlbar unser tollkühnes Unternehmen mit dem eigenen Leben bezahlt haben; lagen daher ruhig, bis die Husaren sich entfernt hatten und beriethen, wie wir die ganze Aufstellung der Dänen am besten erforschen könnten. Da erbot sich ein Freiwilliger, Eduard Schüller aus Württemberg, im Vertrauen auf sein jugendliches Gesicht, ein allerliebstes Wagstück zu machen. Er zog sich aus, und legte statt der Uniform den Anzug der Bäuerin an, hinter deren Hause wir lagen; hierauf nahm er einen Milcheimer zur Hand und schritt mit der Grazie einer jungen Schäferin auf eine Anhöhe, die von dänischen Vorposten besetzt war, und auf welcher die rothe Kuh der Bäuerin an einem langen Strick weidete. Das Melken hatte er als guter Freischärler in Jütlands Auen praktisch erlernt. Die Kuh ließ ihn ruhig gewähren, und die Dänen, von welchen einer fertig deutsch sprach, baten umsonst um einen „Kuß in Ehren". Schüller spielte seine Rolle vortrefflich, überblickte die Stellung der Dänen, und kam mit

einem vollen Milcheimer bei uns an. Als die Gefahr des Erkanntwerdens und als Spion eingefangen zu werden vorüber war, erwachte sein Ingrimm über den ihm offerirten Kuß, und da er sah, daß wir an seinem Abenteuer Gefallen fanden, erzählte er uns in so komischen Exklamationen seine Angst vor der Liebeserklärung eines sommersprossigen Jütländers, daß wir Mühe hatten, nicht laut aufzulachen.

Unser Zweck war erreicht, und wenn wir auch keine Gefangenen mitbringen konnten, so wußten wir doch genau, wie die Dänen standen; am anderen Morgen rückten Hannoveraner nach Törning und verjagten sie nach einigen Schüssen aus der ausgezeichnet festen Stellung.

Bei weitem interessanter, als Böghoved und Törning, ist für den Naturfreund der Punkt, der, nach dem gleichnamigen Meeresarm Arroesund genannt, etwa zwei Stunden östlich von Hadersleben unmittelbar am Meeresufer und der Insel Arroe (nicht zu verwechseln mit Aerroe) gegenüber liegt. Schon der Weg durch die reichen und ungemein schönen Dörfer ist im höchsten Grade anziehend, und man glaubt oft, daß die Bewohner der niedlichen und sauberen, mit Blumengärtchen gezierten Häuser Alles zum festlichen Empfange irgend einer beliebten Persönlichkeit vorbereitet haben, wenn man durch Oesby und Hastrup kommt, so nett und reinlich ist Alles, so blank sind die Fensterscheiben geputzt, so hübsch sind die Gärten in Ordnung gehalten. Fährt man aber weiter, und sieht man plötzlich die Insel Fünen wie eine Fatamorgana aus dem Meere emporsteigen; erblickt man die Stadt Assens und unterscheidet man durch ein gewöhnliches Fernrohr jedes einzelne Fenster, erkennt man jeden Menschen in der Straße, so muß man von Gott und der Welt verlassen sein, wenn man nicht entzückt stehen bleibt und bald die duftigen Umrisse der dänischen Insel mit ihren Hügeln und Wäldern, bald das tiefblaue Meer mit seinen schneeweißen Segeln und ewig kosenden Wellen, bald die niedliche Insel Arroe, die zwischen dem Festlande und Fünen liegt, und bald wieder die schlanken Buchen anstaunt, die träumerisch die dichtbelaubten Kronen im Winde wiegen. Die frische Seeluft wirkt beruhigend auf unsere Nerven, das Plätschern der Wellen kommt uns vor wie leises Geflüster längst dahingeschiedener Freunde, und Friede, — Ruhe — Gottesfurcht und Nächstenliebe ziehen in unser Herz ein. Friede? Ruhe? Jenes Häuschen wurde 1848 von den Dänen in Brand gesteckt, eine Bombe tödtete die Besitzerin, deren Mann in dänischer Gefangenschaft schmachtete, weil er ein Deutscher war. Hier standen von der Tann's Kanonen, als der Dampfer Odin unter dem stolzen Dannebrog in den Arroesund einfuhr; dort ist der Punkt, wo das Schiff in Trümmer geschossen wurde, und wo die dänischen Matrosen in's Meer sprangen, um nicht in den Flammen ihren Tod zu finden. In jenem Hause wohnte der dänische Scherge Bruhn, den General Graf Gondrecourt mit Fußtritten zum Lande hinausjagen mußte; und jener Mann, der uns einladet, sein Haus zu betreten, hat unsäglich unter dänischer Pöbelherrschaft gelitten. Während des dreijährigen Krieges ist eine dänische Kompagnie heimlich in der Nacht gelandet, und da der tapfere Anführer dieser Rotte wußte, daß der Hausherr mit Weib und Kindern zur ebenen Erde schlief, hat er die ganze Kompagnie eine Salve auf die Fenster seiner Schlafstube abfeuern lassen, um die Familie im Schlafe zu morden. Ein glücklicher Zufall hatte es gewollt, daß die Bewohner Tags zuvor in den ersten Stock ihres Hauses gezogen waren, und der ganze Erfolg der Dänen besteht darin, daß sie die Möbeln in dem Parterrezimmer zerschossen, — und unsere tiefste Verachtung erworben haben.

Aber, ich könnte ewig von der Umgebung Habersleben's schwatzen, wenn ich all' der schönen Punkte erwähnen wollte, die das prächtige Amt zieren; und ich würde noch Manches erzählen, wenn mich mein Herz nicht nach der Stadt selbst zurückzöge, die gerade in diesem Augenblick von dem lustigen Trompetenschall heimkehrender Ziethen-Husaren wiederhallt, denen ich kürzlich auch in Apenrade begegnet war. Ich erinnerte mich des eigenthümlichen Eindruckes, den diese schmucken Reiter auf mich machten, als ich sie durch Apenrades enge Straßen und längs des Hafens ziehen sah. Ein halb vollendetes Schiff ragte über die niedrigen Häuser empor, und die Reiter salutirten lächelnd mit dem Säbel, während sie unter dem Kiel des Schiffes durchzogen, das hoffentlich bald unter deutscher Flagge in See stechen wird.

Schade, daß Bürger mir zuvorgekommen ist, sonst würde ich, glaube ich, — auch den Reim zusammengebracht haben:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und schlossen endlich Friede.
Und überall, allüberall
Auf Wegen und auf Stegen
Kam Jung und Alt mit Sing und Schall
Den Kommenden entgegen!"

Es ist ein unendlicher Jubel in Habersleben über die Lostrennung von Dänemark, und wenn man die Geschichte dieser Stadt kennt, findet man es wohl begreiflich, daß sie sich nach Frieden und engem Anschlusse an Deutschland sehnt. Die älteste Kunde, die uns über Habersleben bekannt ist, erzählt von dem Raubzuge König Erichs gegen seinen Bruder, Herzog Abel von Schleswig, und wir erfahren, daß die biederen Dänen das damals noch unbedeutende Städtchen niedergebrannt haben. Bald darauf, 1271, eroberten die Schleswig-Holsteiner ihre Stadt wieder; im Jahre 1351 ward sie zum zweiten Male von den Schleswig-Holsteinern erstürmt; 1422 hatte es eine Brandschatzung der Dänen auszuhalten; von 1544 bis 1580 regierte der vortreffliche Fürst Herzog Hans auf der Hansburg (von diesem Fürsten wurde die jetzt noch bestehende Gelehrtenschule mit der ausdrücklichen Bedingung gestiftet, daß in ihr kein dänischer Unterricht ertheilt werden dürfe, eine Bestimmung, die von den Dänen 1850 so wenig beachtet wurde, daß sie nur eingeborene Dänen als Lehrer anstellten und die deutsche Sprache in die Acht erklärten). 1627 verzehrte eine gewaltige Feuersbrunst fast die ganze Stadt; 1644 fielen die Schweden plündernd und raubend ein und sprengten das Schloß in die Luft; 1771 wurde der Wohlstand der Stadt durch Gründung des mit vielen Privilegien bevorzugten Ortes Christiansfeld sehr herabgedrückt, und seit 1848 haben die Dänen mit wenig Unterbrechungen auf das Liebloseste gegen die deutschen Bürger gewüthet, so daß die Vergangenheit Habersleben's nur eine ernste und wenig beneidens-

werthe genannt werden kann. Wie ernst die letzten sechzehn Jahre aber auch gewesen sein mögen, so komische Szenen haben sie auch in ihrem Gefolge gehabt. Als die Schleswig-Holsteiner z. B. im Sommer 1848 die Stadt angriffen, flüchteten sich die Dänen in dunkler Nacht aus der Stadt, nachdem sie die Kanonenräder mit Stroh umwickelt und den Pferden wollenene Strümpfe angezogen hatten; und so geräuschlos war der Rückzug, daß sogar die Bürger in der Stadt nichts davon bemerkten und sich verwundert die Augen rieben, als die schleswig-holstein'schen Jäger am folgenden Morgen mit lautem Hurrah den Fliehenden nacheilten. Einige Monate vorher waren Trümmer der bei Schleswig von den Preußen geschlagenen dänischen Armee mit staunenswerther Schnellfüßigkeit durch Hadersleben gezogen, und im Februar 1864 hatten die Tapperen, die bisher gelobt hatten, Deutschland mit Haut und Haar verschlingen zu wollen, mit solcher Hochachtung vor den österreichischen „Mausfallenhändlern" Reißaus genommen, daß es unmöglich war, die kleinmüthigen Söhne Gammeldanmarks anzublicken, ohne Mitleid mit ihnen zu fühlen und ihnen eine Tasse warmen Kaffee zu geben.

Was Hadersleben aber noch für Jahrhunderte berühmt machen wird, — hier hat der Bauer Lauritz Skau mit Ehren Hammerich, dem Krüger von Befftoft und anderen Spießgesellen gelebt und gewebt; hier hat die Zeitung „Dannevirke" das Licht der Welt erblickt; von hier wurden die Dänenzüge nach Skammlingsbanke veranstaltet; hier hat der Janhagel Dänemarks Pfeifen geschnitten; hier sind dänische Schreiber, wie Witt und Konsorten, zu Beamten ernannt worden, die vier- bis fünftausend Thaler Einnahme hatten (Hammerich hatte sechzehntausend Thaler jährlicher Revenüen und stahl ein paar Tausend dazu). Hier sind rohen, ungeschliffenen Forstaufsehern palastähnliche Wohnungen aufgeführt und enorme Einnahmen bewilligt worden, wenn sie in Dänemark geboren waren; hier hat durch vierzehn Jahre ein Gelichter von Lehrern, Aerzten, Geistlichen, Richtern und Beamten gehaust, wie Europa kaum ein zweites aufzutreiben vermöchte; hier ist die Spionage, die Angeberei, das Heucheln, Lügen und Betrügen in vollster Blüte gewesen; hier war es ein Verbrechen, im eigenen Hause deutsch zu sprechen; — mit einem Worte, Hadersleben war das Hauptquartier der Dänen, und die frommen Brüder in Christiansfeld halfen, — mit einzelnen ehrenhaften Ausnahmen — getreulich mit, Stadt und Land dänisch zu machen. Aus allen Theilen Dänemarks kamen junge Leute herbei, die auf der dänischgewordenen Schule Unterricht genossen; die Söhne der Deutschen in Hadersleben konnten sich in der Fremde unterrichten lassen, oder ohne Bildung heranwachsen; die vielen und reichen Stipendien, die ausdrücklich Kindern Haderslebener Bürger vermacht waren, welche in Kiel studirten, flossen dänischen Studenten in Kopenhagen zu; altverbriefte Rechte wurden mit Füßen getreten; kein Schleswiger wurde angestellt; von der Kanzel, vor dem Taufbecken, auf dem Friedhofe und bei ehelichen Einsegnungen wurden die Deutschen verflucht; vor dem Richterstuhle war der Deutsche rechtlos. Das Sportuliren überstieg alle Grenzen und Vorstellungen. Bürgermeister Hammerich hat an einem Tage an arme Leute, denen er zu viel abgenommen hatte, achthundert Thaler zurückzahlen müssen; und als die Klagen sich dermaßen mehrten, daß Hammerich erklärte, er würde Bankerott werden, wenn er Alles zurückgeben müsse, was er unrechtmäßig erpreßt habe, befahl das Appellationsgericht in Flensburg — „keine weiteren Klagen gegen ihn zu erheben!!!"

Aber die Nemesis ist gerecht gewesen! Dieselben Subjekte, welche 1850 den vertriebenen schleswig-holstein'schen Beamten nachriefen, sie möchten sich nach Grönland begeben und den Robbenfang kultiviren, — sitzen jetzt in Kopenhagen bei „schmaler Kost und wenig Geld" und sehnen sich umsonst nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück, und die Landeskinder, die inzwischen nicht an gebrochenem Herzen gestorben, nach Amerika ausgewandert oder sonstwo ihr Asyl gefunden, sind wieder heimgekehrt und suchen die Wunden zu heilen, die ihrer Heimat geschlagen wurden.

In dem „dänischen Hadersleben" besuchen jetzt schon über hundert Schüler die deutsche Gelehrtenschule; die Straßen haben ihre alten deutschen Namen wieder; es heißt auf den Schildern nicht mehr „Snädker und Skrädder", sondern Tischler und Schneider; der Deutsche kann stolz seine Kokarde zur Schau tragen, der Alp ist verschwunden, der die Bürger zu Boden drückte, und wir Alle ziehen vor den tapferen Oesterreichern und Preußen den Hut und rufen aus vollem Herzen: „Heil Euch im Siegeskranze! Heil! und ewigen Dank!"

Es gibt vielleicht keine Stadt, die im Verhältnisse zu ihrer Größe und Einwohnerzahl so viele milde Stiftungen aufzuweisen hätte, wie Hadersleben, und es ist mir ein wohlthuendes Gefühl, von einer Frau Iwersen erzählen zu können, die ihr ganzes, aus circa hunderttausend Thalern bestehendes Vermögen ihrer Vaterstadt vermachte. Jahrelang hat die edle Frau mit ihrem eben so braven Rechtskonsulenten Gottfriedsen über die Bestimmungen berathen, welche sie über ihr ansehnliches Vermögen treffen sollte, und das Resultat ihres christlichen Strebens war ein solches, daß man nur mit tiefer Rührung die einzelnen Paragraphen ihres Testamentes durchlesen kann. Niemand hatte geahnt, daß sie ihr Vermögen der Stadt vermachen würde; ihr edler Freund und Rathgeber hatte das Geheimniß streng bewahrt, und sie hatte selbst nicht genau gewußt, wie viel sie besaß, so daß fast zwanzigtausend Thaler mehr zur Vertheilung kamen, als sie erwartet hatte. Als daher nach ihrem Tode alle öffentlichen Einrichtungen, Kirchen, Schulen, Armenhäuser und Spitäler reiche Gaben empfingen; als verschämte Arme, gebrechliche Mädchen, zurückgekommene Bürger, Schulkinder, Wittwen und Waisen plötzlich jährliche Revenüen bekamen, da brach ein Sturm der Dankbarkeit gegen die Wohlthäterin Haderslebens aus, deren Grab der Menschenfreund nicht besuchen sollte, ohne im Stillen für sie zu beten, d. h. eigentlich für sich selbst zu beten, damit er nach Kräften suche, das Beispiel zu befolgen, das sie uns Allen gegeben.

Hadersleben scheint überhaupt reich an seltenen Charakteren zu sein, und es haben hier nicht nur Leute, wie Herzog Hans, Hammerich, Lauritz Skau, Witt und Frau Iwersen gelebt, sondern ich kenne ein bescheidenes, armes, krankes Mädchen, das wie ein verborgenes Veilchen blüht und meine ganze Bewunderung erregt hat. Ich lernte diese Wunderblume vor einiger Zeit kennen, als ich meine Amme

Oesterreichische Feldwache in Hoyer. (S. 155.)

aufſuchte, die in dürftigen Verhältniſſen in einem kleinen dunklen Stübchen wohnt und ſeit Jahren von Gicht gelähmt iſt. Die arme Alte hat von der Stadt wöchentlich anderthalb Thaler, iſt aber, weil ſie weder Hände noch Füße rühren kann, gezwungen, eine Aufwärterin zu halten, und dieſe hat ſie in „Trina", einem blaſſen, dem frühen Tode entgegenwankenden Mädchen gefunden, das ſeit vier Jahren faſt keinen Augenblick von der Seite der alten Frau gewichen iſt, Nachts auf dem Fußboden ſchläft, und Tags fleißig näht und ſtrickt, um ihrer Pflegbefohlenen dann und wann einen Leckerbiſſen kaufen zu können! Und als ich von den dürftigen Verhältniſſen meiner einſtigen Wärterin hörte und ihr eine Kleinigkeit ſchenkte, da kamen däniſche Weiber, d. h. gebildete Beamtenfrauen zu ihr und ſagten: „Sie haben ja nun vornehme Deutſche, die Ihnen helfen; nun brauchen Sie wohl keine däniſchen Gaben mehr!" Die alte Karen, ſo heißt meine Freundin, iſt eine geborene Dänin; ſoll ſie deßwegen von einem Deutſchen, dem ſie, als er ein Knabe war, unzählige Beweiſe von Herzensgüte und Geduld gab, nicht ein Geſchenk annehmen? Soll ſie lieber darben, als mit mir über die Tage ihrer Jugend ſchwatzen und für einen Augenblick ihre Schmerzen vergeſſen? Soll der Haß gegen die Deutſchen alle Bande zerreißen? — Man lernt die Dänen und ihren Charakter erſt kennen, wenn man ihn ſorgfältig aus einzelnen Thatſachen ſtudirt!

So hat man z. B. jetzt die Entdeckung gemacht, daß Hammerich bis zuletzt Armengelder an Leute bezahlt, d. h. verrechnet hat, die ſchon vor vier Jahren geſtorben waren. Dem Schornſteinfeger der Stadt hat er jedes Quartal vierzig Thaler zu wenig gezahlt, dagegen die ganze Summe in Ausgabe geſtellt; wenn Bürger ihn nicht grüßten, hat er ihnen Stadtarreſt gegeben, und den Kornhändler Clauſſen hat er durch neunundzwanzig Wochen täglich zweimal auf die Polizei kommen laſſen, weil er ohne ſeine Erlaubniß bei Hadersleben baden wollte! Dieſer Menſch, den ſogar die Jütländer in einen Sack geſteckt hatten, um ihn zu erſäufen, weil ſie ſeine Chikanen nicht ertragen konnten, der aber leider mit dem bloßen Schreck davon kam, treibt mir jedesmal die Galle in's Blut, wenn ich an ihn denke, oder ſeinen Namen höre; ich will daher, da ich doch ſchlecht aufgelegt bin, einen Abſtecher nach Chriſtiansfeld machen und den Herren mähriſchen Brüdern den Leviten leſen.

Der Ort liegt etwa zwei Meilen nördlich von Hadersleben und eine Meile ſüdlich der jütiſchen Gränze in einer ebenſo fruchtbaren, wie hübſchen Gegend, und wird nur von mähriſchen Brüdern bewohnt, welche gewerbfleißig, thätig und ſparſam ſind und manche Produkte anfertigen, welche ſelbſt bis in das Innere von Deutſchland verſandt werden. Die Gemeinde, die unter des trefflichen Struenſees Regierung hier gaſtliche Aufnahme fand und bei ihrer erſten Niederlaſſung aus zweihundert Perſonen beſtand, jetzt aber über achthundert zählt, iſt eine Filiale der Herrenhuter, mit welchen ſie in ſtetem Verkehr ſteht und denen ſie in manchen Beziehungen untergeordnet iſt. Wie bei allen derartigen Gemeinden ſind die Geſchlechter getrennt; die Brüder leben in dem Bruder-, die Schweſtern in dem Schweſternhauſe; die Kirche iſt ein großer ſchmuckloſer Saal, in welchem nichts Sinnenerregendes oder die Aufmerkſamkeit der Zuhörer vom Prediger Ablenkendes ſich befindet, und Alles hat einen friedlichen, chriſtlichen Anſtrich, der manchen mit der Welt und ſich ſelbſt Zerfallenen verleiten könnte, ſich in die Gemeinde aufnehmen zu laſſen. Die Brüder und Schweſtern müſſen für ihren Lebensunterhalt ſorgen, und zerfallen hier, wie überall in der Welt, in ſolche, die es gut und bequem haben, und ſolche, die arbeiten und ſich beſcheiden müſſen. Wer reich genug iſt, um ſich mit Comfort zu umgeben, kann ſeine Zimmer hübſch möbliren, Bücher, muſikaliſche Inſtrumente und Blumen haben, auch wohl Geſellſchaften geben und ſich amüſiren, ſo weit dieß in dem eintönigen Städtchen überhaupt möglich iſt. Die Mittelloſen haben große Schlafſäle mit einfachen Betten, die reihenweiſe aufgeſtellt ſind; von der Decke hängt eine Oellampe herab, die ihr trübes Licht in dem großen Raume verſchwinden ſieht, und wer nicht gerade für das kompagnieweiſe Zuſammenſchlafen ſchwärmt, der fühlt ſich durch den kahlen und gänzlich unmöblirten Schlafſaal unangenehm berührt. In der Küche ſind Schweſtern beſchäftigt, für die erſte Klaſſe beſſeres Eſſen zu kochen, als für die zweite; in dem Kaufladen ſitzen Schweſtern, welche ſelbſtfabrizirte Spitzen und andere Kleinigkeiten an Reiſende verkaufen; in den Schulen unterrichten tüchtige Lehrer und Lehrerinnen; dreimal am Tage iſt Gottesdienſt, dem aber Niemand beizuwohnen braucht, wenn er nicht will, und das Abendmahl wird häufiger ausgetheilt, als bei Proteſtanten und Katholiken. Die einzige Zerſtreuung der Brüder und Schweſtern beſteht in muſikaliſchen Unterhaltungen; Tanz und Theater ſind Dinge, die ſie, als mit dem Ernſte des Lebens unverträglich, den Kindern der Welt überlaſſen.

Ich ehre jede religiöſe Anſicht und beneide Jeden um das, was er ſeinen Glauben und ſeine Zuverſicht nennt; ſo weit ich alſo davon entfernt bin, den Glauben, die Sitten, Gebräuche und Vorſchriften der Brüdergemeinde zu beſpötteln, ſo wenig Anſtand nehme ich auf der anderen Seite, dieſer Gemeinde, die rein deutſchen Urſprunges iſt, den Vorwurf zu machen, daß ſie ſich mehr um ihre gewinnbringenden Privilegien, als um ihre eigene Abſtammung und ihre politiſche Zukunft bekümmert hat. Wer wirklich ſo weit gekommen iſt, daß er das Leben nur als eine Vorbereitung auf den letzten Todesſeufzer betrachtet, der ſollte ſich um die Privilegien ſeiner Lichter- und Tabaksfabriken auch nicht quälen; thut er es aber dennoch, ſo übernimmt er zugleich die Pflicht, das Privilegium, ein Deutſcher zu ſein, zu vertheidigen; — und dieß Privilegium iſt bei ſehr, ſehr vielen Chriſtiansfeldern gewaltig wenig reſpektirt worden. Der Streit, ob däniſch — ob deutſch, hat auch bei Brüdern und Schweſtern Eingang gefunden, und, — doch nein, ich will einen dichten Schleier über die chriſtliche Gemeinde decken, hoffend, daß ſie ſich in Chriſtiansfeld noch recht lange wohl fühlen möge. Einſt wird auch für ſie der Tag anbrechen, der ſie lehrt, daß Vaterlandsliebe unerläßliche Bedingung für jeden gebildeten Menſchen iſt, um ſich bei ſeinen Nebenmenſchen Achtung und Geltung zu verſchaffen. Alle Hochachtung vor dem chriſtlichen Glauben, alle Hochachtung vor Handel und Gewerbe, aber auch alle Hochachtung vor dem Manne, der vor Unwillen erglüht, wenn ſeine Heimat mit Füßen getreten wird. Darum lebe wohl, mein Chriſtiansfeld, mit deinen breiten Straßen, ſteifen Lindenalleen, däniſchen Kellnern

und deiner Regenwetterphyſiognomie; mich fröſtelt es, wenn ich an dich denke, du Hain des Friedens und däniſcher Schwärmerei, und freier athme ich auf, ſeit ich die geiſtige Zwangsjacke ausgezogen, die Jeder in deinen Mauern anlegt; ich bin wieder auf freiem Felde, umgeben von blühender Haide, auf welcher Millionen Bienen ſummend umherfliegen, arbeiten, ſammeln, in Friede und Eintracht leben, aber Jedem mit dem Stachel drohen, der ihre kleine Heimat, den Bienenſtock, antaſtet.

Es iſt heute der 12. Auguſt. Nach langem Regnen und Stürmen haben wir kaltes Wetter bekommen; um nicht zu frieren, habe ich den Schlafrock über die Beine geworfen und den Reiſemantel über die Schultern gehängt; ein ſcharfer Nordoſt weht uns ruſſiſche Luft zu, Störche und Schwalben rüſten ſich zur Reiſe nach dem ſonnigen Süden, Offiziere und Soldaten gehen in Mäntel und Pelze gehüllt über die Straßen, und der Wald, der noch vor wenigen Tagen im ſaftigen Grün prangte, blickt trotz des Sonnenſcheins ernſt und herbſtlich drein. Das Scheiden des Sommers macht mich ernſt geſtimmt; Herbſt und Winter ſtarren mir entgegen mit ihren kurzen Tagen, mit Regen, Sturm und Schnee; es werden viele Monate vergehen, bis die auf's Krankenbett geworfene Natur ſich von dem chroniſchen Katarrh erholt haben wird, der ihr bevorſteht, — bis Veilchen und Schneeglöckchen dem einziehenden Frühling entgegenjubeln, — und ich muß mir Gewalt anthun, um nicht melancholiſch zu werden. Wenn ich es aber würde, wäre es ein Wunder? Ich habe geſtern Abend und heute Nacht Dinge erlebt, die mich erſchüttert haben, und mein Herz klopft vor Unmuth und Trauer, während ich am Schreibtiſche ſitze, um zu erzählen, welche Szenen an mir vorübergezogen ſind. Ich will in wenig Worten die Geſchichte Dänemarks ſchreiben, will Phantaſie, Satyre und Ironie in den Bann thun, und mit der Gewiſſenhaftigkeit eines Chronikenſchreibers bei den Thatſachen ſtehen bleiben; ich will die deutſchen Bürger Hadersſlebens zu Zeugen aufrufen, daß ich ſtreng bei der Wahrheit geblieben bin, und wenn ich dann ein Bild zuſammengeſtellt, das nach dem Leben gezeichnet iſt, dann will ich mein Ränzlein ſchnüren und weiter ziehen. Meiner Schilderung will ich aber einen Namen geben; ich will ſie nennen:

Dänemarks letzte Schandthat.

Schon ſeit einigen Tagen waren Trupps entlaſſener Schleswiger aus Dänemark zurückgekehrt, die — wie bereits durch die Zeitungen gemeldet, — in dem kläglichſten Aufzuge den heimatlichen Boden betraten. Die Zahl der Rückkehrenden hatte von Tag zu Tag zugenommen, bis geſtern gegen Abend in raſcher Aufeinanderfolge Abtheilungen von fünfzig bis hundert Mann theils zu Wagen, theils zu Fuß in Hadersleben einzogen und das Mitleid ihrer Landsleute in Anſprach nahmen.

Vor dem Gaſthauſe, in welchem ich wohne, ſtanden gegen ſechzig Mann und unterhielten ſich mit den Bürgern; neugierig, etwas aus Dänemark zu erfahren, ging ich auf die Straße und miſchte mich unter die Heimgekehrten. Das Erſte, was mir auffiel, waren die Anzüge der entlaſſenen Soldaten; die Meiſten hatten nichts an als ein Hemd und ein paar dünne leinene Hoſen; Einzelne hatten einen Rock, Andere waren aber in Unterhoſen und Hemd gekleidet, und trugen ſtatt Stiefel hölzerne Pantoffeln. Als ich ſie fragte, wie es zugehe, daß ſie ſo dürftig und buntſcheckig gekleidet wären, erhielt ich zur Antwort: „Das Kopenhagener Miniſterium hat verboten, daß ſchleswig'ſche Soldaten in ihren Uniformen entlaſſen würden; wir hatten aber bei dem Brand in Sonderburg und Friedericia unſer Civilzeug verloren, beſaßen alſo außer den Uniformsſtücken keine Bekleidung. Es wurde uns von dem Bataillonskommandeur geſagt, daß nur Diejenigen beurlaubt werden könnten, welche ihre Uniformen ablieferten, wir mußten daher unſere letzten Schillinge zuſammenraffen und kaufen, was wir bekommen konnten. Wer kein Geld hatte, mußte bei Bürgern und Bauern ein Hemd oder eine Hoſe erbetteln. Die Meiſten von uns haben bei dem Strafbataillon auf Fünen geſtanden, und ſind zuletzt in Middelfart ſtationirt geweſen; da aber die kleine Stadt auf einen ſo großen Andrang nach Kleidungsſtücken nicht vorbereitet war, mußten wir enorme Preiſe für die Lumpen bezahlen, in welchen Sie uns erblicken; dieſe blaue, faſt ganz abgetragene und mit zwei großen Flicken auf den Knieen verſehene Hoſe koſtete acht und einen halben Thaler; jener Oeltuchrock, der über und über mit Farbe beſchmiert iſt und jahrelang von einem Anſtreicher gebraucht worden ſein mag, hat zwanzig Mark gekoſtet."

Es war kühl, ich und die meiſten Bürger hatten dicke Mäntel um; die Entlaſſenen ſtanden zitternd vor Kälte im Hemde vor uns; preußiſche Soldaten kamen herbei, blieben ſprachlos vor Entrüſtung ſtehen, und einer von ihnen fiel einem Schleswiger in die Arme, küßte ihn, drückte ihm ſeine Pfeife in die Hand und ſtotterte: „nimm das zum Andenken!" Daß etwas geſchehen mußte, um den Unglücklichen zu helfen, war klar. Aber was? Einer allein kann ſo Vielen nicht helfen; bei ſo koloſſalem Elend muß Jeder in die Taſche greifen, um Hülfe zu leiſten. Die Doktor Roll nebſt Tochter, Frau Apotheker Hanſen und andere Damen waren die Erſten bei der Hand; ſie brachten Weinpunſch und Cigarren und ſchickten Boten an ihre Bekannten, Lebensmittel zu ſchaffen. Eine junge Dänin, welche bei der Apotheker Hanſen im Hauſe iſt, ſchluchzte laut vor Scham über ihre eigenen Landsleute; eine Madame Degenhard, ebenfalls geborene Dänin, reichte mir die Hand und ſagte in gebrochenem Deutſch: „Jetzt bin ich Schleswig-Holſteinerin."

Inzwiſchen waren die angeſehenſten Männer der Stadt herbeigekommen: Doktor Raben, Fabrikant Riſt, Doktor Hanſen und Andere. Sie beriethen, was zu thun ſei, und ſchickten eine Deputation an den Bürgermeiſter Hanſen ab, um ihn zu bewegen, in Gemeinſchaft mit dem Magiſtrate, oder aus eigenem Antriebe etwas zur Linderung des gränzenloſen Elends zu thun. Bürgermeiſter Hanſen empfing die Deputation, ſchüttelte den Kopf, ſann hin und her und ſprach nach kurzem Bedenken die Worte: „Warum haben die Leute nicht von Kopenhagen aus an die Civilregierung in Flensburg geſchrieben, wann ſie kommen würden; es hätte ſich dann vielleicht etwas machen laſſen, jetzt kann nichts geſchehen. — Es kommen noch gegen Tauſend arme, halbnackte, hungrige, von Geld entblößte Landsleute; ſollen

sie sich elend bis nach Schleswig schleppen? — Ich kann den Leuten nicht helfen," war die Antwort des Bürgermeisters, und die Deputirten zogen ab, es dem Herrn Bürgermeister überlassend, darüber nachzudenken — doch, was kümmern mich seine Gedanken? — „Will er nicht helfen, so wollen wir es thun," riefen die Bürger; schnell wurde ein

Bugsiren durch die Watten. (S. 156.)

Lokal gefunden, in welchem die Ermatteten erquickt werden konnten; in allen deutschen Häusern wurden Schinken, Käse, Brod, Butter und Braten eingepackt und nach dem Gasthause geschickt; Niemand schämte sich, Hand anzulegen, um Bierfässer und Wein herbeizuschleppen, und nach einer kleinen halben Stunde saßen die Schleswiger um einen großen

Tisch und wurden von Hadersleboner Bürgern und preußischen Soldaten bedient. Nachdem der erste Hunger und Durst gestillt war, trat ein Schleswiger auf den Tisch und sagte: „Während des ganzen Feldzuges hat unser Bataillon keine Waffen gehabt; wir mußten im Feuer der preußischen Batterieen schanzen und löschen, und wenn einer von uns fiel, so sagten die Dänen: ‚Da liegt ein Stiefkind Dänemarks.‘ Wenn wir arbeiteten, wurden wir von dänischen Gensdarmen bewacht; die Strafen, die wir erdulden mußten, wenn wir uns das Geringste zu Schulden kommen ließen, waren Stockprügel und Krummschließen in Eisen. Als Düppel genommen war, kamen wir nach Fühnen, wo wir wieder schanzen, Straßen kehren und den Bürgern die Abtritte reinigen mußten; auf unserer Heimkehr wurden wir in Kolding mit Steinen geworfen, die vorher in die Häuser getragen sein mußten; denn die Bürger bewarfen uns aus dem zweiten und dritten Stocke ihrer Wohnungen.“

Die erste Abtheilung war erfrischt und durch Speise und Trank gestärkt; der Kommandant von Hadersleben, ein Preuße — Herr Bürgermeister Hansen! — der Major von der Horst, stellte den Leuten Wagen und ließ sie nach Süden fahren, ohne vorher die Civilregierung gefragt zu haben, weil der Jammer Derer, die nicht seine Landsleute waren, ihn gerührt hatte —, und die zweite Abtheilung nahm die

Keitum auf Sylt. (S. 161.)

Plätze der ersten ein. Sie boten im Allgemeinen denselben jammervollen Anblick, erzählten dieselben haarsträubenden Thatsachen, aber der Anblick eines Unglücklichen drohte mir das Herz zu brechen. Der Arme hatte im höchsten Grade Iritis, Entzündung des inneren Auges, so daß er vollkommen blind war! Die dänischen Aerzte hatten das „Stiefkind“ nicht in Behandlung genommen, Niemand hatte sich um ihn bekümmert, und wenn die beiden Doktoren Raben und Hansen in Hadersleben ihn nicht aus der Menge herausgenommen und zurückbehalten hätten, um ihn zu heilen und zu pflegen, so würde er nach menschlicher Voraussicht total erblindet sein!

Kaum war die zweite Abtheilung von dem edlen preußischen Kommandanten weiter befördert, als eine dritte eintraf. Sie war in der Nacht durch Kolding gekommen; eine Rotte von fünfzig bis hundert Koldinger Bürgern hatte ihr im Walde mit Chausseesteinen aufgelauert und sie so unerwartet überfallen, daß viele von den Schleswigern verwundet worden waren; drei von ihnen wurden von dem Doktor Raben genäht und verbunden; Einem war die Hand gelähmt, ein Anderer hatte einen Wurf durch den Strohhut bekommen und war so voll Blut, daß er kaum einem Menschen ähnlich sah, einem Dritten war der Kinnbacken zerschmettert.

Prinz Friedrich Karl hat nach Kolding telegraphirt und befohlen, daß die durchziehenden Schleswiger geschützt werden sollen; ich habe um Schutz für meine Landsleute gebeten

sie sich elend bis nach Schleswig schleppen? — Ich kann den Leuten nicht helfen," war die Antwort des Bürgermeisters, und die Deputirten zogen ab, es dem Herrn Bürgermeister überlassend, darüber nachzudenken — doch, was kümmern mich seine Gedanken? — „Will er nicht helfen, so wollen wir es thun," riefen die Bürger; schnell wurde ein

Bugsiren durch die Watten. (S. 156.)

Lokal gefunden, in welchem die Ermatteten erquickt werden konnten; in allen deutschen Häusern wurden Schinken, Käse, Brod, Butter und Braten eingepackt und nach dem Gasthause geschickt; Niemand schämte sich, Hand anzulegen, um Bierfässer und Wein herbeizuschleppen, und nach einer kleinen halben Stunde saßen die Schleswiger um einen großen

Tisch und wurden von Hadersleb ener Bürgern und preußischen Soldaten bedient. Nachdem der erste Hunger und Durst gestillt war, trat ein Schleswiger auf den Tisch und sagte: „Während des ganzen Feldzuges hat unser Bataillon keine Waffen gehabt; wir mußten im Feuer der preußischen Batterieen schanzen und löschen, und wenn einer von uns fiel, so sagten die Dänen: ‚Da liegt ein Stiefkind Dänemarks.‘ Wenn wir arbeiteten, wurden wir von dänischen Gensdarmen bewacht; die Strafen, die wir erdulden mußten, wenn wir uns das Geringste zu Schulden kommen ließen, waren Stockprügel und Krummschließen in Eisen. Als Düppel genommen war, kamen wir nach Fühnen, wo wir wieder schanzen, Straßen kehren und den Bürgern die Abtritte reinigen mußten; auf unserer Heimkehr wurden wir in Kolding mit Steinen geworfen, die vorher in die Häuser getragen sein mußten; denn die Bürger bewarfen uns aus dem zweiten und dritten Stocke ihrer Wohnungen.“

Die erste Abtheilung war erfrischt und durch Speise und Trank gestärkt; der Kommandant von Hadersleben, ein Preuße — Herr Bürgermeister Hansen! — der Major von der Horst, stellte den Leuten Wagen und ließ sie nach Süden fahren, ohne vorher die Civilregierung gefragt zu haben, weil der Jammer Derer, die nicht seine Landsleute waren, ihn gerührt hatte —, und die zweite Abtheilung nahm die

Keitum auf Sylt. (S. 161.)

Plätze der ersten ein. Sie boten im Allgemeinen denselben jammervollen Anblick, erzählten dieselben haarsträubenden Thatsachen, aber der Anblick eines Unglücklichen drohte mir das Herz zu brechen. Der Arme hatte im höchsten Grade Iritis, Entzündung des inneren Auges, so daß er vollkommen blind war! Die dänischen Aerzte hatten das „Stiefkind“ nicht in Behandlung genommen, Niemand hatte sich um ihn bekümmert, und wenn die beiden Doktoren Raben und Hansen in Hadersleben ihn nicht aus der Menge herausgenommen und zurückbehalten hätten, um ihn zu heilen und zu pflegen, so würde er nach menschlicher Voraussicht total erblindet sein!

Kaum war die zweite Abtheilung von dem edlen preußischen Kommandanten weiter befördert, als eine dritte eintraf. Sie war in der Nacht durch Kolding gekommen; eine Rotte von fünfzig bis hundert Koldinger Bürgern hatte ihr im Walde mit Chausseesteinen aufgelauert und sie so unerwartet überfallen, daß viele von den Schleswigern verwundet worden waren; drei von ihnen wurden von dem Doktor Raben genäht und verbunden; Einem war die Hand gelähmt, ein Anderer hatte einen Wurf durch den Strohhut bekommen und war so voll Blut, daß er kaum einem Menschen ähnlich sah, einem Dritten war der Kinnbacken zerschmettert.

Prinz Friedrich Karl hat nach Kolding telegraphirt und befohlen, daß die durchziehenden Schleswiger geschützt werden sollen; ich habe um Schutz für meine Landsleute gebeten

und der Kommandantur in Kolding telegraphiſch angezeigt, was geſchehen iſt; jeder Bürger Haderslebens hat gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, die Beamten aber haben Nichts gethan, und es wären Menſchenleben verloren gegangen, ein junger blühender Mann wäre erblindet, wenn die wackeren Hadersleb'ner es nicht gewagt hätten, ohne „Anregung von Oben" Menſchen zu ſein. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, will ich bemerken, daß der Herr Bürgermeiſter ein Deutſcher iſt, der in Kiel angeſtellt war, und als beſonders für den Poſten tauglich von der Civilregierung für Schleswig, der er empfohlen war, zum Bürgermeiſter in Hadersleben ernannt worden iſt. „Prononcirte Perſönlichkeiten" waren mißliebig, und man darf ſchließen, daß der Herr Bürgermeiſter keine prononcirte Perſönlichkeit iſt.

Ich fühle etwas von einem Dämon in mir und erkenne, auch ohne Brille, die wuthflammenden Geſichter engherziger Bureaukraten, die ſich darob entſetzen, daß ein Beamter vor die Oeffentlichkeit gezogen wird; nur zu, ihr Herren! Und wenn die ganze Welt über mich herfiele, ich würde Jeden ſchonungslos geißeln, der ruhig im Wirthshauſe ſein Seidel Bier trinkt, während die armen mißhandelten Landsleute halbnackt in den Straßen ſtehen und um Mitleid flehen. Ein Beamter hat ſelbſt in Schleswig-Holſtein mehr zu thun, als ſeine Einnahme zu verzehren, Steuern einzutreiben, Schuldige zu beſtrafen und Spritzen nachzuſehen!

Ich danke Gott dafür, daß mir das Wort Spritze eingefallen iſt; denn ich habe neulich eine Spritzenparade angeſehen, die mich ſelbſt jetzt lachen macht, wo mir das Herz vor Unmuth zittert. Es war in Schleswig; der Polizeimeiſter, mit einem Stock unter dem Arm, nahm Spritzenparade ab. Zwei Adjutanten mit Vatermördern und hoch zu Roß kommandirten, was ihnen der Kapitän, der aber zu Fuß war, vorſagte. Ein wahrer Elephant von einem Gaul und ein zwerghafter Pony waren zuſammen vor eine Spritze geſpannt; die Spritzenleute hatten einen Säbel in der Hand, den ſie präſentirten; der Polizeimeiſter nahm einen Säbel nach dem anderen entgegen, zählte die Roſtflecken, und gab ihn zurück. Darauf klopfte er mit ſeinem Federmeſſer auf die Sproſſen der Feuerleitern, und als dieß geſchehen, und eine hinreichende Zahl von Straßenjungen verſammelt war, wurde der Waſſerſtrahl, den der Spritzenmeiſter bisher krampfhaft mit dem Daumen zurückgehalten hatte, losgelaſſen. Die Straßenjungen wurden naß, drei Stück wurden umgeworfen, vier von ihnen bekamen den Strahl vor den Bauch, und die Parade war beendet! Allah Kerim! Gott iſt groß, Mohammed iſt ſein Prophet und eine Spritzenparade in Schleswig heilt jeden Schmerz. Beſonders draſtiſch war der Heimmarſch. Voran wurde die Fahne getragen, dann folgten dreißig oder vierzig Spritzenleute, die Schleswig-Holſtein ſangen, und hinter dieſen kamen zwei Tamboure, von denen der eine hinkte. Die beiden Paganini's ſchlugen den Takt, und begleiteten das Nationallied auf dem Kalbsfell! — Und dabei die Amtsgeſichter! Die Würde! Die vorgeſtreckten Bäuche! Das militäriſche Salutiren! Nachher das Kegelſpielen in der Uniformsmütze! Die Titulaturen: Herr Adjutant, Herr Lieutenant und Herr Spritzenmajor! — Es gibt eigentlich nur drei Bücher, die man leſen ſollte: „Don Quixote, Immermann's Münchhauſen und Du, mein Heilpflaſter gegen Weltſchmerz, mein ſüßer Prinz Roſa Stramin!" — Ich hatte vorher verſprochen, mein Ränzlein zu ſchnüren und weiter zu pilgern, und jetzt, wo es zum Abſchiede von Hadersleben drängt, iſt es mir wehmüthig um's Herz; denn es ſteht ein kleiner Stuhlwagen unten vor dem Hauſe, zwei abgetriebene öſterreichiſche Huſarenpferde, die eines beſſeren Looſes werth geweſen wären, ſind vorgeſpannt, und ich habe ſieben lange Meilen über die troſtloſe Haide zurückzulegen, ehe ich Ripen erreiche. Eine kurze Strecke geht der Weg durch Wälder und Felder; Wohlſtand lacht mir noch entgegen, und ſelbſt der ſchäbig gekleidete Heubauer, dem ich gern einen Groſchen zuwerfen möchte, weil er gar ſo armſelig dreinſchaut, iſt ein reicher nordſchleswiger Filz, der ein hübſches Conto in der Hamburger Bank hat. Ich bin noch in der Nähe meines lieben Hadersleben; — aber vor mir liegt die Haide, die öde, todte, braune Haide, die durch nichts belebt wird als durch Torfhaufen, elende Hirtenknaben, Brachvögel und miſerable Häuſer, die eine halbe Ewigkeit von einander entfernt liegen und ſich ſo ähnlich ſehen, daß ich nicht begreife, woran der Beſitzer ſein Eigenthum von dem ſeines Nachbarn unterſcheidet. Da iſt kein Baum, kein Strauch, kein Berg, kein See, kein Teich, kein Fluß, — nichts, was als Wegweiſer dienen oder des Menſchen Herz erfreuen könnte; ſo weit das Auge reicht, liegt eine ewig gleichbleibende troſtloſe Oede vor mir, der graue Himmel ſenkt ſich im Cirkel herab zur Erde; ich und meine öſterreichiſchen Huſarenpferde ſind die einzigen vernünftigen Weſen in der ſcheußlichen Sandwüſte; wir ſtehen im Mittelpunkt des Ginſters und des Thymians, und rufen umſonſt nach einem Baume, an deſſen Aeſten wir uns aufknüpfen können. Ein kalter Nordweſt fährt ſeufzend und wehklagend über die endloſe Ebene; eine Haidelerche erhebt ſich und macht einen Verſuch zu ſingen, aber es iſt ihr zu langweilig, die Stimme verſagt ihr, ſie klappt die Flügel zuſammen, ſinkt zur Erde und läuft einem Miſtkäfer nach, der ſeinem Schöpfer dankt, weil er endlich aufgefreſſen und von dieſem Jammerleben befreit wird. Hin und wieder komme ich bei einer menſchlichen Wohnung vorüber; rechts und links an das niedrige, aus rothen Backſteinen aufgeführte Wohnhaus ſtoßen die Stallungen, mitten im Hofe liegt der Miſthaufen, der unbezahlbare Schatz der Haidebauern, — und neben einem verkrüppelten Holunderſtrauche ſteht ein Ziehbrunnen, auf deſſen Querbalken ein Feldſperling eingeſchlafen iſt. Es iſt Sonntag. Ein Dienſtmädchen geht zur Kirche, die in nebelgrauer Ferne in der Haide verſchwindet; das Mädchen trägt die blanken Schuhe in der Hand und tritt den feinen Haideſand mit den bloßen Füßen; es erwiedert meinen Gruß ſo wenig wie das Pruſten der Pferde, und ich wiederhole meinen „Guten Morgen" nicht, weil das Kind der Haide häßlich, ſtupid und proſaiſch iſt wie der Torfhaufen, mit welchem es verzweifelt viel Aehnlichkeit hat. Ich bin zwei volle Stunden gefahren und habe beſtändig daſſelbe Bild vor mir. Ein paarmal habe ich die Augen zugekniffen, mich gegen die Stuhllehne gepreßt und mir eingebildet, daß ich rückwärts fahre, weil ich aber die Augen wieder geöffnet habe, iſt die Täuſchung von mir gewichen, und ich fahre vorwärts, immer weiter nach Weſten, dem grauen Horizont entgegen, zwiſchen Haideſluren, hungrigen Schafen und halbnackten

Knaben, die mich mit offenen Mäulern anſtaunen und ſich vor Verwunderung kratzen. Es kommt mir vor, als ſähe ich eine Nürnberger Häuſerſchachtel ausgepackt und die Häuschen überall auf den Fußboden hingeleckſt. Nur da, wo man gern eins hätte, iſt keins; wo es ganz am unrechten Orte iſt, ſteht eins, und daneben lehnt ein Mann, der ſo groß iſt, daß er mit den Händen in den Schornſtein hineingreifen und nöthigenfalls über ſein Strohdach wegſehen kann.

Ich habe die umfaſſendſten Studien über die nordſchleswig'ſche Haide angeſtellt, und bin zu dem Reſultate gekommen, daß ein Menſch mit geſunden Augen nach allen vierundſechzig Strichen der Windroſe eine Fernſicht von drei Meilen hat, vorausgeſetzt, daß er drei Meilen weit in dieß irdiſche Paradies hineinfährt, Halt macht, und vierundſechzig Wendungen ſeines werthvollen Hauptes vornimmt. Ich bin ferner zu der Ueberzeugung gekommen, daß jede andere, als die königlich däniſche Regierung, die Haide zur Forſtkultur verwendet haben würde. Einzelne Privatleute haben mit Erfolg Nadelpflanzungen angelegt; ich kenne einen Gutsbeſitzer, der eine wüſte Strecke in eine vorzügliche Baumſchule verwandelte und die überraſchendſten Erfolge erzielte; in der Gegend von Apenrade ſind nicht unbedeutende Schonungen angelegt, die zu den ſchönſten Erwartungen berechtigen; zahlloſe Nachgrabungen in der Haide haben bis zur Evidenz bewieſen, daß ſie einſt von den herrlichſten Eichenwaldungen geziert wurden; der Ertrag der neu anzulegenden Forſtkulturen würde ein überaus bedeutender ſein, — aber die däniſche Regierung kümmerte ſich nicht um die Entwickelung der deutſchen Herzogthümer, ſondern überließ es großmüthig dem mühſam ſein Leben friſtenden Haidebauern, für die Nachwelt zu ſorgen. Jetzt, wo dieſe ſegensreiche Regierung nur noch in partibus infidelium exiſtirt, wäre es gewiß an der Zeit, daß deutſche Kapitaliſten ſich im Norden Schleswigs ankauften — (theuer kann die Einöde nicht ſein), — um ganze Quadratmeilen mit Nadelholz zu bepflanzen. Die den Weſtwinden zunächſt ausgeſetzten Strecken würden allerdings nur mühſam fortkommen, und man müßte ihnen durch Gräben und Wälle Schutz zu gewähren ſuchen. Daß ſie aber gedeihen können und werden, das beweiſen die einzelnen Waldpartieen, die hin und wieder noch erhalten ſind, und die ſelbſt der däniſchen Forſtkultur zu widerſtehen wußten, die einzig und allein darin beſtand, möglichſt viel niederzuhauen, und möglichſt wenig ſtehen zu laſſen.

So, wie die Haide jetzt iſt, darf ſie nicht bleiben; bei verſtändiger Benutzung der einzelnen tiefliegenden und hinreichend mit Waſſer verſehenen Punkte laſſen ſich eine große Menge von Bauernhöfen anlegen, und bei Bepflanzung der für Ackerbau untauglichen Strecken läßt ſich aus ganzen Quadratmeilen bedeutender Gewinn ziehen, die jetzt todt und öde daliegen. Auch auf die Wirthſchaft der anſäßigen Bauern müßte man Einfluß zu üben ſuchen. Jeder von ihnen beſitzt dreimal mehr Land, als er beſtellen und düngen kann; anſtatt ſich nun auf das Nothwendigſte zu beſchränken, nehmen die lieben Haide-Oekonomen jährlich mehr Haide in Kultur, d. h. ſie brennen das Haidekraut ab, brechen den Boden auf, ſäen Hafer und Buchwaizen, und machen bei beſtändigem Regen eine erträgliche Ernte; ſcheint aber die Sonne acht Tage nach der Reihe — was freilich ſelten genug vorkommt — ſo hat es mit der Ernte ſeine ſehr ernſten Bedenken. Es fehlt an einem verſtändigen Impuls von oben, an fleißigen thätigen Menſchen, an Induſtrie und Unternehmungsgeiſt, und wenn dieß Alles 'mal über den Norden Schleswigs kommen ſollte, ſo werden hunderttauſend fleißige Deutſche ſich dort niederlaſſen können, und jedenfalls eben ſo leichtes Fortkommen finden, wie in dem Eldorado republikaniſcher Spekulanten, dem Wunderlande Amerika. Die jetzigen Bewohner, — eingewanderte Jüten und eingeborene Schleswiger, ſtehen zum größten Theile auf einer Kulturſtufe, die wenig höher als die ihrer Haidſchnucken rangirt. Es fehlt ihnen jede Spur von Schönheitsſinn; ſie pflanzen keine Blumen, haben kein Gelbveiglein und Roſenſtöcklein im Fenſter, öffnen kaum einmal die Thür, um friſche Luft in's Zimmer zu laſſen, kennen keinen größeren Genuß, als in ihren Wandbetten Mittagsſchläfchen von drei Stunden Länge zu halten, und haben den Begriff der Freude und des Vergnügens nie kennen gelernt. Ob ein Haidebauer Nordſchleswigs jemals zu dem Gefühl der Liebe ſich emporgeſchwungen hat, möchte ich bezweifeln; Auerbach würde vielleicht neue Auflagen ſeiner, mir in die Seele verhaßten Dorffiguren auffinden; ich würde aber an ihrer Exiſtenz zweifeln, bis ich ſie von Auge zu Auge geſehen hätte. Den einzigen Beweis einer ſelbſtbewußten Exiſtenz lieferten mir zwei Knaben, die ſich mitten auf der Haide am Karuſſelreiten ergötzten. Der Vater dieſer beiden intelligenten Jünglinge ſchien ſeinen Torfwagen umgeworfen zu haben, wenigſtens lag der Vorderwagen mit der Deichſel im Haidekraut, das eine Rad nach oben gekehrt, das andere flach auf dem Boden. Die beiden Erben des glücklichen Vaters hatten ſich dieſen Umſtand zu Nutzen gemacht. Der Eine ſaß oben auf dem Rade und der Andere drehte die Deichſel im Kreiſe umher, — bald ſchneller, bald langſamer, aber immer von links nach rechts, damit ſie beide wo möglich ſeekrank würden. Ich ließ halten, und ſah dieſem kindlichen Spiele eine gute Weile zu, denn es that mir wohl, doch etwas zu erblicken, was einen poetiſchen Anflug hatte; als ich aber allmälig fühlte, wie ſich mein Gehirn mit dem Wagenrade zu drehen anfing, als es mir grün und blau vor den Augen wurde, da ließ ich den Kutſcher weiter fahren und begnügte mich damit, ab und zu den Kopf zu wenden, und den lieben Kleinen einen Abſchiedsgruß zuzunicken. Ob ſolche Szenen auf der Haide oft vorkommen, weiß ich nicht; es iſt aber immerhin anerkennenswerth, daß ſie überhaupt möglich ſind.

Ein eigenthümliches Loos haben die Meilenzeiger und Wegweiſer dieſer geſegneten Fluren, die bekanntlich 1848 roth-blau-weiß angeſtrichen und mit den urſprünglichen Namen der einzelnen Dörfer und Städte geziert wurden; als die Dänen ſich wieder zu Herren des Landes gemacht hatten, waren ſie bemüht, die blaue Farbe zu vernichten und für die alten bekannten Namen neue zu erfinden, und die armen Meilenzeiger, die kurze Zeit Mitglieder des deutſchen Bundes geweſen, mußten ſich weiß-roth anſtreichen und mit den abenteuerlichſten Ortsnamen bellecken laſſen. Anfangs wollte es den Bauern nicht in den Sinn, daß ihre Heimat plötzlich umgetauft werden ſollte, und es kamen ergötzliche Szenen vor, wenn Einer oder der Andere den Jahrmarkt in Hadersleben oder Ripen beſucht, einen kleinen über den Durſt ge-

nommen, und beim Nachhauſefahren vergebens nach dem Meilenzeiger ſuchte, der ſchon ſeinen Großvater gekannt und ihm mit ausgeſtrecktem Zeigefinger den Weg nach der Heimat angedeutet hatte. Der Meilenzeiger ſtand freilich auf der alten Stelle, der Weg bog links ab, wie vor alten Zeiten, aber der Name! Wohnte der Mann Gottes nicht in Süderholz? und zeigte der Finger des hölzernen Rathgebers nicht nach Sönderſkov? Es war nicht Alles, wie es ſein ſollte; in den Köpfen der däniſchen Demokraten ſpuckte es, in dem Kopfe des Bauern ſpuckte es, und wenn die Pferde nicht durch ihre Beſonnenheit aus der Verlegenheit geholfen hätten, ſo wäre mancher Schleswiger wie ein zweiter Japhet auf Reiſen gegangen, nicht um ſeinen Vater, ſondern um ſein Vaterhaus zu ſuchen. Item, die Dänen ſetzten ihren Willen durch, und die intelligente Jugend wuchs in dem Wahne heran, daß der neue Name beſſer ſei, als der alte. Als aber die Oeſterreicher und Preußen in Schleswig einzogen und, die Generalſtabskarte in der Hand, nach Dörfern ſuchten, die nirgends zu finden waren, machte Prinz Friedrich Karl der Sache ein kurzes Ende und gab den Gemeinden ihre alten Namen wieder. Farbenkünſtler ohne Ende wanderten mit dem Oeltopfe durch Schleswig, malten einen blauen Strich neben den rothen und verwandelten Sönderſkov wieder in Süderholz; hatten aber 1850 die Väter ſich empört, ſo empörten ſich jetzt die Söhne, und da ſie ihrem Ingrimm nicht anders Luft machen können, amüſiren ſie ſich durch Beſchmutzung der deutſchen Namen und Farben, ſo daß die vielgeprüften Meilenzeiger Nordſchleswigs jetzt alle ſieben Farben des Regensbogens — und keinen Namen zur Schau tragen.

Bei dieſer Gelegenheit fällt mir der Thurmwärter in Hadersleben, ein geborener Däne natürlich, und ein eifriger Schwärmer für Gammeldanmark, ein. Dieſer „Beamte“ ärgerte ſich über die blau-weiß-rothe Fahne auf dem Kirchthurme und riß allnächtlich die blaue Farbe ab, und als ich ihn fragte, wie es zuginge, daß die Fahne immer zerriſſen würde, antwortete er: „Was weiß ich, der Wind wird wohl den Lappen zerreißen?“ — „Möglich,“ entgegnete ich. „Aber ſehen Sie mir einmal feſt in die Augen, und hören Sie mir zu. Wenn es dem Winde heute Nacht wieder einfallen ſollte, die blaue Farbe fort zu nehmen, ſo hänge ich Sie morgen an den übrig gebliebenen beiden Farben zum Kirchthurm hinaus. Verſtanden?“ Der Jüte lächelte, ſpuckte aus, kratzte ſich und ging. Seitdem weht die Trikolore luſtig vom Haderslebener Thurme, und was das Luſtigſte iſt, der Jüte iſt noch im Amte, während es arme Haderslebener Bürger genug gibt, die froh wären, wenn ſie den kleinen Poſten bekommen könnten. Alles in majorem Dei gloriam! —

So langweilig die Haide in Nordſchleswig jetzt auch iſt, ſo lebhaft muß es in alten Zeiten auf ihr hergegangen ſein; denn überall begegnet man einer großen Zahl zum Theil ſehr bedeutender Hünengräber, unter denen die irdiſchen Reſte tapferer Krieger und ihrer Jagdhunde ruhen. Dieß, und die vielen Spuren untergegangener Wälder laſſen uns erkennen, daß die endloſe Fläche einſt eine ganz andere Phyſiognomie gehabt haben muß als heutzutage, und wer ſich mit geſchloſſenen Augen in ſeinen Wagen zurücklehnt und ſich die Sagen Oſſian's in's Gedächtniß ruft, hat ein probates Mittel gegen die Verzweiflung, die ihn ſonſt unfehlbar ergreifen würde, bis er die lachende Oaſe Gramm erreicht, die mitten zwiſchen Hadersleben und Ripen liegt, und vor Jahrhunderten durch ihre Quelle „Helligkilde“ in hohem Anſehen ſtand und von katholiſchen Pfaffen ſorgfältig gehegt und gepflegt wurde. Die Wunderthätigkeit der heiligen Quelle iſt aber mit den katholiſchen Geiſtlichen verſchwunden; Niemand denkt mehr daran, zu ihr zu wallfahrten, und das Einzige, was Einen an Gramm intereſſirt, ſind die Bäume, die das Schloß ſammt dem Flecken umgeben. Beides, Schloß und Flecken, ſind däniſche Enklaven und gehören dem Grafen Brockenhuus Schack, der ſich jetzt auch bald an den Gedanken wird gewöhnen müſſen, die ſchleswig-holſtein'ſche Flagge aufzuziehen.

Wie man ein reicher Mann ſein und es zugleich auf Gramm aushalten kann, iſt mir vollkommen unerklärlich. Das prachtvolle Schloß mit ſeinem Park, der ſeit dem Brande neu aufgebaute und mit hübſchen Linden gezierte Ort, die innere Ausſtattung des Schloſſes, kurz Alles gibt Zeugniß von großem Wohlſtande des Beſitzers. Kunſt und Wiſſenſchaft haben ihren Weg zu den geräumigen Hallen gefunden; liebenswürdiger Luxus lächelt Einem überall entgegen; — ſowie man aber die Grenze der Oaſe überſchreitet, ſtarrt Einem die todte Haide wieder in voller Troſtloſigkeit entgegen! Wo iſt da ein Freund, der die langen Winterabende durch trauliches Geſpräch vor dem Kamine verkürzt? Wo iſt auch nur eine Möglichkeit, einen vernünftigen Menſchen aufzufinden, mit dem man über die Tagesereigniſſe plaudern könnte? Ich würde mich in Gramm vor dem Echo meiner eigenen Sohlen fürchten; die Bilder meiner verſtorbenen Ahnen würden mich desperat machen, kurz — alle Schätze Salomon's könnten mich nicht bewegen, meine noch übrigen Lebensjahre in Gramm zu vertrauern. Wir finden überall alte Burgen und Schlöſſer, die uns einen melancholiſchen Eindruck machen, und in deren Mauern wir uns höchſtens ein paar Stunden wohl fühlen könnten; die einſtigen Beſitzer waren aber Raubritter, die ihr Leben mit Falkenjagd, Geſellenritten, Tanz und Spiel, Lanzenſtechen und Turnieren hinbrachten; die offene Landſtraße führte bei ihren Burgen vorüber, und wenn der Thurmwart in's Horn ſtieß, wieherte der Streithengſt ſchon, weil er wußte, daß ſein Herr ihn in der nächſten Minute tummeln würde. Aber Gramm? Wann zog eine Karawane über die nordſchleswig'ſche Haide? Wann blickte ein Burgfräulein von der Zinne des Schloſſes in das lachende Thal? Wann ertönte fröhlicher Hörnerſchall, wann hob ſich der Edelfalke in die Wolken, wann brachen Ritter ihre Lanzen in der troſtloſen Oede, die dich umgibt, du Perle in der Wüſte? Der Orden auf der Bruſt eines bettelnden Invaliden macht mich regelmäßig melancholiſch; ich ſehe, ſtatt eines jugendlichen begeiſterten Kämpfers, der ſeinen Kameraden ſtolz vorausſchreitet, jedem Mädchen einen Kuß zuwirft, und ſtets der Erſte im Kampfe iſt, einen zitternden Greis mit ſchneeweißem Lockenhaar vor mir, und das ſchönſte Bild, das uns erfüllen kann, ein tapferer Krieger in voller Jugendkraft, verſchwindet vor dem Schatten des Todes, der ſich über den Greis lagert. Einen ähnlichen Eindruck macht mir Gramm. In der bodenloſeſten Trübſeligkeit, in der unmenſchlichſten Geiſtesöde, in

der ewigen Haide und Wüste liegt ein reizendes Schloß mitten in einem Park, der mit blühenden Pflanzen angefüllt ist; Livreebediente reiten arabische Hengste zur Schwemme, stolze Schwäne heben die Flügel und kreisen mit gebogenem Halse auf dem spiegelklaren Teiche, — Lust, Frohsinn, Heiterkeit, Reichthum, dolce far niente, alle Annehmlichkeiten des Lebens winken uns entgegen, — und doch ist Alles nur Schein, denn fünzig Schritte hinter dem lachenden Paradiese wirbelt der Westwind den feinen Haidesand in die Höhe, und meilenweit nach allen Richtungen ist Haide und nichts als Haide das Einzige, was sich unseren Blicken darbietet. Wie mag es in dem großen Schlosse aussehen, wenn der Winter mit seinen eisigen Stürmen über die öden Fluren zieht? Wie mögen die Fenster und Thüren klappern, wie mag es im Schornstein heulen und brausen, wie langweilig —, ach, wie bodenlos und unbegreiflich langweilig mag es sein im Schlosse zu Gramm! Tausendmal würde ich das Leben in der elenden Hütte der Haidebauern vorziehen. Das einzige Wohnzimmer ist zwar mit Ziegelsteinen statt mit Brettern gedielt; die Wandbetten sind schrecklich; der Querbalken unter dem Boden macht es Einem unmöglich, im Zimmer auf und ab zu gehen. Um den einfachen Tannentisch sitzen flachshaarige Kinder und lernen Bibelsprüche, Fix liegt unter dem Ofen und bellt im Schlafe, die Wanduhr ist schon seit einem Jahr-

Morsumkliff. (S. 161.)

zehend stehen geblieben, der Geruch von Kühen und Schafen dringt in die Stube, Armuth und Buchwaizengrütze sind das Erbe von Großvater und Urgroßvater, aber die Familie freut sich, wenn sie ihr Haidekraut geborgen hat, denn sie hat Brennmaterial; sie freut sich, wenn die Haide blüht, weil die Bienen Honig sammeln; sie freut sich, wenn es regnet, denn der Buchwaizen wächst; sie freut sich, wenn der Winter kommt, denn die langen Nächte bringen langen Schlaf. Worüber freut sich aber der Besitzer von Gramm? Wenn ich es wüßte, würde ich es verrathen; ich weiß es aber nicht.

Ich hatte die Pferde füttern lassen und bestieg mit einem Seufzer meinen Wagen. Der Wirth war ebenso langweilig gewesen, wie die Wirthin und die Kellnerin, es hatte eine lange Weile gebraucht, bis ich mein Frühstück bekam; die Leute schlichen mürrisch von der Wirthsstube in die Küche und zurück, kein lautes frohes Wort wurde gewechselt, mein Kutscher trank ein Glas Bier un en lütjen (einen Schnaps) nach dem anderen, graue Wolken drohten mit Regen, und als ich den Wirth fragte, ob ich Gefahr liefe naß zu werden, spuckte er aus, kniff ein Auge zu, blickte mit dem anderen zum Fenster hinaus, ging dann in die Küche, um meinen Kaffee zu holen und sagte nach einer langen Pause: „Hm, hm!“ Da er leise den Kopf schüttelte, schloß ich aus seinem Hm, hm, daß es nicht regnen würde, und da ich den Kaffee vor den vielen Cichorien nicht trinken konnte, mit denen er

„eschwängert war, befahl ich Gott meine Seele und ließ mich weiter gen Ripen fahren.

Dieselbe haarsträubende Gegend, dieselbe Langeweile wie zwischen Hadersleben und Gramm. Die einzige Abwechslung in der Szenerie brachte der viereckige Thurm der Ripener Domkirche hervor. „Wie weit haben wir noch?" fragte ich den Kutscher. — „Drei Meilen," antwortete er. Ich zog die Fühlhörner ein wie eine Schnecke, grunzte innerlich wie ein Gergesener und gab mir die erdenklichste Mühe, irgend etwas zu erfinden, worüber ich mich amüsiren oder ärgern konnte; denn zwischen diesen beiden Empfindungen ist weniger Unterschied, als man im gewöhnlichen Leben glaubt. Nach langem vergeblichen Abmühen kam mir eine Verordnung aus dem Jahre 1737 in den Sinn, welche allen Verlobten und Verliebten Nordschleswigs zur Pflicht macht, vor ihrer ehelichen Einsegnung zehn junge Eichen und fünfzehn junge Buchen zu pflanzen; die Pflichtvergessenen müssen für jede fehlende Eiche einen, und für jede fehlende Buche vier Thaler Strafe zahlen; der Pastor, welcher einen Bräutigam traut, ehe er den Beweis geliefert, daß er seine Bäume gepflanzt hat, ist ebenfalls straffällig.

Daß diese heilsame Verordnung längst vergessen ist, versteht sich von selbst; denn so flink die Herren Beamten auch bei der Hand sind, alte Gesetze zu zitiren, wenn es sich darum handelt, Hochverrathsprozesse, Preßprozesse und sonstige allerliebste Dinge herauf zu beschwören, so kurz pflegt ihr Gedächtniß zu sein, wenn Sachen an sie herankommen, die „sie nichts angehen!"

Ich muß wegen dieses Ausdruckes feierlichst um Verzeihung bitten; denn nach dem, was ich neulich im Schleswiger Intelligenzblatte gelesen habe, gibt es kaum etwas, das die Herren Beamten nicht anginge. In besagtem Blatte stand wörtlich wie folgt: „Wenn der Besitzer der Koppel hinter dem Michaelisfelde angezeigt hat, daß seine Kühe aufgeregt werden, wenn Vorübergehende von Hunden begleitet werden, so wird dieß zur Darnachachtung bekannt gemacht. Schleswig von Polizei wegen . . . 1864."

Wer im Besitze einer solchen Anekdote ist, kann es selbst auf der Haide aushalten! Ich sehe den Verfasser solcher polizeilichen Erlasse an der Feder kauen, die Stirn reiben, ein über das andere Mal ansetzen, jeden Satz mit „Wenn" anfangen und wieder ausstreichen; endlich ist er über den Berg hinaus, der Anfang ist gemacht und er soll den Seelenzustand der Kühe schildern; wie sagt man doch von Menschen, wenn sie ihrer selbst nicht mehr mächtig sind? Sie rasen, toben, werfen Fenster ein und bringen dem Polizeimeister ein Ständchen statt eines Vereats. Das Alles thun die Kühe aber nicht. Sie rufen höchstens buh! wenn er vorüber schreitet. Ein Blick in die Zeitung genügt. Da steht es: das Furore der Madame N. im Hamburger Stadttheater war grenzenlos, das aufgeregte Publikum warf ihr Blumenkränze zu — richtig! aufgeregt; also: „Wenn der Besitzer angezeigt hat, daß die Kühe aufgeregt werden, so wird dieß zur Darnachachtung bekannt gemacht." Der gewöhnliche Schlußsatz: „Kinder zahlen die Hälfte", ist leider in der Feder des neuen Lykurg stecken geblieben.

Die Verordnung ist fertig, der Staat ist gerettet, die Gefühle der Kühe werden geschont, und der Beamte liest drei Tage nachher das Intelligenzblatt, ohne vor Schreck über seinen humoristischen Aufsatz die Blattern, oder sonst eine ansteckende Krankheit zu bekommen, und wenn in hohen und höchsten Kreisen von ihm gesprochen wird, heißt es: „O, der und der ist ein vortrefflicher Beamter!" Na, meinetwegen! Kyrie Eleyson!

Von demselben Beamten wurde mir vor Kurzem eine prächtige, unsere Bureaukratie treffend kennzeichnende Geschichte erzählt. Es war Jahrmarkt in Schleswig, und ein biederer Käsehändler, der seit fünfundzwanzig Jahren den Markt besucht und auf derselben Stelle Zahnschmerz und Schnupfen bekommen, seinen Käse aber verkauft hatte, erschien auch dießmal mit bedeutendem Vorrathe und dachte, du wirst deinen Käse den preußischen Soldaten im Umsehen verkaufen. Der Polizeimeister dachte aber anders und verbot dem Ausländer (der Händler wohnt eine Stunde von Schleswig entfernt), seine Waaren nach der bisherigen Weise feil zu bieten. „Zeigen Sie mir eine Verordnung, in welcher der Käsehandel verboten ist," sagte der rebellische Staatsbürger. — „Ich bin die Verordnung," entgegnete das Oberhaupt der Stadt, und der Ausländer kann sich jetzt an den deutschen Bund wenden, wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschehen ist.

Inmitten der politischen Begebenheiten, die Europa in einen blutigen Krieg zu stürzen drohten, sind derartige ergötzliche Humoresken dem Menschenfreunde willkommen, und da ich Folianten voll der besten Anekdoten über unsere Bureaukraten habe, mit denen ich mir selbst die Zeit vertreibe, wenn ich an Ohrenschmerz leide, will ich sie dem Leser bei passenden Gelegenheiten vorsetzen und Sorge tragen, daß sie immer als Dessert nach Suppe und Braten aufgetragen werden.

Während des Seitensprunges, den ich mir eben habe zu Schulden kommen lassen, sind die Pferde weiter getrabt, und da meine Pfeife ausgeraucht ist, müssen wir eine gute Strecke zurückgelegt haben; ich sehe dieß aber nur an meiner Pfeife, an der Gegend wahrlich nicht, die auf ein Haar so aussieht wie die, welche ich vor fünf Viertelstunden verließ. Der Ripener Kirchthurm ist nicht größer und nicht kleiner geworden, die Windmühle an der Königsau ist um keinen Zoll näher gerückt, die Haide ist ebenso todt und leer wie dicht bei Gramm, der Wind treibt mir den Sand nach wie vor in die Augen, und ich würde anfangen an Zauberei zu glauben, wenn ich nicht zufällig bemerkte, daß die Schafe und Kühe immer paarweise neben einander weiden, und daß die Bauernhäuser eine gewölbte Eingangsthür haben, was sie ein paar Meilen weiter östlich nicht hatten. Bei meinen späteren Exkursionen ward ich belehrt, daß alle Friesen den Bogen an ihren Wohnungen anbringen, wo die übrigen Bewohner der Herzogthümer den spitzen Winkel oder die gerade Linie wählen, und ich meine, kein einziges friesisches Haus ohne Bogen über der Thür, den Fenstern oder im Dachvorsprunge gefunden zu haben. Interessanter als diese Wahrnehmung war mir das Zusammentübern oder Binden von Schafen und Kühen. Warum mußten immer zwei neben einander gehen und sich gegenseitig mit dem Strick die Beine umwickeln? Sollten sie sich zum Fressen reizen? Sollte das eine Thier glauben gemacht werden, daß unter der Haide doch noch ein Spürchen Gras wüchse, während das andere

hungernd am Boden umherſuchte? Hätte ich nicht ſpäter in den fetten Triften daſſelbe Zweikammerſyſtem wieder gefunden, ſo würde ich unfehlbar in dieſen Irrwahn verfallen ſein; da der Menſch aber nie ſuchen ſoll zu erforſchen, was über ſeinen Horizont geht, will ich den Gegenſtand fallen laſſen und den Verſuch machen, zwei Stunden lang einen Punkt anzuſtarren, keinen Blick von ihm zu verwenden und mich weder durch Schafe noch Kühe irre machen laſſen. Es iſt eine ſchwierigere Aufgabe als man glauben ſollte, und die nur ein Kurheſſe oder Schleswig-Holſteiner löſen kann. Ich hielt die Seelenmarter mit der Geduld eines Montezuma aus und ſah mich endlich für meine Standhaftigkeit belohnt. Der Kirchthurm in Ripen wurde allmälig ſichtbarer, ſeine Umriſſe traten deutlicher hervor, er wurde höher und breiter, ich konnte das Zifferblatt der Uhr erkennen, die Dohlen unterſcheiden, die ſich auf ſeiner Zinne um den beſten Platz biſſen, — und hielt endlich vor dem Gaſthofe in Ripen und hatte den ganzen prachtvollen Bau der altehrwürdigen Domkirche vor mir.

Ripen, oder wie die Dänen ihre Stadt nennen, Ribe, iſt eine alte, ſchmutzige, gänzlich herabgekommene Stadt, die wenig an ihren einſtigen Glanz erinnert, ja man würde es faſt für unmöglich halten, daß in alten Zeiten hier der Schwerpunkt des däniſchen Handels lag, daß däniſche Könige ſich hier trauen und ſalben ließen, daß Chriſtian I. von Oldenburg hier als Herzog von Schleswig und Graf von Holſtein gehuldigt wurde, wenn der Dom nicht ſprechendes Zeugniß von dem ehemaligen Glanz und Reichthum gäbe, die hier geherrſcht haben müſſen. Nimmt man eine alte Chronik zur Hand, ſo findet man ein ganzes Verzeichniß längſt nicht mehr exiſtirender Straßen aufgeführt, die faſt ſämmtlich einen holländiſchen Klang gehabt haben wie z. B.: „Schifsbroegaath, Nethergaath, Ypergaath u. ſ. w., und es liegt die Vermuthung nahe, daß die Frieſen die urſprünglichen Erbauer Ripens geweſen ſind. Die jetzigen Bewohner ſind als exaltirte Dänen von dem Komplimente, frieſiſchen Urſprungs zu ſein, feierlichſt ausgeſchloſſen.

Studirt man die Chronik weiter, ſo findet man eine Menge von Kirchen, Klöſtern, Mönchsorden, den Glanz des Biſchofs, die Pracht ſeiner Hofhaltung und hunderttauſend andere Dinge erwähnt, von denen auch die letzte Spur verſchwunden iſt, und deren ehemalige Exiſtenz man ſich kaum erklären kann, wenn man die troſtloſe Fläche und die kleinen, windſchiefen, kümmerlich gebauten Häuſer anſieht, die ſich ſelten über einen Stock hoch aus ihr erheben. Drückende Armuth, gänzliches Stocken des Handels und des Verkehrs, fanatiſcher Haß gegen alles Deutſche, Angſt vor der Zollgrenze zwiſchen Schleswig und Jütland, Wuth und Zorn über die öſterreichiſche Einquartierung und täglich friſcher Lachs ſind die Hauptmomente in dieſer trübſeligſten aller einſtigen Größen, die man aber dennoch beſuchen muß, weil ſie einen Dom aufzuweiſen hat, der ſich an Größe und Schönheit mit den meiſten ſeiner Kollegen meſſen kann.

Der prachtvolle Bau iſt zum Theil aus polirtem Granit aufgeführt, innerlich und äußerlich mit Bildhauerarbeit verſehen, mißt inwendig zweihundert Fuß in der Länge, fünfzig Fuß in der Breite und iſt achtzig Fuß hoch. Das Gewölbe wird von vier impoſanten Säulenreihen getragen; die Kuppel, welche das Chor überwölbt, iſt von überraſchender Schönheit. Was dem Dom ein eigenthümliches Anſehen gibt, iſt, daß die beiden Thürme zu beiden Seiten aus den Mauern herausgebaut ſind, und nicht, wie bei den meiſten anderen Kirchen, an den Enden emporſtreben. Der Hauptthurm, der jetzt auf ſeiner Zinne mit einem eiſernen Geländer verſehen iſt, hat früher die bedeutende Höhe von zweihundert und zehn Fuß erreicht, iſt aber eines ſchönen Tages niedergeſtürzt und hat eine Menge Menſchen erſchlagen. Aus Furcht vor ähnlichen Kataſtrophen und aus Mangel an Geld hat man ſchon unter der Regierung der Biſchöfe den Gedanken aufgegeben, ihm auf's Neue eine Spitze aufzuſetzen.

Beſonders intereſſant ſind im Innern der Kirche alte Freskomalereien, die eine zeitlang in den Bann gethan und mit Kalk überſtrichen waren. König Chriſtian VIII. ließ den Kalk abwaſchen und die Bilder wieder an das Tageslicht ziehen, die einzige That, für welche ich dieſem Monarchen meinen Dank ſagen will. Nächſt dieſen Gemälden hat ein Basrelief, den Kindermord in Bethlehem darſtellend, meine Aufmerkſamkeit erregt. Es iſt ein Geſchenk des leider ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre verſtorbenen Stephan Peter Johannes Hjort, eines geborenen Ripeners, deſſen Vater einfacher Tiſchlermeiſter war. In der Mitte der Gruppe ſteht eine Mutter mit dem Kinde auf dem Arme, das ſie gegen den Mörder zu vertheidigen ſucht. Der Ausdruck in dem Geſichte des Weibes, ihre Stellung, der Arm, den ſie ſchützend vorſtreckt, ſind geradezu meiſterhaft zu nennen, und wenn das Sujet ein weniger ſchrecklicher wäre, könnte man ſich ſtundenlang in den Anblick der einzelnen Figuren vertiefen.

Außer einigen, zum Theil meiſterhaft ausgeführten, Porträts ehemaliger Gönner der guten Stadt Ripen iſt mir das Bild von Johannes Tauſanus aufgefallen, der ſich ſelbſt eine lateiniſche Lobrede in goldenen Lettern geſchrieben hat, weil er die Reformation in Dänemark einführte. Der gute Johannes ſcheint mir ſtark vom Hochmuthsteufel geplagt geweſen zu ſein.

Die Kanzel, die Orgel, die alten, mit deutſchen und däniſchen Inſchriften verſehenen Leichenſteine, die rings in den Gängen liegen, ja ich möchte ſagen, jeder Fleck in dem geräumigen Dome iſt intereſſant, ſo daß ich mich kaum einer Kirche entſinne, deren Beſuch mich ſo ſehr überraſcht und befriedigt hätte.

Aber nicht nur das Innere, ſondern auch das Aeußere des Doms zeugt von dem Geſchmack und der Kunſtfertigkeit ſeines Erbauers. Viele von den Figuren und Zierrathen, die überall am rechten Orte angebracht ſind, haben dem Zahne der Zeit widerſtanden und wären wohl werth, näher gekannt und beſchrieben zu werden. An einer Stelle fand ich einen Katzenkopf, der von einer Menge von Mäuſen umgeben iſt. Auf meine Frage, welches Bewandtniß es mit dieſer Allegorie habe, erfuhr ich Folgendes. In Ripen wohnten zwei Brüder, deren Einer ſehr reich war, während der Andere am Hungertuch nagte, und Nichts beſaß als eine Mauskatze. Als der reiche Bruder eine weite Seereiſe unternahm, bat ihn der arme Schlucker, er möge die Katze mitnehmen, weil es ihm nicht mehr möglich ſei, ſie zu ernähren; die Mäuſe habe ſie alle aufgefreſſen, Brod wolle ſie

nicht, und Braten habe er ihr keinen vorzusetzen. Der Reiche, der eine Menge Mäuse an Bord hatte, nahm die Katze mit, landete an einer unbekannten Insel und erfuhr von den Bewohnern, daß sie sich vor Mäusen nicht zu bergen wüßten. Da fiel ihm sein armer Bruder ein, und er beschloß, ihm auf anderer Leute Kosten unter die Arme zu greifen. Die einfältigen Insulaner zahlten ihm einen ungeheuern Preis für den Ripener Kater, und er war ehrlich genug, seinem Bruder den ganzen Betrag zu übergeben, als er nach langem Umherirren wieder in Ripen ankam. Der Handel gefiel dem armen Teufel, er schaffte an Katzen an, was aufzutreiben war, reiste selbst in die Fremde und war so glücklich, überall Insulaner zu finden, denen die Mäuse keine Ruhe ließen. Zum Dank für diese Spekulation ließ er dem lieben Gott zu Ehren einen Katzenkopf mit Mäusen umgeben an der Domkirche seiner Vaterstadt anbringen.

An einer anderen Stelle sah ich eine Muttergottes mit nur einem Arm. Irgend ein Bösewicht hat vor Jahrhun-

Auf Sylt aufgefundene alte Waffen und Geräthe. (S. 162.)

1) Hammer und Keile (aus den Hünengräbern).
2) Urnen mit menschlichen Knochen (aus den Hünengräbern).
3) Gefäß (aus einem alten Seedeiche).
4) Phönizische Glasurne (aus den Barminghügeln).
5) Steinkeil.
6) Bronzeklinge (aus den Bördhügeln bei Kampen).
7) Bronzeschwert (aus den Bördhügeln bei Kampen).

derten die Figur beschädigt und ihr den rechten Arm abgehauen; so viel Mühe man sich aber auch gegeben hat, ihn wieder zu befestigen, so viele Segenssprüche auch beim jedesmaligen Versuche gesprochen wurden, die Muttergottes wollte sich den Arm nicht wieder ankleben lassen, und die frommen Patres sehen sich gezwungen, dem erstaunten Volke alljährlich zu beweisen, wie betrübt das Steinbild über die widerfahrene Mißhandlung sei.

Ich hatte mich von einem Diener der Gerechtigkeit, einem Ripener Polizeidiener mit obligatem Dannebrogkreuze auf der Brust, in den Dom führen lassen, und gewann sein Herz durch zwei dänische Mark in dem Maße, daß er sich bereit erklärte, mir auch das Rathhaus und die in demselben aufbewahrten Raritäten zu zeigen. In Folge dessen bekam ich ein paar Gefängnißthüren, Marterwerkzeuge, Halseisen und Daumschrauben und endlich das auf Pergament geschriebene Gesetz von König Erich Glipping zu sehen. Bei den Daumschrauben fiel mir mein unglücklicher Landsmann Doktor Paulsen ein, und ich hätte die Versicherung des braven Dannebrogsmannes, daß derartige Folterwerkzeuge schon seit

einem halben Jahrhunderte aus der Mode gekommen, gern widerlegt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, er würde mich in eins der leer ſtehenden Gefängniſſe hineinſchieben und „für beſſere Zeiten“ aufbewahren. Wir ſchieden als „Freunde“, und da ich von dem Dienſtbotenvermiethen gehört hatte, das heute auf dem Marktplatze ſtattfinden würde, begab ich mich an Ort und Stelle, um mich in die Myſterien dieſes nie geahnten Sklavenmarktes einweihen zu laſſen.

Ich muß vorausſchicken, daß nördlich, öſtlich und ſüdlich von Ripen reiche Marſchländereien liegen, auf denen Getreide aller Arten gezogen wird. Da es aber an Schnittern und Ernteleuten fehlt, und da auf der däniſchen Inſel Fanöe eine große Zahl blühender und kräftiger Mädchen heranwachſen, die auf der Heimatsinſel nichts zu thun haben, ſo iſt es ſeit Alters her Sitte, daß die Eltern ihre erwachſenen Töchter nach Ripen bringen, um ſie für die Erntezeit auszuheuern. An einem beſtimmten Tage kommen Hunderte von ausnahmsweiſe ſchönen Mädchen, die ſich in ihrer National-

Porträt einer Sylter-Braut aus dem Jahre 1650. (S. 174.)

tracht doppelt reizend ausnehmen, in Ripen an, und ſetzen ſich der Reihe nach auf Bänke, die zu ihrer Bequemlichkeit bereit gehalten werden. Sobald ſie Platz genommen haben, erſcheinen ſchmeerbäuchige Marſchbauern mit der Meerſchaumpfeife im Munde, muſtern die hübſchen Kinder der Reihe nach, und laſſen ſich von der Frau Mama oder Tante die Vorzüge ihrer Tochter oder Muhme erzählen. Das Mädchen ſelbſt hat bei dem ganzen Handel kein Wort drein zu reden; die Mutter verlangt einen Preis und verſpricht Fleiß und Ordnung; der Bauer feilſchſt hin und her und ſchließt endlich den Handel ab, wenn er meint, daß die Angeprieſene ſtark genug iſt, um ihm für ein paar lumpige Thaler die reiche Ernte in die Scheuer zu bringen. Sind ſich die Handelsleute einig geworden, ſo zahlt der Bauer ein Drangeld, die Mutter ſteckt es in die Taſche und wünſcht ihrem Kinde alles Gute, und dieß erhebt ſich, blickt ſtolz auf ſeine Schweſtern, die noch keinen Käufer gefunden haben, — und ſcheidet mit einem kalten Händedruck von der Frau Mama, die ſchon in Gedanken über das Geld verfügt, das ihr eigen Fleiſch und Bein für ſie verdienen wird.

Ich will übrigens den hübschen Fanöerinnen das wohlverdiente Lob spenden, daß sie allgemein als fleißige, tugendhafte und außerordentlich zuverlässige Dienstboten bekannt sind, und obgleich ich bezweifele, daß jemals eine Tochter Fanöes diese Blätter in die Hand bekommen wird, — ich will hinzufügen, daß sie zum großen Theile von überraschender Schönheit und Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung und des Körperwuchses sind. Sie haben äußerst zarten Teint, prachtvolles Haar, schönes Oval des Gesichts, schneeweise Zähne und gute, freundliche Augen, unterscheiden sich daher von der dienenden Klasse Dänemarks und Nordschleswigs sehr zu ihrem Vortheile.

Die lieben Kinder werden gewöhnlich auf zwei bis drei Monate vermiethet. Ist ihre Zeit um, so kommen die Mütter von Fanöe herüber, nehmen die sauer erworbenen Thaler in Beschlag und regaliren die Bauern, bei denen ihre Kinder wenig Schlaf und viel Arbeit gehabt haben, — mit in der Luft getrockneten Klippfischen, vor denen Gott mich in Gnaden bewahren möge.

Ehe ich Ripen Adieu sage, for never to return, muß ich dem Leser, der mit der Lage dieses melancholischen mene mene tekel nicht vertraut ist, und der sich darüber wundern mag, daß ich von dänischen Städten erzähle, statt der deutschen zu erwähnen, heimlich in's Ohr flüstern, daß Ripen eigentlich eine schleswig'sche Stadt ist, daß sie aber — ich weiß nicht in welchem Jahre — zu Dänemark geschlagen wurde, und daß sie mit dem Amte gleichen Namens die bedeutendste sogenannte dänische Enklave im Herzogthum Schleswig ist. Von Gottes- und Rechtswegen hätten die Bevollmächtigten in Wien nicht nur Gramm, Mögeltondern und Schackenburg, sondern auch das ganze Amt Ripen von Dänemark trennen und in Schleswig-Holstein inkorporiren sollen; da sie es aber unterlassen haben, will ich ihnen keine Vorwürfe machen; denn wir haben ihnen, wenn wir Alles bei Lichte betrachten, unendlich viel zu danken, und durch sie erreicht, was wir kaum wagten als erreichbar anzusehen. Mögen die Ripener also dänisch bleiben! Die Zollgrenze, die unmittelbar vor ihren Thoren vorbeigehen und ihnen den Handel mit dem Süden erschweren, wo nicht ganz abschneiden wird, kann zum gänzlichen Verarmen des fanatischen Nestes nur beitragen, und es soll mich gar nicht wundern, wenn die Einwohner über kurz oder lang das Beispiel des Katzenspekulanten nachahmen und nach unbekannten Inseln fahnden, auf denen weder sie noch ihre Hausthiere bekannt sind. Ich habe Ripen ein fanatisches Nest genannt, und könnte für diese Bezeichnung unzählige unerquickliche Thatsachen anführen; da mir gerade ein scherzhafter Beweis einfällt, will ich ihn zum Belege für meine Worte mittheilen.

Ich kam mit dem Maler Fikentscher nach Ripen und hütete mich wohl, mit dem Wirthe, der Wirthin oder den Dienstboten dänisch zu sprechen, sondern amüsirte mich daran, ihr Radebrechen des deutschen Idioms anzuhören. Die Sache ging den ganzen Tag vortrefflich bis spät am Abend, als wir schon im Bette lagen, und eine Magd mit Waschgeschirr und Handtüchern in unser Zimmer kam. Ich redete die Donna dänisch an und führte zu Fikentscher's Aerger eine lange Konversation, von der er kein Wort verstand. Am anderen Morgen, als er vor mir zum Fr[illegible]bging, näherte sich ihm die Wirthstochter und machte ihm im schönsten Dänisch Vorwürfe, weil er seine Muttersprache verläugnete und nur deutsch mit ihr spräche. Er möge doch bedenken, daß es jedes braven Dänen einzige Pflicht sei, seinen Mund nie mit deutschen Worten zu verunreinigen, und sie warne ihn im Namen Dänemarks, in sich zu gehen und Buße zu thun. „Scheeren Sie sich mit ihrem Gewäsch zum Henker," sagte mein Reisekompagnon — „ich verstehe kein Wort! Der Baubissin spricht dänisch, nicht ich!"

Das junge Mädchen wechselte die Farbe, warf Fikentscher einen wüthenden Blick um den anderen zu und sagte: „Wenn Sie deutsch sprechen wollen, so thun Sie es in Gottes Namen, aber nicht mit mir, von mir bekommen Sie nur Ihre liebe Muttersprache zu hören; Ihr Dialekt verräth mir, daß Sie ein geborener Jütländer sind. Pfui der Schande über Sie!"

Ich hatte das Gespräch theilweise mit angehört und bestärkte das Mädchen in ihrem Wahne zum großen Aerger Fikentscher's, der Mühe hatte an sich zu halten, wenn er fortwährend dänisch angeredet wurde. Als ich sah, daß das Mädchen gar keine Notiz von ihm nahm, wenn er auf Deutsch etwas verlangte, und da er unfähig war, auch nur ein Glas Wasser in dänischer Sprache zu begehren, da er mithin Hungers gestorben wäre, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte, übernahm ich es, für ihn zu sorgen; denn sobald ich einen Wunsch ausdrückte, beeilte sich die junge Dame, ihn zu erfüllen. Die Verfolgung Fikentscher's dauerte bis zum letzten Augenblick; erst beim Einsteigen in den Wagen verabschiedete ich mich im schönsten Dänisch, und die Tochter, die bisher so freundlich und zuvorkommend gewesen, wäre beinahe zur Salzsäule erstarrt, als ich ihr zurief: „Det er mig, som taler Dansk." (Ich bin es, der dänisch spricht.)

Der Wirth schwenkte halbohnmächtig die Serviette, die Wirthin drückte beide Hände gegen den Busen, und die Tochter ward von Sekunde zu Sekunde kleiner. Als mein Wagen um die Ecke bog, sandte sie mir eine Beschwörungsformel nach, vor welcher selbst Holger Danske davon gelaufen sein würde.

Der Weg von Ripen nach Tondern unterscheidet sich durch Zweierlei von seinem Kollegen, der mich von Hadersleben nach Ripen führte, er ist kürzer — und langweiliger, als jener. So lange der Mensch auf der Haide fährt, wird er vom Teufel nicht in Versuchung geführt; er sehnt sich nicht nach Abwechslung, Bergen und Thälern, Wasserfällen und idyllischen Plätzchen, denn man sehnt sich nie nach dem, was anerkanntermaßen unerreichbar ist. Wenn man aber weiß, daß man durch das Land der Festlandfriesen fährt, wenn man weiß, daß die fetten Triften, die bald rechts, bald links vom Wege liegen, Eigenthum reicher Bauern sind, denen die fetten Ochsen gehören, die zu Tausenden im grünen Klee schwelgen, so möchte man etwas mehr erblicken, als ewig gleichbleibende Häuser mit obligaten Misthaufen, ewig gleichbleibende Ebenen mit zerstreutliegenden Wohnungen, ewig gleichbleibende Aussicht auf einen monotonen grauen Horizont, und endlich Meilenzeiger, die mit ewig gleichbleibender Konsequenz blau-weiß-roth angestrichen, von patriotischen Dänen aber mit Straßenkoth beschmiert sind! Ganze

Quadratmeilen zu überblicken, auf denen nichts als jütiſche Ochſen leben; Tauſende von Ochſen anſehen, die nichts thun, als wiederkauen; Schafe, Pferde und Kühe immer zu zweien — und nie zu dreien und vieren kopulirt ſehen, die zu wohlgenährt ſind, um einen Selbſtmord zu begehen, — das Alles iſt mehr, als der konſervativſte und loyalſte Staatsbürger aushalten kann. Alles Uniforme iſt geiſttödtend; fährt man aber ſtundenlang durch eine uniforme Gegend, hat man nichts als grünes Gras, jütiſche Ochſen und frieſiſche Schafe vor Augen, von denen man weiß, daß ſie ſämmtlich nach England reiſen werden, um als Muttonchops und Roaſtbeef die Tafel langweiliger Engländer zu zieren, und ſieht man unglücklicherweiſe, — wie es mir erging — einen Rudel jütiſcher Ferkel nach dem anderen gen Süden treiben, deren Beſtimmung ja auch nicht zweifelhaft ſein kann, und hat man gar in Erfahrung gebracht, daß die lieben Bauern rechts und links vom Wege auf der Welt Gottes nichts Anderes thun, als Vieh mäſten, ſo bekommt man Sodbrennen und legt zwanzig Eide ab, nie wieder einen Biſſen Fleiſch in den Mund zu nehmen.

Der ganze Weſten des Herzogthums Schleswigs iſt eine koloſſale Fleiſchfabrik. Der Bauer ſitzt auf ſeinem einſam gelegenen Hofe, und thut nichts. Früh Morgens um Sieben kriecht er aus ſeinem Wandbette und trinkt ſeinen Morgenkaffee, iſt dieß vollbracht, ſo zündet er eine Pfeife an; iſt das Wetter ſchön, ſo geht er mit der Pfeife im Munde vor die Thür und ſieht ſeinen Ochſen zu, wie ſie ſo prächtig gedeihen. Hat er ſich an dieſem Anblick geweidet, ſo geht er in's Haus, um zu frühſtücken; ein Teller Brod mit fingerdicker Butter und fettem Käſe, ein Wachholderſchnaps und ein Stück Schinken, — bei kaltem Wetter ein Theepunſch, Eiergrog und ein Glas Eierbier helfen ihm über den Vormittag hinaus. Kommt es hoch, ſo ſetzt er ſich vor ſeinen Schreibtiſch und lieſt die Preiſe der Ochſen auf dem letzten Londoner Markttage nach. Iſt die Uhr Zwölfe geworden, ſo wird der Tiſch gedeckt; Mann und Frau eſſen ſich langſam ſatt, nach dem bekannten Spruche: „Do wat du deiſt, awerſt eet langſam.“ (Thue was du thuſt, aber eſſe langſam.) Hat ſich das Paar geſtärkt, ſo zieht der Mann ſich aus und kriecht für zwei bis drei Stunden in's Wandbett, um ſich zu erholen. Das Geraſſel der Kaffeetaſſen weckt ihn aus ſeiner Mittagsruhe; er erhebt ſich, kleidet ſich an und trinkt eine kleine Taſſe nach der anderen; mag er nicht mehr, ſo ſtellt er die Obertaſſe auf den Kopf in die Untertaſſe, ſpreizt die Beine und läßt ſich die Pfeife reichen. Iſt ſie in Brand, und regnet es nicht, ſo wird den Ochſen eine Nachmittagsviſite gemacht; regnet es, ſo helfen die Ochſentarife über den Reſt des Tages hinaus, und kommt endlich der liebe Abend mit ſeiner Dämmerung, ei ſo iſt ja das Wandbett mit ſeinen Eiderdunen und unzähligen Pfühlen und Polſtern wieder da!

Der ſchleswig-holſtein'ſche Poet, der liebenswürdige und kindliche Theodor Storm, hat das geiſtige Leben und Wirken des Marſchbauern ſehr idealiſirt, indem er ſingt:

„Der Ochſe frißt das feine Gras,
Und läßt die groben Halme ſtehen,
Der Bauer ſchreitet hinterdrein,
Und fängt bedächtig an zu mähen.

Und auf dem Stall zur Winterszeit,
Wie wacker ſteht der Ochs zu kauen!
Was er als grünes Gras verſchmäht,
Das muß er nun als Heu verdauen.“

In ſo wenig Worten iſt wohl ſelten ärger übertrieben worden! Denn wahrlich, der Marſchbauer geht nicht hinterdrein zu mähen; ich glaube, daß es viele hundert Bauern gibt, die gar keine Senſe haben, und iſt mähen nicht arbeiten? Und kann einem Marſchbauern es bekannt ſein, auch nur eine Hand anzulegen? Pfui Teufel! Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn ein Mann, der in Paris und London geweſen iſt, der ſeinen Söhnen einen Lehrer und ſeinen Töchtern eine Gouvernante hält, der den Kaſten voll Silberthaler und Silberlöffel hat, arbeiten wollte! Nein, nein! Mag man den Marſchbauern nachſagen was man will, „wegwerfen“ thun ſie ſich nicht. Was der rechte Bauer iſt, hat vor und neben ſeinem Hauſe auch keine Spur von einem Garten; ein Waſſergraben, reichlich mit Entenflott bedeckt, umgibt ſeine „Villa“; einige Pappeln vertrauern ihr Daſein auf der Oſtſeite des Hauſes, wo ſie gegen den Weſtwind geſchützt ſind; in einem kleinen, mit einem Erdwalle eingefriedigten Stückchen Land wuchern Kartoffeln und weiße Bohnen mit reichlichem Unkraut in die Wette, — und der Reſt des Beſitzes iſt Gras, Gras, immer und ewig nichts als Gras, bevölkert von Ochſen, Ochſen, Ochſen! Im Frühjahre kommen die mageren Thiere aus Jütland an, und werden zu Tauſenden feilgeboten; in Huſum werden allein jährlich zwanzigtauſend Stück verkauft. Das Gebrüll von den unbarmherzig durchgebläuten Jütländern kann man ſich vorſtellen, wenn man bedenkt, daß ſie oft zwei bis drei Tage angebunden ſtehen müſſen, ehe ſie einen Käufer finden; wie die Straßen in Tondern und Huſum ausſehen, läßt ſich leichter denken, als beſchreiben. Daß alljährlich Fluchtverſuche vorkommen, d. h., daß einer oder der andere Ochs mit aufgeblaſenen Nüſtern und gehobenem Schwanze in ein offenſtehendes Haus ſtürmt, Frau und Kinder niederrennt, im „beſten Zimmer“ unglaubliche Dinge begeht, und endlich mit dem Papageibauer auf den Hörnern durch das Fenſter ſpringt, — das Alles verſteht ſich von ſelbſt. Solche Extravaganzen „prononcirter Perſönlichkeiten“ ſind aber ſelten; die meiſten Ochſen bleiben ruhig ſtehen und warten in Demuth auf Erlöſung von dem Stricke, der ſie härter drückt, als ihnen lieb iſt, und die Bauern ſpazieren auf und ab und treffen ihre Wahl. Was ein guter Ochs iſt, der muß ſo viel freſſen, daß er fettgemacht fünfundzwanzig bis vierzig Thaler mehr werth iſt, als er in Jütlands Auen werth war. Wie ſieht man aber der Beſtie an, ob ſie zunehmen wird? Da ſteht ein langbeiniger, grau und weißgefleckter Ochs mit weit auseinandergehenden Hörnern; er ſieht dümmer aus, als die Dummheit ſelbſt. Sollte der nicht fett werden? Oder jener rothe, mit einem gebogenen und einem verkrüppelten Horne, der auf den Namen Sören Sörenſen hört — weil ſein Herr Sören Sörenſen heißt —, ſollte der? Oder die beiden weißen mit großen Milchaugen, die wie hartgeſottene Eier ausſehen? Auch nicht? Aber hier ſteht ein ſchwarzer mit tiefer Bruſt, die Kniee ſtoßen vorn faſt zuſammen; er biegt den Rücken, wenn man das Kreuz drückt, und ſenkt den Kopf, wenn man ihm in die Nähe

kommt. Das wäre ein Ochs für mich! Richtig! Der Bauer, der in der ganzen Marsch wegen seines Ochsenverstandes die größte Berühmtheit erlangt hat, und der ob seiner gründlichen Kenntnisse in hohem Ansehen steht, hat den schwarzen Jütländer gekauft und läßt ihm mit einer Scheere hinten auf der Keule die Haare abschneiden, damit er weiß, wem er fortan angehört und wessen Namen er trägt. Der alte Bauer ist Ochsenprofessor; seine Söhne, die eben von Paris zurückgekehrt, sind Ochsenstudenten; sie schreiten neben dem reichen Vater her, geben auf sein Augenblinzeln acht, führen mit der Peitsche einen halb englischen, halb französischen Jagdhieb, blamiren sich aber, und redressiren ihre Ungeschicklichkeit, indem sie den Stiel umdrehen, und dem armen unschuldigen Thiere einen Schlag auf die Hörner versetzen, — mit einem Worte, die Söhne werden in die Praxis eingeführt, damit sie über's Jahr selbst im Stande sind, einen Ochsen zu kaufen.

Sind die Ochsen gekauft, so werden sie unter tausend Flüchen und Hieben und nicht weniger Wetten auf ihr Gewicht im Herbst, den Preis auf dem Viehmarkte in London und andere Eventualitäten auf die Weide getrieben, wo sie dann meistens fürtrefflich prosperiren. In London wohnt der Ochsenmakler. Er schreibt wöchentlich an die Marschbauern, wie die Aussichten für den Herbst sind; die liebe Marschbauernfamilie bekommt viel Aehnlichkeit mit dem Barometer, denn ihre Nase steigt und fällt, je nachdem der Prospekt in London gut oder weniger gut ist; und vor lauter Hoffnungen und Befürchtungen, Schimpfen auf zu viel oder zu wenig Regen, Kummer über zu viel oder zu wenig Freßlust der Jüten, und vor vielen anderen angenehmen Zerstreuungen kommen Vater und Söhne selten dazu, an etwas Anderes zu denken, als an sich selbst und ihre Ochsen. Endlich kommt der September heran; die Dampfschiffe legen sich in den Hafen von Tönning und der Handel nach England beginnt. Dreißig-, vierzig-, ja selbst fünfzigtausend Ochsen gehen nach London; der Engländer verspeist den Jütländer sonder Gnade und Barmherzigkeit; selbst die schöne Alexandra kann des Herzens Gelüste nicht zähmen; Gold und Bankbills kommen in Hülle und Fülle nach der Marsch, der Ochsen-Kommissionär schickt seine Abrechnung, — Alles ist abgeschlossen und in Ordnung, die Geldtruhen haben neuen Zufluß bekommen, der Winter ist vor der Thür, und im Winter schmeckt der Theepunsch, im Winter spielt der Marschbauer „drei Karten drei Ochsen", im Winter, ja im Winter, da gibt es keine Ochsenvisiten im grünen Klee, nichts zu schaffen, nichts zu denken, nichts zu thun, aber fetten Schweinebraten und warme Federbetten. — Gott stehe mir bei! Es gibt Bauern, deren Vermögen eine Million übersteigt; fast alle Marschbauern sind reich, Sorgen hat wohl selten Einer, aber — bezeichnend für die ganze Geistesrichtung der Marschbauern ist der Ausdruck: „Wie viele laßt Ihr jährlich gehen?" Es kommt auch unter anderen Menschenkindern vor, daß sie sich nach der Höhe ihrer Einnahmen erkundigen; man ist aber doch so weit in der Kultur vorgeschritten, daß man nur seine nahen Bekannten nach ihren pekuniären Verhältnissen befragt, ohne sie deßwegen höher zu achten, weil sie ein paar hundert Thaler mehr zu verzehren haben als Andere. In der Marsch gilt aber kein anderes Verdienst als das des Reichthums, und weil der Reichthum in Ochsen und Viehweiden besteht, und das Mästen das beste und „vornehmste" Geschäft ist, macht man sich von einem Menschen dann den richtigsten Begriff, wenn man weiß, wie viele er jährlich gehen läßt, d. h. wie viele Ochsen er fett macht.

Ich habe auf dem ganzen Wege durch die Marsch an Voltaire's Abschiedsgruß an Holland gedacht: «à Dieu canaux, à Dieu canards, à Dieu canaille!» und mich abgemüht, einen ähnlichen Gruß an die Marschbauern zu ersinnen; aber es blieb beim Abmühen, und ich konnte vor lauter fetten Ochsen keinen vernünftigen Gedanken fassen, so daß es mir ein wahrer Trost war, als ich aus der Marsch abbiegend nach dem Dorfe Bröns kam, an dessen nördlichem Ende ein Denkmal steht, das in mir die heitersten Erinnerungen wachgerufen hat.

Bröns ist ein Dorf auf der Haide, ungefähr mitten zwischen Ripen und Tondern, und hat dadurch geschichtliche Merkwürdigkeit erlangt, daß im Winter von 1848 auf 1849, als die gemeinsame Regierung in Schleswig-Holstein bestand, von Dänemark aus eine Insurrektion der Haidebauern im Westen Schleswigs versucht wurde, die bei Bröns ihr Ende fand. Die Dänen hatten Soldaten und Unteroffiziere ihrer Armee permittirt, in Bauernkleidung gesteckt und mit ziemlich bedeutenden Geldmitteln versehen, um die Bauern im Westen aufzuhetzen. Dem Auslande sollte vorgespiegelt werden, daß die Schleswiger sich gegen die gemeinsame Regierung empört hätten, und daß sie sich nach dem dänischen Regimente sehnten. In Ripen und Umgegend gesellten sich den Emissären Dänemarks einige exaltirte Schullehrer, enthusiasmirte Politiker und ein paar hundert Bauern und Bauernsöhne bei, und eine Bande von drei- bis vierhundert sogenannten schleswig'schen Insurgenten zog von Dorf zu Dorf und hetzte die Bauern auf, die Steuern zu verweigern. Schnell wurde von Hadersleben eine Abtheilung Kavallerie und Jäger nach Bröns geschickt, um die Ruhe wieder herzustellen; auf der Haide bei Bröns begegneten sich die „feindlichen Brüder", die Dänen schossen einen Trompeter todt und verwundeten ein paar Jäger, drängten dann aber in ein dichtes Carrée zusammen, und erwarteten stehenden Fußes den Angriff der Dragoner.

Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten; die flache Haide bot ein vortreffliches Feld zum geschlossenen Vorstürmen, im gestreckten Galopp flogen die Reiter heran, und als sie schon das Schwert zum Streiche erhoben hatten, öffnete sich das Carrée und die Ruhestörer stoben nach allen Seiten auseinander, ohne zu bedenken, daß die Kavallerie jetzt gewonnenes Spiel hatte. Mit einer Freude im Herzen, um die ich sie beneide, fuchtelten die schleswig-holstein'schen Dragoner die fliehenden Bauern durch; wohin man blickte, sah man einen in Schafpelz gekleideten und mit langen Schritten davoneilenden Hannemann, der unter den wuchtigen Hieben der über die Ermordung ihres Trompeters aufgebrachten Reiter alle Sympathieen für Dänemark gegen ein Mausloch vertauscht haben würde, das ihn gegen seinen Verfolger hätte schützen können. Ueberall auf der Haide von Bröns riefen die Bauern Zeter Mordio, und als gar die Jäger zum Schuß kommen und ein wahres Treibjagen

Ankunft auf Sylt. (S. 171.)

anstellen konnten, war eitel Flehen um Gnade und Schonung bei denen, welche noch vor wenig Augenblicken die Aufforderung, in Frieden nach Dänemark zu ziehen, mit Gewehrsalven beantwortet haben. Viele Bauern und dänische Permittirte wurden getödtet, verwundet und gefangen, der Rest kam mit einer Tracht deutscher Hiebe davon.

Zur Erinnerung an dieses glorreiche Unternehmen hat nun die königlich dänische Regierung in Bröns eine Schandsäule errichten lassen, auf welcher zu lesen steht:

„For Troskab mod Kongen og Fädrelandet.
Ei Minde om en Glimredag,
Kun om et trofast Hjerteslag."

Zu deutsch:

„Für Treue gegen König und Vaterland.
Keine Erinnerung an einen Siegestag,
Nur an einen treuen Herzensschlag."

Von Bröns geht der Weg nach Tondern in gewohnter Weise schnurgerade von Norden nach Süden zwischen weidendem Rindvieh, und es gewährte mir einen unendlichen Trost, als ich Tondern vor mir liegen sah, weil ich hoffen durfte, endlich einmal unter Menschen zu kommen; und da dieses Städtchen sich in der ganzen schleswig-holstein'schen Bewegung entschieden Deutsch bewährt und alle Danisirungsversuche standhaft zurückgewiesen hat, will ich seiner ausführlicher gedenken.

Mitten in der unerträglichsten Ebene, von den fettesten Grasweiden und von der einst schiffbaren, jetzt aber fast ganz verschlammten Widau umgeben, liegt Tondern, wie „Grethchen im Grünen". Eine hübsche Allee ehrwürdiger Schattenbäume zieht sich um das ganze Städtchen herum, was um so dankbarer ist, weil dieß die einzigen Bäume sind, die man weit und breit findet; auf der Widau rudern österreichische Soldaten mit stolzen Schwänen in die Wette, und in der Stadt selbst begegnet man lauter intelligent aussehenden, lebhaften und patriotischen Friesen, schönen, schlankgewachsenen Frauen und Mädchen, deren Busen die schleswig-holstein'sche Kokarde ziert, und endlich lauter alterthümlichen Häusern mit erkerförmigen Fenstervorsprüngen, gewölbten Portalen und tausend Zierrathen, die ihnen ein wohlhabendes und freundliches Aussehen verleihen.

Holländische Reinlichkeit, ein Blumenflor in jedem Fenster, behaglicher Wohlstand der Bürger und eine gewisse Bonhommie, die sich fast in jedem Gesichte ausspricht, sind Vorzüge, welche Tondern vor allen Städten an der schleswig-holstein'schen Westküste voraus hat, und ich würde mich an den Gedanken gewöhnen können, mein Leben in dem freundlichen Städtchen zuzubringen, wenn die Gegend nicht so überaus trostlos wäre. Ich habe einen Spaziergang um die ganze Stadt gemacht und mich stets am Rande der Graswüste und der Allee gehalten; sah ich rechts nach der Stadt, so erblickte ich Bosquets, Gärten, Blumen, Bäume, Häuser und Menschen; blickte ich links, so lag ein unabsehbares Feld vor mir, auf dem nichts als Ochsen zu erkennen waren. Nur an einer Stelle sah ich ein Mädchen, das draußen auf freiem Felde ihre Kuh gemelkt hatte, und sich rüstete, mit ihrem Milcheimer in einen Kahn zu steigen, der sie über einen kleinen Bach tragen sollte. Die Kuh war ihrer Herrin bis an die Fähre gefolgt, ließ sich von ihr streicheln, blickte ihr nach, bis sie das jenseitige Ufer erreicht hatte, und ging dann laut brüllend zu ihren Gefährtinnen zurück. Dieses Genrebild und der Rest des ehemaligen Schlosses waren die einzigen Abwechslungen in der Wiederkäu-Natur um Tondern! Ich war ordentlich froh, als ich Männergesang hörte, erschrak aber, als ich die Melodie des tappern Landsoldaten erkannte, und traute meinen Sinnen kaum, als ich entdeckte, daß die Sänger hinter eisernen Gittern im Gefängnisse saßen. Als ich mich nach der Ursache ihrer Verhaftung erkundigte, erfuhr ich, daß drei unnütze Bursche auf Anstiften des dänischen Pastors eine junge Dame aus Tondern, die einen Besuch auf dem Lande gemacht, mit Koth und Steinen geworfen hatten, und daß sie für ihre rohe That zu Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verurtheilt worden waren. „Es ist eine Schande," sagte die Beschließerin, — „daß man den frechen Buben erlaubt, zu dritt in einem Zimmer zu sitzen und Spottlieder auf die Deutschen zu singen. Mein guter Mann ist von den Dänen so lange chikanirt worden, daß er nach Amerika hat auswandern müssen; hätten wir Geld genug gehabt, so wäre ich mit ihm gezogen, jetzt muß ich mir aber das Reisegeld erst verdienen." — Es ist dieß die schlagendste Illustration, die ich zu unseren Verhältnissen anführen könnte: Unbarmherzige Rohheit auf der einen, und unbegreifliche Großmuth auf der anderen Seite!

Man braucht gerade kein Robespierre zu sein, um zu wünschen, daß die Dänen etwas mehr für ihre Unthaten gebüßt hätten! —

Die Geschichte Tonders ist, wie die der meisten schleswig'schen Städte, eine ewige Wiederholung deutscher und dänischer Kämpfe, die sich bis in die neueste Zeit fortgesponnen haben, wenn sie auch zuletzt nur mit der Feder, und nicht wie in alten Zeiten mit dem Schwerte geführt wurden.

Die ältesten Nachrichten reichen bis zum Jahre 1243. Tondern war damals eine blühende Handelsstadt, die von Herzog Abel viele Privilegien erhielt und mit seiner Bewilligung das Lübecker Stadtrecht annahm, woraus man wohl mit Recht schließen darf, daß sie in engem Verhältniß mit den Hansastädten gewesen sein muß. Sie war ziemlich stark befestigt und befand sich unter dem Schutze des festen Schlosses „dat Huus to Tundern" gegen feindliche Ueberfälle der Dänen und Raubzüge nordischer Seeräuber gesichert. Nach dem Tode Herzog Abel's scheint Tondern aber beständiger Zankapfel zwischen den Herzögen und den dänischen Königen gewesen zu sein; wenigstens finden wir bei Nachlesen alter Chroniken, daß König Erich Glipping Stadt und Festung im Jahre 1271 erstürmte und fast gänzlich zerstören ließ. 1281 ward das Schloß unter Herzog Waldemar zum zweiten Male erobert und niedergerissen. 1285 nahm Erich Glipping Herzog Waldemar gefangen, und ließ das Schloß zum dritten Male zerstören. In dem Vertrage zwischen Herzog Waldemar und Graf Gert von Holstein (1340) wurde Letzterem das Schloß verpfändet, er mußte es aber 1365 erobern, weil es ihm von den Dänen streitig gemacht wurde. 1416 belagerte Herzog Heinrich das Schloß; nach vielen vergeblichen Stürmen wurde es endlich von seinen Generalen Erich Krummendiek und Claus von Thienen eingenommen. 1422 griffen die Dänen Stadt und Festung

auf's Neue an, sie mußten sich aber mit großem Verluste zurückziehen. 1480 wurde Henning Pogwisch, dem Tondern verpfändet worden war, von Christian I. mit Gewalt vertrieben und aus dem Lande gejagt, weil er einer Bäuerin, die sich weigerte, sein Kind zu stillen, die Brüste hatte abschneiden lassen. Bei der Erbtheilung (1490) zwischen König Hans und Herzog Friedrich fiel Tondern Letzterem zu; 1544 wurde der um Hadersleben so verdienstvolle Herzog Hans Herr von Tondern. 1555 ließ Herzog Adolph das Schloß stark befestigen, und da sein eigener Geldbeutel nicht ausreichte, mußten die Nordstrander Friesen zweitausend zweihundert fünfundvierzig Mark beisteuern. 1616 ließ Herzog Friedrich sich von den Tonderanern huldigen. 1629 nahm die Feste dänische Besatzung ein, um den kaiserlichen Truppen Widerstand zu leisten. 1661 ließ Herzog Christian Albert sich huldigen, 1677 ließ König Christian V. von Dänemark die Wälle des Schlosses niederreißen, und 1751 endlich ward der größte Theil des alten Gebäudes auf Befehl Königs Christian VI. zerstört. Nur das Pförtnerhaus wurde stehen gelassen, und dieß dient jetzt als Arrestlokal für Buben, die auf Aufforderung dänischer Pastoren junge Damen mit Koth bewerfen, weil sie deutsche Gesinnungen haben.

Interessanter als die Aufzählung einzelner Jahreszahlen und Namen dürfte der Widerstand sein, den die Tonderaner gegen Einführung der dänischen Sprache geleistet haben. Obgleich nämlich die Volks- und Umgangssprache in Tondern dänisch ist, hat sich die deutsche Abstammung keinen Augenblick verläugnet, und schon unter Christian VIII. erklärten sämmtliche Familienväter, mit Ausnahme eines Einzigen, daß sie weder dänische Kirchen- noch Schulsprache haben wollten. Nach dem Frieden von 1851 bis 1852 erließ Dänemarks liebenswürdige Regierung bekanntlich ein Sprachreskript, in Folge dessen auch in Tondern die deutsche Sprache in den Bann gethan wurde; als aber 1864 die Sonne über die Herzogthümer aufging, und als in Folge einer Verordnung des Herrn von Zedlitz jede Gemeinde entscheiden sollte, in welcher Sprache sie den Gottesdienst abgehalten wissen wollte, da erklärten von fünfhundert neunzig Familienvätern fünfhundert neunundachtzig, daß sie Deutsche seien, deutsch denken, deutsch beten und deutsch lernen wollten, und nur eine alte, aus Jütland eingewanderte Frau bat um „gemischte Kirchen- und Schulsprache". Ob man für die gute Alte einen dänischen Prediger anstellen wird, bezweifle ich sehr, und wenn sie sich nicht entschließen kann, mit den „Wölfen zu heulen", so mag sie in Gottes Namen nach Jütlands Auen zurückkehren und an der Grenze von Schleswig den Staub von ihren Füßen schütteln!

Daß Tondern von dänischen Beamten regiert wurde, so lange die alleinseligmachende Demokratie in Kopenhagen das Schwert in der Hand hielt, versteht sich von selbst, und wenn man den guten Bürgern zuhört, wie sie Abends beim Glase Bier die ergötzlichsten Anekdoten über ihre ehemaligen Peiniger erzählen, ihre täglich länger und blasser werdenden Gesichter über den Vormarsch der Alliirten, und endlich ihren Abschied schildern, so kann selbst der Ernsthafteste sich kaum des Lachens erwehren. Jedes andere Volk der Welt würde seine Blutsauger mit Gewalt vertrieben und für unzählige Quälereien blutige Rache genommen haben; die Schleswiger werden noch nach Jahren über die goldbetreßten Apostel dänischer Intelligenz ihre Witze machen, ohne sich auch nur zu einem „Pereant!" zu versteigen. Betrachtet man die Sache bei Lichte, so muß man allerdings einräumen, daß es für die dänischen Beamten, die jetzt in Dänemark „so gemein wie Brombeeren" umherlaufen und Kost und Logis suchen, ein höchst kümmerlicher Gedanke sein muß, weder den Zorn noch die Verachtung der Schleswiger, sondern nur ein mitleidiges Lachen erregt zu haben. Um indessen zu beweisen, daß ich gerecht bin in meinem Urtheile, will ich anführen, daß der geborene Schleswig-Holsteiner, Graf Arthur Reventlow-Sandberg, der längere Zeit dänischer Amtmann in Tondern war, und folglich ganz auf dänischer Seite stand, ein außerordentlich tüchtiger Beamter gewesen ist, dessen Werk: „Ueber Marschbildung an der Westküste", alle Anerkennung und das sorgfältigste Nachlesen verdient. Die neuernannten Landvögte und Beamten an der Westküste, denen die Verhältnisse fast ganz unbekannt sind, sollten sich an dem Grafen Reventlow ein Beispiel nehmen. Ich darf übrigens nicht unerwähnt lassen, daß der Graf nur einige Jahre im Amte blieb; er war dänisch gesinnt, aber ein Gentleman, und mußte deßwegen von den Herren in Kopenhagen scheel angesehen werden; da er sich weigerte, mit dem Kopenhagener Janhagel durch dick und dünn zu gehen, wurde er seines Amtes entsetzt.

Tondern hieß in alten Zeiten „Lütkentundern" (Kleintondern), zum Unterschiede von „Mögeltondern" (Michel-[Groß]-Tondern), und scheint eine Kolonie dieses einst groß gewesenen, jetzt aber zu einem Flecken herabgesunkenen Ortes zu sein, das kaum eine halbe Meile nordwestlich entfernt liegt, und eine der größten dänischen Enklaven ist, die jetzt mit Schleswig-Holstein ihre Wiedervereinigung feiert. Mögeltondern ist Besitz des Grafen Schack, und erfreut sich einer ungewöhnlich schönen Kirche, prächtiger, im schönsten Grün prangender Schattenbäume und einer wahrhaft fanatischen Vorliebe für Dänemark. Noch bis vor Kurzem konnte ein Tonderaner Bürger sicher darauf rechnen, von den Unterthanen des Herrn Grafen beschimpft und gehudelt zu werden, sobald er sich auf „dänischem" Grund und Boden blicken ließ; seit aber die Oesterreicher so barbarisch gewesen sind, den Mögeltonderanern bei allen Requisitionen den Vorzug zu geben, seit Fleisch, Brod, Hafer, Heu, Korn, Weizen, Wagen und Pferde unausgesetzt an die österreichischen Truppen gestellt werden müssen, seit jedes Haus in Mögeltondern mit steirischen Jägern angefüllt ist, und seit gar der Protokollkönig auf das „dänische Kronland" Schleswig und die jütischen Enklaven verzichtet hat, seit sich, mit einem Worte, das Blatt gewendet, sind die lieben Leute fromm geworden. „Sie fressen aus der Hand", wie mir ein steirischer Oberjäger sagte, und sind „lamperlfromm". Wenn die liebe Jugend erst in deutsche Regimenter eingetheilt und daran gewöhnt wird, vor der deutschen Fahne das Gewehr zu präsentiren, so wird hoffentlich die letzte Spur von Sympathie für Gammeldanmark verschwinden, und Graf Brockenhuus Schack wird sich eine Ehre daraus machen, wenn er seinen Unterthanen mit gutem Beispiele vorangehen und dem neuen Landesherrn den Unterthaneneid schwören darf.

Weit interessanter als Mögeltondern ist mir Solwig-

Mühle gewesen, wo ich einen Fischotterjäger kennen lernte, der mein ganzes Erstaunen erregte, und der bereits an die dreißig dieser, sonst so schwer zu erlegenden Thiere neben seiner Wassermühle geschossen hat. Der Bach, der die Mühle dieses modernen Lederstrumpfes treibt, ist voll von Fischottern, die stets an einer und derselben Stelle über das Wehr kriechen, um in den Mühlenteich zu gelangen. Dieß hat der pfiffige Müller sich zu Nutze gemacht. Unter dem Wehr hat er einen Stand angebracht, der gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt, und weil es ihm zu langweilig sein würde, stundenlang allein dazustehen, dem Rauschen des Wassers zuzuhören, und auf seine Beute zu warten, hat er den luftigen Sitz so groß machen lassen, daß seine hübsche junge Frau neben ihm Platz hat. Da sitzt dann das patriotische Paar und spricht von Krieg und Frieden, von den Drangsalen, die sie 1848 ausgestanden, von Mühlenzwang und neuen Mühlsteinen, bis plötzlich im zitternden Lichte des Mondes ein Kopf sichtbar wird, der vorsichtig wittert, ob die Wallfahrt nach dem krebsreichen Mühlenteiche auch anzurathen sei. Die Müllerin drückt beide Hände gegen das Herz, weil sie sich vor dem Knall der Doppelflinte fürchtet, der Müller verwendet keinen Blick von der Stelle, wo die Otter über den Damm huschen wird, — eine Sekunde noch — und das Thier hat ausgeathmet, die junge Frau spricht: „Das war ein Meisterschuß", und der gutmüthige Ehegatte schenkt ihr lächelnd das schöne Fell zu einem Pelzkragen.

Ein dänischer Pastor. (S. 152.)

Dieß gastfreie Paar hat mich einen ganzen Tag und eine Nacht beherbergt und mir manche Anekdote über den dänischen Pastor erzählt, der ihr Kirchspiel unsicher gemacht, aber zugleich auch meine naturhistorischen Kenntnisse, so weit sie die Fischotter betreffen, um ein Wesentliches bereichert. Ueber den Pastor will ich kein Wort verlieren, sein Porträt enthält zugleich seine Charakteristik; dagegen will ich den Nimrods, welche Lust haben sollten, ihren Frauen einen Pelz aus Solwiger Fischotterfellen zu schenken, die Thiere aber höchsteigenhändig zu erlegen, die Mittheilung machen, daß die Otter das ganze Jahr hindurch jagbar ist, und daß bei Solwig so viele Thiere dieser Gattung leben, daß ein vacirender Schneider, der vor einigen Jahren des Weges kam, eine ganze Familie überraschte, die sich im warmen Sonnenscheine schlafen gelegt hatte. Der Schneider, der das Fürchten verlernt hatte, schlug mit seinem Knotenstocke wacker drein, und erlegte vier Ottern, ehe sie Zeit gehabt hätten, sich fort zu machen.

Um aber auch meinen Leserinnen eine Anekdote von der Solwig-Mühle zu erzählen, will ich einer alten, einst vielleicht hübsch gewesenen, jetzt aber über die Maßen häßlichen Jungfrau erwähnen, die mir in der Küche begegnete und mich mit Schrecken erfüllte. Die gute Alte war vor vierzehn Jahren auf die Mühle berufen worden, um bei der Wäsche zu helfen; da sie arm und miserabel war, ließ man sie nach gethaner Arbeit übernachten; nach dem Ausruhen wurde ihr ein Frühstück vorgesetzt, dem Frühstück folgten Mittagessen, Nachmittagskaffee und Abendbrod, und da es zu spät war, um sie nach dem Abendessen heimgehen zu lassen, behielt der Müller sie wieder über Nacht. In dieser Weise hat sich die „Wäsche" vierzehn Jahre lang ausgedehnt. Die alte Jungfer sagt nicht Adieu, der Müller sagt nicht: geh'! die Müllerin hat immer neue Arbeit und immer einen Leckerbissen, der „der guten alten Seele" wohl thun wird, ganz da bleiben soll sie freilich nicht, — aber, du lieber Gott, die arme Alte ist schwach und arm und hat sich so an die Kinder gewöhnt; Niemand kann vorauswissen, ob er nicht selbst in seinen alten Tagen Noth leiden wird, und da muß es einem ja zum Troste gereichen, wenn man in seiner Jugend mildthätig gewesen ist. Mit einem Worte, die alte Jungfer bleibt auf der Solwig-Mühle.

Die alte Jungfer ist aber auch in anderer Beziehung eine merkwürdige Erscheinung; sie ist verheirathet, ihr Mann lebt, und dennoch kann sie mit vollem Rechte auf den Ehrentitel Anspruch machen, den ich ihr beigelegt; sie ist nicht vor ein paar Minuten verheirathet und wird morgen eine Jungmadame sein; o, nein! die Sache hängt folgendermaßen zusammen. Vor vierunddreißig Jahren heirathete die Jungfrau, die aus Dänemark gebürtig ist, einen schlanken, schönen Friesen von der Insel Pelworm. Die Trauung fand in einer Kirche dicht bei Solwig-Mühle statt; der Pastor sprach seinen Segen „auch über dieses Paar", die Braut schluchzte vor seliger

Wonne, der Bräutigam zahlte dem Küſter und dem Pfarrer die Gebühren, die Brautjungfern und Brautführer freuten ſich auf den Hochzeitskuchen, der Meßner gratulirte mit vorgeſtreckter Hand, in die ein paar Silberlinge fielen — kurz, es war Alles in ſchönſter geſetzlicher Form und Ordnung abgethan, die Kirchenthür ward geſchloſſen, und am Arme ihres zärtlich geliebten Pelwormer-Gatten ſchritt die Jungfrau über die ochſenreiche Gegend ihrem neuen Domicile zu. Da bleibt der Pelwormer ſtehen, läßt den Arm ſeiner Gattin fahren und blickt ihr lange verdächtig ſinnend in das Angeſicht. Sie lächelt dem treuen Buhlen liebevoll entgegen; eine ſchöne Thräne rollt über ihre jütiſche Wange, und in dem melodiſchen Klange ihrer Mutterſprache erneuert ſie den Schwur ewiger Liebe. Der Pelwormer erblaßt; Schweißtropfen perlen auf ſeiner Stirn, er ſchlägt ſich mit der Fauſt vor den Kopf und ſagt mit einem Seitenſprunge über den breiten Marſchgraben: „Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich es thue!“ Da half kein, „noch einmal, Robert, eh' wir ſcheiden“, — Robert lief, was er laufen konnte, ging zu Schiff nach Frankreich und ließ ſich entſchuldigen.

Ob der Pelwormer plötzlich das „zweite Geſicht“ bekommen und in prophetiſcher Ahnung vorausgeſehen, wie ſeine Jütländerin nach vierunddreißig Jahren ſein würde? Niemand kann darüber berichten. Nur das ſcheint mir unzweifelhaft, daß er „es jetzt auch nicht thun würde“, wenn er wiederkäme und die Tochter Gammeldanmarks bei der Wäſche auf Solwig-Mühle beſchäftigt fände.

Bad Weſterland auf Sylt. (S. 172.)

Nicht weit von Solwig-Mühle liegt der Flecken Lygum-Kloſter, der, wie ſchon der Name andeutet, einſt Sitz eines Abtes war, und 1173 von dem Biſchof Ottinkar geſtiftet und mit Locus Dei benannt wurde. Dieſes Locus Dei iſt ein kleines, mitten in der Haide belegenes, armſeliges, mit ſtrohgedeckten Häuſern verunziertes Neſt, in welchem achthundert bis tauſend Menſchen leben, die ſich meiſtens von Ackerbau und Viehzucht ernähren, und ſich durch ihren Patriotismus vortheilhaft auszeichnen. Die Umgangsſprache in Lygum, ſo wie in der ganzen Umgegend, iſt der abſcheulichſte deutſch-däniſch-frieſiſche Dialekt, der je eines Menſchen Ohr gemartert; trotzdem ſind die Bewohner vortreffliche Patrioten, und als im Frühjahre 1864 die Frage angeregt wurde, ob man Nordſchleswig an Dänemark abtreten ſolle, kamen fünf- bis ſechstauſend däniſchredende Männer in Lygum zuſammen und proteſtirten unter freiem Himmel gegen jede Verſchmelzung mit dem Königreiche. Von allen Dächern wehten preußiſche, öſterreichiſche und ſchleswig-holſtein'ſche Fahnen; an jeder Straßenecke ſtanden Gruppen von Männern, die ſich die Hand zum Schwure reichten, nie und nimmer von Schleswig-Holſtein zu laſſen, und als gar eine Fahne mit dem frieſiſchen Wappen aufgezogen wurde, der Jubel kein Ende nehmen. Mit dieſer Fahne

nämlich folgendes Bewandtniß. Herzog Abel hatte seinen Bruder Erich ermorden lassen, weil dieser ihm die Souveränität über Schleswig streitig machte. Trotzdem wurde Abel König von Dänemark, und sein erster Schritt war, gerade dasselbe zu thun, weßwegen er seinen Bruder hatte umbringen lassen. Er fiel in Schleswig ein, und wollte das Herzogthum für die dänische Krone erobern, fand aber bei den tapfern Friesen den energischsten Widerstand und wurde endlich von einem Radmacher mit dem Streitkolben erschlagen. In diesem Feldzuge nun hatten die Dänen ein friesisches Dorf eingenommen, das von den Männern ganz verlassen war, und fingen an, die Weiber ihren Uebermuth fühlen zu lassen. Da es aber gerade um die Mittagszeit war und der eiserne Topf mit kochenden Erbsen auf dem Feuerherde stand, griffen die muthigen Weiber zu den Waffen, die sich für ihre Hand am besten paßten, und gossen den Söhnen Jütlands die heiße Bescheerung über den Kopf. An solche Behandlung nicht gewöhnt, entflohen die erschreckten Dänen aus dem Dorfe, und zur Erinnerung an die muthige That ihrer Weiber haben die Friesen den Erbsentopf in ihr Wappen aufgenommen, der ihren Wahlspruch: „lieber todt, als Sklav", recht passend illustrirt. Weil aber, unter dänischer Oberhoheit stehen und Sklave sein, auf Eins herauskommt, und weil der friesische Topf daran erinnert, wie leicht es ist, die Sklavenketten zu brechen, wenn man muthig zum letzten Mittel greift und den Tod nicht fürchtet, wird die Friesenfahne bei jeder Versammlung deutschgesinnter Männer mit Jubel begrüßt, und was ein Mann und kein altes Weib ist, hebt die Hand auf zum Schwure: „lieber todt, als dänisch!"

Wären die Friesen nicht in Lygum-Kloster zugegen gewesen, so würde ich mich vielleicht mehr um die alterthümliche, aus Granit und rothen Ziegelsteinen aufgeführte Kirche bekümmert haben, in der einst Bernhardiner Mönche Gottesdienst hielten, und die wohl eines längeren Besuches werth sein dürfte. Zu meinem Erstaunen fand ich noch deutsche Inschriften, die Namen schleswig-holstein'scher Herzoge und andere hochverrätherische Erinnerungen vor, und ich wundere mich noch heute darüber, daß die Dänen unterlassen haben, sie zu vernichten. Wichtiger als die alten Oelbilder dürfte dem Alterthumsforscher die grabsteinförmige Platte sein, die gerade vor dem Altare liegt, und unter welcher man lange Zeit die irdischen Ueberreste eines Abtes vermuthete; als man aber den Stein aufhob, fand man unter ihm mehrere Urnen, die mit Knochen und Asche angefüllt waren, offenbar also den Schatz eines alten Hünengrabes, dessen stiller Bewohner wahrscheinlich nach seinem Tode zur christlichen Kirche überging und zur Belohnung für seine Bekehrung in der Kirche beigesetzt wurde.

In der nicht weit von Lygum entfernten Breedbroe-Kirche findet man ein hübsches Monument, das einem Seefahrer von Trelborg gesetzt wurde, welcher in afrikanischer Sklaverei starb. Das Monument stellt einen, auf der Erde liegenden, mit Ketten belasteten Mann vor, der von einem Mohammedaner grausam zerfleischt wird; ihm zur Seite stehen zwei Betende, und über ihnen sind biblische Segenssprüche angebracht.

Von den prachtvollen Waldungen, welche einst die Gegend bei Lygum-Kloster geziert haben sollen, findet man jetzt keine Spur über der Erde. Bei Nachgrabungen in den großen Torfstichen stößt man freilich unausgesetzt auf ganze Stämme riesiger Eichen, die zum Theil noch sehr gut erhalten sind, aber freilich nur als Brennmaterial verwendet werden können. Sind erst die Verhältnisse in Schleswig-Holstein geregelt, so wird die Regierung aus den Schätzen unter der Erde die Lehre ziehen, daß es nur von ihr abhängt, einen neuen Wald hervorzurufen, und dadurch den Wohlstand des öden Haiderückens und des ganzen Landes bedeutend zu heben.

Zwei Meilen westlich von Tondern, an der Mündung der einst schiffbaren Widau in die Nordsee, liegt der Flecken Hoyer, der in neuester Zeit dadurch Berühmtheit erlangt hat, daß die kecken steierischen Jäger von hier aus ihren Argonautenzug nach den friesischen Inseln unternahmen und das unerträgliche Dänenjoch von Sylt und Föhr abschüttelten. Da aber Hoyer als Ueberfahrtsort nach Sylt die meisten Bequemlichkeiten, oder richtiger gesagt, die wenigsten Unbequemlichkeiten bietet, und da ich hoffe und wünsche, daß das reiche und badelustige Publikum Deutschlands in Zukunft, statt nach Ostende und Wangeroge zu gehen, die überaus interessanten Inseln Sylt und Föhr besuchen wird, so will ich zum warnenden Beispiele für die, welche sich die Reise leicht, und zum tröstenden Beispiele für die, welche sich die Reise gar zu schwierig vorstellen, mit der Gewissenhaftigkeit eines Chronisten meinen Aufenthalt in Hoyer und meine Ueberfahrt nach Sylt zu schildern versuchen.

Ich hatte mich von einem Postillon aus Tondern fahren lassen, der mir die Langeweile durch Erzählungen aus dem Kriegsleben in Dänemark zu vertreiben wußte. Der brave Junge hatte unsäglich ausgestanden, war aber bei Düppel zu den Preußen übergegangen und fühlte in seinem Herzen nur ein Verlangen, — er wünschte den Offizier, der ihm bei seiner Gefangennehmung durch die Vorposten ein Glas Wein und eine Cigarre verehrt hatte, „extra fahren" zu können. „Es war ein lieber, freundlicher Mann," sagte er — „und mir ging das Herz auf, als ich mich von ihm empfangen sah, wie von einem Landsmanne. Könnte ich ihn nur einmal extra fahren! Wenn die Gäule auch nie wieder aus dem Stalle gehen könnten, ich würde mich den Kukuk darum scheeren, aber den Offizier möchte ich fahren, daß es nur so eine Art hätte!"

Vor lauter Sehnsucht nach seinem Befreier aus dänischer Zwangsjacke hätte er beinahe vergessen, sich um mich zu bekümmern, und ich glaube, die Pferde würden am Ende friedlich das Grasen im Chausseegraben angefangen haben, statt nach Hoyer zu laufen, wenn ich nicht beständig gemahnt hätte, die Flut nicht zu versäumen.

Dank meinem Zuspruche erreichten wir endlich den Ort unserer Bestimmung, der von österreichischen Jägern besetzt war, die sich vor ihrer kleinen Wache umhertrieben und lustige Jodler sangen.

In dem Wirthshause angekommen, erhielt ich die angenehme Nachricht, daß ich bis Nachmittags vier Uhr warten müsse, und da es erst neun Uhr Morgens war, Hoyer aber ein langweiliges unbedeutendes Nest ist, in dem ich nichts Besseres anzufangen wußte, legte ich mich der Länge nach

auf ein Sopha und verſuchte zu ſchlafen. Ich bin ſonſt Meiſter in dieſem Fache und kann zu jeder Tageszeit einſchlafen, in Hoyer wollte es aber nicht glücken. Das Erſte, was mich in Verzweiflung brachte, war das Stubenmädchen, das immer in dem Augenblicke mit klappernden Tellern in's Zimmer trat, und ſie geräuſchvoll in den Eckſchrank ſtellte, wo ich im Begriffe war, einzuſchlafen. Auf mein inſtändiges Bitten, die Teller auf einmal zu bringen und dann der Sache ein Ende zu machen, antwortete ſie bejahend; voll Freuden ſchloß ich wieder die Augen, aber nach einigen Minuten war das Mädchen ſchon wieder — dießmal mit Taſſen da. Sie hatte aber vorher an die Thür geklopft, wie ſie ſagte, um mich nicht zu ſtören. Nach dem Dienſtmädchen kam ein reiſender Lotterie-Kollekteur, Hamburger Jude natürlich, in's Zimmer. Er blieb ein paar Minuten vor dem Fenſter ſtehen, rauchte eine abſcheuliche Cigarre und muſterte meinen Koffer. Als er ſich an meinem Gepäcke geweidet, ging er pfeifend zum Zimmer hinaus und ließ die Thür offen ſtehen. Empört über dieſe Flegelei ſprang ich auf, eilte dem Juden nach und ſagte ihm, er ſolle die Thür zumachen. Es ſchien aber, daß mein Reiſekoffer ihm nicht imponirt hatte, denn er antwortete: „Wer ſind Sie, daß Sie mir wollen was befehlen? Ich bin vielleicht mehr als Sie."

„Gewiß," entgegnete ich — „Sie ſind ein ungezogener Judenbengel."

„Herr Wirth!" rief mein Feind — „kommen Sie her. Laſſen Sie ſich wiederholen, was der Herr hat geſagt! Er hat geſagt, ich wär' ein ungezogener Judenbengel! Gott gerechter!"

Da dem importirten Aſiaten doch bange werden mochte, daß mein germaniſches Blut ſich empören würde, zog er ſich unter dem Schutze des Wirthes in die Bauernſtube und ließ mich mit der Ueberzeugung ſtehen, daß mein Schlafталent in Hoyer keine Anwendung finden würde. Ich miſchte mich daher unter die öſterreichiſchen Jäger, ließ mir Alpenlieder vorſingen und hörte die Klagen von drei Gefangenen an, die mir erzählten, ſie hätten noch nie Strafe bekommen und begriffen gar nicht, was dem Hauptmann einfiele, ſie auf die Wache zu ſperren. Ihr eifriges Bemühen, mich von ihrer Unſchuld zu überzeugen, ſprach aber gerade für ihre Schuld, ſo daß ich den Hauptmann ſehr wohl begriff; aus Hochachtung vor ihrer überall bewieſenen Bravour will ich aber hoffen, daß ſie mit einem „ungezählten Fünfundzwanziger" davon gekommen ſind.

Aber ſelbſt Alpenlieder und Unſchuldsbetheuerungen können Einem zu viel werden, und ich wanderte nach dem Wirthshauſe zurück, wo ich mich wieder einige Stunden auf das Kläglichſte langweilte, bis endlich der Bootsmann erſchien und mir anzeigte, daß ich an Bord gehen könne.

Es war vier Uhr Nachmittags, der Regen goß in Strömen vom Himmel und ich bereitete mich in Gedanken auf eine heimliche Koje in der Kajüte vor, wo ich mich behaglich ausſtrecken wollte, während mein Reiſegefährte, der Maler Fikentſcher, ſich, wie ich dachte — mit der Seekrankheit beſchäftigen würde. Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt!

Unten auf der Widau lag ein Kutter, ein einmaſtiges Schiff, das mir als das Poſtſchiff bezeichnet wurde. Es war Ebbe, der Kanal war faſt ganz waſſerleer, und das ſchmale Brett, das vom Lande nach dem Fahrzeuge führte, lag ſo verzweifelt ſchräge, daß ich Bedenken trug, mich ihm anzuvertrauen; erſt als mir die theerige Fauſt des Bootsmannes entgegengeſtreckt wurde, unternahm ich die gefährliche Wanderung, und mit einem kühnen Satze war ich an Bord. Eine Dame, die nach Sylt reiste, um Bekannte zu beſuchen, ein Herr aus Sachſen, der Butterbrod in der Taſche hatte, Fikentſcher und ich waren die Paſſagiere. Ich ging in die Kajüte, und fand, daß ſie zu kurz war, um ſich in ihr ausſtrecken zu können; ſtehen konnte man auch nicht, weil ſie kaum vier Fuß hoch war, — es blieb alſo nichts Anderes übrig, als ſich auf das Deck zu begeben, wo aber nirgend ein Sitz war. So gut es gehen wollte, machten wir uns aus naßgeregneten Schiffstauen eine Art von Unterlage, und nur die Dame kroch in den Schiffsraum hinab und ſtreckte den Kopf zur Lucke hinaus. Die Fahrt ſollte nur vier Stunden dauern, — und vier Stunden lang kann man am Ende Manches ertragen! Da ich nichts Beſſeres zu thun hatte, lehnte ich mich an den Maſt, und überſchaute in halb ſtehender und halb ſitzender Stellung den „Hafen" von Hoyer. Das Ergebniß meiner Forſchungen beſtand in Folgendem.

Die Widau, welche von Tondern durch die Marſch fließt, bis ſie ſich bei Hoyer in die Nordſee ergießt, iſt durch ſtarke Schleuſen gegen Ebbe und Flut des Meeres geſchützt und durch den „Außendeich" oder hohen und ſtarken Erdwall, welcher die Küſte umgibt, gleichſam vom Meere abgeſperrt. Weil aber jede neue Flut neue Schlickmaſſen abſetzt, die Mündung der Widau alſo eben ſo gut verſchlammt iſt wie die des Rheins, ſo hat man dem Flüßchen ein Bett oder einen Kanal gegraben, der ſich weit durch die Watten hinzieht, bis er endlich in das offene Meer ausmündet. Zu beiden Seiten des Kanals iſt freilich auch offenes Meer; da die See aber bei der Ebbe ſo weit zurücktritt, daß die Watten, der Schlickboden, oder — um mich ganz deutlich auszudrücken, — das angeſchwemmte Land, das mit der Zeit auch eingedeicht und mit Erdwällen umgeben werden wird, trocken liegen, ſo nenne ich jenen Theil des Meeres, der ſelbſt bei der ſtärkſten Ebbe Fahrwaſſer behält, das offene Meer im Gegenſatz zu dem Wattenmeere, das nur während der Flut überſpült wird.

Der Hafen von Hoyer iſt alſo während der Ebbe eine tiefe, faſt ganz waſſerloſe Rinne, die im Oſten durch einen grasbewachſenen Seedeich begränzt wird, in welchem ſich eine mächtige Schleuſe befindet, — während rechts und links ein Damm hinläuft, der von Schlick aufgeführt und mit Strohflechtwerk bedeckt iſt, damit die Seeleute, wenn ſie ihr Fahrzeug aus dem Kanal herausbugſiren, feſten Fuß faſſen können. Hinter den beiden Dämmen liegt das Wattenmeer, und draußen, in nebelgrauer Ferne, toben die Wellen der Nordſee, die regelmäßig, wie der Pendelſchlag der Uhr, vom Feſtlande zurückweichen, um mit erneuerter Macht zurückzukehren und mit donnerähnlichem Getöſe ihren Giſcht über die von Menſchenhand erbauten Erdwälle zu ſpritzen.

Als ich meine Forſchungen beendet, erſchienen drei ſtämmige Seeleute, die von dem Kapitän des Kutters gemiethet waren, um unſer Fahrzeug in das offene Meer hinaus zu

bugsiren. Es waren ein alter Mann von über sechzig Jahren, und zwei jüngere, rüstige Bursche im besten Mannesalter. Trotz des starken Regens waren sie nur mit Hemd, leinener Hose und einem Südwester bekleidet; die Beinkleider reichten kaum bis an die Kniee, der untere Theil des Beins und die Füße waren nackt. Ein Tau, das vorn an den Bugspriet, den fast horizontal über den Schnabel des Schiffes hervorragenden Mast, befestigt war, wurde ihnen zugeworfen, sie machten drei weite Schlingen an das Ende, die sie sich über Brust und Schultern warfen, drückten sich den Südwester fest in die Augen und begannen ihre mühsame Arbeit, indem sie Einer hinter dem Andern auf dem schlüpfrigen Damm hergingen und mit vereinten Kräften den Kutter vorwärts bewegten. Der Damm war so schlüpfrig, daß sie jeden Augenblick ausglitten und Gefahr liefen, in den Kanal — oder was fast noch schlimmer gewesen wäre, — in die Watten zu fallen. Einige Minuten mochte die langsame, kaum bemerkbare Bewegung des Kutters gedauert haben, als wir festsaßen und trotz aller Anstrengungen der Seeleute nicht flott gemacht werden konnten; der Kapitän mußte daher die Schleuse in dem Außendeich aufziehen lassen; die ungeheuern Thore, die selbst der heftigsten Springflut Widerstand zu leisten vermögen, drehten sich langsam in ihren Angeln, und mit donnerähnlichem Getöse stürzten sich die Wasser der Widau in den Kanal und hoben unser Schiff wie eine Feder in die Höhe. Hätten wir in diesem Augenblicke Ostwind gehabt, so hätten wir die Segel aufziehen und durch den Kanal in das offene Meer hinausfahren können; der Wind war aber so ungünstig wie möglich und blies uns gerade in die Zähne. Es war daher an Segeln nicht zu denken, und wir mußten uns bugsiren lassen.

Ich habe schon erwähnt, daß wir schlechtes, regnerisches Wetter hatten; die grauen Watten, die sich in unendlicher Ausdehnung unserem Auge darboten, gewährten einen über alle Maßen düsteren und melancholischen Anblick! Dieser „Tanzboden der Nordsee", auf dem sich die Wogen tummeln, wenn der Sturm zum lustigen Tanze aufspielt, diese öde und unabsehbare Schlickmasse vermag selbst den fröhlichsten und glücklichsten Menschen zum ernsten Nachdenken zu stimmen; denn aller Schlick, alle Watten, all' das „künftige" Ackerland ist den friesischen Inseln geraubt und von den brausenden Wellen des Meeres gegen das Festland getragen worden. Alle Schrecken der entsetzlichen Springfluten, welche im Laufe der Zeit Nordstrand, Pelworm, Sylt, Föhr, Amrum, und wie die Zauberinseln der Nordsee alle heißen, zerrissen und verschlangen, treten uns vor die Seele, wenn wir in das öde Wattenmeer hinausstarren. „Die groote Mandrank" (die große Menschenertränkung) heißt noch heute im Munde der Friesen die schreckliche Wasserflut, welche vor ein paar hundert Jahren hunderttausend Menschen und unzähliges Vieh verschlang, — und das Land, das diesen Unglücklichen eine Stätte des Wohlstandes und des Friedens gewesen, liegt jetzt als Schlick in unendlicher Ausdehnung vor uns, und ist nur von Seevögeln bewohnt, die mit der Flut hinausziehen, mit der Ebbe wiederkehren, und durch ihr monotones, heiseres Geschrei das Schauerliche der ganzen Szene vermehren helfen. Wo ein tiefer gelegenes Fleckchen auf den Watten liegt, das selbst während der Ebbe vom Wasser überspült bleibt, haben sich wolkenähnliche Schwärme von Regenpfeifern, Austernfischern, Säbelschnäblern und anderen Sumpfvögeln niedergelassen; Möven in unendlicher Zahl watscheln auf den Watten hin und her, und wenn ein Schwarm sich erhebt und mit seinem Wehklagen die Luft erfüllt, steigen Tausende und Hunderttausende ihrer Genossen auf und fliegen mit Sturmeseile einem anderen Platze zu, um Myriaden von Schnecken und Seethieren zu vertilgen. Selbst in der Nacht scheinen diese Thiere keine Ruhe zu haben, denn man hört fortwährend ihre heiseren Locktöne durch das dumpfe Toben des Meeres.

Unser Kutter bewegte sich langsam zwischen den Watten dem offenen Meere zu. Die Schiffsleute wandten ihre ganze Kraft an, um uns gegen den immer heftiger werdenden Wind zu bugsiren; den Kopf vornüber gebeugt, den Strick mit beiden Händen umfassend, damit er ihnen die Brust nicht zusammenschnürte, setzten sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, unbekümmert um den Regen, der sie bis auf die Haut durchnäßte und ihnen ohne Unterlaß in das Gesicht peitschte. Wir hatten unsere Reise erst um sechs Uhr antreten können, weil der Kapitän auf die Post hatte warten müssen, die er nach Sylt bringen sollte. Im hohen Sommer ist es um sechs Uhr noch heller Tag; aber auf der Nordsee kann es selbst um die Mittagsstunde so düster sein, daß man kaum einige hundert Schritte weit sieht, wenn schwere Regenwolken sich herabsenken und Himmel und Erde sich vermählen, — geschweige denn um sechs Uhr Abends! — Die Flut fing allmälig an zu steigen; der Damm, auf welchem die Seeleute mühsam einherschritten, ragte schon viel weniger aus dem Wasser empor, als vorher, und an einzelnen Stellen waren die Watten schon ganz überspült. Der heftige Westwind beschleunigte die Flut, sie schien von Minute zu Minute schneller heran zu kommen, und nicht lange, da waren die unabsehbaren Strecken, die vor kaum einer Stunde trocken dagelegen, von hüpfenden Wogen verschlungen, die in rastloser Eile dem Festlande zudrängten, und sich gegenseitig überholen zu wollen schienen. Der Pfad unserer Seeleute wurde stets gefährlicher und unsicherer. Auf der einen Seite den Kanal, auf der anderen die schauerliche, mit jedem Pulsschlage steigende Flut, mußten sie sehen, wie allmälig auch der Damm überspült wurde; an manchen Stellen waren Senkungen und Vertiefungen, in die sie bis unter die Arme hineinfielen; ein paarmal glaubte ich sie schon verloren, — aber unbeirrt schritten sie weiter. Der Gedanke, daß die armen Menschen den ganzen weiten Weg zurücklegen und gleichsam mit der Flut in die Wette laufen mußten, und noch dazu in dunkler Nacht, in Sturm und Regen, erfüllte mich mit Schaudern und Schrecken. Aber der Kapitän lachte über meine Angst und sagte: „Wat en ordentlichen Seemann is, de verlätt sik up Gott und fürcht sik för nichts". Ich ließ mich durch diesen Trostspruch anfangs beruhigen, als aber die Dunkelheit so zunahm, daß ich die Seeleute nicht mehr erkennen konnte, als der Wind heulte und die Wogen plätscherten und gegen unser Schiff klatschten, als rings um uns her Finsterniß herrschte und keine anderen Töne in mein Ohr drangen, als die klagenden Rufe der Seevögel, da sank mir das Herz und ich beschwor den Kapitän, die Leute zurückzuschicken. Er ließ sich erbitten

und rief ihnen zu: „Könnt Ihr noch weiter?“ — „Ja!“ antworteten die braven Burſche, und langſam, kaum merklich, bewegte ſich der Kutter gegen Sturm und Flut weiter hinaus in das offene Meer. Doch endlich entſank auch ihnen der Muth. Sie müſſen nach meiner Berechnung bis an die Kniee im Waſſer geſtanden haben, als ſie uns zuriefen, das Tau einzuziehen; ich konnte ſie nicht mehr erkennen, obgleich ſie kaum zwanzig Schritte von uns entfernt waren; das Meer war dunkel wie ein gähnendes Grab, — der Weg bis zum Feſtlande war weit, — ein Fehltritt, und ſie wurden von den tobenden Wellen fortgeriſſen; — aber mit einem lauten „glückliche Reiſe“ traten ſie ihre hölliſche Wanderung an, und mit einem ſorgloſen: „Gute Nacht, Peter,“ zog der Kapitän ſein Bugſirtau an Bord.

„Was nun?“ fragte ich den Kapitän. — „Ja, was nun? Wir müſſen Anker werfen und auf die Flut warten.“ — „Auf die Flut? Mir ſcheint, daß wir ſchon ſeit zwei Stunden Flut haben.“ — „Sehr richtig, aber das Waſſer

Die ſchöne Syltterin im Pavillon. (S. 174.)

muß ſo hoch ſteigen, daß ich den Kutter über den Damm fahren kann. Hätten wir Oſtwind, ſo würde ich in dem Kanal weiter ſegeln und in drei Stunden auf Sylt ſein. Das Fahrwaſſer iſt aber zu ſchmal, um gegen den Weſtwind kreuzen zu können, und wir müſſen ruhig liegen bleiben, bis volle Flut iſt.“ — „Wann tritt die ein?“ fragte ich etwas kleinlaut, denn mich hungerte, und ich hatte nichts zu eſſen mitgenommen; der Sachſe aß ſein Butterbrod und ſagte einmal über das andere: „Na, heren Sie! Das is eene ſcheene Beſcheerung! Ach, Herr Jeſes! Wann mer nur was Warmes hätt', en Punſch oder eene Taſſe Kaffee!“ Die Dame ſtreckte den Kopf zur Lucke heraus und ſeufzte; Fikentſcher gebot mir Schweigen, weil ich ihn an die Delikateſſen in Wilken's Auſternkeller erinnerte, — und der Kapitän legte ſich mit ſeinem Matroſen ſchlafen, nachdem er uns mitgetheilt hatte, daß wir am folgenden Morgen um vier Uhr auf Sylt eintreffen würden, vorausgeſetzt, daß das Waſſer hoch genug ſteigen würde, um eine Fahrt über den Damm zu ermöglichen; ſollte dieß nicht der Fall ſein, ſo könnten wir mit Sicherheit darauf rechnen, bei der nächſten

Flut, also dreizehn Stunden später, in See zu stechen, denn er würde uns dann am folgenden Morgen bei eingetretener Ebbe ganz aus dem Kanal hinausbugsiren lassen, wo dann einem Kreuzen gegen den Wind nichts im Wege stände!

„Ei Herr Jesses!" sagte der Sachse.

„Ein Dutzend Austern mit Rheinwein?" fragte ich Fikentscher.

„Lassen Sie mich in Ruhe," antwortete er. „Der verwünschte Wirth in Hoyer hätte auch ein Wort sagen können! Ich habe bei dem Seewinde einen Hunger, wie nichts Gutes, — sollte denn gar nichts zu haben sein?"

„Wildpret-Pastete, Schnepfen-Ragout und Hasenbraten mit Kartoffelsalat und einer Flasche Porter?"

Er wandte sich ab und schlich in die Kajüte, um sich wenigstens gegen den seinen Regen zu schützen; allmälig folgten ich und der Sachse auch hinab, und als es endlich in Strömen vom Himmel goß, kam sogar die Dame aus dem Schiffsraum — freilich mit einem blechernen Eimer in der Hand, was auf nichts Gutes schließen ließ.

Schon Aeneas sagte der Dido: «Infandum, regina, jubes renovare dolorem» (du befiehlst mir, o Königin, unaussprechlichen Schmerz zu erneuern), — und Blumauer hat diesen berühmt gewordenen Ausspruch übersetzt: „Infantin, laß das Ding mir nach, es kostet mich nur Thränen," — ich bin aber weder Aeneas noch Blumauer, sondern ein Schleswig-Holsteiner, der sein Vaterland beschreibt, und der sich die Aufgabe gestellt hat, ohne Rücksicht auf den Zorn des Einen oder die Gunst des Anderen das Leben in den Herzogthümern zu schildern, wie es ist. Da nun zum Leben in Schleswig-Holstein Seereisen gehören, da man auf Seereisen seekrank wird, und da zwei meiner Reisegefährten, die Dame aus dem Schiffsraume und der Sachse mit Butterbrod seekrank wurden, während Fikentscher melancholisch die eigenthümlichen Empfindungen unter der Weste verfolgte und bisweilen die Entfernung von seinem Sitze bis zu dem Blecheimer maß, um ganz sicher zu sein, daß er ihn vorkommenden Falls nicht verfehlen würde, so halte ich es für meine Pflicht, den unerfahrenen Weltkindern zu erzählen, wie Einem zu Muthe ist, wenn er sich seekrank fühlt. Ich kenne die Sache aus dem Fundamente und könnte auf jeder Universität über diesen Gegenstand Vorlesungen halten.

Der Reisende also, welcher sich einem Schiffe anvertraut hat, bemerkt zuerst einen eigenthümlichen, bis dahin nicht wahrgenommenen Geruch von Theer, nassen Stricken und Tauen, der sich mit der See-Atmosphäre und dem selbstständig auftretenden Kajütengeruch zu einem substantiellen Ganzen vereinigt. Ein nasser Badeschwamm, den man vergessen hat auszudrücken, und der einige Tage auf dem Waschtisch in einem Zimmer liegen geblieben ist, dessen Fenster nicht geöffnet wurden, erinnert den „Gewitzigten" an den Geruch eines Segelschiffes, das ruhig im Hafen liegt.

Diese ersten Eindrücke beachtet man anfangs nicht; später spielen sie eine Hauptrolle. Hat man sich überzeugt, daß der Koffer weggepackt ist, so nimmt man gewöhnlich auf dem Decke Platz, um Zeuge zu sein, wie der Anker aufgewunden, die Segel gestellt und alle jene tausend Verrichtungen vorgenommen werden, von denen man auf dem Lande viel gehört hat, ohne sich von ihnen eine rechte Vorstellung machen zu können. Endlich schwellt der Wind die Segel, der Steuermann steht am Ruder und gibt auf keine Frage Antwort, der Kapitän setzt alle Rücksicht bei Seite, und ruft selbst der bezaubernbsten Salondame „Platz da!" zu, und die Matrosen laufen gegen Alles an, was sich ihnen in den Weg stellt. Diese Unordnung dauert nur einige Minuten; sobald die unzähligen Stricke und Taue richtig befestigt, sobald die Segel voll sind, herrscht Ruhe und anstandsvolle Rücksicht gegen die Passagiere, und man hat nun vollkommene Gelegenheit, Selbstbetrachtungen anzustellen. Das Schiff geht vorn in die Höhe und hinten, wie es scheint, in den Abgrund; nach einer Minute hat sich das Bild geändert, „was unten ist muß oben stehen", der Schnabel des Schiffes taucht auf den Meeresgrund und das Steuerende scheint sich in die Wolken erheben zu wollen. Kommt ein oder das andere Ende des Schiffes mit einer Welle in zu frühe oder zu späte Berührung, so revangirt sie sich dadurch, daß sie sich über den Rand des Fahrzeuges erhebt und das Deck sammt den Herren Passagieren naß spritzt. Was man ansieht, ist in ewiger Pendelschwingung; der Mast tanzt auf und ab, die Bank, auf der man sitzt, ist selten in horizontaler Lage; der Kapitän, auf den Aller Augen gerichtet sind, fliegt hier in die Höhe, steigt dort in den Orkus hinab, kommt aber immer wieder zum Vorschein und raucht mit Gemüthsruhe seine Cigarre, oder gibt dem Stewart einen Puff, weil der Unglückliche mit dem Theebrett und dem Frühstück für die Damen der Länge nach hingestürzt ist und sich die Chokolade über die neuen Hosen gegossen hat. Das Schiff liegt schief, die Windseite ist Gott weiß wie hoch aus dem Wasser; die Leeseite ragt kaum aus dem Meere hervor, — und die Wellen erst — ach die bösen Wellen, die sich überall, wohin man auch blicken mag, überstürzen, heben, senken, tummeln, mit Schaum bespritzen, überholen, und förmlich „Kriegen" mit einander spielen! Wenn sie nur eine Sekunde, eine einzige kleine Sekunde ruhig wären, damit das Auge ausruhen könnte! Aber da kommt wieder eine gegen das Schiff, sie senkt sich vor dem Bug des Fahrzeuges und hebt sich gerade rechtzeitig genug, um das Unterste zu Oberst zu kehren, und jene dort —, die da mit der weißen Sturmhaube auf dem Kopfe — sie kommt von der Seite — das Schiff fällt ganz in den Abgrund — nein, es hebt sich wieder — aber, du mein Gott, die Welle schießt über das ganze Deck und reißt Kisten und Tonnen los, daß Alles übereinander wegrollt.

Der Reisende hat längst die Cigarre über Bord geworfen, — als erstes Zeichen, daß nicht Alles ist, wie es sein sollte; — er ist schweigsam geworden, schließt die Augen und sucht sich gegen irgend Etwas anzulehnen; kann er sich ausstrecken, so ist der theure Pariser Filzhut nicht zu gut zum Kopfkissen; er legt sich der Länge nach hin, auf den Rücken, — auf die rechte Seite, — auf die linke Seite — und erhebt sich wieder; denn so gern er auch läge, — liegen kann er nicht, es wäre sein „Letztes", wenn er fünf Minuten liegen bleiben müßte. Er steht auf und versucht zu gehen. Der Kapitän geht ja auch, warum soll er denn nicht gehen? Freilich, ich sehe auch kein Hinderniß; Bewegung ist gesund, drum rüstig auf- und abgeschritten in der

friſchen, Herz und Lunge erquickenden Seeluft. Aber der Fußboden ſchwankt hin und her, bei jedem Schritte droht man hinzufallen, gegen den Maſt oder den Bord des Schiffes geſchleudert zu werden; man muß ſtehen bleiben, einen Fuß vorſtrecken und ſich feſtſtemmen, weil der Schnabel des Schiffes ſich hebt, — in der nächſten Sekunde würde man auf die Naſe fallen, wenn man ſich nicht hintenüber lehnte — Gott im Himmel, Alles, Alles auf Erden, nur keinen Schritt weiter gehen!

Wir haben alſo die erſten Anfangsgründe durchgemacht. Wir mögen nicht ſitzen, nicht liegen, nicht gehen und um Alles in der Welt nicht rauchen. Nie wieder eine Cigarre in den Mund nehmen — nie — nie! Brrr!

Das zweite Stadium beginnt, wenn der Stewart zum Frühſtück einladet. Man geht in die Kajüte hinab — warum? weiß man ſelber nicht, und ſieht ſich verwundert um, nachdem der Barometer, der mitten unter dem Boden hängt und wie der Pendel einer Uhr hin- und hergeht, einem gegen die Stirn geſchlagen und Vorſicht anempfohlen hat. Auf den Bänken rings um den Tiſch liegen Damen, die ſich nichts daraus machen, daß ihre Toilette derangirt iſt; in einer Ecke ſitzt ein deutſcher Profeſſor mit einem Buche auf den Knieen, aber die Brille liegt neben ihm auf der Erde, er hat die Augen geſchloſſen, kneift den Mund feſt zu und iſt geiſterhaft bleich. Auf dem Tiſche ſtehen Beefſteaks mit Zwiebeln, Pflaumenkompot, ſaure Gurken und Suppe mit handgroßen Fettaugen. Die Teller ſtehen feſt, damit ſie nicht hin- und herrutſchen können, der Stewart hält die Suppenſchüſſel im Gleichgewichte und ſagt: „Ich bitte, meine Herrſchaften, zum Eſſen!“ Der Profeſſor ſchlägt ein Auge auf, — es fehlt ihm an Kraft, um beide zu heben, — ſchüttelt leicht mit dem Kopfe und verſucht es, ein Bein überzuſchlagen. Da es nicht geht, ſtreckt er beide Beine von ſich, die Naſenlöcher weiten ſich auf, der Mund wird blaß, — er kann den Zwiebelgeruch nicht vertragen, will um Gnade und Erlöſung bitten, die Stimme verſagt ihm aber, und mit einem Klagetone, der einen Danton bewegt haben würde, ſagt er: „Stewart!“

Der Profeſſor iſt im zweiten Stadium, und gelobt ſich innerlich, nie wieder Zwiebeln zu eſſen, nie — nie, um die Welt nicht — brrr!

Glücklich und tauſendfach zu beneiden iſt der Profeſſor, denn allem Anſcheine nach wird er bald das dritte und letzte Rigoroſum durchmachen, während andere Menſchenkinder ſich mit dem zweiten Examen begnügen und jenem zuſehen müſſen, wie er Gott und alle Heiligen anruft, ihm in ſeiner letzten Stunde und äußerſten Bedrängniß beizuſtehen!

Was ich hier kurz angedeutet habe, erlebte ich Alles auf dem Kutter, der mich nach Sylt bringen ſollte; Alles, bis auf die Suppe und die Beefſteaks. Der Sachſe machte überraſchende Fortſchritte und war ſchon in der erſten Stunde in alle Myſterien der Seekrankheit eingeweiht; die Dame aus dem Schiffsraume wich nicht von ihrem Blecheimer; Fikentſcher ſaß ernſt und ſteif, in ſeinen Mantel gehüllt, da und ſchauderte hin und wieder zuſammen, und ich? Nun, lieber Leſer, ich dachte an eine Anekdote, die mir in Ripen von einem öſterreichiſchen Offizier erzählt wurde, und die mir als Präſervativ gegen die Seekrankheit diente.

Ein Telegraphiſt in Wiborg, in Jütland, bekam eine Depeſche an die Brigade Noſtiz in Lille Velling zur Expedition; da er aber weder von der Brigade Noſtiz noch von Lille Velling — Letzteres iſt ein Flecken in Jütland — etwas gehört hatte, ihm aber ein Lille in Frankreich bekannt war, ſo ſchickte er der Brigade Noſtiz den Befehl, fünfhundert Pferde zu requiriren nach Lille. Drei Tage darauf kam die Depeſche als unbeſtellbar aus Frankreich zurück, und die franzöſiſchen Bauern hatten die Freude, ihre Pferde zu behalten.

Stellt man ſich nun einen von ſeiner eigenen Wichtigkeit und der Stickerei an ſeinem Kragen eingenommenen Beamten vor, der ſolche Humoresken in die Welt ſchickt, ſo iſt das — nach dem homöopathiſchen Grundſatze, daß Gleiches Gleiches kurirt — ein vortreffliches und unfehlbares Mittel gegen jede Anwandlung von Seekrankheit.

Ich hielt daher muthig Stand, und als mit der Flut das Waſſer hoch genug geſtiegen war, um über den Damm wegzuſegeln, lichtete der Kapitän die Anker, die Segel flogen in die Höhe, und wenige Stunden nachher, d. h. vierzehn Stunden, nachdem wir den Kutter beſtiegen, landeten wir im Hafen von Keitum auf der nie genug zu bewundernden Inſel Sylt.

Eine Düne bei Wetterdank. (S. 159.)

Die Inſel Sylt.

Als Vater Homer zur Erkenntniß kam, daß er Mühe haben würde, die Thaten des göttergleichen Odyſſeus zu ſchildern, rief er die Muſen zur Hülfe; ja ſeine Unbeſcheidenheit ging ſogar ſo weit, um den Namen des Mannes zu bitten, der durch ſeine Verſchlagenheit und die große Stadt, die er zerſtört, weit und breit berühmt geworden war; erſt als er Hülfe von oben bekommen, ging er an's Werk. Wäre es noch Mode, daß die Muſen ſich von einem Schriftſteller einladen ließen, ſo würde ich es an gedruckten und ſchriftlichen Billets, eine Taſſe Thee mit mir zu trinken, ſicherlich nicht fehlen laſſen, und mit Hülfe meiner freundlichen Gäſte ſollte es mir bald gelingen, ein lebensfriſches Bild der Inſel Sylt zu entwerfen; leider ſind aber die guten alten Sitten ſo in's Arge gekommen, daß ich mir von einem Muſenbeſuche nicht einmal träumen laſſen darf, und Alles, was ich thun kann, iſt: meine ſchönen Leſerinnen um Verzeihung zu bitten, wenn ich ſie mit Längen- und Höhenmaßen, mit Heiderücken und ſchlammigen Meeresbuſen langweile. Ganz ohne etwas „Geographie" läßt ſich das Wunderland der Nordſee nicht beſchreiben; ich will mich aber ſo kurz faſſen wie möglich, und dann durch eine Menge frieſiſcher Sagen und Geſchichten den übeln Eindruck zu verwiſchen ſuchen, den meine Zahlen gemacht haben. Um aber zu zeigen, daß ich mit fremder Hülfe meinen Schatz von Charakterbildern eingeſammelt habe, will ich gleich von vorn herein bemerken, daß der frieſiſche Schriftſteller Hanſen in Keitum ſo freundlich geweſen iſt, meine Reiſetaſche zu füllen, und daß er mir während meines Aufenthaltes auf Sylt als Führer und lebendiges Lexikon gedient hat; ich hätte daher füglich dieſe ganze Einleitung weglaſſen und mit den Worten anfangen können:

„Hilf mir, o Hanſen, die Inſel zu ſchildern" u. ſ. w.

Jetzt iſt es aber hiefür zu ſpät, und es bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu ſagen: Die Inſel Sylt liegt etwa zwei Meilen von der Küſte des ſchleswig'ſchen Feſtlandes entfernt, hat eine Längenausdehnung von nahe vier deutſchen Meilen, iſt an einigen Stellen nur ein paar tauſend, an anderen kaum tauſend Schritte, und wieder an anderen gegen eine Meile breit, und erſtreckt ſich parallel mit dem Feſtlande von Norden nach Süden. Der nördliche Theil, der bisher zur Krone Dänemark gehörte und der den Liſter Hafen enthält, heißt Liſt, während die faſt zwei Meilen lange Dünenkette, die ſich nach Süden erſtreckt, „Hörnum" genannt wird. Liſt und Hörnum ſind faſt gar nicht bewohnt, und die ganze, aus dritthalbtauſend Seelen beſtehende Bevölkerung iſt auf die Mitte der Inſel zuſammengedrängt.

Daß Sylt ehemals eine ganz andere Geſtalt gehabt hat, als jetzt, iſt unzweifelhaft. Die älteſten Karten, die uns zu Gebote ſtehen, geben aber von der urſprünglichen Größe und Ausdehnung der Inſel kein genügendes Bild, weil auf ihnen die Felſenwand fehlt, welche ſich ehemals von Sylt nach Helgoland erſtreckte, und deren Reſte über dem Waſſer die letztgenannte Inſel und das Morſumkliff auf Sylt ſind, während unter dem Waſſer die ganze Felſenkette noch erhalten iſt. Unzweifelhaft hat alſo in grauer Vorzeit eine mächtige Sturmflut die Felſenwand durchgeriſſen, und was bei dem Zurücktreten der verheerenden Waſſermaſſe übrig blieb, waren einzelne, für ſich beſtehende Inſeln, deren Untergang kommende Geſchlechter erleben werden. Wer den Haiderücken zwiſchen Flensburg und Apenrade beſucht, wer die Sandhügel betrachtet hat, welche ſich dort in einem unendlichen Halbkreiſe aufthürmen, und wer nachher die neu angeſchwemmten Marſchen des ſchleswig'ſchen Feſtlandes und die Dünen der Inſel Sylt mit prüfendem Auge betrachtet, der kann ſich des Gedankens nicht entſchlagen, daß bei dem Durchbruche des engliſchen Kanals die Meeresfluten bis an den Höhenzug im Oſten des Herzogthums Schleswig gedrungen ſein müſſen. Nach jener Kataſtrophe haben wiederholt Sturmfluten ſtattgefunden, welche die Geſtalt der frieſiſchen Inſeln veränderten und zahlreiche Kirchdörfer verſchlangen. Was aber einſt im Großen geſchah, das geſchieht heute mit jeder wiederkehrenden Flut, die nimmer raſtenden Wellen peitſchen die Felſen von Helgoland ſowohl wie das Morſumer Kliff; ein Fuß breit Erde nach dem andern verſchwindet, und der Untergang Sylts würde nur eine Frage der Zeit ſein, wenn wir nicht hoffen dürften, daß Deutſchland die hohe Bedeutung dieſer Inſel erkennen und dazu beitragen würde, ſie durch mächtige Seedeiche zu erhalten.

So wenig man mit Beſtimmtheit die urſprüngliche Geſtalt des Landes, welches wir jetzt als Inſel kennen lernen, anzugeben vermag, eben ſo wenig wiſſen wir, wer die Urbewohner waren, und die einzigen Andenken, die ſie uns hinterlaſſen haben, ſind Hünengräber und Rieſenbetten, die ſich überall auf dem Haiderücken von Sylt vorfinden. Die Hünengräber ſind, wie man nach den bisherigen Forſchungen wohl anzunehmen berechtigt iſt, Grabhügel hervorragender Krieger, welche mit ihrem Jagdhunde und ihren Lieblingswaffen zuſammen zur Erde beſtattet wurden. In der Form immer gleich, ſind ſie auch in der Größe wenig von einander verſchieden, und ſie haben auch das mit einander gemein, daß ſie vorzugsweiſe auf hochgelegenen Punkten und in der Nähe eines Gewäſſers angetroffen werden. Während nun die Hünengräber kegelförmige Erdhügel ſind, die über ein Steingewölbe aufgethürmt wurden, ſind die Rieſenbetten langgeſtreckte Vierecke von neunzig bis hundert und zwanzig Fuß Länge und zwanzig bis dreißig Fuß Breite, deren Außenſeiten mit Feldſteinen eingefaßt ſind. Wer Vergnügen daran findet, ſich unter ihrer Decke Skelette von hundertundzwanzig Fuß langen Kämpen vorzuſtellen, kann es thun; ich bilde mir

ein, daß die Riesenbetten gemeinschaftliche Grabmäler sind, die nach einer blutigen Schlacht aufgeführt wurden, gerade wie wir sie im Frühjahre dieses Jahres entstehen sahen, während die Preußen Düppel belagerten. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Töpfe mit verkohlten Menschenknochen, die steinernen Streitärte und Opfermesser, welche man in Riesenbetten sowohl wie in Hünengräbern findet, beweisen, daß die Ureinwohner auf der niedrigsten Kulturstufe gestanden haben müssen; ja, wenn man sieht, daß die Hünengräber, die Waffen, Pfeilspitzen, Opfermesser und Hämmer auf ein Haar den Gräbern, Waffen, Pfeilspitzen u. s. w der nordamerikanischen Eingebornen gleichen; wenn man die Sitte dieser Stämme kennt, das Laub in den Wäldern anzuzünden, wenn sie ihre Jagden anstellen wollen, damit das niedrige Gebüsch vernichtet wird, und wenn man in Schleswig überall Spuren untergegangener Riesenwälder findet, wo jetzt kein Baum und kein Strauch angetroffen wird, so hat man Mühe, den Gedanken zurückzuhalten, daß unsere Urvölker mit denen Nordamerikas verwandt gewesen sind, und dieser Gedanke findet neue Nahrung, wenn wir sehen, daß die Waffen der afrikanischen, asiatischen und australischen Urbewohner mit denen Nordamerikas und Europas nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben.

Nicht viel besser als mit der Feststellung der Urbewohner geht es uns, wenn wir dem Zeitpunkte nachforschen, wann die jetzigen Friesen sich Sylts und der übrigen Nordseeinseln bemächtigt haben; ja wir wissen kaum anzugeben, woher sie gekommen, woher ihr Name stammt und wie weit sie sich über das Festland Schleswigs verbreitet haben. Am wahrscheinlichsten scheint mir die Annahme, daß die Friesen sich lange, ehe es überhaupt Nordseeinseln gab, mit den Angelsachsen in Schleswig getheilt haben, so zwar, daß der kahle Rücken, der sich von Süden nach Norden erstreckt, die Grenze zwischen ihnen gebildet hat; nach dem Durchbruch des englischen Kanals, welcher den größten Theil des von den Friesen bewohnten Landes verschlang, wanderten dann vielleicht einzelne Stämme beider Völker nach England aus. Daß Hengist und Horsa Friesen waren, und daß die Auswanderung dieser beiden Anführer nach England von Sylt aus stattgefunden hat, ist wohl unzweifelhaft. Ich glaube deßwegen, daß die Friesen einst weit über das schleswig'sche Festland verbreitet waren, weil ich eine Menge von Ortsnamen gefunden habe, die sich auf „um" endigen, was offenbar eine rein friesische Silbe ist; auf Sylt heißen die Dörfer Keitum, Morsum, Rantum, Tinnum, Archsum u. s. w. Wir haben die Insel Amrum, die Stadt Husum; aber wir haben auch mitten auf dem schleswig'schen Festlande das Dorf Winum, den Ort Lygum u. s. w., also Endungen, die wir an der Ostküste und südlich der Eider nie finden. Dagegen haben wir im Sundewitt und an der friesischen Westküste eine Menge Dörfer mit der Endsilbe „büll"; im Sundewitt: Rakkebüll, Dübbüll (Düppel), Atzbüll u. s. w.; an der Westküste: Dagebüll, Emmelsbüll, Horsbüll. Sollte dieß nicht als Beweis dafür angesehen werden können, daß die Friesen einst auch im Sundewitt zu Hause gewesen, und — da wir doch den unwiderleglichen Beweis haben, daß sie gemeinschaftlich mit den Angelsachsen England eroberten — mit ihnen in Friede und Eintracht die schleswig'sche Halbinsel bewohnt haben? Hieraus ließe sich auch die Vermischung der beiden Sprachen und der Umstand erklären, daß die englische Sprache fast gleich viele friesische und angelsächsische Worte aufgenommen hat. „Foman" heißt auf friesisch Mädchen (woman); „Wiif" heißt Weib (wife); „Broad" Brod (broath); „Ljeaght" Licht (light); „Ship" Schiff (ship); „Horse" Pferd (horse). Ich könnte unzählige friesische Worte anführen, die in das Englische übergegangen sind; will aber auch ein paar angelsächsische nennen, um zu beweisen, daß beide Sprachen Muttersprachen des Englischen sind. „Min Süster is in" sagt der Angelsachse, und „My sister is in" sagt der Engländer; „Ik brol min Arm" ist angelsächsisch, „I broke my arm" ist englisch.

Alle, oder doch bei weitem die meisten Seemannsausdrücke, welche in der englischen Sprache gebraucht werden, sind durchweg friesischen Ursprungs; ob die englische Endsilbe ham, wie bei Birmingham, Chatham u. s. w. eins ist mit der friesischen Endung um, wie Viele behaupten wollen, will ich dahingestellt sein lassen. Gewiß ist nur, daß die Friesen ihre Endung um wie äm aussprechen; sie sagen z. B. nicht Keitum, sondern Keitäm; das vorgesetzte h in der englischen Endung, wie in Chat-h-am, ist kein Beweis gegen den friesischen Ursprung, denn dieser Buchstabe wird bekanntlich von den Engländern auf das Unverantwortlichste gemißbraucht.

Statt mich aber in Hypothesen über die Urvölker und die Ausdehnung des friesischen Territoriums zu vertiefen, will ich Einiges aus der alten Geschichte und dem Religionskultus dieses höchst interessanten Volkes mittheilen, weil ich glaube, mir dadurch die durch obige Abschweifungen verloren gegangene Gunst meiner Leserinnen wieder gewinnen zu können.

Die älteste, einigermaßen zuverlässige Nachricht, die uns über die Friesen bekannt ist, ist die, daß sie sich bittend an Kaiser Karl den Großen wandten und ihn um Bestätigung ihrer alten Freiheiten baten. Karl gewährte ihre Bitte, bestimmte aber die Eider als nördlichste Grenze des Friesenreiches, und alle Stämme, die jenseits dieses Flusses wohnten, wurden durch diese ungerechte Entscheidung in unabläßige Händel mit den Dänen gezogen, die in größeren und kleineren Zwischenräumen aufeinander folgten und bis zu dieser Stunde fortdauern. Die Dänen wollten die Friesen der dänischen Krone einverleiben; die Friesen wollten ihre Unabhängigkeit bewahren, und da sie sich allein nicht mächtig genug fühlten, um ihren Feinden die Spitze zu bieten, schlossen sie sich den Schleswig-Holsteinern an und nahmen an all' ihren Kämpfen rühmlichen Antheil.

Wann und durch welche Verträge die Friesen den dänischen Königen tributfähig wurden, ist unbekannt. Heimreich erzählt in seiner Chronik, daß die Friesen um das Jahr 1118 dem Dänenkönige für jeden Acker Land eine Abgabe von drei Mark, für jedes Haus von achtzehn Fach Länge neun Pfennige Lübecker Münze und für jeden Todtschlag vier Mark bezahlen mußten. Sonst hatte der König keine Macht über die Friesen. Wurden seine Schlösser angegriffen, so mußten sie ihm helfen, sie zu vertheidigen; „men se wären ehm nicht pflichtig, frömbde Lande effte Schlöte (Schlösser) helpen tho gewinnende". In dem Kriege Kaiser Otto's des Vierten gegen König Waldemar den Zweiten im Jahre 1188 sollen nach demselben Chronisten sechstausend Friesen für den König

gekämpft haben, und „wie ein Partey die andere zu duellen außgefordert, haben zween Friesen zweene Kayserschen, so die besten Kämpfern des römischen Reiches gewesen, erleget".

Als aber im Jahre 1253, acht Tage nach Marien Heimsuchung, König Abel mit Heeresmacht in die friesischen Lande einfiel und durch seine Truppen die scheußlichsten Grausamkeiten gegen Weiber und Kinder begehen ließ, da versammelten sich die Friesen „und haben sich zu Gemüthe geführet, welcher gestalt ihre Voreltern vom Kayf. Carolo M. Macht und Freiheit mit Heer-Schildern hätten erlangt, und einstimmig beschlossen, daß ehe sie König Abel huldigen, ihm Schatz geben, ihre Freiheit verlieren, ehe alle das Leben daran wagen wolten".

Nach dem glänzenden Siege der Friesen, der dem brudermörderischen Könige das Leben kostete, „ist daher die Verbitterung der Friesen wider den Dänen so groß geworden, daß sie sich hernach allewege in den Schutz der Schleswigschen Hertzogen haben ergeben".

Nach dieser Zeit scheinen die Friesen ungefähr dieselbe Stellung zu Schleswig eingenommen zu haben, wie die Dithmarser zu Holstein, d. h. sie waren ein freies, unabhängiges Volk und zahlten den schleswig'schen Herzögen unbedeutende Abgaben, wogegen jene sie zu schirmen verpflichtet waren. Wie wenig ihnen aber ihre Unabhängigkeit den Dänen gegenüber nützte, erfuhren sie schon 1374, als König Waldemar der Vierte sengend und mordend in ihr Land einfiel, jedes „volle Haus" mit sechzig Gulden Steuer belegte, alle Privilegien aufhob und eine Menge Geißeln nach Dänemark schleppte.

Kaum hatten sie sich von diesem Raubzuge erholt, als Graf Albrecht, Bruder Herzogs Gerhard des Ersten von Schleswig, im Jahre 1399 über die Eider ging, und ihnen eine Schatzung von sechzehntausend Mark auferlegte.

Unter der Königin Margaretha brach ein fast dreißigjähriger Krieg zwischen den Dänen und den Schleswig-Holsteinern aus, der erst im Jahre 1435 damit endete, daß Dänemark seinen Ansprüchen auf Schleswig entsagen mußte, und da die Friesen es wacker mit ihrem Herzoge hielten, konnte es nicht fehlen, daß ihr Land von dänischen Truppen heimgesucht und auf das Grausamste ausgeplündert wurde. Heimreich erzählt in seiner gemüthlichen Weise über diesen Raubzug Gammeldanmarks, die Dänen hätten alles Vieh zu Bredstedt und Husum, neben Allem, was auf dem Flachlande vorgefunden worden sei, „geraubet und nach Flensburg geführet". „Darauff Graff Adolff, Hertzog Henrici Bruder, von Scheirenburg ihnen des folgenden Tages mit vierhundert Reutern und siebenhundert Fußgängern aus den Fresen ist nachgezogen und hat sie den 6. Sept. auf S. Magni Tag Anno 1408 auf Soldorperheide bei Eggebeck im Ampte Flenßburg überfallen, den dänischen Oberst Magnum Munch mit vierzehnhundert Mann erschlagen und dreihundert und fünfzig gefangen genommen, und ist Luder Kapell mit den übrigen kaum entkommen, Magnus Munch aber von einem Fresen, Haje Broderfen genannt, so von Ockholm gewesen, erschlagen worden, und hat unter den Gefangenen Johann Scharpenberg zehntausend Mark und die anderen Gefangenen sechzigtausend Mark zur Rantzion geben müssen."

Die Friesen hatten es aber nicht nur mit den Dänen, sondern auch mit den Dithmarsern zu thun, die nur durch die Eider von ihnen getrennt waren, und deren Raubzüge zu ewigen Händeln mit ihren Nachbarn beitrugen. Ich kann es mir nicht versagen, einer dieser Fehden zu erwähnen, weil sie uns ein klares Bild der damaligen Verhältnisse gibt.

Im Jahre 1414 wurden in Eiderstedt vier Dithmarser, welche sich allerlei Diebereien hatten zu Schulden kommen lassen, von den Friesen ergriffen und aufgehängt. Die Dithmarser, bei denen die Blutrache noch in vollster Geltung bestand, forderten Sühne, und als die Friesen sich dessen weigerten, entspann sich ein verheerender Krieg. Die Dithmarser setzten bei Tönning über die Eider und fielen sengend und brennend in Eiderstedt ein. „Es seien aber die Fresen eilig zur Gegenwehr gekommen," erzählt Heimreich, „und haben sich heftig unter einander geschlagen, daß zu beiden Seiten Viele auf der Wahlstatt geblieben, gleichwol aber die Fresen den Sieg behalten, daß welche von den Dithmarsern (deren mehr als fünfhundert erschlagen und ersoffen) nicht also umbkommen wollten, aus Furcht in die Eider sein gelaussen, und haben auch die Fresen (derer gleichwol auch hundert und vierzig geblieben) der Dithmarser Schiffe behalten."

Auf die Nachricht von der blutigen Niederlage der Ihrigen versammelten sich die Dithmarser und beschlossen einen zweiten Uebergang über die Eider, den sie dießmal bei Borchsand bewerkstelligten. Sie waren so zahlreich und so stark gerüstet, daß die Friesen vor ihnen entflohen; die Dithmarser setzten ihnen aber nach, erschlugen Weiber, Männer und Kinder, wo sie ihrer habhaft werden konnten, plünderten und verbrannten die Dörfer Bulterwiä, Welth, Kotzenbül, Tönningen und die beiden Kirchspiele Olbenswort und Everschup.

Reich mit Beute beladen kehrten die „Bluträcher" endlich über die Eider zurück; aber die Friesen hatten ihr Unrecht noch nicht eingeräumt, kein „Blutgeld" bezahlt, und so lange das nicht geschehen war, konnte der Tod der vier Diebe nicht als gesühnt betrachtet werden. Als daher die Friesen sich standhaft weigerten, die Forderungen der Dithmarser zu erfüllen, fielen diese zum dritten Male in Eiderstedt ein, plünderten und verbrannten eine Menge Dörfer, griffen sogar Husum an, legten die Milstedter Kirche und die Wassermühle bei Husum in Asche, und erschlugen Weiber und Kinder sonder Gnade und Barmherzigkeit. Endlich, als des Jammers kein Ende werden wollte, „seien die Priester mit dem h. Sakramente den Dithmarsern entgegen gegangen und haben sie dahin disponiret, nachgeschriebene Handlung mit den Fresen einzugehen, daß nämlich die Fresen die erschlagenen fünfhundert Dithmarser mit dreißigtausend Mark sollten bezahlen, hingegen aber die gebliebenen hundert und vierzig Fresen unbezahlt bleiben, und ist ferner zu beyden Theilen bewilliget, und ohne einige widerrede also zu halten versiegelt, daß wenn nachmals einige Zwietracht zwischen den Dithmarsern und Fresen würde erwachsen, alsdann zwanzig Männer von den Dithmarsern und einer von den Fresen zu Schiedes Richtern, den erwachsenen Unwillen nach dithmarsischem Rechte hinzulegen, solten erwehlet werden, und haben die Jungen Hertzogen den Fresen, denen dieser Schade über zweihunderttausend Mark gestanden, in solchen ihren Nöthen wegen der Kriege, so sie mit den Dänen geführt, gantz keine Hülffe können erzeigen, und ob sie wohl die Dithmarser schrifftlich haben

vermahnet, daß sie ihre Unterſaſſen unbegewaltiget ſolten laſſen, ſo haben ſie doch ſolches wenig geachtet".

Trotz dieſer blutigen Dithmarſer Fehde und der vielen Opfer an Menſchenleben und Geld waren die Frieſen bereit, an dem Kriege ihres Herzogs gegen die Dänen Theil zu nehmen, und wir finden ſie im Jahre 1431 vor dem ſtarken Schloſſe Neuhaus bei Flensburg wieder, bei deſſen Aushungerung und Erſtürmung ſie neue Proben ihrer Ausdauer und Tapferkeit ablegten. Endlich, im Jahre 1435, hatte der edle Schauenburger Gerhard Schleswig-Holſtein von dem däniſchen Joche befreit, und ſein Bruder Adolph folgte ihm 1446 in der Regierung. Dieſer vortreffliche Fürſt machte ſich um ſein Vaterland ſo verdient, daß er nicht allein das Sprichwort nachgelaſſen: „Wir leben nicht mehr in Herzog Adolph's Zeiten," ſondern daß man noch heutigen Tages ſingt:

Da man ſchreef einen Ring von einer Taſchen
Und veer Hängen von einer Flaſchen
Fiif Duvenſöte un negen een,
Dar denkt man Hertog Adolph bi.
Twiſchen S. Barbara und Nikolai Dagen,
Ach weh der jämmerliken Klagen,
Do ward dar manch Oge gewenet rod,
Wol umme des Edlen Fürſten Dod.

Adolph ſtarb 1460, und die Schleswig-Holſteiner ließen ſich verleiten, ſeinen Neffen, Chriſtian von Oldenburg, der bereits den däniſchen Thron beſtiegen hatte, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen. Chriſtian der Erſte hatte bei ſeinem Regierungsantritte verſprochen, ſeinen Brüdern ſowohl wie den noch lebenden Schauenburger Fürſten Entſchädigungen zu zahlen, ſeinen Bruder „Junker Gerd" aber mit leeren Verſprechungen hingehalten. Hierüber ergrimmt, fiel Gerhard in Holſtein ein und vermochte die Frieſen, die ihm wegen ſeiner Leutſeligkeit gewogen waren, und die ſich vor der däniſchen Herrſchaft fürchteten, ihm zu huldigen und ihn als ihren Herzog anzuerkennen. Hierüber empört, zog Chriſtian der Erſte gegen die Frieſen zu Felde und ließ nach bekannter däniſcher Manier alle Ortſchaften niederbrennen, welche von ſeinen Truppen berührt wurden; die lieben Hamburger, die damals den Handel der Stadt Huſum fürchteten, vermochten den König ſogar zu dem Entſchluſſe, dieſen Hauptſitz der Frieſen in Aſche legen zu laſſen. Nur mit Mühe gelang es den erſchreckten Bürgern, das drohende Verhängniß von ſich abzuwenden; ſie gingen dem Könige mit dem Sakramente entgegen und erhielten endlich Verzeihung, nachdem ſie dreißigtauſend Mark bezahlt hatten. Statt aber mit dieſer ſchweren Strafe ſich zu begnügen, nahm Chriſtian ihnen ihre Privilegien, ließ ſämmtliche Häuſer plündern und legte ihnen endlich eine Schatzung auf, die noch bis heutigen Tages unter dem Namen „Erbhäuer" bezahlt wird.

Wer mit Graf Gerhard gehalten, mußte zu Huſum auf einem Hügel, der den Namen „Klingenberg" behalten hat, mit dem Leben büßen, und der erſte Beamte von Nordſtrand, Edlef Knutſen, „iſt in ſolche Ungnaden gekommen, daß ihm der Scharfrichter das Hertz aus dem Leibe hat müſſen ſchneiden, und damit auf den Mund ſchlagen, hernach aber gar viertheilen und die Stücke auf vier Räder legen".

Der Anfang der Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Dänemark war demnach ein recht erbaulicher, und wenn auch nach Chriſtian's des Erſten Thronbeſteigung die Raubzüge und Metzeleien ein Ende hatten, ſo blieben die Brandſchatzungen doch an der Tagesordnung, wie man aus folgenden Daten entnehmen wird, welche ich dem Chroniſten Heimreich entnommen habe.

Anno 1533 wurden von den Frieſen in Eiderſtedt zweitauſend fünfhundert Mark Schatzung erhoben; anno 1534 dreitauſend fünfhundert Mark; anno 1535 zehntauſend fünfhundert, anno 1537 vierzehntauſend, anno 1538 ſiebentauſend Mark. Deßgleichen haben die Lande Eiderſtedt, Everſchup und Utholm im Jahre 1540 den zwanzigſten Theil von allen Gütern gegeben, und 1542 abermals ſiebentauſend Mark. Im Jahre 1545 mußten dieſe Lande zehntauſend Mark, 1548 vierzehntauſend Mark, 1553 achtzehntauſend und 1556 zwölftauſend Mark erlegen. Im Jahre 1559 belief ſich die Schatzung nur auf dreitauſend fünfhundert Mark; dagegen hatten die Lande abermals das Vergnügen, den zwanzigſten Theil ihrer Güter abtreten zu dürfen, was ſich auf vierundachtzigtauſend Mark belief; 1564 wurden den Frieſen in Eiderſtedt zehntauſend Mark abgenommen, und weil Herr Adolph damals mit des Landgrafen von Heſſen Tochter „Fräuwlein Chriſtina" Beilager gehalten, durfte Jeder, der zwei Mark Schatzung bezahlt, auch noch ein Pfund Federn beiſteuern, und wir dürfen hoffen, daß das Fräuwlein ſich in Folge dieſer Spenden weich gebettet haben wird. Im Jahre 1566 belief ſich die Schatzung 'mal wieder auf ſechzigtauſend Mark. 1572 iſt das Eiderſtedter Land mit einem neuen Landrechte begnadigt worden, und haben die Frieſen für dieſe Gnade neuntauſend Mark und tauſend Mark „Hafergeld" bezahlen und verſprechen müſſen, alle Jahre auf Martini vierundzwanzigtauſend Mark zu erlegen.

Ich will die ſechs Seiten, welche in Heimreich's Chronik von Schatzungen handeln, nicht weiter ausbeuten, ſondern der Sache ein Ende machen und nur noch hinzufügen, daß bei dem Tode Herzog Johanns des Aelteren zu Hadersleben 1580 den Eiderſtedtern befohlen wurde, „ſchleunig viertauſend Tonnen Habern" zu liefern, alſo „daß dieſer ganzer Handel dem Lande achttauſend zweihundert und fünfzig Mark gekoſtet hat".

Die Frieſen konnten demnach, wie alle anderen Unterthanen der däniſchen Krone, ſagen: „Regnet es nicht, ſo tröpfelt es doch!" und es mag den armen Teufeln ſauer genug geworden ſein, den ewig leeren Beutel ihrer Herren und Gebieter zu füllen. Es war nur ein Glück für ſie, daß ihnen bei jeder neuen Schatzung und bei den verſchiedenen Hülfeleiſtungen, die ihnen bei Schloß- und Feſtungsbauten zugemuthet wurden, die alten Privilegien regelmäßig auf's Neue garantirt wurden! — Wie es den Eiderſtedtern und Feſtlandsfrieſen erging, genau ſo erging es auch den Syltern und allen übrigen Inſelbewohnern, und wir werden ſpäter ſehen, daß das ſegensreiche Syſtem, welches 1460 begann, im Jahre des Heils 1864 noch in vollſter Blüte beſtand, wenn wir „Ehren Hammers" gedenken. Vorläufig haben wir uns aber mit der „Geſchichte" der Frieſen lange genug beſchäftigt, und es dürfte an der Zeit ſein, einen Blick in ihren alten Götterkultus und den Modus ihrer allmäligen Bekehrung zum Chriſtenthum zu werfen.

Nach übereinſtimmenden Nachrichten und Sagen ſcheint

Sylterin zu Wagen. (S. 172.)

es, daß die Frieſen Helgoland (Hellig, Heilig Land) beſonders hoch in Ehren gehalten und dort ihrem vornehmſten Gotte Woda einen Tempel errichtet hatten; und es iſt unzweifelhaft, daß die Seefahrer von Helgoland aus ihre Reiſen antraten und bei ihrer Heimkehr wieder vorſprachen, um dem Woda ein Dankopfer zu geloben, das ſie dann auf der Heimatsinſel verbrannten. Dem Woda zu Ehren wurden auf allen frieſiſchen Inſeln, alſo wahrſcheinlich auch auf dem Feſtlande, in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar Feuer, „Beaken", angezündet, die weit über das Meer leuchteten. Jung und Alt verſammelte ſich auf einem, wie man annehmen muß, heiligen Hügel und ſang: «O wia wukket nei! O jowa tuta me!» weil man hoffte, dadurch Woda's Wohlgefallen zu erwerben, ohne welches eine Seefahrt nicht glücklich enden konnte.

Woher ſich dieſer Götzendienſt ſchreibt, iſt unbekannt; Woda iſt der Wuotan der Germanen, der oberſte Gott, der beſonders die Stürme regierte; ſonderbar und im höchſten Grade eigenthümlich iſt es aber, daß die Opferfeuer noch immer in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar abgebrannt werden. Die Inſel Sylt macht den Anfang, dann folgen Föhr, Amrum und Pelworm, und wenn die Flammen hoch gen Himmel ſchlagen und ihr grelles Licht auf die dunkle See werfen, dann drücken ſich Männer, die im Laufe des Jahres ſich überworfen hatten, zur Verſöhnung die Hand; die Mutter ſchlingt den Arm um den Hals ihres einzigen Sohnes; das Weib faltet die Hände und betet für ihren Gatten, die Braut ruht ſchluchzend an der Bruſt des Verlobten — denn dumpf rollt das Meer und morgen ſchlägt die Abſchiedsſtunde, morgen treten der blühende Jüngling, der zarte Knabe, der wettergebräunte Kapitän die weite Reiſe nach China und Oſtindien an, und erſt in drei, vier, fünf Jahren ſchlägt die ſelige Stunde des Wiederſehens, wenn ſie überhaupt wiederkehren; denn das tückiſche Meer verlangt alljährlich manch' theures Opfer, und gräßlich tobt die Brandung gegen die raſtlos wandernden Dünen! Morgen, ach morgen ſchon ſteigen Weiber und Kinder auf die kahlen Felſen des Morſumkliffs und winken den theuren Freunden noch den Abſchiedskuß, wenn längſt das weiße Segel am Horizonte verſchwunden iſt. Kein Klageruf, kein Jammergeſchrei erfüllt die Luft; aber heiße Thränen rollen über die Wangen der Alleingelaſſenen, deren ſich der liebe Gott in Gnaden erbarmen möge!

Drum brennt euer Beakenfeuer, ihr lieben Frieſen! Verſöhnt euch beim hellen Schimmer der lodernden Flammen, preßt das treue Weib und die blühende Braut an's Herz, und wenn ihr wieder kommt aus fremden Landen und die langen Winterabende mit Märchen und Erzählungen ausgefüllt habt, dann ruft nur: O wia wukket nei, o jowa tuta me! Gott der Herr wird euch den Götzendienſt verzeihen!

Neben Woda wurden noch Foſta, Freda und Meda verehrt. Heimreich erzählt: „unter denſelben hetten Meda und Foſta auff ihrer Bruſt ein Schild, auff dem Haupte einen Helm, an Armen und Beinen waren ſie nacket, und hätten Flügeln auff den Rücken; Freda und Woda hetten aber in der Rechten Hand einige Pfeil und in der Linken eine Korngarbe; daraus zu ſchlißen, daß jene in und bey den Krieges-Zügen, dieſe aber beim Feldbaw werden angebetet worden ſeyn. Und habe ich den 12. Juni 1650 zu Utrecht in S. Marien Kirchen der Woda und Foſta Bildniſſen neben einem großen Horn, dadurch man das Volk zum Götzendienſte zuſammen geblaſen, ſelber geſehen."

Intereſſanter als dieſe „zu Utrecht in der Marienkirchen" aufbewahrten Bilder iſt mir die Erzählung des Herrn Hanſen über „Hel" geweſen, eine böſe Göttin, die ſpäter der Hölle ihren Namen gab.

Hel ſcheint die Göttin des Todes geweſen zu ſein, die man nur in äußerſter Noth anrief, um ihr Mitleiden zu erflehen, reſpektive durch Menſchenopfer zu erkaufen. Ihr Opferhügel hat auf Sylt nicht weit von dem Dorfe Keitum geſtanden, und wenn die Stätte auch nicht mehr aufzufinden iſt, ſo lebt er doch in dem Munde des Volkes unter dem Namen „Hel-Hoog" fort; die Schlucht aber, durch welche die getödteten Opfer in das Meer gezogen und den Wellen preisgegeben wurden, iſt noch ſichtbar und heißt Hel-Hoogsgap, d. i. Schlucht des Helhügels. Hel wird noch angerufen, namentlich bei Ausbruch anſteckender Krankheiten, und eine Menge Pflanzen, die als Medikamente gebraucht werden, ſind nach ihr benannt, wie z. B. Helthee, Helbuſk, Helbein; die Krankheit heißt Heligbing. Sollte unſer Hollunder nicht auch von Hel abſtammen?

Einen böſen Namen hat Hel ſich durch folgenden Familienſkandal gemacht.

Gewar der Reiche, ein Frieſe von Geburt, erfreute ſich einer bildſchönen Tochter, die er Nanna genannt hatte; ſie war aber nicht allein ſchön und reich, ſondern auch in jeder anderen Beziehung eine ſo gute Partie, daß Baldur, der freundlichſte und liebenswürdigſte, leider aber nicht auch der mächtigſte aller Götter, um ihre Hand anhielt und ſie als ſein Ehegemahl heimführte. Das junge Paar wurde durch die Geburt eines blühenden Söhnleins erfreut, deſſelben, den wir ſchon als Foſta haben kennen lernen, und der auf Helgoland ſeine Reſidenz aufſchlug, woſelbſt er als Richter und Schlichter aller Streitigkeiten von den Frieſen hoch in Ehren gehalten wurde.

Trotzdem, daß Nanna ſchon über die erſte Jugend hinaus geweſen ſein muß, da ihr Sohn ſchon zu Amt und Würden gekommen war, hatte ſie ſich ſo konſervirt, daß Hother, ein ſchleswig'ſcher Rieſe, ſich ſterblich in ſie verliebte. Er klagte Hel den Alles verzehrenden Brand ſeines Herzens, opferte ihr vermuthlich einige Menſchen, und bekam von ihr ein ſtich- und hiebfeſtes Kleid zum Geſchenke, gegen welches alle Pfeile und Schwerthiebe des braven Baldur fruchtlos waren. So ausgerüſtet zog Hother gegen den glücklichen Ehemann zu Felde; er erſchlug ihn und heirathete Nanna, die ſich alſo in den Tauſch gefunden zu haben ſcheint. Als aber Bo, Baldurs Bruder, von dem Geſchehenen Kunde erhielt, eilte er racheglühend herbei, und da er ein Meerrieſe war, wartete er weder Ebbe noch Flut ab, ſondern hielt geraden Kurs bis nach Sylt; ſein ſtarkes Roß erlag der anſtrengenden Tour, und auch ſein Hund kam in den Wellen um; die Stellen, wo ſie ſtarben, ſind aber noch bekannt und heißen Hingſt und Hüntje. Als Bo ſich von ſeiner beſchwerlichen Reiſe erholt hatte, zog er gegen Hother und hieb ihm, wie recht war, das Haupt von den Schultern.

Seit dieſer That ſtand Bo hoch in Anſehen als Rächer

und Beſtrafer des Unrechts, und als er endlich ſtarb, wurde ihm auf der Inſel Sylt ein Grab errichtet, das noch der Boiken-Hügel heißt und bis zu dieſer Stunde Wunder wirkt. Vor kaum ſechzig Jahren hatten die Sylter einen Landvogt, über den nicht viel Gutes zu ſagen war; ſie beſchloſſen daher, über den böſen Mann Klage zu führen, verſprachen ſich aber von Bo beſſere Hülfe als von der königlich däniſchen Regierung, und trieben daher einen Pfahl in den Boiken-Hügel, an den ſie ihre Beſchwerdeſchrift hefteten. Ob dieſe Prozedur geholfen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls würde ich den Weg vorziehen, den die Pelwormer im Laufe dieſes Sommers einſchlugen, als ſie mit ihrem „in Kiel ſtudirten" Landvoigt unzufrieden waren. Sie kündigten ihm in gebührender Ehrfurcht an, daß er ſich auf das Feſtland begeben möge, weil ſie unter ſeinem Regimente nicht leben wollten, und als die Civilkommiſſäre Gensdarmen ſchickten, um ihn zu ſchützen, erklärten ſie: „Wir ſind friedliche Leute und haben nichts Arges vor; den Landvoigt können wir nicht gebrauchen; wir werden ihm kein Haar krümmen und den Gensdarmen nichts in den Weg legen. Ihr könnt uns aber nicht für alle Ewigkeit die Gensdarmen laſſen, und ſobald ihr ſie abberuft, geht der Landvoigt mit dem letzten Gensdarm nach dem Feſtlande." Es iſt freilich haarſträubend, wenn ſelbſt einem Pelwormer die Geduld reißen kann, aber intereſſant bleibt es doch, zu ſehen, wie die große Beamtenfabrik in Kiel, die nur „loyale" und eingeborene Beamte anſtellen will, bisweilen den Bock zum Gärtner macht. Wider Willen habe ich die ſchleswig-holſteiniſchen Bureaukraten unter die Halbgötter verſetzt! O jowa tuta me!

Da vom Lächerlichen zum Erhabenen nur ein Schritt iſt, will ich einen Seitenſprung machen, und der Einführung des Chriſtenthums mit einigen Worten gedenken und pflichtſchuldigſt bemerken, daß ich meinen lieben Heimreich neben mir liegen habe, in dem ich Folgendes finde.

„Es hat aber erſtlich S. Aegidus den freſiſchen Landen umb das Jahr 589 nach Chriſti Geburt das Evangelium geprediget. Dem iſt gefolget der Heil. Konochius; dem iſt gefolget der Heil. Willebrardus, der Freſen Ertz-Biſchoff, welcher von dem freſiſchen Fürſten Hengiſt iſt entſproſſen, und mit ſeinen Discipulen A. C. 692 auff Helligland gelehret, des Jovi und Foſtae Tempel niedergeriſſen, und drei Freſen getauft, weßhalber der König Radbodus I den Heil. Wigbertum laſſen ſäbelen.

„Anno 700 hat der Heil. Veneſridus Bonifacius in Fresland gelehret, welcher darumb, daß er das Brod, ſo ihm ein Bauer boshafftig verſaget, in einen Stein hat verwandelt, von den Freſen bei Dockum iſt erſchlagen. Und hat man mir den 2. May Anno 1650 den von ihm genannten Brunnen auff dem Kirchhoffe zu Dockum in Weſtfresland gezeiget.

„Anno 715 hat der Heil. Walframus fünff Jahre in Fresland geprediget, und den König Radbodum I ſo ferne gebracht, daß er geſinnet geweſen, die Tauffe anzunehmen. Wie er aber ſchon einen Fuß im Waſſer geſetzet, und auff ſeine Frage, wo ſeine Vorvätern, ſo alle heidniſch geſtorben, geblieben wären? zur Antwort erhalten, daß ſie ohne Zweifel alle zur Höllen wären gefahren, da hat er ſeinen Fuß wieder aus dem Waſſer gezogen, und fürgegeben, daß er es mit dem größten Hauffen wolte halten. Er iſt aber kurtz darauff aus gerechtem Gerichte Gottes in ein dreytägig Fieber gefallen, hat an Kräften abgenommen, iſt in großen Schrecken gerathen und endlich Anno 718 jämmerlich verſchieden.

„Anno 960 predigte viel bey Schleßwig und in den umbliegenden Ländern der Popo, welcher endlich Biſchoff zu Schleßwig wurde. Er hat ſich viel bei dem Holtze, ſo noch ſeinen Namen Poppholtz trägt (auf dem Idſtedter Schlachtfelde) aufgehalten, und daſelbſt die Leute, ſo er bekehret, aus dem Bache, ſo daher noch Helligbeck genannt wird, getauffet, und berichtet man von ſelbigem Bache, daß wenn die Fuhrleute ihre Pferde daraus tränken, dieſelben davon Ambrüſtig würden. Es hat noch derſelbe Popo viele Zeichen und Wunder gethan, iſt von Kayſer Ottone III in das gantze Königreich Dänemark geſendet, und hat mit ſeinen Predigten und Wunderwerken von der heidniſchen Abgötterei bekehret, wie denn auch von ihm geſchrieben wird, daß er Anno 974 auf dem Landtage zu Wiborg glühende eiſerne Handſchuhe zur Beſtätigung der chriſtlichen Religion getragen, ohne ſich die Finger zu verbrennen. So gedenket auch ferner M. Adam. Brem. von ihm, daß er auff eine Zeit am obbeſagten Helligenbecke bei Schleßwig einen gewächſeten Rock über den bloßen Leib angezogen, und denſelben vor allem Volke habe zu Aſche verbrennen laſſen, darüber viel tauſend Menſchen ſeien bekehret und getaufft worden."

Nach dieſen Proben kann es uns nicht Wunder nehmen, daß der heidniſche Kultus bald verſchwand, und daß die Verkünder des Evangeliums zu ſo hohem Anſehen kamen, daß Kirchen und Klöſter wie Pilze aus der Erde ſchoſſen, in denen ſich die frommen Diener des Herrn weidlich mäſten ließen. Ihr Reich dauerte aber nur bis zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, und Goßke von Ahlefeld war der letzte „Schleßwigſcher Biſchoff im Babſtthum". Dieſer Brave hatte die Nordſtrander wegen empfangener Verehrung von vierundachtzig rheiniſchen Gülden privilegiret, daß ſolches nicht ſol in Conſequentz gezogen werden!

Wir haben bisher geſehen, wie die Frieſen zu zwei allerdings ſich diametral gegenüberſtehenden Wohlthaten gekommen ſind, zu der chriſtlichen Religion — und zu der däniſchen Regierung, und können uns jetzt füglich einen Einblick in ihre alten Rechtsverhältniſſe erlauben, und zwar um ſo mehr, als manche ihrer alten Einrichtungen noch bis auf den heutigen Tag fortbeſtehen.

Die „Krone der Wahrheit" wurde das alte Geſetzbuch der Frieſen genannt, von dem ſie ſelbſt dann nicht abzubringen waren, als die in ihm vorgeſchriebenen Strafen unſern Anſichten von Recht und Billigkeit nicht mehr entſprachen.

Der erſte Paragraph in dieſem Heiligthume handelte von Vormündern, „und wer dazu am nächſten, daß nämlich der älteſte Bruder ſeine jüngeren Geſchwiſter neben der Mutter mit dem Schwerte des Vaters ſoll vertheidigen".

Der zweite von Erbfällen, und wie die Erbſchaften unter „Over und Unterbroder, und Süſterthom," das iſt Eltern und Kindern, Brüdern und Schweſtern und andern Verwandten zu theilen ſeien.

Der dritte von Ackerwehre, wie einer des andern Acker nicht ſolle engern und ſchmälern.

Der vierte von Hergewette, das ist von Wehr und Waffen der Hauptleute, Ritter und Rittergenossen, „so zu Schilde und Helme geboren, die in die Heerfahrt zu Pferde gezogen, und auch gemeiner Hausleute, so zu Fuß in die Heerfahrt geschickt worden". — Der fünfte von Gewalt und gewaltsamem Einbruch in fremde Häuser.

Geflügelte Strandbewohner von Sylt. (S. 175.)

Der sechste von Gewalt gegen Frauen.
Der siebente von Mordbrand.
Der achte von Kaufen und Tauschen.
Der neunte von Ländertausch.
Der zehnte von Diebstahl und
der elfte von Todtschlag.

Bis zum Jahre 1426 wurde ausschließlich nach diesem Gesetzbuche Recht gesprochen. Das Volk kam auf Thinghügeln, wahrscheinlich alten Hünengräbern, zusammen, und die erwählten Richter verhandelten unter freiem Himmel und stehenden Fußes die streitigen Punkte. Jedermann war ein Souverän für sich und konnte allen Uebrigen verbieten, sein

Sylter Mädchen winden Kränze zur Feier des Geburtsfestes des Kaisers von Oesterreich. (S. 178.)

Land zu betreten, an seinen Strand zu gehen oder ähnliche, ihn in seiner Unabhängigkeit störende Handlungen vorzunehmen. Es genügte, daß sein Verbot auf dem Thing verlesen und bekannt gemacht wurde, und wehe dem, der das Verbot nicht respektirte. Die Urtheile wurden bloß mündlich verlesen; mit Protokollen hielt man sich nicht auf. Die in

dem Gesetzbuche vorgeschriebenen Strafen waren eigenthümlich genug. Wer die geringste Kleinigkeit gestohlen hatte — zehn Schillinge und darunter — mußte sich ein Ohr abschneiden lassen; der Todtschlag ward Anfangs gar nicht bestraft, und es galt der abscheuliche Grundsatz: „De dar Füste hefft, mag schlan, un de dar Geld hefft, schal bethalen. (Wer Fäuste hat, mag schlagen, und wer Geld hat, mag bezahlen).“ Erst später galt es für ehrlos, einen Mann zu erschlagen, und wer einen Mord oder Todtschlag auf sein Gewissen lud, mußte vierundzwanzig Pfund Englisch erlegen, hatte aber „allhier nenen (keinen) Freden“. Heimreich sagt: „Ob nun wol auch vormals von den Cimbern insgemein der Todtschlag mit Geld ist gebüßet worden, damit durch einen unglücklichen Fall nicht ihrer zween möchten aus dem Mittel gethan werden, dennoch weil dabey gefährliche Rottirungen und Empörungen entstanden, wodurch die gantze Freundschaft des Thäters wollen gehasset, verfolget, und da man gekonnt, gar ausgerottet werden, als ist solche Weise und Gewohnheit billich unleidlich gewesen.“

Kannte man den Mörder oder Todtschläger nicht, so haben die, auf welche man Verdacht hatte, zum „Schein“ gehen, d. h. mit andern Worten ein Gottesgericht bestehen müssen, „welches denn bei den alten Fresen auf unterschiedliche Weise ist geschehen, als nemlich 1) durch das Loos, 2) durch siedendes Wasser, darin der Beschuldigte seine Hand hat strecken müssen, so die Fresen den Kerelfang hießen, und 3) durch den duel, oder Kampff, ist aber auch 4) durch Tragung eines glühenden Eisens, wie oben vom Popo ist erwehnet, daß er eine glühende eiserne Handschuh getragen, und auch von einem des Mordbrandes halben zu Wittenberg berüchtigten, item von Künegunda, des Kayfers Henrici II und Genilde, des Kayfers Henrici III Gemahl zu Errettung ihrer Unschuld geschehen, und 5) durch den Gang auff glühenden Kohlen mit bloßen Füßen, wie Anno 1047 von der Emma, des englischen Königs Edvardi Confessoris Mutter, da sie der Unzucht ist bezüchtiget worden, bei anderen Völkern verrichtet und Ordele geheißen worden.“

Da nun schwerlich anzunehmen ist, daß die Angeklagten, wie der heilige Popo, „zum Schein“ gehen konnten, ohne sich Hände und Füße zu verbrennen, und da auch das Loos nicht immer den rechten Mann getroffen haben mag, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß mancher ungerechte Spruch erfolgte; wir können uns daher nur gratuliren, daß wir Geschwornengerichte eingeführt haben, die sich in ihrem Urtheile „nie“ irren.

Im Jahre 1573 hat Herzog Adolph ein Gesetzbuch für die Friesen drucken lassen; da dieß aber theils „mißverständlich, tunkel und widerwärtig“ befunden wurde, mußte es abgeändert werden, aber so, daß die alten ländlichen Gebräuche beibehalten wurden.

Zu diesen ländlichen Gebräuchen gehört nun noch heutigen Tages, daß z. B. auf der Insel Sylt zwölf Rathmänner Richter sind. Der Landvoigt kann nur Strafen bis zu zehn Thalern verhängen; in allen wichtigeren Fällen sitzen zwölf, von den Eingebornen erwählte Rathmänner zu Gericht, die selbst Todesurtheile sprechen können; der Landvoigt hat bei solchen Sitzungen nur das Protokoll zu führen und auf die betreffenden Paragraphen im Gesetzbuch aufmerksam zu machen.

Diese Gerichtsverfassung und das Privilegium, auf eigene Kosten die Seedeiche bauen zu dürfen, wozu später die Befreiung vom dänischen Militärdienste hinzukam, sind die einzigen Privilegien, welche die Friesen gerettet haben; es erfüllt Einen aber mit Freude, wenn man die letzten Reste eines intelligenten, muthigen, biedern und einst mächtigen Volkes bis zum letzten Augenblicke in seinem Widerstande gegen den Unterdrücker ausharren sieht, und es wird den Leser dieser Blätter angenehm berühren, wenn ich ihm erzähle, daß Dänemark es bei aller Mühe und List nur während des Krieges mit England dahin hat bringen können, daß Friesen unter dem Danebrog kämpften, und daß selbst der berüchtigte, wegen seiner Brutalität und seiner Feigheit gleich verächtliche Kapitän Hammer es nicht gewagt hat, einen Friesen auf seine Flottille zu pressen.

Im Jahre 1675 wurden allerdings achtzig Sylter gewaltsam auf die dänische Marine geschleppt und zum Dienste gezwungen; als sich aber auf der Insel die Nachricht verbreitete, daß achtzehn an den erlittenen Mißhandlungen gestorben waren, ergrimmten die Friesen so sehr, daß sie schwuren, nie und nimmer für Dänemark Seedienste zu thun. Die dänische Regierung spottete des Schwures und schickte ganz unerwartet 1679 eine ziemlich bedeutende Landmacht nach Sylt, welche in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar landete, und die überraschten Seefahrer bei dem Beakenfeuer antraf. Hätte der kommandirende dänische Offizier gewußt, mit wem er es zu thun hatte, so würde er sich seine Leute gleich eingefangen haben; er begnügte sich aber damit, sämmtliche Fahrzeuge mit Beschlag zu legen und für den anderen Tag Session anzusetzen, um, wie er sich lächelnd ausdrückte, Sr. Majestät dem Könige einhundert und sechzig brave Matrosen auszusuchen.

Die Sylter hörten dem Dänen schweigend zu, und als das Beakenfeuer ausgebrannt und zu gleicher Zeit ein starker Ostwind die Ebbe begünstigte, drückten die Männer Weibern und Kindern die Hand und gingen mit Tagesanbruch zu Fuß über die Watten nach dem Festlande. Die ganze männliche Bevölkerung vom dreizehnten bis zum siebenzigsten Jahre trat den, mit tausend Gefahren umgebenen Weg an; die jüngeren und kräftigeren Männer schritten mit langen Bootsstangen voraus und wateten, ihre Kinder und jungen Brüder auf den Schultern, bis an den Gürtel durch das Wasser; waren diese gerettet, so kehrten sie zurück, um die Alten und Schwachen zu bergen, und als endlich der ganze Zug wohlbehalten das schleswig'sche Festland erreicht, gingen sie zu Fuß bis Amsterdam, wo sie auf der holländischen Flotte willige Aufnahme fanden! Drei Jahre lang war Sylt von männlichen Bewohnern entblößt, und die Weiber, welche indessen das Feld bestellen und die Brandung des Meeres abwehren mußten, wurden verurtheilt, der dänischen Regierung für jedes Jahr zwanzigtausend Thaler zu zahlen.

Noch einmal, im Jahre 1780, versuchten es die Dänen, den Widerstand der Friesen zu brechen; um es aber recht pfiffig zu machen, luden sie fünfhundert und achtundneunzig sylter Seefahrer nach Husum, unter dem Vorwande, sich von ihrer Seetüchtigkeit überzeugen zu wollen. Statt fünfhundert und achtundneunzig kamen aber nur sechsundsiebenzig, und von diesen waren fünfundsiebenzig Greise und einer ein

Schuster, bei dem es im Oberstübchen nicht ganz in Ordnung war. Die Greise wurden entlassen und der Schuster wurde als seetüchtiger friesischer Matrose nach Kopenhagen geschickt.

Nur als England seinen brutalen Krieg gegen Dänemark anfing und die schleswig-holstein'schen Kauffarteischiffe kaperte, traten die Friesen freiwillig unter die Waffen, und in allen Seetreffen, an denen sie Theil nahmen, legten sie so viel Muth und Ausdauer an den Tag, daß sie bei Freund und Feind gleich große Bewunderung erregten, und daß sie einstimmig als die zuverlässigsten, unerschrockensten und intelligentesten Seeleute Europas anerkannt werden.

Wir haben in Vorstehendem nur von der Vergangenheit sprechen können; einzelne Charakterbilder von Land und Leuten dürften den Beweis liefern, daß die Friesen auch heute unser ganzes Interesse und unsere besondere Vorliebe erregen, sobald wir in ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche und ihren steten Kampf mit den Elementen eingeweiht werden. Da dieß am besten und leichtesten durch eine Reihe von Anekdoten geschieht, so will ich das, was ich persönlich auf Sylt gesehen, erlebt und als wahre Anekdoten eingesammelt habe, in kurzen Worten schildern und zu dem Ende da anknüpfen, wo ich meine Reise von Hoyer nach Keitum abbrach.

Es war früh am Morgen, als der Kapitän in unsere Kajüte hinunter rief, daß wir an Ort und Stelle seien. Ich streckte den Kopf zur Kajüte hinaus, sah aber nichts, denn rings umher herrschte ägyptische Finsterniß. Das Schiff lag still, Wind und Regen hatten aufgehört, aber auch die Sonne schien ausruhen zu wollen; denn obgleich es vier Uhr Morgens sein mußte, war es noch absolut finster. „Wie können Sie wissen, wo wir sind?" fragte ich halb mürrisch, halb ironisch. „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie die Küste unterscheiden?"

„Da müßte ich Augen haben wie eine Eule," antwortete er lachend; „aber verlassen Sie sich darauf — ich kenne das Meer wie meine Westentasche — wir sind an Ort und Stelle; gleich werde ich an's Land fahren, einen Wagen besorgen, und binnen einer halben Stunde trinken Sie bei Madame Groth in Keitum Kaffee."

„Na, heren Se, das wäre scheen," sagte der Sachse; „es ist eenem doch so gewiß elend im Leibe; eene Tasse Kaffee wär' mer schon recht!"

Wir stimmten dem Sachsen Alle bei und schritten wie hungrige Menagerielöwen auf dem Decke unseres kleinen Kutters auf und ab, bis sich endlich im Osten die Sonne durch ein Meer von Wolken und Nebel den Weg bahnte, und uns für einen Augenblick Hunger und Durst vergessen ließ; die Freude dauerte aber nur kurz, denn bald hatten die Nebel wieder die Oberhand und zogen wie lange, graue Gespenster über das Wattenmeer hin. Der melancholische, ewig gleich bleibende heisere Lockton der Seevögel, die sich in dem kalten Morgennebel eben so unbehaglich fühlen mochten wie wir, drang in unser Ohr, und wir konnten uns leicht sagen, das rings um uns Hunderttausende von Austernfischern und Regenpfeifern dasselbe Wesen trieben, wie auf den Watten in der Nähe des Festlandes, und als es endlich heller Tag wurde, sahen wir, daß wir uns nicht getäuscht hatten. Unglaubliche Schaaren größerer und kleinerer Sumpfvögel liefen und flogen in rastloser Eile von einer Stelle zur anderen; langbeinige Fischreiher standen unbeweglich und glotzten dumm vor sich hin, während schneeweiße Möven und hübsch gefiederte Enten im Wasser plätscherten und in den heiseren Chor der Sumpfvögel mit einstimmten. Dazwischen dehnten sich die grauen Watten in's Unendliche; die Ebbe war wieder eingetreten, unser Fahrzeug stand auf trockenem Schlick, und das Stückchen Küste, das wir gerade vor uns hatten, konnte uns mit dem ernsten, düstern Bilde nicht aussöhnen. Endlich, nach langem vergeblichem Warten kam der Kapitän mit einem Wagen, der zum größten Erstaunen des Sachsen an unseren Kutter heranfuhr und dem Fuhrmann Gelegenheit gab, unsere Koffer und Reisesäcke einzunehmen, ohne daß ein Tropfen Wasser seine Fußsohlen genäßt hätte. Der Bauer hatte den Wagen so gestellt, daß er beim Wegfahren unter das Bugspriet lenken mußte, und da wir noch oben auf dem Decke waren, konnten wir nicht unterscheiden, daß dieser horizontal über den Schnabel des Schiffes hinausragende Mast uns in so große Lebensgefahr bringen würde. Wir nahmen im Gegentheil wohlgemuth von unserem Kapitän Abschied, setzten uns zu zweien auf die Wagenstühle und ermunterten den Fuhrmann, der auf einem Sitzkissen vor den Stühlen Platz genommen hatte, ventre à terre nach dem Gasthause der Frau Groth zu fahren. Der Maler Fikentscher und die Dame aus dem Schiffsraume saßen auf dem vordersten Stuhle; ich und der Sachse befanden uns auf dem zweiten. Ich wollte dem Kapitän noch einen freundlichen Dank für gute Beköstigung zurufen, als ich plötzlich den Kopf des Malers mit solcher Vehemenz gegen meine Brust gedrückt fühlte, daß mir der Athem versagte und daß ich unfähig war, auch nur einen Laut von mir zu geben. Statt meiner riefen der Kapitän, der Maler, der Sachse und die Dame aus dem Schiffsraume: „Halt! Halt! um Gottes Willen halt!" und als der Kutscher endlich die Pferde zum Stehen brachte, sah ich das Bugspriet unmittelbar vor mir; nur der Kopf des Malers trennte mich von ihm, und ich erkannte in meiner Todesangst, daß wir Beide verloren sein würden, wenn ich mich nicht mit aller Gewalt auf die Seite böge und meinen Kopf unter den vordersten Stuhl brächte. Die Angst gab mir Kraft, der Sachse half mit ziehen, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen war ich aus der Gefahr, gequetscht zu werden, errettet; nun bekam auch der Maler Luft, er konnte sich hintenüber lehnen, sich von dem Bugspriet, das ihm bisher gegen die Gurgel gedrückt hatte, frei machen und wie der beste Kautschukmann in ein Knäuel zusammensinken. Die Dame aus dem Schiffsraume, die eben so wie der Sachse an der Außenseite des Wagens gesessen und glücklich unter das Bugspriet weggekommen war, bewahrte bei dieser lebensgefährlichen Kollision einen beneidenswerthen Gleichmuth. Als sie uns nämlich Beide in kirschblauer Färbung und mit hervortretenden Augäpfeln wieder Platz nehmen sah, sagte sie: „So etwas kann recht fatal werden; meinem Vetter sind einmal die Pferde durchgegangen, und der Chausseeeinnehmer zog den Schlagbaum herunter, weil er glaubte, daß mein Vetter ihm mit dem Chausseegelde durchbrennen wollte. Na, natürlich, er duckte sich, so gut er konnte, aber das Ducken half ihm doch nichts, denn der Chausseebaum erwischte ihn gerade

unterm Kinn, daß der Kopf — wer weiß wie weit weg flog!"

Wir mußten über die gute Couſine lachen, die ihren Vetter auf ſo fatale Art verloren hatte, und vergaßen bald unſer Abenteuer, als wir nach einer kurzen Fahrt in dem Gaſthofe der berühmten, und ihrem Renommée alle Ehre machenden Madame Groth vor einem behaglichen Frühſtücke ſaßen.

Das Haus, das mit einer großen Zahl — ich meine fünf oder ſechs — bildhübſchen Mädchen angefüllt war, die als Köchinnen, Stubenmädchen und Kellnerinnen dienten, ſtand unter dem Kommando einer kleinen, einſt gewiß ſehr ſchön geweſenen, geſprächigen, außerordentlich determinirten, aber gutmüthigen und gefälligen Wittwe, die hochdeutſch, plattdeutſch und frieſiſch untereinander mengte, und nicht höher, als bei den öſterreichiſchen Jägern ſchwor, welche ſeit einiger Zeit die Inſel von den Dänen befreit hatten. Die kleine Frau ſchien unermüdlich; vom Morgen bis in die ſpäte Nacht war ſie auf den Beinen, überall hörte man ihr heiteres Lachen, ihr gutmüthiges Poltern und die ernſten Verweiſe, die ſie ihren Gäſten ſowohl wie den Dienſtboten ertheilte, wenn etwas nicht in gehöriger Ordnung war. Hatte man einen Wunſch, wollte man einen Wagen haben, einen Brief beſorgt wiſſen, über die Poſten auf dem Feſtlande Erkundigungen einziehen, ſo war Frau Groth bei der Hand; ja, als wir uns eines Tages darüber ſtritten, wann die Buchdruckerkunſt erfunden ſei, ſchlich ſich Frau Groth in das Zimmer ihres verſtorbenen Gatten und kehrte nach langem Umherſuchen und Kramen mit einem Almanach zurück, in welchem die Jahreszahl groß und breit daſtand. Sie kannte eine Menge vornehmer Herren und Damen, die auf Sylt gebadet hatten, ſprach von Fürſten und Miniſtern, als wenn ſie täglich mit ihnen verkehrt hätte, haßte die Dänen aus innerſter Seele, hatte immer einen Leckerbiſſen bei der Hand, und ſchrieb ſo beſcheidene Rechnungen, daß man in Verlegenheit gerieth, wenn man für all' die Liebe und Güte, die man in ihrem Hauſe genoſſen, nichts, für Wein, Eſſen, Trinken, Cigarren, Wäſche u. ſ. w. aber nur eine wahre Kleinigkeit bezahlen ſollte. Eleganter und bequemer kann man es leicht in einem anderen Wirthshaus finden; beſſer aufgehoben iſt man nirgends, als bei Madame Groth in Keitum.

„Wie heißen Sie?" fragte mich die Wirthin, als ich mich an ihrem Frühſtücke gelabt, und da ich meinen Namen nannte, faßte ſie mich bei der Hand, zog mich vor die Hausthür und ſagte: „Da drüben in dem kleinen Hauſe, dicht bei den Walnußbäumen, wohnt Herr Hanſen, der ſchon dreimal nach Ihnen gefragt hat. So, nu gaaen Se man los!" Ich ging alſo los und fand richtig das Haus des Schriftſtellers, Küſters, Organiſten, Antiquars und lebendigen Konverſationslexikons Chriſtian Peter Hanſen. Es war ein langes, niedriges, mit Stroh gedecktes, ächt frieſiſches Gebäude, hart an dem hohen Uferrande, den Stürmen des Meeres daher aus erſter Hand preisgegeben. Das Thor ſtand offen und ich erkannte zwei Kühe, die mich verwundert anglotzten und mich zu fragen ſchienen, ob es in dieſem irdiſchen Jammerthale keine Streu gäbe; um ſich beſſer verſtändlich zu machen, ſtießen ſie nach mir und ſtampften ungeduldig das harte Steinpflaſter mit den Füßen.

Da ich ſah, daß ich den rechten Eingang verfehlt, ſchüttelte ich den Kopf und ging „hinten herum" nach der Seitenthür, die mit einer Menge von Säcken verbarrikadirt war, deren Inhalt aus getrocknetem Schafsmiſt beſtand; neben ihnen lagen große Quantitäten Kuhdünger auf Leinen ausgebreitet, und da ein flüchtiger Blick über die Haide, die Keitum umgibt, mich überzeugt hatte, daß Sylt keine Wälder beſitze, kam ich zu dem Schluß, daß beſagter Dünger das Brennmaterial des Schriftſtellers Hanſen ſei. Da ich dieß ſpäter beſtätigt fand, konnte ich mich nur ſchwer dazu entſchließen, eine Taſſe Kaffee in ſeinem Hauſe zu trinken. Ich habe einmal Schnupftabakextrakt ſtatt Kaffee vorgeſetzt bekommen, und ſo gut die eine Verwechslung möglich iſt, ſo gut kann auch die andere unterlaufen!

Herr Hanſen war nicht zu Hauſe; ſeine Frau war draußen im Felde bei den Schafen, und vor Abends war nicht auf eine Wiederkehr des „Herrn" zu rechnen, weil er mit dem Landvoigt nach den Dünen gefahren war. Ich kehrte alſo um, klagte Frau Groth meine Noth, und fuhr auf ihren Rath nach dem Badeort Weſterland, einem niedlichen, reinlichen, mit Gärten gezierten Dorfe an der Weſtſeite der Inſel und in nächſter Nähe der Sandberge oder Dünen. Ein abſchreckend häßlicher, aber über die Maßen gutmüthiger Jütländer, der wie ſo viele andere ſeines Zeichens ſich auf Sylt niedergelaſſen, ein deutſches Weib genommen und von ihm Unterricht im Dänenhaß bekommen hatte, übernahm es, mich gegen eine mäßige Vergütung an Ort und Stelle zu bringen. Der Weg führte mich über eine weite, faſt ganz unangebaute, mit reichlichen Hünengräbern gezierte Haide; nur hin und wieder fand ich Ackerfelder und Viehwaiden; wo ich Beides antraf, ſah ich zierlich gekleidete Mädchen, die den Rock aufgeſchürzt und ein blendend weißes Tuch über den Kopf geſchlagen hatten, die Feldarbeiten verrichten. An einigen Stellen waren ſie mit der Heuernte beſchäftigt; die Mädchen beluden den Wagen, ſtampften das Heu zurecht, befeſtigten den Weberbaum, ſchirrten die Pferde vor, die ſich inzwiſchen ſatt gefreſſen hatten, und wenn dieß Alles geſchehen war, ſchwang ſich ein niedliches Kind oben auf den Wagen und fuhr mit beneidenswerther Seelenruhe zwiſchen den tiefen Gräben über die Wieſe, bis ſie endlich auf die Fahrſtraße einbog. An anderen Stellen fand ich ſie beim Mähen und Binden des Roggens beſchäftigt, und als ich Jens, ſo hieß mein Jütländer, fragte, warum die Männer nicht mithülfen? erhielt ich zur Antwort, daß die Männer zur See wären, in China, Japan, Oſtindien und Afrika. Der Grund genügte mir; als ich aber fragte, warum die Schafe und Kühe immer paarweiſe aneinander gebunden würden, und als Jens ſich hinter den Ohren kratzte und nach einigem Beſinnen ſagte: „Dat weet ik nich —, dat is nu ſo eenmal Gebruk" — konnte ich mich doch nicht recht zufrieden geben; ich habe aber den Grund nie erfahren können und weiß ihn bis zur heutigen Stunde nicht.

In der Nähe von Weſterland hatte ich die Ehre, — das Vergnügen will ich nicht ſagen — Badedamen ſpazieren gehen zu ſehen. In der Ferne lagen die ſtarren, todten Dünen vor mir; das dumpfe Getöſe der Nordſee ſchlug an mein Ohr, feiner weißer Sand wehte mir von den Bergen entgegen, ringsumher todte, ſchauerliche Einſamkeit, die nur

durch das Brauſen der nimmer raſtenden Wogen und das leiſe Kniſtern des Flugſandes unterbrochen wurde — und dazwiſchen Krinolinen, ſeidene Schleppkleider, Glacéhandſchuhe, en tout cas, goldene Lorgnetten und Teufelszeug ohne Ende! Vor wem macht ihr denn eigentlich Toilette, ihr badenden Damen? Vor den Regenpfeifern, die in der Luft umherfliegen und ‚pfüt, pfüt‘ rufen? Vor den Seehunden, die auf den Watten Mittagsſchlaf halten? Vor Jens? Oder gar vor mir? Ich bitte recht ſehr. An mir iſt Hopfen und Malz verloren, und ich würde es gerade ſo machen wie die Seehunde und ſchnell untertauchen, wenn ihr euch dem Strande nähert, um den blendend weißen Fuß von der Welle beſpülen zu laſſen! Ich bitte Sie um Gottes Willen, verehrte Damen, ſehen Sie doch einmal die Sylterinnen an, und ſagen Sie mir, ob Sie jemals ſchönere Weiber, ſchönere Taillen und kleidſamere Trachten geſehen haben! Verſuchen Sie es einmal, ſich in eine Syltertoilette zu werfen, und ich wette mit Ihnen, daß die lahmen, gichtiſchen, nervöſen und hypochondriſchen Herren, die Sie jetzt täglich langweilen, aus lauter Entzücken über ihre ſchöne Erſcheinung geſund und die amüſanteſten Geſellſchafter werden. Aus Aerger über ihre Schleppen habe ich Weſterland keinen Beſuch abgeſtattet, ſondern bin gleich nach dem Pavillon unter den Dünen gegangen, wo ich einen Affen vor der Thür ſitzen ſah, deſſen Zähnefletſchen mich ſo ergötzte, daß ich fünf Minuten ſpäter einen Herrn, der mir im Sandhafer begegnete, nicht gleich als den Landvoigt von Sylt erkannte. Ich war ſo in Träumereien verſunken, daß ich ihn und den

Chriſtian Peter Hanſen. (S. 179.)

Schriftſteller Hanſen für eine neue Spezies von Regenpfeifern hielt; als ich aber näher kam, ſah ich meinen Irrthum ein und zog vor den beiden Herren den Hut ab.

Ein Affe iſt immer ein poſſierliches Geſchöpf; wenn man aber an den Dünen der Nordſee einherwandelt, die Augen halb zugekniffen, um ſie gegen den Flugſand zu ſchützen, und den Hut feſt in die Stirn gedrückt, damit der Wind ihn nicht wie einen Luftballon davon trägt, und wenn Einem dann plötzlich ein Affe mit den poſſierlichſten Grimaſſen entgegenhüpft, bettelnd die Pfote ausſtreckt und winſelnd an Einem in die Höhe zu klettern verſucht, ſo wird man aus ſeinen Träumen herausgeriſſen und fühlt ſich für das Erſte außer Stande, ſich in Naturſchwärmereien zu ergehen. Es war mir daher lieb, in der Nähe des Affen einen kleinen runden, aus Brettern aufgeſchlagenen Pavillon zu finden, und da der Affe in luſtigen Sprüngen über den Sand ſetzte und zähnefletſchend auf die Thür zeigte, trat ich ein, und erkannte auf den erſten Blick, daß ich in einem Café naturel war, wo die Badegäſte vor oder nach dem Wellenbade ihren Mokka einzunehmen pflegten.

Ein eigenthümlicheres Café mag es kaum auf Erden geben. Ringsumher war keine Spur von Vegetation; ſelbſt der Sandhafer und der Sandroggen wollten hier nicht gedeihen; in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten lagen die blendend weißen Dünen, als ſchützende Vormauer gegen das Meer, nirgends war eine menſchliche Wohnung zu entdecken, und die Todtenſtille wurde nur durch das Kniſtern des Dünenſandes unterbrochen, der wie ein feiner Regen

gegen die Fensterscheiben anschlug und sie bereits ganz matt geschliffen hatte, so daß sie vollkommen undurchsichtig geworden waren. Es herrschte ein clair obscur, eine Ruhe und Stille in dem kleinen runden Häuschen, ein Friede, wie ich ihn nie vorher angetroffen hatte, und mit dem unbestimmten Gefühle, daß hier gut weilen sei, ließ ich mich nieder und bat die Wirthin, die mit ihrer schönen Tochter ganz allein der Wirthschaft vorstand, mich durch eine Tasse Kaffee zu erfrischen.

Die Konversation wollte erst nicht recht in Fluß gerathen; allmälig erfuhr ich aber, daß der Bruder der jungen Sylterin als Steuermann auf dem Schiffe eines Obermandarin fahre, und daß er monatlich sechzig Shanghai-Thaler habe; „ein Shanghai-Thaler ist aber anderthalb preußische Thaler", fügte die Mutter hinzu, worauf die Tochter lächelnd den Kopf schüttelte und sagte, daß ich das natürlich eben so gut und noch besser wisse als sie.

Ich dankte dem klugen Mädchen für seine gute Meinung und hütete mich wohl, meine geringe Bekanntschaft mit chinesischen Münzen zu verrathen. Nachdem mir eine genaue Personalbeschreibung des fernen Steuermannes gegeben worden war, erhielt ich Geographie-Unterricht; alle Seehäfen in Japan, China, Indien, auf der Insel Formosa u. s. w. waren den beiden Frauen so geläufig, wie mir die Namen der schleswig-holstein'schen Städte; und was für Namen hatten sie ihrem Gedächtnisse eingeprägt! «Fu-tschu-wang, — Wang-futsch-schu — Schu-wang-tutsch-fu» — hörte ich ohne Zögern aussprechen, und wenn die Tochter die Mutter tadelte, weil sie mir in's Gedächtniß rief, daß dieser Ort nördlich und jener südlich von einem anderen liege, wiegte ich den Kopf und lächelte wie ein Professor, dem noch ganz andere Dinge bekannt seien. Auf meine Frage, wo sie die Namen alle her hätten, erfuhr ich, daß sie häufig Briefe von ihrem lieben Steuermann bekämen, und daß sie „in der Schule doch auch Etwas gelernt hätten".

„Den Affen hat mein Sohn von der Insel Borneo mitgebracht," sagte die Wirthin, indem sie das frierende Thier auf den Schoß nahm. „Man hat doch gern ein Andenken an die fremden Länder, und kann sich leichter einen Begriff von ihnen machen, wenn man weiß, wie die Thiere aussehen, die dort umherlaufen."

Inzwischen war der Kaffee fertig geworden, und auf meine dringende Einladung setzten Mutter und Tochter sich zu mir und nahmen an meinem Frühstück Theil. „Sie sind ein Herr gerade wie der junge Herr von Stockhausen, der vorigen Sommer mit seiner Frau hier war," sagte die Alte, indem sie unter vielen Entschuldigungen, daß sie so frei sei, einen Zwieback nahm.

„Der Herr von Stockhausen ist meiner Schwester Sohn," antwortete ich; „kein Wunder, wenn wir Aehnlichkeit haben."

„Ja, wie heißen Sie denn?" fragte die Tochter, ungläubig den Kopf schüttelnd.

„Baudissin."

„Adelbert Baudissin?"

Die alte Frau lächelte, blickte bald mich, bald ihre Tochter an, erhob sich und holte von einem kleinen Brettchen unter dem Tragbalken ein Exemplar von Nieritz' Volkskalender herunter. „Haben Sie die Geschichte geschrieben?" fragte sie, indem sie auf meine Skizze: „Ein Kuß in Ehren" deutete, und als ich meine That eingestanden, und ehe ich Zeit gehabt, die Folgen abzuwehren, hatte ich von der guten alten Frau einen Kuß mitten auf den Lippen sitzen.

Ueber ihre „Unbescheidenheit" erstaunt und erschrocken, sagte sie mit einem Erröthen, das ihrem alten guten Gesichte einen jugendlichen Anstrich gab: „Den Kuß habe ich Ihnen lange zugedacht gehabt, nehmen Sie nichts für ungut! Aber einen Kuß in Ehren, kann Niemand wehren."

Das böse Beispiel der Frau Mama verdarb meine guten Sitten, und theils aus plötzlich entwickelter Schlechtigkeit, theils aus vielen anderen Gründen, die alle in der auffallenden Schönheit des jungen Mädchens ihren Vertheidiger fanden, erlaubte ich mir, den Kuß, den ich von der Mutter bekommen hatte, der Tochter zurückzugeben, was auch ohne Widerstreben geduldet wurde.

Das beigefügte Porträt der schönen Sylterin wird den Leser überzeugen, daß ich nicht anders handeln konnte.

Es wäre mir freilich lieber gewesen, wenn sie die Tracht ihrer Ahnfrau aus dem siebenzehnten Jahrhundert nicht gegen ein halbmodernes Gewand vertauscht hätte; aber auch in diesem war sie eine ungewöhnlich schöne Erscheinung. Daß aber die Sylterinnen ehemals ein fast griechisches Kostüm getragen, wird der Leser aus dem (Seite 145) beigefügten Porträt einer Braut aus dem Jahre 1650 ersehen.

Künftigen Touristen und Badegästen will ich aber doch den wohlmeinenden Rath geben, aus dieser Anekdote nicht den Schluß zu ziehen, daß man auf Sylt dem ersten besten Mädchen einen Kuß offeriren kann. Ich würde dieß bei dem sittsamen und tugendhaften Charakter der Sylterinnen für ein gewagtes Unternehmen halten; jedenfalls wäre es sehr zu empfehlen, die Frau Mama immer erst mit gutem Beispiele voran gehen zu lassen.

Ich empfahl mich meinen neuen Freunden unter tausend Segenswünschen ihrerseits und dem Versprechen, ihrer oft zu gedenken, und befand mich nach einigen Minuten auf der Spitze einer Düne, von welcher ich einen freien Blick auf das Meer hatte.

Wie soll ich den Eindruck beschreiben, den das Ganze auf mich machte! Eine todte, starre, öde und über alle Beschreibung trostlose Kette von schneeweißen Sandbergen, die in drei Reihen hintereinander liegen, Thäler und Schluchten haben, hin und wieder mit elendem Sandroggen bewachsen sind, und unausgesetzt von den Wellen und den Stürmen des Meeres weiter nach Osten gedrängt werden, liegt zu meinen Füßen; Tausende und abermals Tausende von Silbermöven fliegen krächzend und wehklagend über meinem Kopfe, schießen auf mich herab, drohen mir mit den Flügeln in's Gesicht zu schlagen, und heben sich wieder klagend und jammernd in die Höhe, — denn ich stehe mitten zwischen ihren Nestern, oder eigentlich zwischen den Eiern, die auf dem nackten Sande liegen, und wie es scheint, von der Sonne ausgebrütet werden.

Vor mir liegt die Nordsee, ein graues, finsteres, tückisches Meer; die Strahlen der Sonne brechen durch dicke Nebelwolken und geben den Wogen ein fahles Licht; nur hin und wieder erglänzt der schaumbedeckte Rücken einer Welle im Silberschein. Es ist ein unausgesetztes Jagen und

Drängen; eine Woge folgt der anderen auf dem Fuße nach; ſie heben und ſenken ſich im ewigen Wechſelſpiele, und doch hat jede eine andere Geſtalt, jede ſcheint uns die größte und furchtbarſte, und wohin auch das Auge ſchweift, überall daſſelbe düſtere, troſtloſe Bild! Die Wellen kommen näher und ſtürzen ſich mit donnerndem Getöſe gegen den Strand; Felſenſtücke von Schottlands Küſte hergerollt bieten den Wogen Trotz, aber wenn auch die erſte vor der Felſenmauer zurückprallt, — die zweite ſpült klatſchend über ſie weg und hüpft ſchäumend und brauſend auf den Strand, wo ſie in Millionen Perlen zerſtiebt, und im Zurückfließen tiefe Furchen in den Sandboden reißt. So geht es Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, Stunde um Stunde, ohne Unterlaß, ohne Riſt noch Raſt, fort und fort im ewigen Anprall gegen die Küſte und gegen die Dünen, die, des ungleichen Kampfes müde, unausgeſetzt gegen Oſten wandern und endlich die ganze Inſel dem Meere preisgeben werden.

Hat man ſich an dem Spiele der Wogen ſatt geſehen, ſo iſt Nichts lohnender als ein Gang durch die Dünen, die in ihren Formationen viel Aehnlichkeit mit den Alpen Steiermarks haben, obgleich ſie kaum zwei- bis dreihundert Fuß über das Meer emporragen; hier iſt eine ſteile, faſt ſenkrechte Wand, dort ein abgerundeter, mit ſpärlichem Sandroggen bewachſener Kegel, dort eine Schlucht, hier eine Spitze, die einzubrechen droht, und das Ganze iſt ein vier Meilen langes Gebirge, das aus dem feinſten weißen Sande beſteht, der durch nichts als ſeine eigene Schwere und die kümmerlichen Pflanzen zuſammengehalten wird, die wie ſpärliche Haare emporragen und ſich bei jedem Lüftchen träumeriſch hin- und herbewegen.

Wer thürmte dieſe Sandberge auf? Wo entſtanden ſie zuerſt und wo wird einſt das Ziel ihrer Wanderung ſein? Hat der Sturm ſie zuſammengefegt? Haben die Wellen ſie aufgeworfen? Gott im Himmel weiß es; des Menſchen Verſtand reicht nicht aus, um dieß Räthſel zu löſen. Nur eins vermögen wir vorauszuſagen, daß nämlich die Zeit kommen wird, wo die Dünen erſt die ganze Inſel Sylt, dann das Wattenmeer und endlich die Küſte des Feſtlandes bedecken werden, wenn zu ihrem Schutze nichts geſchieht. Sie wandern unausgeſetzt nach Oſten, und es ſind, wie man mit Beſtimmtheit weiß, bereits ganze Dörfer unter ihnen begraben. Das Dorf Rantum z. B., einſt ein großes volkreiches Dorf, iſt bis auf zwei Hütten verſchwunden und auch dieſe werden in kurzer Zeit von dem Dünenſande bedeckt ſein; man findet in der Nähe des Pavillons unter den Dünen Gräben und Wälle, welche von den fleißigen Syltерinnen aufgeworfen wurden, um den Flugſand aufzuhalten; — aber die Arbeit der prächtigen Weiber war vergeblich, und wenn nicht durch Anpflanzungen von Sandhafer und Sandroggen geholfen wird, ſo können wir noch in dieſem Jahrhunderte dem Durchbruch der Dünen — und ſomit unendlichem Unglück — entgegen ſehen. Die Pflanzen verhindern das Wegfegen des Sandes durch den Wind, und wenn zugleich Sorge getragen wird, daß die Küſte ſelbſt ſchräge gehalten wird, und nicht wie jetzt der Fall iſt, an vielen Punkten ſenkrecht abfällt, ſo iſt zu erwarten, daß das Vorwärtsſchreiten der Dünen wenigſtens ſehr zurückgehalten werden kann. Anpflanzungen von Nadelwäldern hinter den Dünen würden vielleicht auch eine Art von Schutz gewähren; man muß, mit einem Worte, keine Mühe ſparen, die Dünen zu erhalten, jede Nachläſſigkeit, die man ſich zu Schulden kommen läßt, iſt eine ſchwere Sünde gegen ganz Deutſchland.

So todt und öde die Dünen an und für ſich ſind, ſo reges Leben herrſcht doch auf ihnen zu der Zeit, wo die Seevögel ſich einfinden, um ihre Neſter zurecht zu machen, und ihre Brut zu beſtellen. Die Silbermöve, ein großer, ſchneeweißer Vogel mit ſilberblauen Flügeln, findet ſich ſo zahlreich ein, daß der Eierkönig, welcher die Aufſicht über die Brutplätze hat, jährlich ungefähr ſiebenzigtauſend Eier einſammeln kann; da aber ein Ei der Silbermöve in der Küche ſo viel werth iſt wie drei Hühnereier, ſo folgt hieraus, daß das „Eiergeſchäft“ auf Sylt ein recht einträgliches ſein muß.

Außer den Silbermöven niſten die Eidergans, der Kampfhahn, der Regenpfeifer, Auſternfiſcher, die kaſpiſche Meerſchwalbe und die Bergente in großen Schaaren auf den Dünen; ſeltener iſt der große Taucher, den die Sylter Jantje von Amſterdam nennen.

Die Bergente, ein ſchöner, weiß, ſchwarz und braun gefleckter Vogel mit rothem Schnabel und rothen Füßen, macht ſich Löcher in den Sand, kriecht alſo in den Berg hinein, um ihr Neſt ganz im Verborgenen anzulegen, und da die Federn dieſer Ente mit denen der Eidergans konkurriren können, haben die Sylter es unternommen, ihr das Graben zu erſparen, und ſtatt ihrer an paſſenden Stellen Löcher anzulegen. Die Ente hat ſich dieß gefallen und allmälig in die Nähe der Wohnungen locken laſſen, wo ſie nun ganz ungenirt umhergeht, den beſten Bau für ſich in Anſpruch nimmt und ruhig zuſieht, wie man ihr die erſten Eier wegnimmt. Sind ihr vierzehn oder fünfzehn Eier genommen, ſo läßt man ihr den Reſt, den ſie getreulich ausbrütet. Kaum ſind die Jungen ausgekrochen, ſo holt der Sylter die feinen Federn und Daunen, mit denen das Neſt ausgefüllt war, und die Frau Mama ſchwimmt mit ihren Jungen in das offene Meer hinaus. Hier findet aber etwas ſtatt, was mich in das höchſte Erſtaunen verſetzt hat. Sobald nämlich die Alten mit ihren Jungen auf dem Waſſer erſcheinen, entſteht zwiſchen ihnen ein furchtbarer, mit der äußerſten Erbitterung geführter Kampf um die Jungen. Jedes Paar beanſprucht die Kleinen des anderen; die Mütter locken und ſchmeicheln, die Väter ſchlagen drein, und das Ende vom Liede iſt, daß ein Paar einen ganzen Trupp junger Enten um ſich verſammelt, während vier, fünf und noch mehr weniger kräftige und muthige das leere Nachſehen haben und kinderlos in die Weite ziehen müſſen.

Das friedliche und geduldige Benehmen der Bergenten den Syltern gegenüber, und die geringe Scheu, welche ſie vor den Menſchen zu haben ſcheinen, iſt Veranlaſſung zu einem gegenſeitigen Vertrage geworden, deſſen erſter Paragraph lautet, daß Niemand eine Bergente ſchießen oder fangen darf. Da dieſes gegenſeitige Abkommen ſtreng beobachtet wird, ſieht man die Bergenten, — die anderswo ſehr ſcheu und wild ſind, — ungenirt bei den Häuſern der Seeleute umherwatſcheln, und wenn zufällig etwas vom Mit-

Sturmflut auf den Halligen. (S. 182.)

tagsessen übrig geblieben ist, so können sie sicher darauf rechnen, daß die Hausfrau ihnen einen guten Bissen vorsetzen wird.

Im Hochsommer, wenn die jungen Enteriche die Schwungfedern verlieren, daher nicht fliegen können, versammeln sie sich zu Tausenden auf der Nordsee und warten in Geduld

Lille Peter. (S. 167.)

das Nachwachsen ihrer Flügel ab. Diesen Umstand wissen die Dithmarser sehr gut zu benützen; sie setzen sich in ein Segelboot, fahren in das Meer hinaus und segeln die Entenschwärme über. Die von der langen Hetzjahrt ermüdeten Enten können nicht mehr lange untertauchen, und werden von den Jägern mit Kätschern und auch wohl mit

den bloßen Händen gefangen und in das Boot geworfen. Ich habe selbst einmal einer solchen Jagd beigewohnt und ein halbes Dutzend Enten gefangen. Jetzt, wo ich die guten Eigenschaften der Bergente habe kennen lernen, werde ich mich hüten, ihnen jemals wieder etwas zu leide zu thun.

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende, als ich mit Jens glücklich vor dem Hotel Groth ankam, und da ich nichts Besseres zu thun hatte, schlenderte ich durch das Dorf Keitum, um mir die Bauart der Häuser, die Gärten und was etwa sonst Bemerkenswerthes da sein mochte, anzusehen.

Der Bau der Wohnhäuser entsprach vollkommen dem, schon auf dem friesischen Festlande angetroffenen; überall waren Bogenfenster und gewölbte Portale; selbst die Erker, die aus den Strohdächern hervorguckten, konnten des Bogens nicht entbehren, mußten sich aber mit einem kleinen, zusammengekniffenen begnügen, der ihnen, meiner Meinung nach, viel hübscher stand, als der breitgezogene, mit seiner eigenen Wichtigkeit renommirende Schwiebbogen über dem Scheunenthore. Die Häuser waren alle reinlich und sauber, als wenn sie erst vor einer halben Stunde gewaschen worden wären; in den Fenstern blühten Pantoffelblumen in allen Farben, vor der ganzen Länge des Hauses standen blankgeputzte Eimer mit Messingreifen beschlagen, die im Abendsonnenschein wie eitel Gold funkelten; in den Gärten dufteten Rosen und Reseda, die sich die Nähe von Weißkohl und Kartoffeln stillschweigend gefallen ließen, und wo ein Plätzchen gegen den Wind geschützt war, erhob sich ein Birnbaum mit lächerlich kleinen Früchten, die aber nach dem einstimmigen Urtheile der Sylter „um Weihnachten süß und schmackhaft" sein sollen. Die Bäume boten bisweilen einen geradezu komischen Anblick. Wo die Aeste sich entwickeln konnten, ohne vom Sturm zerzaust zu werden, glichen sie ihren Brüdern auf dem Festlande; sobald sie aber aus dem Schutze herauswuchsen, den ihnen das Strohdach der Wohnhäuser bot, hingen sie laublos, wie dürre Besenreiser oder die Haare einer unfrisirten Perrücke nach Osten und starrten, hager und dürr zum Verzweifeln, auf die öden Watten hinaus. Ich mußte mir Gewalt anthun, um sie nicht abzuschneiden und sie aus ihrer trostlosen Lage zu befreien, ließ sie aber sitzen und ging in eine geräumige Scheune, in welcher ich eine Menge hübscher Frauen und Mädchen sah, die mit Kränzebinden beschäftigt waren.

Mein Eintreten schien wenig Eindruck zu machen. Anstatt zu kichern und sich gegenseitig in die Rippen zu stoßen, wie Bauernmädchen in ihrer Verlegenheit zu thun pflegen, sahen sie mir frei und offen in's Gesicht und beantworteten meine Fragen in so hübschem und wohlklingendem Hochdeutsch, wie ich es selten gehört habe. Keine einzige nahm Anstand, ungenirt mit mir zu sprechen; fragte ich ein hübsches Kind, ob es schon verlobt sei, so schlug es nicht den Blick zur Erde, sondern antwortete Ja oder Nein, indem es mich fest anblickte und weitere Fragen zu erwarten schien. Dabei fehlte es ihnen an jeder Spur von Frechheit oder unweiblicher Dreistigkeit; in ihren schönen Zügen, die mich lebhaft an holländische Physiognomieen erinnerten, sprachen sich Sittsamkeit, ächte deutsche Weiblichkeit und ein gläubiges Vertrauen aus, welches jedem Manne imponiren mußte. Sie duldeten es gelassen, daß ich ihr Kopftuch aufhob, um mich zu überzeugen, wie sie ihr Haar geflochten hatten, erzählten mir, daß sie den Stoff zu ihren Kleidern selbst webten und luden mich endlich ein, ihnen beim Kränzewinden zu helfen, damit sie noch vor Dunkelwerden den Saal der Frau Groth schmücken könnten.

„Morgen ist Kaisers Geburtstag," sagte eine niedliche kleine Blondine, „und da wäre es ja eine Schande, wenn wir nicht unserem Befreier zu Ehren Alles thäten, was in unserer Macht steht."

„Kaisers Geburtstag?" fragte ich, indem ich mich stellte, als wisse ich nicht, wovon die Rede sei, und welchen Kaiser sie meinten.

„Ja freilich! Franz Joseph's Geburtstag! Sie werden doch wissen, daß uns der Kaiser befreit hat?"

„Der Kaiser und der König von Preußen —"

„Ja, aber die Oesterreicher sind hier gelandet und haben uns von Hammer befreit, es sind liebe gute Leute, die ein Herz für unsere Sache haben, — den Kaiser mögen wir doch lieber als den König!"

„Vater hat aber gesagt, daß unsere Seefahrer auf der preußischen Flotte dienen sollen, wenn es erst so weit ist, und der Krieg mit England ausbricht," fiel ein kleines Ding von zwölf oder vierzehn Jahren ein. „Die Preußen haben uns auch befreit, und wenn Königs Geburtstag ist, wollen wir den auch feiern."

Ehe ich mich's versah, waren Frauen und Mädchen in einen lebhaften politischen Diskurs verwickelt, der aber leider auf friesisch geführt wurde, so daß ich nur einzelne Worte verstand; ich mußte mir daher von meiner Nachbarin erklären lassen, daß sie Alle darüber einig wären, daß ihre Seeleute auf der preußischen Flotte dienen sollten, und daß, wenn einmal die Oesterreicher in Italien angegriffen würden, alle Friesen dem guten Kaiser beistehen wollten. Mancher engherzige Partikularist würde aus dem unschuldigen Geplauder haben lernen können, daß es in dieser Welt etwas Höheres gibt, als einen Kleinstaat Schleswig-Holstein mit exklusiver Tendenz und feindseliger Färbung gegen unsere Erlöser aus babylonischer Gefangenschaft, und mancher Schulmann würde über das reine, fehlerfreie Deutsch und die allgemeinen Kenntnisse der in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt lebenden Weiber in das gerechteste Erstaunen gerathen sein.

„Wie heißt Du denn, mein braves Mädchen?" fragte ich die Blondine, die meine Ungeschicklichkeit im Kränzewinden belächelte.

„Inge," antwortete sie, und als ich fragte: „Wie? Inge?" lachten sie Alle laut auf und verriethen mir, daß sie Inge, Erkel, Gondel, Moje, Moiken, Tet, Sei, Tei, Ose, Ellen, Raiken, Andine, Venina, Jungkrassen und Lewina hießen.

„Und Eure Männer und Brüder?" fragte ich; — „wie heißen die?"

„Manne, Teide, Jap, Bleik, Ubo, Boh, Pua, Heik, Heio, Okke, Racknet, Fröd, Argast und Bunde!"

So war eine Stunde unter Kränzewinden und Geplauder hingegangen, als österreichische Jäger in die Scheune traten, um die letzte Hand anzulegen und die Kränze nach Frau Groth's Gasthof zu bringen. Es waren nette flinke

Burſche, faſt lauter Söhne Steiermarks, die mit ihren bunten Federn auf der kecken Mütze und der Tapferkeitsmedaille auf der Bruſt wohl einem Mädchen gefallen konnten. Aber ſie waren ſchon länger auf Sylt geweſen als ich, und hatten den tugendhaften Charakter ihrer nordiſchen Schweſtern längſt kennen und achten gelernt. Sie ſalutirten lächelnd, als ſie ihre Dienſte anboten, und begegneten den Weibern und Mädchen mit einem Anſtande, der mich frappirt haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ein wahrhaft ſittſames Mädchen ſelbſt dem ungebildetſten Manne, geſchweige denn wohldisziplinirten öſterreichiſchen Jägern imponirt. Die Mädchen ſchienen es als eine Selbſtfolge anzuſehen, daß die Soldaten ihnen halfen, und da ſie ſchon ſeit Wochen im täglichen Verkehr mit ihnen ſtanden, reichten ſie ihnen die Hand zum Willkommen wie einem Bruder oder nahen Verwandten, über deſſen Erſcheinen man ſich freut, und dem man ungenirt ſeine Freude zu erkennen geben darf. Kein Einziger erlaubte ſich auch nur die geringſte Vertraulichkeit, und als wir endlich ſämmtlich mit Blumenguirlanden beladen durch das Dorf wanderten, flüſterte mir ein Jäger, dem ich eine Cigarre gegeben hatte, heimlich in's Ohr: „Das ſind Weibsbilder, vor dene man Reſpekt haben muß! Wann ſe all' ſo wäre, dann ſo wär' es ſchon recht!“

Ich würde ganz unerwartet zu der Ehre gekommen ſein, den Saal der Frau Groth dekoriren zu helfen, wenn mich Herr Hanſen nicht aufgeſucht und in ſeine Wohnung geführt hätte, um mir ſeine Sammlungen zu zeigen, und da ich ſeiner ſchon mehrfach erwähnt habe und noch häufig erwähnen werde, will ich dem Leſer erzählen, wer dieſer Herr Hanſen iſt.

Chriſtian Peter Hanſen, geboren 1803 auf Sylt, iſt Schullehrer, Küſter und Organiſt in Keitum geweſen, und hat ſich nach ſeiner Penſionirung faſt ausſchließlich damit beſchäftigt, alte Sagen ſeines Volksſtammes zu ſammeln und den Meeresſtrand zu unterſuchen, um Reſte vorweltlicher Thiere, namentlich Muſcheln, nach Hauſe zu tragen und zu klaſſifiziren. Hanſen ſtammt aus einer ächten Schullehrerfamilie, denn ſein Vater, Großvater und Urgroßvater haben, nachdem ſie die halbe Welt als Seefahrer kennen gelernt, als Navigations- und A-B-C-Lehrer fungirt, und durch ihre Tüchtigkeit weſentlich dazu beigetragen, die Sylter auf die hohe Bildungsſtufe zu heben, die ſie vor den übrigen Frieſen auszeichnet. Ihnen iſt es zu verdanken, daß der Vater ſich dazu bequemte, neben ſeinem Sohne auf der Schulbank zu ſitzen und Trigonometrie und Navigationslehre zu ſtudiren, während der Sohn ſich mit den Anfangsgründen des Buchſtabirens abquälte; ihnen iſt es zu verdanken, daß die Sylter Seefahrer auf allen Kauffarteiſchiffen vorzugsweiſe geſucht werden, und daß ſie ſchneller, als alle Anderen, das Steuermannsexamen machen. Wie die Väter gelehrt haben, ſo hat Herr Hanſen gelehrt; durch vier Generationen iſt die Jugend angehalten worden, ehrlich und brav zu ſein, deutſch zu denken und deutſch zu fühlen, die Freiheit als höchſtes Gut zu betrachten und den Tod nicht zu ſcheuen, und wo Einem ein Sylter Frieſe entgegentritt, betrachtet man mit Wohlgefallen das ehrliche offene Geſicht, die intelligenten Züge, das kecke friſche Weſen des unverzagten Seemannes, des biedern Hausvaters und des glühenden Patrioten.

Herr Hanſen iſt der letzte ſeines Stammes; ein Stiefſohn, den er trotz ſeiner geringen Mittel in Heidelberg ſtudiren ließ, und der tapfer in der ſchleswig-holſtein'ſchen Armee mitkämpfte, hat ſein Vaterland verlaſſen müſſen und lebt im fernen Weſten Amerikas; da der alte Herr aber die halbe Jugend auf Sylt unterrichtet und liebgewonnen hat, ſo fehlt es ihm nicht an „Stiefkindern“, und da das Meer ihm täglich neue Bruchſtücke längſt untergegangener Thiere auswirft, ſo iſt ſeine Zeit viel zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß er ſich hypochondriſchen Gedanken hingeben könnte. Im Sommer namentlich, wo faſt kein Reiſender es unterläßt, den berühmten Chroniſten von Sylt zu beſuchen, iſt das kleine, mit bunten Porzellantäfelchen ſtatt mit Tapeten gezierte Zimmer, in welchem ſich die Schätze des Meeres und alter Hünengräber ſyſtematiſch geordnet befinden, faſt keinen Augenblick leer, und ich habe oft die Geduld des alten Herrn bewundert, wenn elegante Damen in Reifröcken ſich zwiſchen ſeinen Schachteln und Kaſten bewegten und die Hälfte ſeiner Schätze auf die Erde warfen. Als er mich zum erſten Male umherführte, ſtand ich in Gefahr, ſeine ganze Gunſt zu verlieren, weil ich mich weit mehr für Sagen und Geſchichten intereſſirte, als für Geweihe vorweltlicher Hirſche, Zähne vorweltlicher Haifiſche und tauſend ähnliche Dinge, die er heimlich verſteckt hatte und mir aus beſonderer Rückſicht und Zuvorkommenheit zeigen wollte. Er ſchob die Brille auf die Stirn, ſah mich einen Augenblick forſchend an und ſagte ärgerlich: „Im Nebenzimmer habe ich aber etwas, das Ihnen gefallen wird —“, und ſiehe da, Herr Hanſen hatte ſich in mir nicht geirrt. Da lagen Steinwaffen, die in Rieſenbetten und Hünengräbern gefunden worden waren; ein Bronzeſchwert aus dem berühmten Grabe des großen Seeräubers bei Kampen, Urnen verſchiedener Größe, die mit Menſchenknochen angefüllt waren, eine phöniziſche Glasurne, die man in einem alten Seebeiche gefunden, ein Henkeltopf aus uralten Zeiten, Geldmünzen mit gothiſcher Inſchrift, die Niemand leſen kann, und endlich zwei Streitäxte, die der Beſitzer ſelbſt nebeneinander in einer Felſenſpalte gefunden hatte, und die wahrſcheinlich von zwei kämpfenden Hünen zum Wahrzeichen künftigen guten Einvernehmens „begraben“ worden waren, wie heutigen Tages noch die Indianer den Tomahawk begraben, wenn ſie Frieden geſchloſſen haben, — dieſe und tauſend andere Raritäten lagen überall in Schachteln und Fächern umher und erregten um ſo mehr meine Neugierde, als ich wußte, daß ihr Beſitzer mit den Sagen vertraut war, welche ihnen gleichſam als Folie dienten und ſie in das rechte Licht ſtellten.

„Morgen,“ ſagte der Sammler, als ich ihn bat, mir einige intereſſante Sagen mitzutheilen; „morgen will ich Ihren Wunſch erfüllen. Die Geheimniſſe der Dünen laſſen ſich am Beſten erzählen, wenn man ſich auf den Kamm eines ewig wandernden Sandberges niederläßt und dem Toben der Brandung zuſieht; die Natur erſetzt dann, was die einfache Erzählung eines ſchlichten Mannes zu wünſchen übrig läßt. Wenn es Ihnen aber Freude macht, will ich Ihnen die Geſchichte von der treuen Schweſter erzählen, wie ſie ſich im Munde des Volkes erhalten hat.“

Ich willigte mit Freuden ein, lehnte mich in den Lehnstuhl zurück, den einst Königin Karoline Mathilde in Celle besessen und der durch eine Reihe von Zufällen in den Besitz Herrn Hansen's gekommen ist, und hörte mit halbgeschlossenen Augen meinem würdigen Freunde zu, der also anhob.

„Die ‚Halligen' sind, wie Ihnen bekannt sein wird, Reste des einst großen und mächtigen Friesenreiches Rudera, eines Landes, dessen größter Theil von den Wogen des Meeres verschlungen wurde, mit einem Worte, kleine Inseln, die jeder Flut preisgegeben sind und dem unerbittlichen Schicksale anheim fallen werden, wenn sich die Schrecken des 3. Januar 1825 wiederholen.

„Wir wissen aus der Geschichte und aus alten Chroniken, daß unzählige Sturmfluten das Friesengebiet heimgesucht haben, daß viel hunderttausend Menschen und eine große Zahl von blühenden Dörfern in wenigen Stunden untergegangen sind; ich habe aber nur eine schwere Sturmflut, — die des 3. Januar 1825 erlebt, und da Sie meine Geschichte von der treuen Schwester nicht ihrem ganzen Werthe nach würdigen können, ohne einen Begriff von den Schrecken jener Nacht zu haben, will ich versuchen, sie in wenig Worten zu schildern.

„Mehrere Tage nach einander hatten wir heftigen Nordweststurm gehabt; die See ging bei jeder Flut über die uneingedeichten Halligen und stand bereits bis an die Wurte oder Erdhügel, auf denen die Gebäude der Insulaner ruhen, und es war schon mit Lebensgefahr verbunden, von einem Hause zum anderen zu segeln, als der Sturm plötzlich nach Südwesten umging und die Wassermassen des englischen Kanals in rasendem Anprall gegen unsere Inseln trieb. Es war eine gräuliche Nacht! Der Himmel war stockfinster und wurde nur durch einzelne zuckende Blitze erleuchtet, die krachend in das empörte Meer fuhren, als wollten sie es zu vermehrter Thätigkeit anspornen, der Donner mischte sich mit dem Heulen des Sturmes, die Brandung tobte und schob ganze Berge von Eis vor sich her, — es war, als wenn das Strafgericht Gottes über die armen Friesen gekommen wäre, die zitternd und zagend die Gefahr herankommen sahen und sich mit den Ihrigen auf den Tod vorbereiteten. Bereits um zehn Uhr Abends hatten die Wellen sämmtliche Halligen und die zwanzig Fuß Wurfe überspült, so daß die Bewohner mit ihrem Vieh auf das Wohnzimmer und den Stall beschränkt waren; die schweren Eisblöcke donnerten gegen manches Haus an und rissen im ersten Anlaufe seine Bewohner in den Abgrund; da mag es ein kurzes, herzzerreißendes Angstgeschrei gegeben haben, der Vater mag versucht haben, einen Pfosten seines Hauses zu umklammern und den Seinigen einen Stützpunkt zu geben — die nächste Sturzwelle muß aber dem Todeskampfe ein Ende gemacht haben. Wohl Denen, welche so bald erlöst wurden! Viele haben das Wasser von Minute zu Minute steigen sehen, haben sich auf den Boden, auf das Dach ihres Hauses geflüchtet, und sind endlich Arm in Arm, im Tode wie im Leben treuverbunden in das nasse Grab gesunken.

„Eine mir wohlbekannte Familie, die aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand, hat mir ihre Schreckensnacht zu oft erzählt, als daß ich befürchten müßte, Ihnen falsche Mittheilungen zu machen. Sie lebte auf der Hallige Hoge, unweit der Insel Föhr, und ihr Haus, das als besonders fest und sicher galt, war von dem ihrer Nachbarn, zweier alten Leute, nur einige zwanzig Schritte entfernt. Schon bei dem ersten Steigen der Sturmflut waren die Nachbarn zu meinem Freunde geflüchtet, und während der Sturm von Minute zu Minute zunahm, hatten sie gemeinschaftlich gebetet und abwechselnd aus der Bibel vorgelesen. Sie müssen nämlich wissen, daß der Friese es selbst in der höchsten Noth verschmäht, zu jammern und verzweiflungsvoll um Hülfe zu rufen. Von Jugend auf an den Gedanken gewöhnt, daß das Meer sein Grab sein wird, ist er auf den Augenblick vorbereitet, wo sein Schicksal ihn erreicht. Auch meine Freunde auf Hoge bewahrten ihre Standhaftigkeit; der Vater hatte das älteste Kind auf den Armen, die Mutter drückte die beiden Jüngsten an die Brust, und der ältere Nachbar übernahm es, das Steigen der Flut zu messen. Um drei Uhr Morgens mußte die Flut ihre höchste Höhe erreichen; sie stieg bei gewöhnlichen Verhältnissen neun Fuß, konnte aber heute leicht achtzehn Fuß erreichen. Blieb sie hierbei stehen, so war Rettung möglich, denn das Haus war mit dem Dache zwanzig Fuß hoch, ließ also im günstigsten Falle zwei Fuß Raum; Rettung war also möglich, vorausgesetzt, daß keine Eisblöcke gegen das Haus geschleudert, und daß die Eckpfosten, die allerdings tief eingegraben waren, nicht von den Wellen emporgehoben würden. Dieß Alles hatten die wackeren Menschen berechnet, und um den Muth nicht zu verlieren, sich aber auch keinen unbegründeten Hoffnungen hinzugeben, maßen sie von Viertelstunde zu Viertelstunde das Steigen der Wassermassen. Die ersten Messungen ließen sie hoffen, daß die Gefahr an ihnen vorübergehen würde, denn trotz des orkanartigen Sturmes stieg das Meer nur langsam; eine Freudenthräne stahl sich aus den Augen der Mutter, sie legte den lächelnden Säugling an die Brust und betete mit zuckender Lippe zu Gott, er möge ihr und den Kindern das Leben erhalten.

„Aber die selige Wonne der treuen Mutter dauerte nur kurz. Ein Gewitter, wie sich die kühnste Phantasie kein zweites auszumalen vermag, flog mit dem Sturmwind über das Meer und erleuchtete durch tausend zuckende Blitze die Schreckensszenen auf den empörten Wogen. Da sah man entmastete Schiffe gegen thurmhohe Eismassen geschleudert; halbe und ganze Häuser, Menschen und Vieh wurden zwischen und unter einander geworfen und trieben in rasendem Chaos an dem Hause der Unglücklichen vorbei. Mit dem Gewitter stieg die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit. Vor wenig Augenblicken hatte das Wasser noch nicht die Schwelle des Hauses erreicht; jetzt stand es schon Fuß hoch im Zimmer, die Möbeln fingen an zu schwimmen, die Bewohner mußten sich auf Tische und Bänke flüchten, der Sturm zerschmetterte das Fenster und peitschte den Regen herein, der sündflutartig vom Himmel strömte. Fast noch schrecklicher als die eigene Angst war das Jammern und Brüllen des an Ketten festgelegten Viehes. Man konnte durch die dünne Scheidewand, welche die Wohnstube vom Stallraum trennte, das Stöhnen der Kühe deutlich unterscheiden, und als eine Sturzwelle die Fachwand wegriß und ein blendender Blitz die Szene beleuchtete, sah man den Schnabel eines Kutters in der Stallmauer festsitzen!

„Es war unmöglich zu ſagen, welchen Schaden das Schiff gemacht, ob es nur gegen die Seitenwand angeprallt war, ob es den Eckpfoſten weggeriſſen hatte, oder ob es in der nächſten Minute gegen die innere Wand des Hauſes geſchleudert werden würde. Aus Furcht, daß Letzteres geſchehen möchte, und auch weil das Waſſer bereits ſo hoch geſtiegen war, daß die Unglücklichen Gefahr liefen, gegen die Decke des Zimmers gedrückt zu werden, verließen ſie die Tiſche und Bänke, auf denen ſie bisher umhergeſchwommen waren, und flüchteten über die Bodenleiter auf den Heuboden. Eine Bootsſtange in der Hand ſtand der Vater neben der Lucke und maß in immer kürzeren Zwiſchenräumen das Steigen des Waſſers in ſeiner Wohnſtube.

„‚Verheimliche mir nichts,‘ ſagte ſeine Gattin, ‚laß mich wiſſen, wie die Flut ſteigt. Ich will mit Dir ſterben, wie ich mit Dir gelebt habe. Verſprich mir, daß Dein Arm mich und die Kinder umſchlingen ſoll, wenn unſer Stündlein geſchlagen hat.‘

Die treue Oſe. (S. 192.)

„‚Ich verſpreche es,‘ ſagte ihr Gatte; die Flut ſteigt furchtbar; wir ſind verloren.‘

„In dieſem Augenblick fuhr ein Blitzſtrahl in den Giebel des Hauſes, der von einem ſo klirrenden Donner begleitet war, daß die Kinder vor Entſetzen laut aufſchrieen. Schnell bedacht eilte der Vater an die Stelle, wo der Blitz das Strohdach gezündet; aber ſeine Vorſicht war nicht nöthig geweſen, der Regen und der Giſcht der ſchäumenden Wellen hatte in einem Augenblicke den Brand gelöſcht.

„‚Wir ſind verloren,‘ wiederholte der Nachbar mit klangloſer Stimme, ‚aber ich will in meinem Hauſe ſterben. Wo ich als Kind und als Mann gelebt, wo Vater und Urgroßvater das Licht der Welt erblickt und ihre Seele dem Herrn befohlen haben, da will Bo auch ſterben.‘

„So unglaublich es erſcheinen mag, ſo buchſtäblich wahr iſt es dennoch, daß Bo bei ſeinem Vorſatze beharrte, in ſein Haus zurückzukehren. Er band das Ende eines langen Schiffsſeils um ſeinen Leib, befeſtigte das andere an einen Sparren des Daches, ſchlang den linken Arm um den Leib ſeiner treuen Lebensgefährtin und ſprang mit ihr durch das Erkerfenſter des Daches in die tobende Brandung.

„‚Er iſt uns vorausgegangen,‘ ſagte die Mutter, die ihm

ſprachlos vor Bewunderung zugeſehen hatte; ‚laß uns ſein Beiſpiel befolgen — der Jammer der Kinder bricht mir das Herz.‘

„‚Und mir!‘ entgegnete ihr Gatte. ‚Aber Muth, Muth! Ein Frieſe vertraut auf Gott und ſich ſelbſt. Das Waſſer ſteigt; wie ſpät es iſt, ich weiß es nicht; es kommt mir vor, als wenn wir eine Ewigkeit in der ſchrecklichen Todesangſt geſchwebt hätten. Muth, mein Weib! Muth, Kinder! Der Tod kann uns jeden Augenblick aus dieſem Leben abrufen; meinen Armen entreißt er euch nicht!‘

„Der Sturm tobte mit gräßlichem Heulen, die Wogen des ſchäumenden und brauſenden Meeres ſpritzten ihren Giſcht weit über die Firſte des einſamen, in ſeinen Grundfeſten erſchütterten und, wie es ſeinen Bewohnern ſchien, hin und her ſchwankenden Hauſes; die Flut war wie ein gefräßiges Ungeheuer von Minute zu Minute geſtiegen und den Geflüchteten längſt bis unter das Dach gefolgt; noch eine halbe Stunde, und ſie mußten ein Loch in das Strohdach ſtoßen und Einer nach dem Andern in ſtockfinſterer, entſetzlicher Nacht hinauskriechen und Sturm und Wellen preisgegeben dem Tode entgegenſehen. Wohl Manchem wäre das Herz gebrochen, wohl Mancher würde ſich mit Weib und Kind in die ſchäumenden Fluten geſtürzt haben, aber der wackere Mann verlor den Muth nicht.

„Als das Waſſer ſo hoch geſtiegen, daß nirgends ein ſicheres Plätzchen für ihn und die Seinen mehr geblieben, hieb er mit ſeiner Bootsſtange ein Loch in die Firſte und ſchwang ſich ſelbſt zuerſt auf das Dach, wo er, die eine Hand um die Wetterfahne geſchlungen, rittlings ſeinen ſchrecklichen Sitz einnahm. „Jetzt die Kinder!“ rief er ſo laut er konnte, und wenn auch der Sturm ſeine Stimme übertönte, das Mutterherz verſtand ſeine Worte, und in zitternder Haſt reichte ſie ihm die beiden älteſten Kinder hinaus; mit dem Säugling auf dem Arme folgte ſie ihren Lieben, und bald ſaß die Familie, zitternd vor Näſſe, Kälte und Todesangſt, feſt aneinander geſchmiegt, der Vater mit dem Rücken gegen den Sturm, und mit dem einen Arm ſein Weib, mit dem anderen die Wetterſtange umklammernd. Zwiſchen ſich hatten ſie die Kinder, die ſchaudernd vor Angſt und Kälte ihre Geſichter an dem Buſen der Mutter verbargen.

„Wie lange ſie ſo geſeſſen, weiß Niemand zu ſagen. Als am Morgen des 4. Januars 1825 die Sonne das Werk der Schreckensnacht beſchien, war die Flut zurückgetreten und mein Freund mit ſeiner ganzen Familie gerettet. Fiſcher von Föhr, die ſich an dieſem Tage die Bewunderung der ganzen Welt erwarben, fanden die Unglücklichen auf der Firſte ihres Hauſes in ein Knäuel verſchlungen; ſie waren wie mit Eis überzogen und ihre Glieder ſo ſtarr, daß man die Kindlein behutſam von dem Halſe der Mutter nehmen mußte, weil man Gefahr lief, ihre zarten Glieder zu zerbrechen; der Säugling ſchlief. Die Fiſcher hielten ihn für todt; als ſie aber ihre Beſorgniß ausſprachen, ſtieß die Mutter einen ſolchen Jammerſchrei aus, daß das Kind erwachte und ſeine kleinen, blaugefrorenen Händchen wie bittend emporſtreckte. Das kleine Mädchen lebt noch zu dieſer Stunde glücklich und zufrieden in Wyck auf Föhr. Anna Johanna Eck iſt ihr Name, und wenn Sie auf Föhr eines Schuſters bedürfen ſollten, ſo wenden Sie ſich an ihren Mann, der ein Künſtler in ſeinem Fache iſt.“

„Das Leben der Unglücklichen war gerettet, das Leben, und ſonſt nichts!

„Das Mauerwerk des Hauſes war von den Eisſchollen und dem Andrange der Sturmflut niedergeriſſen; das Vieh war elendiglich umgekommen, die mühſam zuſammengeſchleppte Heuernte war weggeſchwemmt; die ganze Hallige glich einem großen Todtenfelde, denn wo Vertiefungen gegraben waren, um Süßwaſſer für das Vieh anzuſammeln, ‚Fetings,‘ wie die Frieſen dieſe Reſervoirs nennen, da lagen Menſchen- und Thierleichen über einander gethürmt; dazwiſchen Reſte zertrümmerter Schiffe und Häuſer — mit einem Worte Alles, was ein Menſchenherz erbeben machen kann, bot ſich den Blicken der geretteten Halligbewohner dar. Am entſetzlichſten war die Verwüſtung in der Kirche und auf dem anſtoßenden Friedhofe. Nach alter Sitte waren die Leichen zum Theil in den Kreuzgängen der Kirche ſelbſt begraben, und die großen Flieſen des Kreuzganges dienten zugleich als Leichenſteine, auf denen die Namen der darunter Ruhenden verzeichnet waren. Dieſe Steine waren von der Sturmflut aufgehoben und im bunten Durcheinander gegen Altar und Kanzel geſchleudert worden. Die Särge ſchwammen überall umher, theilweiſe zerſtört und ihres Inhaltes beraubt, theilweiſe noch ganz erhalten; der Friedhof war gänzlich aufgewühlt; der Sarg eines kurz vorher beerdigten Mädchens war gänzlich von Erde entblößt, ſo daß die Mutter des Mädchens ihre Hand auf den Sargdeckel legen und die Dahingeſchiedene noch einmal ſegnen konnte.“

„Und Bo?“ fragte ich, „der Mann, der mit ſeiner Frau durch die dunkle Sturmnacht geſchwommen?“

„Er lebte. Mit der Ruhe und Geiſtesgegenwart, die nur dem Halligbewohner eigen, hatte er das entſetzliche Wagſtück unternommen; ſein muthiges Weib hatte ſich feſt an ihn geklammert, und von Sturm und Wellen getragen, waren ſie auf dem Dache ihres Hauſes angekommen, als eine Sturzwelle ſie von ſeiner Seite wegriß. Als die Fiſcher von Föhr mit ihren Kähnen nahten; um ihn zu retten — fanden ſie einen Wahnſinnigen, der die Blitze des Himmels anrief, ihm die Stelle zu zeigen, wo ſein Weib ruhte.

„Sie haben aus dieſer Schilderung ein ungefähres Bild einer Hallige, wenn die Sturmflut ſich über ſie ergießt. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen iſt das Leben auf dieſen ‚Augen des Meeres‘, wie ein Dichter die Halligen genannt hat, weniger ſchrecklich, aber doch immerhin troſtlos genug. Jede Flut ſteigt ſo hoch, daß das Waſſer mit der Inſel in einem Niveau ſteht; jede etwas höhere Flut, namentlich im Herbſt und Winter, überſchwemmt die ganze Inſel, ſo daß der ‚Wurf‘ wie ein einſamer Kegel aus dem unendlichen Meere hervorragt, und treten die Waſſer endlich zurück, ſo finden die Bewohner größere und kleinere Strecken ihrer Heimatsinſel fortgeſchwemmt und als ſpärlichen Erſatz für ihre verloren gegangene Scholle Trümmer zerſchellter Fahrzeuge, die ſie neben dem Dünger ihrer Schafe als Brennmaterial brauchen. Manche dieſer Halligen ſind ſchon auf ein Minimum reduzirt, und es gibt mehrere, auf denen nur eine einzige Familie ihr melancholiſches Daſein friſtet. Denken Sie ſich eine Inſel, die nicht größer iſt, als daß höchſtens zwanzig Schafe ſich auf ihr nähren können; denken Sie ſich das öde Wattenmeer, die Herbſt- und Winterſtürme, die

Ungewißheit, wann eine Springflut die letzte Spur der Insel verwischen wird, und dann stellen Sie sich das Leben einer Wittwe vor, die mit ihren beiden Kindern Jahr aus, Jahr ein auf dem ‚Wurfe' lebt, und erst dann bessere Tage erwarten kann, wenn der Sohn Seemann geworden ist und aus weiter Ferne den ersparten Lohn heimschicken wird.

„Nur der tief religiöse Sinn, der den Halligbewohnern eigen ist, und ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen den Tod machen es erklärlich, daß sie nicht eines schönen Tages dem schrecklichen Leben entsagen und sich auf dem Festlande oder einer weniger gefährdeten Insel niederlassen. Freilich, die Liebe zur Heimat ist auch ein starkes Motiv, und wir haben unzählige Beispiele, daß Schiffskapitäne und Steuerleute, die ein halbes Menschenleben in der Fremde zugebracht und irdische Güter angesammelt haben, auf ihre Hallige zurückkehrten, um daselbst den Rest ihrer Tage zu beschließen."

„Und wovon leben die Halligbewohner?" fragte ich. „Womit vertreiben sie sich die Zeit? Mit wem verkehren sie?"

„Meine Geschichte der treuen Schwester wird Ihnen das erklären," entgegnete Herr Hansen, und nachdem er sich mit der Hand über die Stirn gefahren war, hub er an zu erzählen: „Auf einer kleinen Hallige lebte eine Wittwe mit zwei Kindern, einem Knaben, ‚Argast', und einem blondlockigen Mädchen, ‚Elk' genannt. Der ganze Reichthum der Mutter bestand in einer kleinen Schafheerde, die sie in Gemeinschaft mit den Kindern sorgfältig hütete, und deren Wolle sie alljährlich nach Husum brachte, wo sie Strümpfe, Jacken, Handschuhe und andere selbstgewebte und gestrickte Waaren nebst unverarbeiteter Wolle gegen Lebensmittel vertauschte. Während ihrer Abwesenheit war Argast der treue Wärter seiner Schwester; beim Eintritt der Flut trieben die Kinder die Schafe auf den Wurt, und wenn das Meer zurückwich, gingen sie längs des Strandes, um Bernstein, Wrackholz und andere angeschwemmte Schätze zu suchen. Kehrte dann die Mutter heim und brachte ihren Lieblingen ein Bilderbuch oder eine religiöse Schrift mit, so war des Jubels kein Ende, und Argast las seinem Schwesterchen vor von der Liebe Gottes, von Vergebung der Sünden um Christi Willen, bis ihr die Thränen aus den großen blauen Augen herabperlten.

„Einmal in jedem Jahre, um Pfingsten, fuhr die Mutter mit den Kindern nach der nächsten Kirche; sie hob die Kleinen in den Kahn, stellte das Segel, nahm das Ruder in die Hand und steuerte gegen Wind und Wellen der Stätte zu, wo sie Gottes Wort hören würde; war der Gottesdienst beendet, so kehrte sie eiligst zurück, damit die Heuernte, die sie mit den Kindern mühsam zusammengetragen und in kleine Häuflein gebracht, nicht von der Flut weggeschwemmt würde, und wenn sie dann Abends nach vollbrachtem Tagewerk ihr Lager aufsuchte, pries sie Gott den Herrn, der ihr wiederum einmal vergönnt habe, mit den Ihrigen in seinem Tempel zu beten.

„So ging ein Jahr um das andere, bis eine Sturmflut die kleine Hallige ganz unter Wasser setzte und ein Kauffarteischiff über die Insel weg gegen den Giebel ihres Wohnhauses antrieb. Der Schaden, den das Schiff an ihrem Hause machte, war ein so bedeutender, daß die arme Wittwe nicht wußte, woher sie das Geld nehmen solle; sie arbeitete Tag und Nacht, webte und strickte, sparte sich jeden Bissen vom Munde ab, Argast und Elk halfen ihr getreulich; aber sie war in Schulden gerathen und konnte nicht darauf rechnen, ihre Gläubiger zu befriedigen, bis Argast als Steuermann soviel Geld verdiente, daß er von seinem Lohne etwas erübrigen könnte.

„Das Bewußtsein, die Stütze der Mutter zu sein, erfüllte den Knaben mit Stolz und Freude; er studirte die Seekarten und Bücher seines Vaters, drang in die Mysterien des Compaß und der Mathematik ein und verließ endlich, nach kaum zurückgelegtem vierzehntem Jahre, die Heimat, um auf einem Ostindienfahrer Schiffsjungendienste zu thun. Beim Abschied gelobte ihm die Mutter, in stürmischen Nächten ein Licht in ihr Fenster zu stellen, damit sich das Unglück, dessen Folgen sie noch immer zu Boden drückten, nicht wiederholen möchte.

„Jahre waren vergangen; Argast war Steuermann geworden und hatte redlich zur Linderung der Noth beigetragen, in welcher er Mutter und Schwester verlassen; aber er war noch nicht zurückgekehrt, denn in China und Ostindien war guter Verdienst, und er wollte als reicher Schiffskapitän heimkehren und den Seinen ein glückliches Loos bereiten. Aber die Mutter war vor Sehnsucht nach ihrem Sohne gestorben, und die blondlockige Elk war allein auf der Hallige nachgeblieben und wartete in treuer Schwesterliebe auf die glückliche Stunde des Wiedersehens. Abgeschieden von der ganzen Welt, allein auf der meerumbrausten Insel, vertrauerte sie ein Jahr nach dem andern, und weil sie täglich auf die Wiederkehr des Bruders hoffte, zündete sie bei einbrechender Dunkelheit ein Licht an, das sie als Wahrzeichen in das Fenster stellte. Das Licht sollte dem geliebten Argast sagen, daß er in den heimatlichen Räumen nicht vergessen sei, daß Elk ihn in treuer Liebe erwarte.

„Dieß Ausharren in der schrecklichen Einsamkeit und das regelmäßige Anzünden des Lichtes hatten Elk bei den Bewohnern der übrigen Halligen den Namen der treuen Schwester gegeben, und es war ihnen eine liebe Gewohnheit geworden, allabendlich, wenn das Licht in weiter Ferne seinen matten Schimmer verbreitete, für die Geschwister ein Gebet gen Himmel zu senden.

„Aber die Gebete sollten nicht erhört werden. Das Licht hörte auf, um die bestimmte Stunde zu erscheinen, drei Nächte hatten die Halligbewohner schon umsonst nach dem Wahrzeichen treuer Schwesterliebe ausgelugt, und als sich endlich Männer und Frauen in Kähnen aufmachten, um nach Elk zu sehen, fanden sie statt des blühendschönen Mädchens eine Leiche, mit einem Briefe ihres Bruders in der kalten Hand. Das Versprechen seiner baldigen Heimkehr hatte ihr den letzten Todesseufzer erleichtert.

„Ein frieſiſcher Volksdichter hat der treuen Schweſter folgende Worte in den Mund gelegt:

Hjö trou Söster hern Song.

Ferjeth me ei, min Hertens liwe Brother,
Wenn dö der silest om a Wral,
Wenn dö der stoust an ajöngest bei din Routher.
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei, wenn Stearne fröntlich skena,
Wenn dö der lökkelk best an d'Hef;
O komm dog vi; ars ga ik alle Ene,
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei. Dö wist, ik bin alline,
Us Alerne sin bithe düd,
Hal will ik de as Söster tine,
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei. Dat will ik do noch lowe,
Min Ljeaght hat barnt hjö hiete Nacht,
Mei ik er an din Witerkamen hove?
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei. Min Ljeaght dat mei der sedo,
Din Söster Elk, hjö lawet noch,
Hjö lait an drimd fon de der au a Bedo,
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei; wenn sirme Flago tio
An sproitet Skömm ap awer't Skipp
Sö wallker hal for de mei Kneble bio.
Ferjeth me ei!
Ferjeth me ei. O komm am Godens Wallo,
O komm dog wither öwer Hüs;
Derefter must din Routher alltid stake,
Ferjeth me ei!

Der treuen Schweſter Lied.

Vergiß mein nicht, mein Herzens lieber Bruder,
Wenn du da ſegelſt durch die Welt,
Wenn du da ſtehſt und ſingſt am Ruder,
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht, wenn Sterne freundlich ſcheinen,
Wenn du vom Meer dein Glück gewinnſt,
O komm doch wieder, bin ſo ganz alleine,
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht, du weißt, ich bin alleine,
Die Eltern ſind ja beide todt,
Gern will ich dir als Schweſter dienen,
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht. Das will ich dir geloben,
Mein Licht es brennt jedwede Nacht,
Darf ich noch auf dein Wiederkommen hoffen?
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht. Mein Licht das mög' dir ſagen,
Die Schweſter Elk, ſie lebet noch,
Sie liegt und träumt von dir auf ihrem Lager,
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht. Wenn ſchwere Wetter ziehen
Und ſpritzen Schaum hoch über's Schiff,
So will ich fromm für dich die Kniee biegen,
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht. O komm um Gottes Willen
Doch wieder nach der Heimat hin;
Darnach mußt Du dein Steuer immer richten,
Vergiß mein nicht!"

Es war ſpät geworden, und als ich mich mit einem warmen Händedrucke von Herrn Hanſen verabſchiedet hatte, mußte ich mir Gewalt anthun, um nicht in jedem Lichte, das mir von Wachtſchiffen auf dem Meere entgegendämmerte, das Wahrzeichen der treuen Elk zu erblicken. Selbſt die ſchlanken Geſtalten der ſchönen Sylterinnen, die jetzt ihrerſeits den ſteiriſchen Jägern halfen Flaggen aufzuziehen, vermochten nicht, den trüben Ernſt von meiner Seele zu ſcheuchen, und ich dankte Gott, als ich endlich auf meinem Lager lag und Gedanken nachhängen konnte, über welche Dreiviertel der Menſchheit lachen würden, über die ich aber geſchluchzt habe wie ein Kind.

Der Geburtstag des Kaiſers wurde vom köſtlichſten Wetter begünſtigt, und ich hatte die Wahl, ihn mit den Badegäſten, Beamten und ſonſtigen Honoratioren in Weſterland, oder Abends im Gaſthauſe der Frau Groth mit meinen Freundinnen aus der Scheune und den Jägern zu feiern, die ſchon vor Sonnenaufgang auf den Beinen waren und die prächtigſten Alpenjodler über das Meer erſchallen ließen. Ich erklärte mich für den Ball in Keitum und fuhr nach eingenommenem Frühſtücke mit Herrn Hanſen auf dem Wagen des braven Jens nach Kampen und den Dünen.

Der Weg führte uns über eine baumleere Haide zwiſchen Hünengräbern und Rieſenbetten vorbei, nach dem Kampener Leuchtthurme, einem impoſanten Gebäude an der Oſtküſte von Sylt, das romantiſch genug unmittelbar neben dem Hügel des Sylter Königs Brons, der hier mit ſeinem Hunde begraben liegt, aufgeführt iſt. Der Thurm iſt hundert und vierundvierzig Fuß hoch und ſteht auf einem ſechzig Fuß über dem Meere erhabenen Hügel, ſo daß er bei klarem Wetter auf eine Entfernung von fünf deutſchen Meilen ſichtbar iſt. So viel ich weiß, wurde er unter Chriſtian dem Achten für die Summe von dreimalhunderttauſend Thalern erbaut; die Lampe allein, welche mit einem Mantel von Prismen umgeben iſt und ſich viermal in der Minute dreht, hat fünfundzwanzigtauſend Thaler gekoſtet. Die Farbe des Lichtes wechſelt mit jeder Umdrehung; jedoch müſſen die Seefahrer, welche in die Liſter Tiefe einfahren wollen, das Feuer des Kampener Leuchtthurmes gerade über dem des Liſter Thurmes erblicken, um ungefährdet in den Hafen kommen zu können.

Da ich mir von der Fernſicht auf das mit Seevögeln bedeckte Wattenmeer eben nicht viel verſprach, ſo verzichtete ich darauf, den Thurm zu erſteigen, wo ich mir nur einen unangenehmen Schwindel geholt hätte, und ließ mir lieber von Herrn Hanſen die Grabmäler des „lille Peter" und des „König Brons" zeigen, deren Geheimniſſe ich indeſſen erſt dann wieder erzählen kann, wenn der Leſer mir in das kleine Häuschen unweit des Leuchtthurms folgen will, das von einer blinden Greiſin und ihrer Tochter bewohnt wird.

Die alte Frau ſitzt im Lehnſtuhl neben dem geöffneten Fenſter und beantwortet unſern Gruß: „Guten Tag, Mutter!" mit einem lauten und herzlichen „Guten Tag! guten Tag! Nun, Chriſtian Hanſen, habt Ihr mir Fremde gebracht? Das iſt ſchön von Euch! Moiken ſoll Euch gleich eine Taſſe Kaffee vorſetzen. Wie viele ſeid ihr?"

„Wir ſind unſerer Drei," antwortete Herr Hanſen, „und ſind gekommen, um uns von Euch die Geſchichte von Eurem Manne und dem Bronshügel erzählen zu laſſen."

„So, ſo," erwiederte ſie lachend, „ja, das war eine ſchöne Geſchichte. Aber Moiken ſoll ſchnell Kaffee machen. Na, das wißt Ihr ja ſelber, Chriſtian Hanſen, mein Mann

das war ein Ungar von Geburt, aus Pesth an der Donau. Na, Du lieber Gott, er hatte ja gegen die Franzosen gedient und war in Gefangenschaft gerathen, und war zu den Engländern desertirt, und weil er die noch weniger leiden konnte als die Franzmänner, so desertirte er auch von ihnen und kam auf ein holländisches Schiff, von dem er wieder davon lief, weil er die Holländer auch nicht leiden konnte, und so kam er denn endlich nach Sylt, und da er ein feiner sauberer Mann war, so gefiel er mir und ich gefiel ihm, und so heiratheten wir uns denn in Gottes Namen. Du liebe Zeit, es ist uns ja auch soweit gut gegangen; er hat Tonnen für die Austernfischer gemacht und sein Brod redlich verdient, und wie der Krieg gegen England ausbrach, hat er mitgemacht und ist ja soweit glücklich davon gekommen. Ich erzähle das nur, damit die fremden Herren sehen, daß mein Janosch ein Mann war, der sich in der Welt umgesehen hatte und so leicht nicht aus der Contenance kam. Na, nun geht er aber einmal des Abends, es war so halb im

Untergang von Inge Mannes. (S. 194.)

Schlummerlicht, von der Arbeit, und wie er nicht weit von dem Brönshügel ist, da sieht er einen kleinen Mann mit einem grauen Hut, der steht oben auf dem Brönshügel und hat eine braune Jacke an. ‚Gott verdori,' dachte er — denn er sprach immer plattdeutsch — ‚Gott verdori, will de Naber (Nachbar) Hafer scheeten,' dacht' er, und wie er das so denkt, ist der kleine Mann mit dem Hute und der braunen Jacke fort! — Na, nun war es ja nicht richtig, und mein Mann kommt zu Haus und sagt, daß der Geist in dem Brönshügel dagestanden und eine Mütze und eine braune Jacke angehabt hat, und wie ich anfange zu lachen, wird er böse und erzählt mir Alles. Na, nun mußte ich es ja glauben, und wie die Sylter erfahren haben, daß es in dem Hügel nicht richtig ist, da machen sich vierzig Männer auf und gehen Mittags zwölf Uhr, wo der Geist keine Macht hat, nach dem Hügel und graben und graben, daß man meinen sollte, sie hätten ganz Sylt aufgraben wollen. Wie sie aber eine Zeitlang gegraben haben, da kommen sie auf ein gelbes Schwert, das ganz kurios ausgesehen hat und ordentlich gebogen gewesen ist, ich weiß selber nicht wie — aber Ihr

könnt es ja den Herren zeigen, Christian Hansen, denn Euch ist es ja zur Aufbewahrung übergeben worden."

„Ich habe das Schwert schon gesehen," fiel ich ein; „aber wie wurde es denn, als der Hügel umgegraben war? War es da wieder richtig, oder blieb der Geist dabei, Janosch zu erschrecken?"

„Da war es natürlich wieder richtig," sagte die Frau mit der ernsthaftesten Miene von der Welt; „ja, wie das Schwert erst in Ruhe war, da konnte jedes Kind bei Tag und bei Nacht über den Brönshügel gehen. Nicht wahr, Christian Hansen?"

„Freilich, freilich," entgegnete Herr Hansen lächelnd, „da war Alles wieder richtig." Und als die alte Frau sich in ihren Stuhl zurücklehnte und in Träumereien versunken schien, wandte er sich gegen mich und sagte: „Hier in dieser Gegend war es, wo Waldemar Atterdag, König von Dänemark, im Jahre 1374 die Friesen besiegte und eine große Zahl ihrer Häuptlinge hinrichten ließ. Die Haide, die seit jener Zeit den Namen ‚Kampen', der Kampf, behalten hat, ist den Inselbewohnern ein Ort des Schreckens geblieben, an den sich eine Menge Sagen knüpfen, die zu der Furcht des braven Janosch Veranlassung gegeben haben mögen. Weß' Geistes Kind dieser Waldemar Atterdag aber gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß er die Friesen zwang, an dem Norderende ihrer Häuser niedrige Thüren anzubringen, damit sie sich bei dem Austritt in's Freie bücken und somit gleichsam dem nordischen Könige ihre Reverenz machen müßten. Er hat freilich den Nacken der freien Friesen beugen können, gebrochen hat er ihn so wenig wie seine Nachfolger; wir sind ein stolzes, freies, und ich darf sagen, wackeres Volk geblieben. Aber ich wollte Ihnen von lille Peter (dem kleinen Peter) erzählen.

„Lille Peter, der um das Jahr 1718 starb, war der Ahn meiner Frau, und da ich somit Veranlassung hatte, mich mehr für ihn zu interessiren, als ich es sonst vielleicht gethan haben würde, habe ich die Kirchenbücher, Archive, Chroniken und was mir sonst noch Aufschluß geben konnte, fleißig durchgestöbert, und bin endlich zu dem Resultate gekommen, daß der kleine Mann der erste Eierkönig auf Sylt, daß er Vater von vierundzwanzig Kindern und endlich, daß er von ungewöhnlicher Körperkraft gewesen ist. Er war aber nicht nur stark und kräftig, sondern auch von unbeugsamem Muthe und Dänenhasse beseelt, und durch Beides so bekannt, daß dänische Leibeigene nach Sylt flüchteten, seinen Schutz gegen ihre nacheilenden Herren anriefen und mit seiner Hülfe das Sklavenjoch abwarfen. Eine Episode wird Ihnen dieß anschaulicher machen. Auf einem Gute in der Nähe von Aarhuus in Jütland wohnte ein Herr von Rantzow, welcher seine Leibeigenen über die Maßen plagte und mißhandelte, und zuletzt auf den grausamen Einfall kam, sie zu Sechsen vor den Pflug zu spannen, damit die Pferde inzwischen an der Haferkrippe ausruhen könnten. In ihrer Verzweiflung entschlossen sich die Jütländer zur Flucht, und einer von ihnen, ‚Bite Sören' (Klein Sören) genannt, erreichte glücklich die Insel Sylt. Es war ein heller Frühlingsmorgen, als der arme Sklave die Heimat der freien Friesen betrat, und Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, als er sich gerettet sah. Wie er aber niederknieen und Gott für seine Gnade danken wollte, bemerkte er im duftenden Haidekraute ein wunderbar schönes Mädchen, das, den blondlockigen Kopf auf den schneeweißen Arm gestützt, süß und friedlich schlummerte. Wie verzaubert blieb er stehen, unfähig, einen Blick des entzückten Auges von der lieblichen Erscheinung abzuwenden; ja selbst als der Vater des Mädchens herantrat und ihn mit herrischer Stimme fragte, wie er es wagen könne, sich an dem Anblicke seiner Tochter zu weiden, konnte er seine Ueberraschung nicht bemeistern, und statt sich beim Vater zu entschuldigen, entgegnete er: ‚Sind alle Töchter der freien Friesen so schön, wie diese da, leuchtet aus den Augen aller freien Friesen solcher Muth und solche Herzensgüte, wie aus den Deinen, dann möge Gott mir gnädig beistehen, damit ich Einer der Euern werde. Führe mich zu dem Freunde der Unterdrückten, dem Beschützer der Verfolgten und Mißhandelten, zu lille Peter führe mich, damit er mir ein Schwert gibt, mit dem ich gegen meinen grausamen Gutsherrn kämpfen kann, wenn er es wagen sollte, diese Stätte des Friedens zu entweihen. Bin ich gleich ungeübt in den Waffen, so schlägt mir doch ein muthiges Herz im Busen, und der Anblick dieses Engelsangesichtes —'

„‚Halt ein,' unterbrach ihn der Fremde. ‚Der Mann, zu dem Du geführt zu werden wünschest, steht vor Dir. Ich bin lille Peter, und die Jungfrau, die Du mit einem Engel vergleichst, ist meine Tochter Karen. Wer Du auch sein mögest, so Du kein Verbrechen auf Deine Seele geladen, stehst Du unter meinem, unter der Friesen Schutz, und übel würde es Deinem Gutsherrn bekommen, wenn er es wagen sollte, seine räuberische Hand nach Sylt auszustrecken.'

„Während dieser Worte und während Bite Sören die Grausamkeit seines Herrn in ergreifender Sprache geschildert, war allmälig ein Boot mit stolzer Danebrogsfahne der Küste näher gekommen, und das geübte Auge des Friesen erkannte gar bald ein Häuflein bewaffneter Ritter und Knechte, die bereit standen, an's Land zu springen und nach gewohnter Weise nach flüchtigen Leibeigenen zu fahnden. Schnell entschlossen, stieß lille Peter in sein Horn, dessen kräftiger Ton weit über die öde Haide erschallte und seinen Söhnen als Zeichen galt, daß Gefahr im Anzuge sei. Es waren daher nur wenige Augenblicke verflossen, ehe sechs rüstige Jünglinge mit Schild und Schwert herbeieilten und sich dem Vater zur Seite stellten; ein Lächeln spielte um ihren Mund, als sie Bite Sören um eine Waffe bitten hörten, aber der Vater befahl seinem jüngsten Sohne, Schwert und Schild abzulegen und es dem Leibeigenen zu geben, damit er Gelegenheit fände, sich selbst zum freien Manne empor zu schwingen. So ungern der Jüngling auch gehorchte, so wagte er doch nicht, gegen den Befehl des Vaters zu handeln; Bite Sören hatte aber kaum die Worte lille Peter's vernommen, als er mit hastiger Ungeduld nach den Waffen griff und zugleich ausrief: ‚Mein Herr ist es! Der Menschenschinder Ritter von Rantzow, gefolgt von seinen Knappen und Knechten! Bleibt mir zur Seite, lille Peter, und seht, ob ich würdig bin, Einer der Euern zu werden.'

„Da nun Herr von Rantzow seinen entflohenen Leibeigenen eben so schnell erkannt hatte, als dieser ihn, und ha er der Männer spottete, welche, mit plumpen Schwertern be-

waffnet, den Entflohenen schützen zu wollen schienen, stürmte er mit den Worten vorwärts: ‚Gebt mir meinen Mann wieder, ihr Schurken, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch Alle in Ketten schlagen und nach Jütland schleppen soll! Fort, feiges Gesindel! Wagt es nicht, einem dänischen Ritter die Stirn zu bieten, oder ihr seid des Todes.‘

„Lille Peter hatte auf diese unverschämte Ansprache keine andere Antwort, als einen unwiderstehlichen Hieb, durch welchen er den Ritter entwaffnete und zu Boden streckte; da er aber sah, daß er unversehrt war, rief er Bite Sören zu: ‚Rinm Deinen Mann!‘ und hieb mit seinen Söhnen so muthig und entschlossen auf die Knappen ein, daß sie nach kurzer aber verzweifelter Gegenwehr den Kampf aufgeben und um ihr Leben betteln mußten.

„Schweiß und Blut perlten über sein kurzes graues Haar, einer seiner Söhne war schwer getroffen, und es ist nicht leicht zu sagen, welches Urtheil lille Peter über die Gefangenen gefällt haben würde, wenn seine Aufmerksamkeit nicht auf die Stelle gelenkt worden wäre, wo Ritter Rantzow einen Kampf auf Leben und Tod mit Bite Sören bestand. Der Ritter hatte nämlich sein Schwert wieder von der Erde aufgerafft und nicht üble Lust verrathen, seinem Leibeigenen den Kopf vom Rumpfe zu trennen; sei es nun aber, daß Bite Sören in den Waffen nicht so ungeübt war, wie man nach seinen eigenen Worten hätte schließen sollen, sei es, daß der Anblick des Engelsangesichts ihn zu kühnen Thaten begeisterte, gewiß ist, daß der Leibeigene furchtbare und unwiderstehliche Streiche auf das Haupt seines unmenschlichen Gebieters führte, und daß er ihm endlich den Garaus gemacht haben würde, wenn die schöne Karen, die aus ihrem Schlummer erwacht war, nicht plötzlich herangetreten wäre, und durch einen Wink ihrer Hand dem Zweikampfe ein Ende gemacht hätte.

„Bite Sören, der noch vor einer Sekunde wie ein Löwe gekämpft hatte, senkte beschämt sein blutgetränktes Schwert und blickte wie ein Träumender in das seelenvolle Auge der Maid; der Ritter aber, der längst dem Gedanken entsagt hatte, seinen Leibeigenen zu besiegen, und der nach den ersten Streichen nur auf seine eigene Rettung bedacht gewesen war, zog sich eiligst zurück und bot lille Peter Lösegeld für sich und die Seinen an, wenn er ihn in Frieden ziehen lassen wolle.

„‚Ihr habt mit Eurem Blute für Eure Frevel gebüßt,‘ entgegnete dieser; ‚ziehet hin im Frieden und lernt von dem feigen Gesindel der Friesen den Wahlspruch: ‚Lieber todt, als Sklav‘ — und damit Ihr seht, wie wir den Mann achten, der zu diesem Wahlspruch hält, — tritt näher, Bite Sören, freier, muthiger Mann! Du hast mit mir und meinen Söhnen gekämpft und mit Ehren den herrischen Ritter besiegt; aber selbst als Sieger hast Du die schönste Tugend des Mannes, Großmuth, bewiesen. Keinen besseren Eidam hätte Gott der Herr mir schicken können; drum nimm es hin, das Engelskind, und schütze es vor Noth und Gefahr, wie Dich das ganze Volk der Friesen vor dänischen Sklavenketten schützen und bewahren wird. Der Herr sei mit Dir!‘

„Bite Sören traute seinen Sinnen kaum, als er lille Peter so sprechen hörte; als aber die Brüder Karen's herbeieilten und ihm freudestrahlend die Hände reichten, und als endlich Karen selber mit innigem Wohlgefallen in sein von Kampf und Liebe belebtes Auge blickte, da schlang er seinen Arm um den Leib des holden Mädchens und sagte: ‚Dir will ich mich ergeben zum leibeigenen Sklaven, Du holdselige Maid; Dir dienen, Dich schützen und schirmen, so helfe mir Gott!‘

„Als der Ritter und seine Gefährten sahen, welch' üblen Ausgang ihr Raubzug genommen, schlichen sie beschämt nach ihrem Boote zurück, und die Kunde, die sie nach Jütland heimbrachten, scheint auch nicht den besten Eindruck gemacht zu haben; denn nach ihnen hat es kein Adeliger gewagt, seine Leibeigenen bis nach Sylt zu verfolgen. Bite Sören hat aber lange in Glück und Freuden mit der schönen Karen gelebt und ist in hohem Alter gestorben, und von seinen zwölf rüstigen Söhnen noch lange tief betrauert worden.

„Lille Peter hatte es aber nicht allein mit dänischen Adeligen, sondern auch mit Seeräubern zu thun, die in damaliger Zeit häufig in den Dünen Zuflucht suchten, auch wohl einzeln stehende Häuser überfielen und den Bewohnern ihre letzte Habe abpreßten. Namentlich waren es Schweden, welche die See unsicher machten und sich in den hiesigen Gewässern umhertrieben; lille Peter hatte aber ein scharfes und wachsames Auge, und wo auch nur eine Gefahr vermuthet werden konnte, war er mit seinen Söhnen und Freunden zur Hand, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nun konnte es wohl kaum fehlen, daß eine so bekannte Persönlichkeit bald Gegenstand des Hasses und der Rache für die Freibeuter wurde, und daß sie emsig bedacht waren, wie sie ihn für die vielen Niederlagen bestrafen konnten, die sie ihm allein zu verdanken hatten. Das Einfachste wäre freilich gewesen, sich zusammen zu schaaren und mit den Waffen in der Hand gegen ihn zu Felde zu ziehen; aber dazu gebrach es ihnen an Muth, denn sie wußten wohl, daß lille Peter es allein mit einem halben Dutzend gewöhnlicher Männer aufnehmen konnte, und daß seine Söhne und Freunde von demselben unbeugsamen Muthe beseelt waren, der ihm inne wohnte. Da sie nun offene Gewalt fürchteten, der Rachedurst ihnen aber keine Ruhe ließ, ersannen sie ein eben so grausames wie schändliches Mittel, um den braven Mann ihren Haß fühlen zu lassen, und als eines Tages sein jüngster, kaum vierjähriger Sohn am Strande umherspielte, ergriff einer von ihnen das unschuldige Kind und brachte es an Bord des Piraten. Es war freilich in der Absicht gelegen, einen älteren Knaben zu rauben und ihn zum Seeräuber heranzuziehen; da das Glück ihnen aber nicht günstig war, so begnügten sich die Bösewichter mit dem zarten Kinde, und hatten nun ihre Freude daran, es zu allen Schlechtigkeiten und Bosheiten zu verleiten und mit Haß gegen die Friesen zu erfüllen, damit der Sohn, wenn er erst zum Jüngling herangewachsen sei, an ihren Raubzügen Theil nehmen und gegen den eigenen Vater kämpfen möge.

„Dem muthigen und starken Manne wollte das Herz brechen, als er das Schicksal seines Kindes erfuhr. Er bot Lösegeld, sein ganzes Hab und Gut, — sein eigenes Leben, — umsonst, die Piraten jubelten über die Angst des gehaßten Feindes und hofften, daß er aus Rücksicht gegen sein Kind aufhören würde, sie zu verfolgen.

„Hierin irrten sie sich aber, wie sie bald zu ihrem großen Nachtheile erfahren sollten; denn Lille Peter wachte mit verdoppelter Aufmerksamkeit, und hieb sonder Gnade und Barmherzigkeit jeden Seeräuber nieder, dessen er habhaft werden konnte. Tage und Nächte brachte er mit seinen Söhnen im heimlichen Verstecke der Dünen zu, ohne Unterlaß das Meer

Moiken Peter Ohm. (S. 195.)

beobachtend, ob sich irgendwo ein verdächtiges Segel zeige; und wehe den Piraten, die im Vertrauen auf den geraubten Geißel in den schützenden Hafen einfuhren, um ihre Beute zu bergen, Lebensmittel einzunehmen, oder gar Streifzüge in das Innere der Insel zu machen. Lille Peter ließ ihnen zu diesem Allem keine Zeit, sondern fiel in Booten und

Kähnen über sie her, enterte ihre Schiffe und nahm für sein geliebtes und tiefbetrauertes Kind die schrecklichste Rache.

„So waren zehn oder zwölf Jahre vergangen, ohne daß lille Peter und seine Gattin jemals auch nur die geringste Kunde über ihren jüngsten Knaben erfahren hätten. Es waren ihnen freilich dreiundzwanzig Kinder geblieben, und sie konnten es nicht unterlassen, Gott dem Herrn für diesen reichen Segen zu danken, aber der schönste und blühendste ihrer Söhne, der kleine Bo mit den großen blauen Augen und den goldgelben Locken fehlte; und was fast noch schlimmer war, — er wurde von Seeräubern zu einem schändlichen Handwerke erzogen!

„Die treue Mutter hatte den Gedanken, ihren Liebling nie wieder sehen zu sollen, als einen unchristlichen aus ihrem Herzen verbannt. So hart könne Gott sie nicht prüfen, war ihr steter Einwand auf die Befürchtungen ihres Gatten, daß der Verlorene nimmer wiederkehren würde; wer auf Gott vertraue, der habe wohl gebaut, und sie wolle die

Arretirung von Sylter Weibern. (S. 198.)

Sünde nicht auf ihr Gewissen laden, an seiner Barmherzigkeit zu zweifeln und kleinmüthig zu verzagen. Im Gegentheil! Ein Engel könne ihren Bo ja jede Stunde in das elterliche Haus zurückführen, und Sünde und Schande würde es sein, wenn Bo heimkehrte, ohne seinen gedeckten Tisch und seinen paratgestellten Teller vorzufinden. Sie wollte an keiner Mittagstafel Platz nehmen, an der nicht alle ihre Kinder im Kreise umher säßen, und da Bo immer zwischen Vater und Mutter gesessen habe, so werde sie nach wie vor den Stuhl für ihn frei halten.

„Lille Peter schüttelte traurig den Kopf, wenn er seine Frau so sprechen hörte, und wenn er auch nicht wagte, ihr zu widersprechen, weil er dadurch ihren Kummer nur noch vermehrt haben würde, so konnte er doch nicht der Hoffnung Raum geben, sein geliebtes Kind jemals wieder heimkehren zu sehen; er pflegte vielmehr einsam am Meeresufer auf- und abzuwandeln und seinen Schmerz zu verscheuchen, indem er entweder auf seine Feinde, die Seeräuber, lauerte, oder nach Strandgütern umherspähte, deren Bergung ihm oft reichen Lohn einbrachte.

„Eines Tages nun, als ein heftiger Sturm aus dem Nordosten wehte und die Brandung wild gegen die Dünen peitschte, war lille Peter wieder ausgegangen, um zu sehen, ob etwa ein Schiff in Gefahr sei, oder ob das Meer den Strand mit angeschwemmten Kaufmannswaaren gesegnet habe, und er mochte etwa in der Mitte der Dünenkette zwischen Westerland und List angekommen sein, als er in der Ferne ein Segel entdeckte, das, offenbar ein Spiel des Sturms und der Wogen —, gerade gegen die Küste zusteuerte. Er erkannte auf den ersten Blick, daß das Schiff in weniger als einer halben Stunde gegen die Dünen geschleudert werden würde, wenn die Mannschaft nicht mit vereinten Kräften strebte, ihm eine andere Richtung zu geben, und es schien ihm geradezu unbegreiflich, daß ein volles zweimastiges Schiff, dem es doch an der gehörigen Leitung und Bedienung nicht fehlen konnte, so unverantwortlich dem sicheren Verderben preisgegeben würde. In seiner Angst um das Leben der Mannschaft, und gewohnt, jedem Bedrängten nach Kräften beizustehen, vergaß er ganz, daß er nicht der Kapitän des Fahrzeuges sei, und in seinem Eifer rief er mit lauter Stimme in die tobende Brandung hinaus: ‚Toppsegel gerefft, Klüverbaum niedergelegt! Fest an den Wind! Haltet das Steuer scharf gegen die Wogen! Jetzt das Bramsegel herunter!‘ — Aber wie laut und kräftig seine Stimme auch war, — seine Worte wurden von dem heulenden Sturme übertönt, und das Schiff flog mit entsetzlicher Schnelligkeit seinem Verderben entgegen. In einem Augenblicke von den schäumenden Wellen eingeholt und mit Gischt überspritzt, schwebte es in dem nächsten auf dem Kamm einer tiefschwarzen Woge, wie ein Reiter stolz auf dem Rücken eines bäumenden Rosses, um in der nächsten Sekunde in den gähnenden Abgrund zu stürzen und von den Wellen gepeitscht zu werden.

„‚Nur noch wenige Minuten, und die Unglücklichen, die sich in den Mastkorb geflüchtet und an dem Bugspriet festgeklammert, sind verloren,‘ murmelte lille Peter vor sich hin, und obgleich er kein Mann war, der in der Stunde der Gefahr den Muth verlor, schloß er die Augen, um nicht das Aufstoßen des Schiffes auf das Riff, das Zersplittern der Maste und das Bersten des stolzen Fahrzeuges mit anzusehen; als er den Blick aber wieder aufschlug und nach dem Meere richtete, war das Werk der grausigen Zerstörung schon vollendet und tausend Trümmer bedeckten den Strand; das Schiff, das in der Mitte geborsten war, wurde von der Brandung wie ein leichtes Spielzeug emporgeschleudert und wieder in den Abgrund gerissen, damit Klippen und Wellen beide ihren Antheil bekämen, — und von den Menschen, die noch vor wenig Augenblicken gehofft haben mochten, daß Gott sich ihrer erbarmen und ihr Leben erhalten werde, schien auch der Letzte mit dem segelbeladenen Maste vom Meere verschlungen zu sein.

„Ohne selber zu wissen, wie? war lille Peter von der Düne an den Strand hinabgeeilt, mit verhaltenem Athem blickte er auf die kochende See, ob nirgends ein menschliches Wesen auftauchte, dem er in der gräßlichen Angst beistehen und Hülfe bringen könne; — aber wie geübt sein Auge auch sein mochte, wie ängstlich sein Blick auch umherspähte — nichts als Trümmer und Reste des Fahrzeuges wollten seinem Auge begegnen. Schon war er im Begriffe, dem Schauplatz der entsetzlichen Verwüstung den Rücken zu kehren und seine Söhne zum Bergen des Strandgutes herbeizurufen, als er etwas wie den Arm, und fast unmittelbar darauf den Kopf und Oberleib eines Menschen zwischen schwere Planken und Balken eingeklemmt, auf dem Wasser treiben sah; es schien ihm, daß ein schwacher Hülferuf sein Ohr träfe, und schnell entschlossen setzte er sein eigenes Leben auf's Spiel, um einem Nebenmenschen das seinige zu erhalten. Trotz der drohenden Gefahr, selbst von den Schiffstrümmern zerschellt zu werden, sprang er in die tobende Brandung; in wenig Augenblicken hatte er seinen kräftigen Arm um den Leib des Schiffbrüchigen geschlungen, und nach verzweifelten Anstrengungen sank er endlich erschöpft neben ihm auf der Düne nieder.

„Eine Stunde später trat lille Peter, begleitet von einem schlanken, blondlockigen, blauäugigen Jünglinge in sein Wohnhaus. Er hatte einen Seeräuber gerettet, ihm aber auf sein inständiges Bitten das Leben geschenkt, und sich sogar erweichen lassen, ihn nach seiner Wohnung zu führen, damit er seine Kleidung trocknen und sich durch Speise und Trank laben und stärken könne. Finster vor sich herblickend, und ohne den Geretteten eines Wortes zu würdigen, bedeutete er ihn mit der Hand, sich nieder zu setzen, und als er meinte, jetzt genug für ihn gethan zu haben, schritt er aus dem Zimmer, um seiner Gattin zu sagen, daß sie für den erschöpften Jüngling sorgen möge.

„Die gutmüthige Frau that, wie ihr Mann ihr gebot, und näherte sich ihrem unwillkommenen Gaste mit einem Becher Meth und einem Teller voll Fleisch und Brod; als sie ihn aber auf Bo's, des armen, verlorenen Bo's Stuhle sitzen sah, blickte sie ihn scharf an und sagte: ‚Freund, der Stuhl ist heilig; er gehört meinem Sohne —,‘ den die Seeräuber geraubt, wollte sie hinzusetzen, aber die Stimme versagte ihr, das Herz schlug so heftig, daß sie mühsam athmete und seine einzelnen Schläge zu hören vermeinte, — das Blut wich aus ihren Wangen zurück, Thränen quollen aus ihren Augen, — und als nun auch der Jüngling, der zuerst voll Erstaunen in ihre aufgeregten Züge geblickt, wie aus einem schweren Traume erwachend, die Augen weit aufriß, und mit halbgeöffnetem Munde die Arme aufhob und ihr zitternd entgegenstreckte, da rief das glückliche Weib: ‚Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut! Nicht ein Engel, sondern Dein eigener Vater hat Dich heimgeführt und Dir den Sitz angewiesen, den Deine Mutter Dir so lange, lange Jahre aufbewahrt hat. Bo! mein theurer Sohn! erkennst Du Deine Mutter nicht wieder?‘

„Den Rest können Sie sich denken,“ sagte Herr Hansen, indem er eine Thräne mit den Wimpern zerdrückte. „Ich hätte aber doch dabei sein mögen, wie um die Mittagsstunde alle vierundzwanzig Kinder um den Tisch saßen, Bo natürlich zwischen Vater und Mutter, und ich wette meinen besten Haifischzahn, daß er nicht das schlechteste Stück vom Braten bekommen hat.“

„Lachen Sie mich aus, soviel Sie wollen,“ sagte Herr Hansen, als ich ihm zu seinem wackern Ahnherrn Glück wünschte, — „lille Peter ist mir lieber als der ganze gotha'sche Fürsten- und Grafen-Kalender, und ich würde die Ehre,

mit ihm verwandt zu sein, nicht für alle Throne Europas vertauschen, — d. h. der Herr wird mich nicht in Versuchung führen, — und wenn es Ihnen recht ist, will ich Sie nach dem Ose-Thale geleiten und Ihnen die Geschichte von der treuen Ose, die dem Thale den Namen gab, an Ort und Stelle erzählen."

Ich machte begreiflicher Weise keinerlei Einwendungen, sondern folgte meinem Führer und Konversationslexikon, nachdem ich mich bei der blinden Greisin und ihrer Tochter für Kaffee und freundliche Aufnahme bedankt hatte, und hörte ihm mit der Aufmerksamkeit eines Stenographen zu, der die allerinteressanteste Rede des höchst uninteressanten Lord John Russel für die Nachwelt aufzuzeichnen im Begriffe steht. Ungetheilte Aufmerksamkeit war aber in der That auch nothwendig, wenn ich nicht befürchten wollte, eine interessante naturhistorische Notiz, eine hübsche Anekdote nach der anderen zu verlieren. Herr Hansen, den Alles interessirt, was seine Heimatsinsel betrifft, hatte sich nicht damit begnügt, das zu erforschen, was sich auf der Oberfläche vorgefunden und zugetragen; im Gegentheil, — er hatte Nachgrabungen angestellt und alle eigenthümlichen Erscheinungen einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, und da er ein vortreffliches Gedächtniß besitzt, fiel ihm immer am rechten Orte und zur rechten Zeit das Rechte ein.

„Sie bemerken diesen Brunnen," sagte er, indem er auf einen mit einem massiven Deckel geschlossenen Brunnen deutete; „er ist gegen zweihundert Fuß tief, hat vortreffliches Trinkwasser, — aber was mich mehr als sein Wasser und seine Tiefe interessirt, ist, daß bei heftigen Südweststürmen ein wildes Getöse in dem Brunnen laut wird; der Luftzug von unten nach oben wird so stark, daß das Wasser hoch emporgetrieben und der schwere Deckel aufgehoben wird; bei Nord- und Nordweststürmen findet das gerade Gegentheil statt. Das Wasser sinkt unter sein gewöhnliches Niveau und die Luftströnung geht von oben nach unten. Ich habe schon viele Gelehrte von dieser eigenthümlichen Erscheinung in Kenntniß gesetzt, ohne jemals eine erträgliche Erklärung für die entgegengesetzten Luftströmungen gehört zu haben."

Wir waren noch damit beschäftigt, allerhand Hypothesen aufzustellen, als uns ein Mädchen mit einem einspännigen Wagen begegnete, der mit Braunkohlen beladen war, und ich erfuhr zu meiner Ueberraschung, daß sich unter dem Wattenmeere ein Braunkohlen- und Seetorflager befindet, welches in so hohem Grade mit Resten ehemaliger Baumstämme angefüllt ist, daß über seinen Ursprung kein Zweifel herrschen kann. Es sind untergegangene Wälder, die einst in üppigster Pracht ihre schlanken Aeste gen Himmel streckten, wo jetzt die Wellen der Nordsee ihr tolles Spiel treiben. Ob sich das Braunkohlenlager unter die Insel erstreckt, ist zweifelhaft; man hat wenigstens die Entdeckung gemacht, daß es weiter in die See hinaus mächtiger ist, als unmittelbar an der Küste, und da die Regierung bisher Alles vernachlässigt hat, was zur Entwickelung der Inseln hätte dienen können, hat von Bohrversuchen und Nachgrabungen an passenden Lokalitäten natürlich keine Rede sein können.

An einer anderen Stelle wurde ich auf die Fabrikation von Düngerkuchen aufmerksam gemacht, und ich erfuhr von meinem Mentor, daß die fleißigen Sylter den Kuhdünger wie Lehm, den man zu Ziegeln verarbeiten will, mahlen und mit Wasser umrühren, bis er sich in kleine Kuchen von der Form und Größe gewöhnlicher Handkäse zusammendrücken und an der Luft trocknen läßt. Damit von dem unentbehrlichen Brennmateriale aber nichts verloren geht, werden die Kuchen auf ausgebreiteten Segeltüchern getrocknet und dann vorsichtig und behutsam in der Feuerungskammer aufgespeichert.

Während Herr Hansen auf diese Weise gewissenhaft dafür sorgte, daß mein Schatz von Kenntnissen über Sylt von Stunde zu Stunde zunahm, trieb Jens seine kleinen Pferde im raschen Trabe über die gänzlich unangebaute Haide, die sich zwischen Rampen und den Dünen erstreckt, und nach einer Fahrt von einer halben Stunde, oder mehr, hielten wir abermals vor diesen „Alpen des Meeres".

Es war ein schöner, sonniger Tag, und es rührte sich kaum ein Lüftchen. Todtenstille ringsum! Die Flut wälzte sich langsam und kaum wahrnehmbar gegen das Ufer; das graue Meer war wie mit einem Silberschleier bedeckt, und die Möven, die hin und wieder auf ihren langen Flügeln in der lauen Sommerluft regungslos zu schweben schienen, trugen nur dazu bei, dem ganzen Bilde einen geisterhaften Hauch zu verleihen. Wir standen auf der höchsten Düne und blickten lange träumerisch hinaus auf das Meer; in weiter Ferne schien ein Haus aus dem Wasser emporzutauchen — es war die Insel Amrum; weiter nach Süden stieg eine schwarze Rauchsäule in die Luft —, von einem österreichischen Kriegsschiffe, — vielleicht vom Schwarzenberg, der bei Helgoland mit Niels Juel so tapfer gekämpft? Ich setzte mich nieder und horchte; aber außer dem Schlage meines Herzens und dem feinen, geisterhaften Knistern des ewig rastlosen Dünensandes war in der entsetzlichen Oede kein Ton vernehmbar.

Wie lange ich in Träumereien versunken dagesessen haben mag, — ich weiß es nicht. Herr Hansen berührte meine Hand und sagte: „Jene Schlucht ist das Ose-Thal! Hier in der schrecklichen Einsamkeit hat ein Sylter Todtschläger fünf Jahre zugebracht, ohne daß außer seiner Gattin, Ose, Jemand auch nur geahnt hätte, wo er sich versteckt halte.

„Der Unglückliche hatte in einem Streite mit einem jütischen Dienstknecht zu einer Waffe gegriffen und durch einen verhängnißvollen Schlag dem Leben seines Knechtes ein Ende gemacht. Aus Furcht vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit flüchtete er in dieses Thal und grub in die Düne, die Ihnen gerade gegenüber liegt, eine Höhle, in welcher er sich bei Tage verbarg. Nachts aber, wenn tiefe Finsterniß ringsumher herrschte, schlich das treue Weib mit einem Körbchen voll Lebensmitteln herbei und suchte durch freundlichen Zuspruch das Gemüth ihres Gatten aufzurichten. Denken Sie sich, was es sagen will, durch fünf Jahre jede Nacht den weiten Weg nach und von den Dünen zurückzulegen; denken Sie sich, was es heißt, im Winter bei Sturm und Regen, im tiefen Schnee in diese entsetzliche Einsamkeit zu wandern, um dem unglücklichen, in tiefe Schwermuth versunkenen Gatten leibliche und geistige Nahrung zu bringen!

„Wie schwer es der armen Ose aber auch gewesen sein

mag, ihre nächtlichen Wallfahrten fortzusetzen und vor ihren Nachbarn zu verheimlichen, sie ertrug die Prüfung, die ihr von Gott auferlegt worden war, mit der Standhaftigkeit einer ächten Friesin, und würde vielleicht noch manches Jahr die Erhalterin und Pflegerin des heimlich verborgenen Gatten geblieben sein, wenn ihre Zusammenkünfte mit ihm nicht endlich Folgen gehabt hätten, die sie vor den übrigen Frauen auf Sylt nicht verheimlichen konnte.

„Nun müssen Sie aber wissen, daß unsere Sylterinnen keusche und ehrbare Weiber sind, denen die Ehre ihres Geschlechtes mehr gilt, als alle Güter der Erde, und Sie können darnach ermessen, in welche Seelenpein die arme Ose versetzt war, die nun die Wahl hatte, den Vater ihres Kindes zu nennen, und ihn damit zugleich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, — oder ihn zu verheimlichen und ewige Schande auf sich und ihre ganze Familie zu laden.

„Ose wählte das einzig richtige Mittel. Sie entdeckte

Krummschließen eines Sylters in Gegenwart seiner Frau. (S. 198.)

ihrem Gatten ihren Zustand und verlangte von ihm, daß er ihre Ehre retten möge. ‚Wollen die Menschen dich bestrafen,‘ sagte sie, ‚so ertrage mit männlicher Kraft dein Schicksal; bedenke aber wohl, daß ich aufhören müßte dich zu lieben, wenn du aus Rücksicht für dein Leben meine und unseres Kindes Ehre dem Gespötte der Welt preis gäbest.‘

„Diese einfachen Worte überzeugten ihren Gatten, daß ihm keine Wahl bliebe, und das treue Paar beschloß, am nächsten Sonntage, wenn Männer und Frauen in der Kirche versammelt wären, aus dem heimlichen Versteck hervorzutreten, und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit hinzunehmen, was ihnen beschieden sein würde.

„Inzwischen hatten die Frauen, die bisher mit Ose im täglichen Verkehr gestanden, und denen es längst aufgefallen war, daß sie ihren häuslichen Geschäften nicht mit gewohnter Emsigkeit nachging, längst angefangen, sich ihre Vermuthungen zuzuflüstern, und es hatten es schon einige für ihre Pflicht gehalten, in die Unglückliche zu dringen, sie möge ihren Fehltritt bei Zeiten eingestehen, damit wo

möglich noch Rath geschafft werden könne, um ihre Ehre zu retten.

„Ose hatte auf diese wohlgemeinten Zureden nur mit stummen Thränen geantwortet und höchstens die Betheuerung ausgesprochen, daß sie den ehrbaren Weibern von Sylt niemals gegründete Ursache geben würde, einen Stein auf sie zu werfen.

„Sie merkte aber den Weibern ihres Dorfes an, daß sie ihrer Betheuerung wenig oder keinen Glauben schenkten, und sah mit Schmerz, daß sich eine nach der andern von ihr zurückzog, und sie höchstens eines mitleidigen Blickes statt eines freundlichen Zuspruches würdigte. Unfähig, diesen Zustand länger zu ertragen, hatte sie ihren Gatten bewogen, seinem Schlupfwinkel zu entsagen und den Tod dem Verluste ihrer Ehre vorzuziehen, und als endlich der Tag heranbrach, an welchem er ihr für ihre treue Liebe und Pflege sein Leben zum Opfer bringen sollte, führte sie ihn mit dem strahlenden Auge eines ehrbaren, sittsamen und tugend-

Mißhandlung des alten Clausen. (S. 198.)

haften Weibes in die dichtgefüllte Kirche ihres Heimatsdorfes und sagte mit lauter Stimme: ‚Ihr Männer und Frauen von Sylt! Hier steht der Vater meines Kindes, das ich noch unter dem Herzen trage; hier steht der Todtschläger, den Ihr wie ein gehetztes Wild verfolgt habt, um ihn dem Nachrichter zu übergeben. Fünf Jahre lang habe ich ihn verborgen gehalten; fünf Jahre lang habe ich Gott den Herrn gebeten, ihm seine rasche That zu verzeihen; möge er Euere Herzen erweichen, damit Ihr ein mildes Urtheil fällt.‘

„Der Eindruck, den die einfachen Worte der wackeren Ose und der Anblick ihres durch fünfjährige Leiden und Entbehrungen mancher Art gebeugten Gatten auf die versammelte Gemeinde machte, war ein unbeschreiblicher. Jeder, der Ose in Verdacht gehabt hatte, gegen Tugend und Sitte gesündigt zu haben, drängte sich heran, um feierlich Abbitte zu leisten, und Alle, die bisher den Todtschläger als einen verlornen Sünder betrachtet, dem man nicht schnell genug den Prozeß machen könne, vereinigten sich, ihn in ihrer Mitte willkommen zu heißen.

mag, ihre nächtlichen Wallfahrten fortzusetzen und vor ihren Nachbarn zu verheimlichen, sie ertrug die Prüfung, die ihr von Gott auferlegt worden war, mit der Standhaftigkeit einer ächten Friesin, und würde vielleicht noch manches Jahr die Erhalterin und Pflegerin des heimlich verborgenen Gatten geblieben sein, wenn ihre Zusammenkünfte mit ihm nicht endlich Folgen gehabt hätten, die sie vor den übrigen Frauen auf Sylt nicht verheimlichen konnte.

„Nun müssen Sie aber wissen, daß unsere Sylterinnen keusche und ehrbare Weiber sind, denen die Ehre ihres schlechtes mehr gilt, als alle Güter der Erde, und können darnach ermessen, in welche Seelenpein die a Ose versetzt war, die nun die Wahl hatte, den Vater i Kindes zu nennen, und ihn damit zugleich dem strafen Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, — oder ihn zu heimlichen und ewige Schande auf sich und ihre ganze milie zu laden.

„Ose wählte das einzig richtige Mittel. Sie entd

Krummschließen eines Sylters in Gegenwart seiner Frau. (S. 198.)

ihrem Gatten ihren Zustand und verlangte von ihm, daß er ihre Ehre retten möge. ‚Wollen die Menschen dich bestrafen,‘ sagte sie, ‚so ertrage mit männlicher Kraft dein Schicksal; bedenke aber wohl, daß ich aufhören müßte dich zu lieben, wenn du aus Rücksicht für dein Leben meine und unseres Kindes Ehre dem Gespötte der Welt preis gäbest.‘

„Diese einfachen Worte überzeugten ihren Gatten, daß ihm keine Wahl bliebe, und das treue Paar beschloß, am nächsten S[illegible]enn Männer und Frauen in der Kirche versammelt wären, aus dem heimlichen Versteck hervo treten, und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit hi nehmen, was ihnen beschieden sein würde.

„Inzwischen hatten die Frauen, die bisher mit Os täglichen Verkehr gestanden, und denen es längst a fallen war, daß sie ihren häuslichen Geschäften nicht gewohnter Emsigkeit nachging, längst angefangen, sich Vermuthungen zuzuflüstern, und es hatten es schon ei für ihre Pflicht gehalten, in die Unglückliche zu drin sie möge ihren Fehltritt bei Zeiten eingestehen, damit

möglich noch Rath geschafft werden könne, um ihre Ehre zu retten.

„Ose hatte auf diese wohlgemeinten Zureden nur mit stummen Thränen geantwortet und höchstens die Betheuerung ausgesprochen, daß sie den ehrbaren Weibern von Sylt niemals gegründete Ursache geben würde, einen Stein auf sie zu werfen.

„Sie merkte aber den Weibern ihres Dorfes an, daß sie ihrer Betheuerung wenig oder keinen Glauben schenkten, und sah mit Schmerz, daß sich eine nach der andern von ihr zurückzog, und sie höchstens eines mitleidigen Blickes statt eines freundlichen Zuspruches würdigte. Unfähig, diesen Zustand länger zu ertragen, hatte sie ihren Gatten bewogen, seinem Schlupfwinkel zu entsagen und den Tod dem Verluste ihrer Ehre vorzuziehen, und als endlich der Tag heranbrach, an welchem er ihr für ihre treue Liebe und Pflege sein Leben zum Opfer bringen sollte, führte sie ihn mit dem strahlenden Auge eines ehrbaren, sittsamen und tugend-

Mißhandlung des alten Claußen. (S. 198.)

haften Weibes in die dichtgefüllte Kirche ihres Heimatsdorfes und sagte mit lauter Stimme: ‚Ihr Männer und Frauen von Sylt! Hier steht der Vater meines Kindes, das ich noch unter dem Herzen trage; hier steht der Todtschläger, den Ihr wie ein gehetztes Wild verfolgt habt, um ihn dem Nachrichter zu übergeben. Fünf Jahre lang habe ich ihn verborgen gehalten; fünf Jahre lang habe ich Gott den Herrn gebeten, ihm seine rasche That zu verzeihen; möge er Euere Herzen erweichen, damit Ihr ein mildes Urtheil fällt.‘

„Der Eindruck, den die einfachen Worte der wackeren Ose und der Anblick ihres durch fünfjährige Leiden und Entbehrungen mancher Art gebeugten Gatten auf die versammelte Gemeinde machte, war ein unbeschreiblicher. Jeder, der Ose in Verdacht gehabt hatte, gegen Tugend und Sitte gesündigt zu haben, drängte sich heran, um feierlich Abbitte zu leisten, und Alle, die bisher den Todtschläger als einen verlornen Sünder betrachtet, dem man nicht schnell genug den Prozeß machen könne, vereinigten sich, ihn in ihrer Mitte willkommen zu heißen.

„Am schönsten benahm sich der würdige Geistliche. Er stieg von seiner Kanzel herab, führte das treue Paar vor den Altar und sprach mit thränenerstickter Stimme den Segen über den Unglücklichen, der für seine unüberlegte That so schrecklich gebüßt hatte. ‚Die Engel des Himmels jubeln über einen bekehrten Sünder,‘ sagte er, ‚und Ihr, Männer und Richter von Sylt, solltet den Stab über ihn brechen wollen? Ich, ein Diener des Herrn, bitte um die Freundschaft dieses vielgeprüften Mannes, und fühle mich tief ergriffen, indem ich in das Auge seiner unvergleichlichen Gattin blicke. Wer von Euch ein menschliches Herz im Busen trägt, und wer selbst hofft, daß der allmächtige Vater sich seiner erbarmen möge, der befolge mein Beispiel und reiche dem wiedergefundenen Landsmanne die Hand.‘

„Männer und Frauen beeilten sich, das Beispiel ihres würdigen Seelsorgers zu befolgen, und verlangten einstimmig, mit der treuen Ose und ihrem Gatten das Abendmahl zu nehmen, und als dieß unter häufigen Thränen der beiden Eheleute geschehen war, führte der Geistliche die tugendhafte Frau im vollen Priesterornate nach ihrer Wohnung, — eine Ehre, die vorher und nachher keiner Sylterin widerfahren ist. Ose lebte aber noch viele glückliche Jahre an der Seite ihres Gatten, und ihr Andenken hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.“

„Ihre Sagen und Bilder haben alle einen tiefernsten und melancholischen Anstrich,“ unterbrach ich Herrn Hansen; „können Sie mir keine heitere Erinnerung an Sylt mitgeben?“

„Heute Abend, wenn unsere Mädchen und Weiber bei Frau Groth mit den schlanken Jägern tanzen und den Kaiser leben lassen,“ entgegnete mein Mentor; „heute Abend wird es nicht an lebensfrohen Bildern fehlen; aber hier? Hier am Strande der Nordsee? Sehen Sie dort die winzigen Häuschen hinter den Dünen hervorlugen? Dort liegt Rantum, einst das größte friesische Dorf; jetzt stehen nur noch ein paar elende Hütten, die täglich unter den Dünen begraben zu werden drohen; weff' Geistes die Bewohner Rantums aber gewesen sind, mögen folgende Thatsachen beweisen.

„Inge Mannes und Buh Tannen waren Nachbarn und hatten länger als ein halbes Menschenalter neben einander gewohnt. Inge Mannes hatte ihren Gatten und ihre Kinder früh dahinsterben sehen, und Buh Tannen war seit Jahren Wittwer gewesen und hatte seinen einzigen Sohn auf der See verloren. Das gleiche Schicksal hatte die beiden alten Leute an einander gekettet; sie suchten sich gegenseitig zu trösten, indem sie sich aus der heiligen Schrift vorlasen und sich auf das ewige Leben vorbereiteten; kein Tag verging, ohne daß Buh Tannen nach Inge Mannes gesehen, und kein Abend verging, ohne daß Inge Mannes bei Buh Tannen vorgesprochen und ein Stündchen mit ihm geplaudert hätte. Wenn sie aber Abends von einander schieden, legten sie die alten zitternden Hände in einander; die greise Wittwe sprach mit ihrer tiefernsten Stimme: ‚gute Nacht, Buh Tannen,‘ und der alte Mann erwiederte den einfachen Gruß mit den Worten: ‚gute Nacht, Inge Mannes‘.

Jahre waren auf diese Weise verstrichen, und wie die Spanne Zeit, welche den beiden alten Leuten noch zu leben bestimmt sein mochte, immer kürzer wurde, so nahm das Fleckchen Erde, das sie ihre Heimat nennen durften, von Tag zu Tage ab, und die Dünen schritten unaufhaltsam gegen ihre kümmerlichen Hütten vor und drohten mit sicherem und unausbleiblichem Verderben. Jeden Anderen würde die Gefahr, unter den Dünensand begraben zu werden, zum Verlassen der Heimat bewogen haben; Inge Mannes und Buh Tannen spotteten aber des warnenden Zuspruches ihrer Freunde und fragten Jeden, der ihnen vorzustellen suchte, daß der nächste Sturm die schreckliche Katastrophe herbeiführen könne, ob er sicher sei, daß Sturm und Wellen sein Dach verschonen würden? Da aber Niemand diese Frage mit voller Zuversicht beantworten konnte, trösteten sich die beiden alten Leute mit dem Gedanken, daß ihre Tage vom Herrn gezählt seien, und daß sie umsonst versuchen würden, sich dem himmlischen Rathschlusse zu entziehen.

„Es kam in der That auch ganz anders, als die besorgten Freunde geglaubt hatten. Eine heftige Sturmflut überschwemmte den größten Theil von Sylt; das niedrig gelegene und kümmerlich gebaute Häuschen Inge Mannes vermochte nur kurze Zeit dem Anprall der Wogen zu widerstehen, und als es endlich zusammenbrach und mit seiner Bewohnerin fortgerissen wurde, da rief sie ihrem Nachbarn, der sich auf die Düne gerettet und umsonst versucht hatte, ihr Hülfe zu leisten, ‚gute Nacht, Buh Tannen‘. Der tieferschütterte Greis blickte ihr lange nach; als sie endlich von einer Welle ergriffen und auf den Meeresboden gesenkt wurde, rollte eine Thräne aus seinen Augen, und mit tiefer, klangloser Stimme sprach er ihr nach: ‚gute Nacht, Inge Mannes‘.

„Bald nach dieser Katastrophe sahen sich die Rantumer bewogen, ihre Kirche auf Abbruch zu verkaufen, weil sie sich sagen konnten, daß sie doch nächstens von den Wellen weggerissen, oder von den Dünen verschüttet werden würde, und Ebe Pohn, ein frommer und gottesfürchtiger Schiffskapitän, kaufte sie im Jahre 1801 für die Summe von hundert Reichsthalern. Als es aber an das Abbrechen und Wegräumen ging, machte sich der Käufer Gewissensbisse über Altar und Kanzel, und es wollte ihm nicht in den Sinn, daß man Beides zu Brennholz verwenden könne, ohne schwere Sünde auf sein Gewissen zu laden; er entschloß sich daher, den Altar in seiner Kajüte anzubringen und die Kanzel auf dem Quarterdeck aufzustellen, und da er meinte, hiermit ein gottgefälliges Werk gethan zu haben, nannte er sein Schiff ‚Segen von Oben‘, und bildete sich ein, daß es nunmehr unter dem ganz speziellen Schutze der Vorsehung stände, so daß die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln ganz überflüssig wären. In diesem Wahne unterließ er es eines Tages, während eines starken Eisganges, sein Schiff an einen sicheren Ort zu bringen, wo es gegen die Eismassen geschützt gewesen wäre; ja, seine Zuversicht in Gottes speziellen Schutz ging so weit, daß er an's Land sicht und sein Schiff ohne alle Aufsicht ließ. Bald sollte er aber erfahren, daß er sich gar zu sehr auf Kanzel und Altar und deren Einfluß auf Wind und Wellen verlassen hatte; denn das schwache Anker vermochte dem heftigen Andrange des Meeres nicht zu widerstehen, und der ‚Segen von Oben‘ trieb wohlgemuth von dannen, bald gegen eine Sandbank,

bald gegen Eisschollen stoßend, jeden Augenblick aber in Gefahr, in tausend Trümmer zerschellt zu werden.

‚Will der liebe Gott mein Schiff nicht schützen, so, wird er sich meiner erbarmen‘, dachte Ebe Pohn, und ohne sich zu besinnen, sprang er auf eine mächtige Eisscholle, in dem festen Glauben, daß sie an das Schiff treiben und ihm Gelegenheit geben würde, an Bord zu klettern; sei es nun aber, daß die Eisscholle den Gesetzen der Natur lieber gehorchen wollte, als dem Stoßgebete des gottesfürchtigen Schiffskapitäns, oder haben andere Einflüsse sich geltend gemacht, sicher ist, daß Ebe Pohn weit in das Meer hinausgetragen und nach allen Himmelsgegenden, nur nicht nach seinem Schiffe geführt wurde. Es war nämlich Ebbe eingetreten, mit den zurücktretenden Wassern schwammen die Eismassen in die hohe See zurück, und da sich überall Strömungen befinden, die sich nach der Tiefe des Fahrwassers richten, mußte Ebe Pohn wider Willen weit über das Wattenmeer in die mit Eisschollen bedeckte Nordsee hinausfahren. Er verlor aber den Muth nicht und tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Flut ihn wieder zurücktragen und an Bord seines ‚Segens von Oben‘ bringen würde; anstatt daher zu jammern und sich kleinmüthigen Gedanken hinzugeben, sang er Psalmen und geistliche Lieder, und als endlich die Flut eintrat, trieb in der That seine Eisscholle gegen den Bugspriet seines Schiffes, so daß er mit einem kühnen Sprunge an Bord kam. Mit Hülfe eines Segels, das er mit größter Seelenruhe aufzog, gelangte er in den schützenden Hafen, und am Abend desselben Tages saß er im Kreise von Freunden und Bekannten und ermahnte, unter Hinweis auf sein glücklich bestandenes Abenteuer, zum festen Vertrauen auf Gottes Schutz und Barmherzigkeit.

„Mehr als diese Anekdote wird Sie vielleicht die nicht minder wahre Geschichte von Paul Corneliussen Lund und seiner Braut Moiken Peter Ohm interessiren, und wenn sie auch, — wie alle Sylter Erinnerungen — einen schwermüthigen Charakter hat, so kennzeichnet sie doch eben den eigenthümlichen treuen und vertrauensvollen Sinn unserer Friesen. Paul Corneliussen Lund war ein Seefahrer, der sich mit der Tochter seines Nachbars, der eben so schönen wie tugendhaften Moiken Peter Ohm verlobt hatte; noch eine glückliche Reise nach China, und der Priester legte die Hände des liebenden Paares in einander; noch eine kurze Spanne Zeit, und die Hoffnungen und Wünsche der schönen Braut waren erfüllt! — Aber Paul Corneliussen Lund war ein stolzer und eigensinniger Mann, der sich mit hochfahrenden Plänen trug und es nicht duldete, daß seine Braut einem anderen Manne freundlich und herzlich begegnete, wie dieß sonst auf unserer Insel üblich ist. Er verlangte vielmehr von dem Mädchen, das er doch zu schützen und liebevoll durch's Leben zu führen versprochen hatte, daß es nur für ihn Auge und Ohr haben, und allen anderen Burschen auf Sylt kalt den Rücken kehren solle.

„Da nun die sanfte Moiken sich bewußt war, daß sie niemals, weder mit Worten noch in Gedanken gegen einen anderen Mann freundlicher gewesen, als sich mit ihrer eigenen Ehre vertrug, konnte sie es nicht über sich gewinnen, die übertriebene Forderung ihres Verlobten zu erfüllen, und sie suchte ihm durch freundliches Zureden begreiflich zu machen, daß er entweder seine Eifersucht bekämpfen, oder wenn er dieß nicht könne, ihrer Hand entsagen müsse. So freundlich und herzlich ihre Vorstellungen auch waren, so wenig trugen sie dazu bei, ihren Geliebten von dem Thörichten und Unvernünftigen seiner Eifersucht zu überzeugen, ja, er glaubte in ihrer Weigerung den besten Beweis für ihr heimliches Einverständniß mit einem Anderen zu finden, überhäufte sie mit bitteren Vorwürfen und schied endlich mit einem schrecklichen Schwure, nie wieder seinen Fuß auf Sylt setzen zu wollen. Hätte der Unglückliche nur einen Blick in das todtenbleiche Antlitz seiner Braut geworfen, so würde er wahrscheinlich, anstatt sich lieblos von ihr zu wenden, vor ihr niedergekniet sein und sie um Verzeihung gebeten haben; hätte Moiken nur so viel Kraft gehabt, ihn zurückzurufen, als er hastigen Schrittes von ihr schied, so würde die Liebe ihr Worte verliehen haben, um die finstere Nacht von seinem Gemüthe zu verscheuchen; aber er hatte nicht den Muth, in das schmerzbewegte Antlitz der armen Moiken zu schauen, und ihr gebrach es an Kraft, ihn durch ein freundliches Wort zu besänftigen und zu sich zurückzurufen. Regungslos blieb das unglückliche Mädchen stehen und blickte dem scheidenden Geliebten lange, lange Zeit nach; sie sah, wie er einen Kahn vom Ufer losband, sie sah, wie er das Segel aufzog und das Steuerruder ergriff, und wenn auch tausend heiße Thränen über ihre Wangen perlten, — es gebrach ihr an Kraft, durch einen lauten Schmerzensruf ihrem gefolterten Herzen Luft zu machen. Erst spät am Abend kehrte Moiken in das elterliche Haus zurück, und als ihre Angehörigen sie fragten, warum sie so geisterhaft bleich sei, erwiederte sie, daß ihr Verlobter in See gestochen sei und erst nach langer Zeit wiederkehren würde; da aber das plötzliche Abreisen der Seeleute von der Insel nichts Ungewöhnliches ist, so beruhigten sich die Freunde der verlassenen Braut mit dem Gedanken, daß es allen anderen Mädchen nicht besser erginge als Moiken, und man fand ihr Loos nicht härter, als das ihrer Schwestern auf allen friesischen Inseln.

„Jahre waren vergangen. Moiken hatte mit hoffender Seele auf die Wiederkehr des Geliebten gewartet, und in dem festen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und im Bewußtsein ihrer Tugend und Unschuld war es ihr nicht in den Sinn gekommen, daß Paul Corneliussen seinem schrecklichen Eidschwur treu bleiben würde. ‚Wenn es Gottes Wille ist, wird er heimkehren‘, war ihr beständiger Trost, und wenn andere Männer, die ihren treulosen Bräutigam für längst verschollen hielten, sich um ihre Hand bewarben, antwortete sie: ‚wie mögt Ihr um die Gunst eines Mädchens buhlen, das einem Anderen gehört?‘ Wagte es aber Einer oder der Andere an die Möglichkeit zu erinnern, daß Paul Corneliussen untreu geworden, sich in der Fremde ein anderes Weib genommen, oder gar von den Wogen des Meeres verschlungen worden sei, so lächelte sie mit einer Zuversicht über diese Aeußerungen, und sprach so überzeugend von Gottes Barmherzigkeit, daß Niemand es über sich vermocht hätte, ihr den seligen Wahn zu nehmen, daß der Geliebte wiederkehren und sie vor den Altar führen würde.

„Zwanzig volle Jahre waren in dieser Weise verstrichen, ohne daß irgend eine Kunde von Paul Corneliussen nach Sylt gedrungen wäre; zwanzig volle Jahre hatte Moiken

mit liebender Seele auf die Wiederkehr gehofft, als endlich im Winter des Jahres 1815 ein Mann mit langem grauem Barte auf einer Eisscholle treibend in der Nähe von Keitum aufgefischt wurde. Er war so erstarrt, daß er unfähig war zu sprechen, und selbst als er in dem Hause eines mitleidigen Seefahrers erfrischt und gestärkt worden war, schien es ihm Mühe zu machen, einzelne Worte zu stammeln; war aber seine Zunge wie gelähmt, so waren die Augen um so thätiger und rastloser; sie bewegten sich fortwährend und schienen einen Gegenstand zu suchen, den der ehrliche Schiffer sich umsonst abmühte zu errathen. So oft die Thür zu dem Kämmerlein geöffnet ward, in dem er mit Speise und Trank erquickt wurde, flog eine leise Röthe über seine geisterhaft eingefallenen Wangen, die Lippen bewegten sich mechanisch, als wollten sie einen Namen aussprechen, die Augen funkelten; — aber die Aufregung wich in der nächsten Sekunde, um einer größeren Schwäche und Ermattung Platz zu machen.

„Die Nachricht, daß ein Fremder den Uebergang vom Festlande nach Sylt gewagt und auf dem Treibeise halb erfroren gefunden worden sei, verbreitete sich wie ein Laufeuer über Sylt und drang auch zu den Ohren der treuen Moiken, und da der Unglückliche und vom Schicksal Heimgesuchte am ehesten bereit ist, Leidensgefährten beizustehen, eilte sie auf die erste Kunde nach dem Hause des Schiffers, um dem Fremden ihre Pflege angedeihen zu lassen.

„Trotz ihrer Jahre, — sie mochte sechs- bis achtunddreißig Jahre zählen, — war Moiken noch immer ein schönes Mädchen zu nennen; die tiefe Schwermuth, welche auf ihren Zügen lagerte, gab ihr einen unaussprechlich sanften und milden Ausdruck; aus ihren großen blauen Augen leuchteten Herzensgüte und Frömmigkeit; ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, zum Herzen sprechenden Klang bekommen, und Jeder, dem sie sich näherte, betrachtete sie mit einem Gemisch von Bewunderung und Mitleid. Ihr Eintritt in das kleine Stübchen, in welchem der Schiffer mit seiner Frau neben dem Lager des Fremden saß, und dessen steigende Unruhe und Ungeduld als ein Zeichen des nahen Todes betrachtete, wirkte daher auf die braven Leute beruhigend ein, und sie erhoben sich schweigend, indem sie ihr Platz machten, damit sie den Kranken durch freundlichen Zuspruch auf sein letztes Stündlein vorbereiten möchte. Moiken würde das auch ohne Zweifel gethan haben, wenn der Kranke sich nicht plötzlich aufgerichtet, sie mit einem durchbohrenden Blicke angestarrt und ihr die zitternden Arme entgegengestreckt hätte; im ersten Augenblick erschrak sie über das Aussehen und die Bewegungen des Unglücklichen; allmälig veränderten sich aber ihre Züge, die Augen drohten aus ihren Kreisen zu treten, der Mund hing schlaff herab, alles Blut schien aus den Wangen gewichen, und sie mußte die Hand auf die Schulter des Schiffers legen, um nicht zusammenzubrechen.

„‚Moiken,‘ stammelte endlich mit tiefer Grabesstimme der Kranke, — ‚Moiken, vergib!‘

„Das unglückliche Mädchen warf sich dem Wiedergefundenen mit einem lauten Schrei an die Brust; ein langer seliger Kuß auf seine kalten blassen Lippen, ein wonniges seliges Umarmen — und — —“

„Nun, — und?“

„In der Schifferhütte lag eine Leiche, und neben der Leiche saß eine Wahnsinnige, die still vor sich hinstarrte und schwermüthige Weisen sang.

„Ich habe sie persönlich gekannt und erinnere mich sehr wohl,“ fuhr Herr Hansen fort, „wie sie jahrelang täglich auf die Landvogtei ging und mit ewig gleichbleibender Stimme fragte: ‚Is keen Breef von min Brüdigam?‘ Und wenn man ihr antwortete, daß keine Nachricht da sei, rollten Thränen über ihre Wangen, während sie sich selbst zu trösten suchte, indem sie sagte: ‚Vielleicht morgen‘.“

Ein leiser Windhauch wirbelte den weißen Sand der Dünen in die Höhe und kräuselte die Wellen, die bisher im Silberschein zu unseren Füßen gespielt hatten; eine einsame Möve schoß aus der Luft herab und holte aus der unendlichen Fläche der Nordsee ein Fischlein; — in weiter, weiter Ferne tauchten die weißen Segel eines Schiffes aus dem Meere empor; — es war unheimlich ernst, und ich bat Herrn Hansen, mir doch irgend etwas zu erzählen, was keinen schwermüthigen Charakter habe.

„Wohlan,“ sagte er — „denken Sie sich das Meer, das jetzt wie ein Spiegel vor Ihnen liegt, in wilder Brandung gegen das Ufer peitschen; denken Sie sich einen rasenden Orkan, der ein Schiff bald hoch emporschleudert, bald in das Meer zu versenken droht; denken Sie sich den Augenblick, wo das Fahrzeug gegen das Felsenriff geschleudert und in Atome zerschellt wird, und wenn Sie ihre Phantasie mit dem entsetzlichen Bilde einer finstern, stürmischen Novembernacht, mit dem Untergange eines Kauffarteischiffes, mit dem Jammergeschrei der Matrosen und Passagiere geschwängert haben, dann ergötzen Sie sich an einer Verordnung vom Jahre 1820, in welcher befohlen wurde, daß die Rettungsboote, welche in die Brandung hinausführen, um den gestrandeten Schiffen Hülfe zu bringen, nur von der Windseite an das Schiff heransegeln sollten.“

„Unmöglich,“ entgegnete ich; „die Boote würden ja gegen das Schiff geschleudert und in Atome zerschellt werden —“

„Unmöglich, aber wahr,“ sagte Herr Hansen. „Die Boote sollten sich nur von der Windseite nähern, weil auf dem Schiffe ansteckende Krankheiten herrschen könnten; ebenso sollten angeschwemmte Leichen erst dann begraben werden, wenn sie vorher sorgfältig abgewaschen worden wären.“

„Aber das Meer hatte sie ja schon gewaschen —“

„Thut nichts. Die damalige schleswig-holstein'sche Regierung war anderer Ansicht als die beschränkten Unterthanen, und die wahnsinnige Verordnung wurde von studirten Herren aus Kiel erlassen; erst als der Strandvogt von Sylt sie mit der Bemerkung zurückschickte, daß man ihm lieber die Pest als solch' ein Gesetz auf den Hals schicken möge, ward das Ungeheuer zurückgenommen.“

Ich athmete förmlich auf, als ich Herrn Hansen von den Beamten sprechen hörte; denn es erregt mir einen angenehmen nervösen Kitzel, mir einen blassen, von seiner eigenen Wichtigkeit schwindsüchtig gewordenen Menschen mit einem „Schreiberärmel“ auf dem edlen Arme vorzustellen, der in der staubigen Amtsstube Verordnungen erläßt, die das Licht der Sonne nicht ertragen können. Solche Menschen sind die Todtengräber des Volkslebens, und da das Volksleben

mich anspricht und in hohem Grade interessirt, geht es mir wie dem alten Thersites, der bei der Belagerung von Troja unausgesetzt seine Galle ausließ. Ich kann einen Bureaukraten nicht ansehen, ohne ihm die Pest an den Hals zu wünschen, die sich der brave Strandvogt von Sylt so männlich verbat.

Es war spät geworden; wir schieden von den Dünen und fuhren nach Keitum, wo fröhliche Jodler und lustige Musik uns entgegen tönten. Das ganze Dorf war festlich geschmückt; überall wehten Fahnen, einzelne Virtuosen hatten Transparente angebracht, Blumenkränze schmückten Thüren und Fenster, — die schönsten Blumen waren aber im Saale der Frau Groth versammelt, und längs den Wänden saßen auf Stühlen und Bänken eine Zahl so schöner, so prächtig gewachsener, zierlich gekleideter, niedlicher und anmuthiger Mädchen und Frauen, daß ich überrascht stehen blieb, und voll gerechten Erstaunens eine liebliche Erscheinung nach der anderen musterte. Es ist schwer, ein hübsches Mädchen so zu schildern, daß der Leser oder Zuhörer es wieder erkennen würde, wenn er ihm auf einem Spazier-

Amrumer Fischerweib während des Sturmes. (S. 202.)

gange oder in einer Gesellschaft begegnete; es ist aber unmöglich, hundert und noch mehr junge Mädchen, die sämmtlich hübsch sind, die alle blaue Augen und prachtvolles blondes Haar haben, die alle den blendendsten Teint, kirschrothe Lippen und schneeweiße Zähne, und trotz dieser stereotypen Beigaben ihre eigenthümlichen, „holländischen" Reize besitzen (ich habe keinen anderen Ausdruck für die schlanken, weichgeformten, vollbusigen, edlen Gestalten der Sylterinnen) — es ist unmöglich, sage ich, — hundert solcher Mädchen und junger Frauen zu schildern, ohne seine eigene Frau eifersüchtig zu machen und dadurch schwere Sünde auf sein Haupt zu laden! Wie funkelten die schönen Augen, als ein Friese auftrat und den Kaiser von Oesterreich leben ließ! Wie hob sich ihre Brust, als sie dem Befreier ihrer Heimat ein Hoch brachten! Wie rötheten sich ihre Wangen, als sie den schmucken steirischen Jägern die Hand reichten, und wie elastisch schwebten sie nach dem Takte der Musik dahin, als endlich das Zeichen gegeben wurde, den frohen Tag froh zu begehen! Ich bin meiner Sache sicher, indem ich behaupte, daß der Kaiser von

Oesterreich, wenn er Zeuge gewesen wäre, an dem herzlichen Glückwunsche tugendhafter und glücklicher Mädchen mehr Freude gehabt haben würde, als an den steifen Komplimenten in der Hofburg.

Ich habe manchem Balle beigewohnt und bin manches Mal mit der Ueberzeugung nach Hause gegangen, daß die oder die Blondine, oder die oder die Brünette es mir angethan habe; aber der Wahrheit die Ehre, — ich bin von dem Balle der Frau Groth mit der Ueberzeugung geschieden, daß von allen Mädchen, die zugegen waren, jedes meine Achtung verdient, und ich bin überzeugt, daß die österreichischen Jäger, wenn sie einst in ihren Alpenthälern von ihren Erlebnissen sprechen, meiner lieben Landsmänninnen auf Sylt in ritterlicher Weise gedenken werden, wie wir sie stets als unsere tapferen Befreier lieben und achten wollen.

Und was haben diese treuherzigen Sylter und Syltерinnen unter dänischer Pöbelherrschaft gelitten! Wie schamlos hat der feige Bube Hammer, den die Kopenhagener mit Tordenskold vergleichen, wie niederträchtig hat der dänische Lieutenant Uldahl gegen sie gehandelt! Ich erröthe für diese beiden gemeinen Schurken, indem ich ihrer Unthaten gedenke, und so bereit ich immer bin, die dänische Wirthschaft zu schildern, so sehr sträubt sich mein Herz dagegen, wenn ich erzählen soll, wie auf den Inseln gewirthschaftet worden ist. Ich will mich daher begnügen, einzelne Thatsachen mitzutheilen, und mich beeilen, das schmutzige Bild vor den Augen des Lesers vorüberzuziehen.

Der Zollkontroleur Hammer auf Föhr war zum Kommandeur der dänischen Flotille in der Nordsee ernannt worden, und beherrschte durch seine Kanonenboote sämmtliche friesischen Inseln. Unter ihm kommandirte der königlich dänische Marine-Lieutenant Uldahl. Am 3. März 1864 kam es auf Sylt zu Ruhestörungen, weil Hammer zwei der angesehensten Männer, Lorenzen und Andersen, arretiren ließ. Die Sylter zogen in Masse vor das Haus des dänischen Kommandanten und verlangten die Freilassung ihrer Landsleute, und als Hammer seine Marinesoldaten aufstellte und damit drohte, scharf feuern zu lassen, riefen Weiber und Männer: „Nur zu! lieber sterben, als sich von Dir mißhandeln lassen!“ Ein alter Mann riß den Rock auf und hielt den Dänen mit den Worten: „Schießt zu, hier ist meine Brust!“ die nackte Brust entgegen. Die Haltung der auf's Aeußerste gereizten Friesen bewog Hammer, die unschuldig Arretirten wieder frei zu geben und zu versprechen, daß er fortan die Insel Sylt nicht mehr belästigen wolle; statt aber sein in dem ersten Schrecken gegebenes Versprechen zu halten, ließ er die Besatzung der Insel verdoppeln und schritt nunmehr zu Maßregeln, von denen ich nur folgende erzählen will.

Es befanden sich auf Sylt Männer vom Festlande, welche friesische Weiber geheirathet und sich auf der Insel niedergelassen hatten; sie waren militärpflichtig und hatten sich auf das Festland geflüchtet, um nicht gezwungen zu werden gegen ihre Befreier zu kämpfen. Da Hammer ihrer nicht habhaft werden konnte, verfiel er auf den teuflischen Gedanken ihre Weiber zu arretiren, damit die Liebe zu den Ihrigen die Flüchtigen unter die verhaßte Dannebrogsfahne rufen möge. In stockfinsterer Nacht wurde das Bubenstück ausgeführt. Starke Militärpatrouillen umzingelten die Häuser von drei vereinzelt wohnenden Frauen, und als sich die dänischen Helden überzeugt hatten, daß sie auf keinen Widerstand stoßen würden, schlugen sie die Thüren ein, rissen die wehrlosen Weiber aus den Betten und schleppten sie auf die Wache. Eins dieser unglücklichen Weiber hatte ein schwerkrankes zweijähriges Kind; die Mutter bat und flehte, bei ihrem hülflosen Lieblinge bleiben zu dürfen; sie stellte den Dänen vor, daß das Kind vor Angst Krämpfe bekommen, daß es ohne Hülfe und Pflege sterben könne, — umsonst! die Mutter ward mit Kolbenstößen vor die Thüre getrieben und das Kind blieb allein in dem Hause zurück!

Bei Tagesanbruch ging die Kunde des Geschehenen wie ein Lauffeuer über die Insel. Man erfuhr, daß die Weiber die ganze Nacht durch mit dänischen Soldaten in der Wachtstube eingesperrt gewesen waren, daß man ihnen Betten versagt und sie gezwungen habe, neben den rohen, sie beständig verhöhnenden Soldaten auf einer Bank zu sitzen, und daß es ihnen an jeder Bequemlichkeit und rücksichtsvollen Behandlung gebreche. Da traten die Weiber von Sylt zusammen und beschlossen, das Loos ihrer Schwestern zu theilen. Sie gingen zum Pastoren, stellten ihm das unmenschliche und unchristliche Benehmen Hammers vor, erinnerten ihn daran, daß er selbst verheirathet, daß es sein Beruf sei, Milde und Nächstenliebe zu lehren, und beschworen ihn endlich, ihnen behülflich zu sein, damit sie zu den Gefangenen gelassen würden.

Der Geistliche hatte für die Klagen der Syltерinnen nur taube Ohren, ja er entwürdigte sich so weit, daß er der Unglücklichen in den gemeinsten Ausdrücken spottete!

Vom Pastoren gingen die Weiber zu Uldahl; sie appellirten an seine Offiziers-Ehre, an die Ehre der dänischen Nation; — aber Uldahl erging sich in den gemeinsten Schimpfreden und zwang die Bittenden, sein Zimmer zu verlassen.

Zwei Nächte und einen Tag hatten die Gefangenen die scheußlichste Behandlung erduldet, als die flüchtigen Gatten vom Festlande herbeieilten, um ihre Weiber zu erlösen. Sie stellten sich unter die Fahne ihrer Todfeinde, versprachen gegen Deutschland zu kämpfen, ihre eigene Heimat den Dänen zu verrathen, — wenn ihre Familien nur geschont würden. Und was that Uldahl?

Er ließ einen der Unglücklichen in Eisen legen, und damit seine Schandthat doppelt niederträchtig würde, ließ er ihn in Gegenwart seiner Frau krumm schließen; er ließ die Frau mit dem gefolterten Ehegatten stundenlang allein, damit sie sich an seinen Qualen weiden könne!

Während Uldahl sich so weit vergaß, unschuldige Weiber zu mißhandeln, spielte Hammer gegen gefangene Männer von der Insel Föhr eine ebenso miserable Rolle.

Ich will wörtlich anführen, was mir einer der Mißhandelten in die Feder diktirt hat. „Ich heiße Heinrich Gottlieb Claußen und bin achtundsechzig Jahre alt. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1864 wurden ich und meine Söhne Anton Ethleff und Heinrich Gottlieb Claußen aus unseren Betten geholt und auf drei verschiedene Kanonenboote des Kapitän Hammer geschleppt, wo wir von den Matrosen auf das Empörendste mißhandelt wurden. Man

versagte uns Speise und Trank und sperrte uns in Räume ein, in denen wir weder stehen noch liegen konnten, sondern zusammengekauert sitzen mußten. Mittags um ein Uhr wurden wir ins Verhör geschleppt. Als ich dem Kapitän Hammer auf seine Aeußerung, ich sei ein Däne, antwortete, daß ich ein Deutscher sei und bleiben werde, schlug er mir altem Manne mit solcher Gewalt die geballte Faust in das Gesicht, daß mir das Blut aus dem Munde strömte und die Vorderzähne lose wurden. Nach mir kam mein Sohn Heinrich in's Verhör. Hammer fuhr ihn in derselben Weise an wie mich, und als er antwortete: „Meine deutsche Gesinnung können Sie nicht ändern," schlug er ihn mit einem Eichenstock auf den Kopf, daß er zur Erde fiel und mehrere Minuten bewußtlos liegen blieb. Als mein Sohn sich wieder aufrichtete und den Kopf auf den Arm gestützt um sich blickte, fragte Hammer: „Nun, hat es geholfen?" — „Ich bin und bleibe Deutschland treu," entgegnete mein Sohn, worauf Hammer von Neuem mit dem Eichenstocke über ihn herfiel und ihn schwer verletzte. Als er seine Wuth gekühlt, rief er den Matrosen zu: „Marsch, bringt mir den Bengel aus den Augen." Wir wurden hierauf wieder nach den Booten gebracht, von den Seeleuten mit Füßen gestoßen, deutsche Hunde genannt und auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Mein Sohn Ethleff wurde in derselben Weise regalirt wie ich und Heinrich, nur im Verhör wurde er nicht von Hammer geschlagen. Erst am 17. Juli Abends halb sieben Uhr, nachdem Hammer sich mit seiner ganzen Flotte dem preußischen Kanonenboote ‚Blitz' ergeben hatte, wurden wir erlöst und mit Speise und Trank erquickt."

In ähnlicher Weise wie diese beiden „Offiziere" benahm sich der Landvoigt Christian Lendrup auf Föhr. Dieser Ehrenmann betrog die Bauern um achttausend Thaler, und als sie des Betruges inne wurden, ihm auf das Comptoir rückten, vor ihm auf den Tisch schlugen und ihn einen Dieb und Spitzbuben nannten, erschrak er so, daß er den Raub wieder herausgab. Er schlug im Verhöre die Gefangenen an den Kopf, strafte den Kaufmann Daniel Johannsen in Wyck um achtzig Thaler, weil er ein Pfund Kaffee für acht Schillinge Courant statt für vierundzwanzig Schillinge Reichsmünze verkauft hatte, und peinigte die deutschgesinnten Bewohner mit der liebloseſten Grausamkeit, wo er nur Gelegenheit fand seine Gewalt zu üben.

Ich könnte Folianten mit solchen Aufzählungen füllen; aber mir zittert die Hand vor Aufregung über die unerhörten Scheußlichkeiten, und ich will den Leser nicht mit dänischen, sondern mit schleswig-holsteinischen Bildern unterhalten. Hammer hat sich einen Namen erworben wie einst Cartouche, nur Schade, daß er nicht Muth genug hatte, das auf den Watten feststitzende Kanonenboot anzugreifen und sich als tapferen Räuberhauptmann zu bewähren. Es klingt gar zu jämmerlich, wenn ein Mann, der gegen Wehrlose tapfer und muthig war, sich mit zweihundert und zwanzig Mann einem Schiffe ergibt, das nur von fünfzig Mann vertheidigt wurde, und das, weil es festgefahren, total wehrlos war. Wäre er ein Mann gewesen, so hätte er den Blitz geentert und wäre auf ihm nach Kopenhagen entwichen; da er eine feige Memme war, ergab er sich im festen Vertrauen auf den Edelmuth der Deutschen.

Ich bitte den Leser um Verzeihung, weil ich ihm von Hammer und Uldahl gesprochen habe; ich werde mich hinfüro hüten, in anständiger Gesellschaft von diesen beiden dänischen Koryphäen zu erzählen.

Die verwünschten Dänen haben mir alle Illusionen vertrieben, und so viel Mühe ich mir auch gebe, die hübschen Sylterinnen vor meine Seele zu zaubern, es will mir höchstens gelingen, den jütischen Kutscher Jens mit seinem kümmerlichen Fuhrwerk in meiner Laterna magica erscheinen zu lassen, und ich sehe ihn vorn auf einem Bündel Heu sitzen (das nachher von den Pferden gefressen werden wird), während ich neben Herrn Hansen Platz genommen habe und nach der Lister Tiefe und dem Königshafen fahre.

Ich habe es schon einmal erwähnt, muß es aber trotzdem wiederholen, daß die nördlichste Spitze der Insel Sylt schlechtweg List genannt wird, und daß sie bis zu dem Friedensschlusse von 1864 zu Dänemark gehörte, mithin eine der abgetretenen dänischen Enklaven ist, die jetzt wieder mit dem Mutterlande vereinigt wird. Der Grund, weßwegen Dänemark gerade diese, nur aus todten Sanddünen bestehende Ecke von Schleswig abtrennte und sich einverleibte, liegt einfach darin, daß an der östlichen Seite von List, also zwischen dem schleswig'schen Festlande und den Dünen, eine Rhede sich befindet, die selbst bei der niedrigsten Ebbe über siebenzig Fuß Wasser hält und durch ihre glückliche Lage zwischen Sylt, dem Festlande und der nördlich gelegenen Insel Romöe gegen Stürme gesichert ist. Es ist diese Rhede oder, wie man sie gewöhnlich nennt, „Lister Tiefe" in der That der beste und werthvollste Hafen der Nordsee, und sein Besitz ist für die künftige deutsche Flotte von unberechenbarer Wichtigkeit.

Die Lister Tiefe erstreckt sich westlich weit zwischen die Dünen und bildet ein Bassin, welches der Königshafen genannt wird, weil in ihm König Christian der Vierte von Dänemark die schwedische Flotte (Mai 1644) vernichtete.

Es war kaltes, unfreundliches Wetter, graue Regenwolken lagerten auf der dunklen Nordsee, der Wind wirbelte den Sand der Dünen empor und die Wogen spielten mit einem entmasteten Schiffe, das sie bald gegen das Ufer schleuderten, bald wieder zurückrissen, um es von Neuem gegen die Dünen zu werfen. Kein menschlicher Laut war vernehmbar, und nur die heiseren Töne der Möve und das melancholische Pfeifen der Austernfischer und Regenpfeifer mischten sich mit dem tiefen Gemurmel des Meeres. Nie habe ich ein ernsteres, feierlicheres, düstereres Bild in mich aufgenommen! Ein deutscher Hafen, groß genug, um die größte Flotte zu bergen, einsam und verlassen wie die Wüste im Innern Afrikas; eine Kette von Dünen, ein Bild des Todes, und doch zugleich des langsam, aber unerbittlich vorwärts schreitenden Verderbens; ein Schiff, vielleicht erst vor wenig Tagen unter Segenswünschen aus dem Hafen ausgelaufen, jetzt an einsamer Küste ein Spiel der Wellen, und endlich Vogelschwärme, die auf den Felseninseln des Polarmeeres ausgebrütet, die Wanderung nach dem wärmeren Süden angetreten hatten! Meilenweit keine menschliche Wohnung; Alles um mich her ein ewiges Ringen und Kämpfen der Nordsee mit den stummen, leblosen Dünen; jeder Wellenschlag eine Mahnung an Deutschland, die schützenden Nordseeinseln zu erhalten!

In weiter nebelgrauer Ferne tauchten die Inseln Romöe und Amrum aus dem Meere hervor — einst große, mächtige Theile des schleswig'schen Festlandes, jetzt dem sicheren Untergange geweihte Reste des Friesenreiches — Alles, Alles ein Bild des Todes, der ungeheuren Vernichtung und Verwüstung, während es Deutschlands heiligste Pflicht wäre, um jeden Preis dem Verderben Einhalt zu thun, und den einzigen Hafen, den die Vorsehung uns in der Nordsee geschenkt, zu retten und zu erhalten.

Gott im Himmel! Wenn wir einig wären und nicht mit ekelhafter Eifersucht unsere eigene winzige Persönlichkeit über das große Ganze stellten, was könnte nicht Alles erreicht werden! Die Friesen der Nordsee, die Küstenbewohner Oldenburgs, Hannovers und Schleswigs könnten zu neuem Leben wach gerufen werden und unsere Flotte zu der ersten Europas machen; ein neuer, großartiger Hansabund, dem sich Oldenburg, Hannover, die freien Städte und die Herzogthümer anschlößen, und der sich unter die Oberhoheit Preußens

Ulw Jansen findet seinen Sohn. (S. 206.)

stellte, könnte geschaffen werden, und wir, die wir jetzt so unmächtig sind auf dem Meere, würden in wenigen Jahren eine achtunggebietende Flotte besitzen, die ein Wort mit drein zu reden hätte, wenn es sich um die Ruhe Europas und die Ehre Deutschlands handelt.

Aber so lange die ganze geistige Kraft der Nation nur darauf gerichtet ist, Gefühlspolitik zu treiben und eine Einheit zu erträumen, anstatt sich an eine Macht anzuschließen und im Verein mit ihr die Einheit zu erzwingen; so lange wir schwärmen, anstatt zu handeln, wird Deutschlands Macht zur See ein frommer Wunsch bleiben, so lange werden die Inseln der Nordsee „unbekannte Größen" sein, die außerhalb des Wirkungskreises der Fortschrittspartei und des Nationalvereins liegen.

Wir Deutsche sind doch sonst so systematisch in Allem, was wir vornehmen; bauen wir ein Haus, so haben wir sicher monatelang über den Grund und Boden nachgedacht, auf dem es stehen soll; die Kieler Professoren haben ein ganzes Jahr oder noch länger darüber gestritten, wo das neue Universitätsgebäude aufgeführt werden soll; wer sich

Pferde und Wagen anschaffen will, bringt schlaflose Nächte zu, bis er endlich mit der Einrichtung des Stalles und der Wagenremise fertig ist — aber wo unsere Flotte einquartiert werden soll, daran denkt Niemand. Wir haben während des Flottenfiebers gesammelt, geschrieben und geredet; das ganze Deutschland war in Aufregung und wir waren wirklich so weit gekommen, daß wir aus den eingegangenen Beiträgen ein großes Kanonenboot hätten bauen können, wo aber dies Wunderboot liegen sollte — denn zu einer ewigen Pilgerfahrt auf dem Meere konnte man es doch nicht verurtheilen — daran dachten wohl die Wenigsten.

Jetzt haben wir Häfen (sie sind mit deutschem Blute erkauft) und wir hätten die beste Gelegenheit, eine Flotte zu bauen, aber Preußen darf nicht an der Spitze stehen, Oesterreich auch nicht, von den Kleinstaaten ist natürlich keine Rede, und bis in Frankfurt am Main der Kaiser thront, soll nichts geschaffen, nichts gethan werden. Bricht unterdessen der europäische Krieg aus, der uns Allen in's Gesicht starrt, blockiren französische, dänische und schwedische Schiffe unsere Häfen — nun, was dann?

Der einzige Staat, der eine Flotte halten kann, Preußen, soll keine haben, weil Bismark reaktionär ist und eigenmächtig handelt; Schleswig-Holstein darf sich an Preußen nicht anlehnen, weil dieses dadurch ein zu großes Uebergewicht be-

Der Königshafen. (S. 206.)

kommen würde, und wenn das Gewitter in Italien und am Rhein sich endlich entladet, dann soll der deutsche Bund die Herzogthümer schützen? Ich bin doch begierig, die Flotte zu sehen, die von Frankfurt a. M. auslaufen und in der Nordsee gegen die französischen Panzerschiffe kämpfen wird.

Ich gestehe es offen ein, daß ich ein abgesagter Feind des preußischen Gardetons bin und daß ich meine schleswig-holstein'sche Individualität nie aufgeben werde, aber ich bin auch ehrlich genug, um zu bekennen, daß ich nur zwei Wege sehe, die zur Einheit führen: Revolution oder Anschluß an die größte Macht Deutschlands, und da kann es wohl kaum zweifelhaft sein, welchen von diesen beiden Wegen ich vorziehe.

Denen, die meine Worte verlachen und die sich von der Sonderbündelei goldene Tage versprechen, rufe ich zu: „Geht nach Sylt, besteigt die Dünen und blickt hinaus in das unendliche Meer, und wenn ihr dann, das Herz voll trüber, ernster Gedanken, heimkehrt, dann wandert von einem deutschen Kleinstaat zum anderen, und wenn ihr aus eigener Anschauung Alles habt kennen lernen, dann, aber erst dann beantwortet mir die Frage: ‚Wer soll uns schützen, wenn Preußen das Unglück haben sollte, die ersten Schlachten am Rhein zu verlieren?'"

Müßte ich der Hoffnung entsagen, eine deutsche Flotte in den Häfen Schleswig-Holsteins zu begrüßen; wüßte ich, daß der engherzige Partikularismus obsiegen und die frisi-

schen Inseln ihrem eigenen Schicksale überlassen wird, so würde ich mit Heinrich Heine ausrufen:

„Schweigt, ihr Wogen und Möven!
Vorüber ist Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand."

Ich hatte lange schweigend vor mich hingeblickt, als mein Begleiter seine Hand auf meine Schulter legte und sagte: „Es ist nicht lange her, seit ein schwedisches Schiff hier an den Dünen strandete. Schreckliche Nordweststürme hatten durch mehrere Tage das Meer gegen die Dünen gepeitscht, und das Schiff war von einer Woge auf eine Sandbank geworfen worden, ohne daß die Mannschaft im Stande gewesen wäre sich an das Ufer zu retten. Sie sehen heute bei einer heftigen Brise die Brandung den Gischt hoch hinauf schleudern, können sich daher denken, wie das ganze Meer einem kochenden, schaumbedeckten Krater gleicht, wenn ein wüthender Orkan es aufwühlt. Nun stellen Sie sich ein Schiff vor, dessen Kiel unbeweglich fest sitzt, dessen Steuer machtlos geworden, das aber drei volle Tage und Nächte von einer Sturzwelle nach der andern gepeitscht und überspült wird; denken Sie sich, was es heißt, drei Tage und drei Nächte in der schrecklichsten Todesangst Angesichts der rettenden Küste aushalten zu müssen, ohne von den Bewohnern der Insel bemerkt zu werden, und Sie werden es begreifen, wie dankbar die unglücklichen Menschen den kecken Seeleuten der Insel Amrum waren, die von ihrem Kirchthurme das gestrandete Schiff entdeckt hatten und mit seltener Todesverachtung ihre gebrechlichen Boote in das tobende Meer hinausgeschoben hatten, um die Schiffbrüchigen zu retten.

„Ein Amrumer Seemann, Vater von vier kleinen Knaben, war der Erste, der sich bereit erklärte, das ungeheure Wagestück zu bestehen. Sein treues Weib wagte es nicht, ihn an seine Pflichten gegen sie und die Kinder zu erinnern, sondern folgte ihm schweigend bis an den Strand, half ihm das Boot in die Brandung zu schieben und warf sich endlich mit ihren Knaben auf die Kniee und betete zu Gott, daß er ihren Gatten geleiten möge. Der Anblick der Seinen feuerte den braven Mann nur zu vermehrter Thätigkeit an; wie sie für sein Leben beteten, so flehte die Mannschaft auf dem gestrandeten Schiffe um ihre Rettung, und da Gott es gewollt, daß er des Schiffes zuerst ansichtig werden sollte, war es auch sein Wille, daß er den Unglücklichen Beistand leistete. Von vier anderen rüstigen Männern begleitet, unternahm er das Wagestück, und nach unendlichen Mühen und Gefahren kam das Boot nahe genug, um die Rettung der ganzen Mannschaft bewerkstelligen zu können. Die Gestrandeten warfen ein Seil aus, dessen eines Ende an dem zertrümmerten Maste befestigt worden war, während das andere von den Amrumer Seeleuten aufgegriffen und an ihr Boot festgemacht wurde. Während nun die Wellen das Schiff überspülten und den Kahn der Amrumer jeden Augenblick zu verschlingen drohten, erfaßten die gestrandeten Matrosen das Seil mit den Händen und schwangen sich einer nach dem anderen in das Meer; durch Schwimmen, Klettern, Festklammern an das Seil und die übermenschlichste Anstrengung gelang es ihnen, das Boot zu erreichen und sich an seinen Seitenborden festzuhalten, und als endlich der Letzte in das Boot hineingezogen war, trieben die braven Amrumer mit vollen Segeln gegen den Strand, wo sie von den inzwischen herbeigeeilten Syltern, zu denen auch ich gehörte, aufgenommen wurden."

Nachdem ich die Amrumer auf diese Weise eingeführt habe, darf ich wohl, ohne ihnen zu nahe zu treten, erzählen, daß sie in früheren Zeiten als Strandräuber in nicht allzugutem Geruche standen, und daß im Jahre 1815 die ganze männliche Bevölkerung, mit Ausnahme des Küsters und des Predigers, wegen Strandfrevel im Gefängniß saß. Zu ihrer Entschuldigung dient nun freilich, daß sie seit ein paar Jahrhunderten in Dänemark inkorporirt waren und in Folge dessen gelernt hatten sich als Dänen zu fühlen. Jetzt, wo auch sie dem Vaterlande wieder gegeben sind, wird mit dem Einfluß des deutschen die letzte Spur des dänischen Charakters von dieser rein friesischen Insel weichen. Oder gehe ich in meiner Animosität gegen die Dänen zu weit, wenn ich mich darüber wundere, daß diejenigen Friesen, welche in Dänemark inkorporirt waren, in geistiger, intellektueller und sittlicher Beziehung weit hinter Denjenigen zurückstehen, welche ihre Nationalität aufrecht erhalten konnten? Wer sich von dem ungeheuren Unterschiede der deutschen und der dänisch gewesenen Insulaner überzeugen will, der gehe nach Föhr, dessen östliche Hälfte Deutsch war, während die westliche zu Dänemark gehörte; der gehe nach Sylt und Amrum und stelle seine eigenen Beobachtungen an. Da es mir aber nicht zuzumuthen ist, daß ich mich noch einmal mit den unliebenswürdigen dänisch gesinnten Friesen herumzanken soll, und da ich an den unzähligen Kaninchen keine Freude habe, die sich in den Amrumer Dünen aufhalten und von den Badegästen eifrig gejagt werden, will ich mich auf der Ulw's-Düne niederlassen und meinen Leserinnen eine Geschichte erzählen, die sie sich selbst in ihrer Phantasie weiter ausmalen mögen; zu ihrer Beruhigung will ich hinzufügen, daß die Geschichte — wie alle, die ich in vorliegendem Werke mittheile — historisch wahr ist.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte auf der Insel Amrum ein Seefahrer Namens Ulw Jansen, der an zwei Dingen seine Freude hatte: an seinem stattlichen Sohne Hark Ulws, und an seinem Dreimaster „die Hoffnung", welche schon mehrere glückliche Seereisen nach Indien und China gemacht hatte.

War „die Hoffnung" ein Schiff, um dessen Besitz Jedermann den reichen Seekapitän beneidete, so war sein Sohn Hark ein junger schlanker Sprosse von ächt friesischem Schrot und Korn, den man nicht anblicken konnte, ohne sich über seine schönen großen Augen, sein goldgelbes Lockenhaar und seinen hellen Verstand zu freuen, und es galt auf ganz Amrum für eine ausgemachte Thatsache, daß Ulw Jansen nicht nur der reichste, sondern auch der beneidenswertheste Mann sei, den man weit und breit finden könne.

Schon in seinem zwölften Lebensjahre trieb es den jungen Seehelden hinaus in die weite Welt, und er war stolz und froh, wenn er neben seinem Vater am Steuer stehen und sich von ihm in die Geheimnisse des Kompasses, der

Astronomie und der Navigationslehre einweihen lassen konnte, und da der Vater nicht müde wurde, den Sohn zu unterrichten, und dieser Verstand mit Wißbegierde vereinigte, dauerte es nicht lange, bis der junge Hark Ulws bei seinen Genossen als tüchtiger und wohlunterrichteter Seefahrer in Gunst und Ansehen stand.

Da nun Ulw Jansen bereits viele Reisen zurückgelegt hatte und sich nach Ruhe und Bequemlichkeit sehnte, Hark aber vollkommen befähigt war, statt seiner das Kommando über „die Hoffnung" zu führen, so gab der Vater den Bitten seines Sohnes nach, und gestattete ihm im Jahre 1724, mit dem stolzen Dreimaster eine Reise nach dem Orient zu unternehmen.

Die kühnen Erwartungen Hark's sollten aber ebensowenig in Erfüllung gehen, wie die frommen Wünsche des Vaters; denn von einem tunesischen Seeräuber angegriffen und gekapert, ward „die Hoffnung" mit ihrer ganzen Besatzung nach Tunis gebracht, wo Hark für vierhundert Thaler als Sklave verkauft wurde.

Ueber die ersten Jahre seiner Gefangenschaft ist mir nichts Anderes bekannt geworden, als daß Hark aus der Hand des einen Herrn in die des andern überging, bis er endlich 1727 vom Bey von Konstantine erstanden ward, dessen Gunst er sich dermaßen zu gewinnen wußte, daß er bald zum Chasnadar oder Schatzmeister befördert wurde. Hark war jetzt ein reicher und einflußreicher Mann, der zwei Schreiber, zwanzig Bediente, einen prächtigen Marstall, Ländereien und Paläste und außerdem eine Einnahme von siebenzehnhundert Achten hatte; aber wie sehr ihn auch das Glück begünstigte, so konnte er sich doch nicht seines Reichthums erfreuen, weil er beständig an seinen Vater und seine Heimatsinsel dachte. Sei es nun, daß der Bey seine geheimsten Gedanken errieth, oder hatte er für den schönen blondlockigen Friesen wirklich so große Vorliebe, wie er behauptete, gewiß ist, daß er ihn fast keinen Augenblick von seiner Seite ließ, und daß er ihm neben dem Amte eines Chasnadar auch noch den Oberbefehl über eine auserlesene Reiterschaar übertrug, an deren Spitze Hark sich so rühmlich auszeichnete, daß er das Kommando über die gesammte Reiterei von Konstantine erhielt. Nach mehreren glücklichen Gefechten gegen die Feinde seines Herrn, die Theseser, gerieth er in Gefangenschaft, der er sich aber durch die Flucht entzog; zu seinem Gebieter zurückgekehrt und mit Schätzen und Ehren überhäuft, mußte er gegen den Bey von Tunis zu Felde ziehen, und als er diesen Fürsten endlich zum Frieden gezwungen hatte, mußte er seinen Herrn auf einer Wallfahrt nach Mekka begleiten.

Endlich, nachdem er zwölf Jahre in Afrika gelebt, und zu guter letzt eine Gesandtschaft nach Marokko geführt hatte, schenkte ihm der Bey von Konstantine die Freiheit und entließ ihn mit Schätzen beladen in die Heimat. Hark war nicht säumig, verkaufte seine Ländereien, Kameele und Paläste und reiste mit dem ersten Schiffe nach Marseille und von da über London nach Hamburg, wo er einige Tage ausruhte, um sich nach dem Schicksal seiner Angehörigen auf Amrum zu erkundigen und seinen fremdartigen Anzug gegen einfache Schifferkleider zu vertauschen.

Hatte nun Hark Ulws ein vielbewegtes Leben geführt, durch seinen Verstand, seine Ehrlichkeit und seinen Muth aber endlich alle Widerwärtigkeiten überwunden, die ihm das Schicksal entgegenstellte, so war der alte Ulw Jansen in einer Weise heimgesucht worden, die wohl den Stärksten erschüttern mußte.

Auf die Nachricht, daß sein Dreimaster gekapert, und daß sein einziger Sohn in tunesische Gefangenschaft gerathen sei, folgte ein harter Schlag nach dem anderen, und der alte Mann, den man bisher wegen seines Reichthums beneidet hatte, war bald so arm, daß er kaum im Stande war, sein Leben zu fristen. Das Einzige, was ihn in seiner kummervollen Lage aufrecht erhielt, war das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade, und er war so fest davon überzeugt, seinen Sohn wiederkehren zu sehen, daß er keinen Tag versäumte, auf die Düne zu steigen und nach dem Schiffe auszulugen, das den Heißersehnten zurückbringen sollte.

Acht Jahre hatte der tiefgebeugte Vater umsonst auf Nachrichten von seinem Hark gehofft; da endlich erfuhr er, daß in Tunis ein Christensklave, Namens Ulws, in schwerer Gefangenschaft gehalten würde, und in der sicheren Ueberzeugung, daß dieser kein Anderer sein könne als sein Sohn, schickte er die Summe, die er sich durch acht lange Jahre erspart und erbettelt hatte, um seinen Liebling loszukaufen. Von Stund an hatte er keine Ruhe; er vergaß Speise und Trank und gönnte sich kaum die Ruhe, die seinem hohen Alter so nöthig war; vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht stand er auf der Düne und forschte an dem fernen Horizont des Meeres, ob sich nirgend ein Segel zeige, das auf Amrum zusteuere; und wenn seine Nachbarn in ihn drangen, nicht zu fest auf die Rückkehr seines Sohnes zu bauen, seiner eigenen Gesundheit aber zu schonen, wies er mit der Hand auf das Meer und sagte: „Jenes Schiff kann den Unglücklichen zurückbringen! Laßt mich allein, damit ich mich fassen und auf das Wiedersehen vorbereiten kann. Mein Herz sehnt sich mehr nach ihm, als ich zu sagen vermag!"

Die Hoffnung des treuen alten Vaters sollte aber schrecklich getäuscht werden. Er bekam aus Hamburg die Nachricht, daß sein Sohn wohlbehalten angekommen sei, und daß er kommen möge, ihn zu begrüßen. Von einer unbeschreiblichen Aufregung ergriffen, bestieg er ein Boot und segelte mutterseelenallein dem Heißersehnten entgegen; fand aber statt seines Sohnes einen Fremden, der, wie jener, Ulws hieß, und für dessen Befreiung er sein Letztes hergegeben hatte.

Im ersten Augenblick der schrecklichen Enttäuschung schien der alte Mann zusammenbrechen zu wollen; er faßte sich aber, und sagte zu den Umstehenden: „Ich vertraue auf Gott und lasse die Hoffnung nicht fallen, daß er mir meinen Sohn zuführen wird."

Vier Jahre waren wieder vergangen. Ulw Jansen hatte Jahr aus Jahr ein jedes Schiff gemustert, das sich seiner Insel näherte; viele hundert Male war er an den Strand geeilt, in der Hoffnung, seinen Sohn begrüßen zu können, und eben so oft war er traurigen Herzens umgekehrt, ohne auch nur die leiseste Kunde von seinem Lieblinge zu erhalten.

Ansicht von Fiji. (S. 206.)

Da endlich erbarmte sich seiner der gnadenreiche Gott. Ein Brief aus Hamburg, der nur die Worte enthielt: „Vater, eile zu Deinem Sohne Hark Ulws," wirkte so betäubend auf ihn, daß er zur Erde fiel und durch einen reichen Thränenstrom dem ungeheuren Schmerz Luft machte, der ihn zwölf lange Jahre gefoltert hatte. Als sich der Sturm sei-

Austernfischer-Kutter. (S. 207.)

nes Herzens gelegt, ging er in die Kirche und kniete vor den Altar nieder, um Gott für seine Gnade und Barmherzigkeit zu danken. Es dauerte lange, ehe er von heiliger Stätte zurückkehrte; aber er schien plötzlich ein Anderer geworden zu sein, und seine Nachbarn trauten ihren Augen kaum, als der alte, kummergebeugte Mann, dessen blasse eingefallene

Wangen von tiefen Furchen durchzogen waren, mit festen elastischen Schritten unter sie trat und leuchtenden Auges von dem unnennbaren Glücke sprach, das sein Inneres bewegte. Er ermahnte sie, niemals an Gottes Barmherzigkeit zu zweifeln und nie im Unglücke zu verzagen, und als Alle, von seiner veränderten Erscheinung und von der herzlichen Einfachheit seiner Worte ergriffen, stumm vor sich hinblickten, hob er die Hände gen Himmel und flehte den Segen des Herrn auf sie herab.

Bewegten Herzens und die Augen voll Thränen geleiteten die Männer und Frauen den glücklichen Vater an das Ufer des Meeres, wo er zum zweiten Male ein Boot bestieg, um seinem Sohne entgegen zu eilen. Nur mit Mühe erzwangen sich ein paar rüstige Bursche Erlaubniß, ihn auf seiner Fahrt begleiten zu dürfen; Wind und Wetter waren ihm günstig, und am Morgen des folgenden Tages lagen sich Vater und Sohn in den Armen.

Was sich aber die Herzen der beiden Glücklichen gesagt, als sie Brust an Brust und Mund an Mund ruhten, das will ich der Phantasie meiner schönen Leserinnen zu errathen überlassen.

Noch steht das alte Haus des würdigen Ulw Jansen bei der Düne auf Amrum; noch stehen die Leichensteine von Vater und Sohn neben einander auf dem Kirchhofe ihres Heimatsdorfes; noch sind die Inschriften zu erkennen, und wenn der Badegast nichts Besseres zu thun hat und nachlässig auf der „langweiligen Insel" umherschlendert, kann er sich die Zeit damit vertreiben, auf dem Leichensteine des Vaters die Worte zu enträthseln:

„So wenig Gottes Wort kann lügen,
So wenig kann die Hoffnung trügen."

Darunter sieht man die Sonne über Wolken, und unter diesen eine Krone, unter welcher folgender Vers steht:

„Mein Leben war ein Wechsel,
Von Freud' und Herzeleid.
Mein Glücke blühte schön,
In meiner Jugendzeit.
D'rauf hemmte eine trübe Wolke
Des Glückes heitern Schein.
Der Himmel ließ mich eine Weile
Betrübt und traurig sein.
Die Hoffnung*) ward mir zwar geraubt,
Und gleichwohl hofft' ich doch,
Und dachte bei mir selbst,
Getrost! Gott lebet noch!
O ja! Er lebet noch,
Und ließ mich dieß erfahren,
Warum ich ihn gebeten in ganzen zwölf Jahren.
Gepriesen sei sein Name in alle Ewigkeit
Für solche theure Gnade und große Gütigkeit!" —

Wie ich eigentlich dazu gekommen bin, von Amrum zu erzählen, während ich auf den Dünen von List sitze und mir den Sand in die Augen wehen lasse, weiß ich selber nicht. Der Königshafen und die Lister Tiefe, die Dünen und die Nordsee, das Wehklagen des Nordwest und die heiseren Töne der Seevögel haben mich melancholisch gemacht, und ich gäbe was d'rum, wenn die österreichischen Jäger, die in Keitum jodeln und singen, hier wären und die Seehunde todt schössen, die neugierig die Nase aus dem Wasser stecken, mitunter den ganzen Oberleib herausheben, und dann blitzschnell verschwinden, um immer wieder da aufzutauchen, wo kein Christ sie erwartet hätte. Ich wollte von Herrn Hansen etwas Näheres über die Seehunde erfahren, die dutzendweis umherschwammen; aber der gute Alte ist kein Sportsman, sondern interessirt sich weit mehr für Konchilien und Haifischzähne, als für die „höhere Jagd".

Nur mit Mühe gelang es mir, einige spärliche Notizen über die Austernbänke und Austernfischerei zu erhalten, und da ich hoffe, daß der Leser sich für dieses dümmste aber schmackhafteste aller Thiere eben so sehr interessirt wie ich, so will ich meine ganze Austernweisheit in wenig Worten auskramen.

Fast überall zwischen den Nordsee-Inseln liegen Austernbänke zerstreut; aber diejenigen, welche auf Meeressand in tiefem Wasser liegen, sind bei Weitem besser als die, welche auf fettem, thonigem Boden in niedrigem Wasser angetroffen werden. Je reiner und magerer der Sandboden, desto fetter und schmackhafter sind die Austern; je lehmiger der Boden, desto magerer und unschmackhafter sind sie. Da man dieß weiß, und da die Feinschmecker Hamburgs sofort Lärm schlagen, wenn man ihnen Austern von schlechten Bänken schickt, die guten Bänke aber allein nicht ausreichen würden, den Bedarf zu decken, so ist man auf den Gedanken verfallen die Austern zu veredeln, indem man sie von ihrer Geburtsstätte wegnimmt und sie an Plätze bringt, wo sie tiefes Wasser und mageren Sandboden finden. Der Versuch ist geglückt, und wie man in England Schafe und Pferde veredelt, so werden in der Nordsee bald Voll- und Halbblut-Austern gezogen werden.

Bisher waren die Austern Regal der lieben dänischen Regierung, die sich außer vielen Tausenden der besten Exemplare die Summe von zwanzigtausend Reichsthalern jährlich zahlen ließ, eine Summe, die den armen Inseln recht wohl bekommen wäre, die aber wahrscheinlich denselben Weg ging, den die Austern wandern mußten, d. h. in den Magen der ehrenwerthen Minister und Hofschranzen Gammeldanmarks.

Trotz der zwanzigtausend Reichsthaler, welche die Pächter für die Austernbänke zu entrichten haben, machen sie brillante Geschäfte, und man hat ihnen nachgerechnet, daß sie bei ihren jährlichen Ausgaben, die sich auf etwa sechzigtausend Reichsthaler belaufen, die Kleinigkeit von vierzigtausend Reichsthalern erübrigen.

Sollte sich dieß bestätigen, und ist die Einnahme aus den Austernbänken wirklich eine so bedeutende, so würde ich, wenn ich Herzog von Schleswig-Holstein wäre, besagte Bänke verkaufen und das Kapital, das man mir in blanken Louisd'or ausbezahlen müßte, zum Schutze der Inseln und zur Sicherung der Lister Tiefe verwenden; da meine Erbansprüche aber vom Uebel sind, will ich meine sündhaften Gedanken für mich behalten, die Feder in's Tintenfaß tunken und erzählen, wie die Austern gefangen oder richtiger gefischt werden.

Zwei Mann besteigen ein großes, mit einem Deck und einer kleinen Kajüte versehenes Boot, setzen ihre Segel auf und fahren bei Wind, Regen, Schnee und Eis hinaus in's Meer; sie wissen genau, wo die Bänke liegen, und hängen,

*) Sein Schiff.

wenn sie in ihrer Nähe sind, ein großes Drahtnetz, an dessen oberem Ende ein scharfes Eisen befestigt ist, an ihr Boot. Indem sie nun über die Austernbank segeln, reißt das Eisen die Austern los, die in das Drahtnetz fallen, und nach beendigtem Fang in Ballen à siebenhundert Stück verpackt werden. Für eine solche Ballje zahlt der Pächter den Fischern einen Thaler und acht Groschen, und ein Boot, das einigermaßen vom Glück begünstigt wird, kann in einer Saison sieben- bis achthundert Thaler verdienen.

„Da möchte ich gleich Austernfischer werden," höre ich einen jungen Schwärmer rufen, dem es im Heimatsthale zu eng wird, und der sich das freie Leben auf dem offenen Meere reizend ausgemalt hat; um aber Unglück zu verhüten, und um zu beweisen, daß das Austernfischen auch seine zwei Seiten hat, will ich dem Leser meinen Freund Andreas Prott und seinen Gefährten vorstellen, und in kurzen Worten erzählen, wie es ihnen am 20. Januar 1863 erging.

Sie waren bei schwerem Unwetter in See gestochen, um Austern zu fischen, als sie bald die Unmöglichkeit erkannten, ihr Boot gegen den Sturm zu führen, und — wenn auch widerstrebenden Herzens — umzukehren beschlossen. So vertraut sie nun aber auch mit dem Fahrwasser, mit Wind und Segel waren, so konnten sie es doch nicht verhindern, daß sie gegen eine Sandbank geschleudert wurden, und daß ihr Boot von den nachstürzenden Wellen in Stücke zerrissen ward. Hätten sie nicht jeder einen langen und starken Bootshaken gehabt, den sie fest in den Sand stießen, um sich daran festzuhalten, — und hätten sie sich nicht so gegeneinander gestemmt, daß Einer den Anderen stützen konnte, so wären sie unfehlbar von der ersten Welle fortgerissen worden. Zu ihrem Glücke behielten sie aber Geistesgegenwart genug, um mit vereinten Kräften der Brandung zu trotzen und dem Andrange des Meeres Widerstand zu leisten. Es war zur Zeit der steigenden Flut, als die beiden Unglücklichen ihr Boot fortgerissen sahen; das Wasser stand ihnen bis an die Knice, und sie wußten, daß es mindestens noch drei Fuß steigen würde, ehe es wieder ablaufen konnte; dabei war es mitten im Winter, Schnee und Regen wurden ihnen von einem eisigen Nordwest in's Gesicht getrieben, und es schien unmöglich, daß sie bis zum Eintritt der Ebbe aushalten könnten. Als die Flut ihren Höhepunkt erreicht hatte, stand das Wasser ihnen bis unter die Arme; jede Welle schlug über ihren Köpfen zusammen, und um das Schreckliche ihrer Lage zu vollenden, wurden schwere Eisschollen von den Wogen herangespült, und drohten jeden Augenblick sie zu zermalmen.

Jedem Anderen würde wohl der Muth entsunken sein, nur den beiden Austernfischern nicht. Das Einzige, was sie während der bangen zehn Stunden, die sie in der schrecklichen Todesgefahr zubringen mußten, mit einander besprachen, war die Hoffnung, daß ihre Leichen aufgefischt und auf dem heimatlichen Friedhofe beerdigt werden möchten.

Der alte, dreiundsechzigjährige Andreas Prott, der mir sein Abenteuer selbst erzählte, schloß mit den Worten: „Als dat Water aflopen wär, gungen wi an't Land; ik wär wat stiif in de Rüg, awerst en Taß warme Kaffee hulp mi wedder up de Been. Wat mi am meisten wunnert hät, wär, dat ik mi gor nich en beeten verköhlt har." (Als das Wasser abgeflossen war, gingen wir an das Land; ich war ein wenig steif im Rücken, aber eine Tasse warmer Kaffee half mir wieder auf die Beine. Was mich am Meisten wunderte, war, daß ich mich nicht im Geringsten erkältet hatte.)

Wer nun keine Lust hat, eine ganze Nacht in der Brandung zuzubringen, und wer nicht ebenso unempfindlich gegen Kälte und Nässe ist, wie mein dreiundsechzigjähriger Freund Andreas Prott, der bleibe hübsch zu Hause und lasse sich die Austern, die ihm von einer zierlichen Kellnerin vorgesetzt werden, mit Rheinwein und englischem Käse wohl schmecken! — —

Die kleinen muntern Pferde meines jütländischen Kutschers hatten längst den letzten Rest des Heubündels und Sitzkissens verzehrt, Jens war vor Langerweile eingeschlafen, Herr Hansen sah nach der Uhr, und ich fühlte, daß es Zeit sei, umzukehren, wenn ich noch die Vogelkoje besuchen wollte, die am östlichen Ufer des Listerlandes liegt, und nach deren Bekanntschaft ich mich schon als Knabe gesehnt hatte, wenn ganze Wagen voll Wildenten nach Schleswig kamen, die man Stück für Stück für einen Schilling kaufen konnte. Da der „Fang" schon angefangen, hatte ich mich mit einem Erlaubnißschein versehen, Jens wußte den Weg, die Pferdchen waren froh, endlich der Heimat zutraben zu können, und nach einer mühsamen Fahrt durch den tiefen Sand, hielten wir in der Nähe der Koje an.

Mein Mißgeschick bringt es mit sich, daß ich wie ein Guckkastenmann bei jedem neuen Bilde, das ich aufrolle, in die Trompete stoßen und eine Anrede an das Publikum halten muß, und da ich während des Schreibens immer an eine alte nervöse Dame denke, die mit Kräuterlissen auf jeder Wange hinter dem warmen Ofen sitzt und Zuckungen bekommt, wenn ich mein Schnedderengdeng beginne, fühle ich mich versucht, mein Instrument so leise wie möglich zu blasen; ich bitte daher Diejenigen, denen an meinen Schilderungen, oder vielmehr an den Vorreden und Einläutungen etwas gelegen ist, die Ohren zu spitzen und genau zuzuhören, wenn ich ihnen zuflüstere, daß die Vogelkojen Süßwasserteiche sind, auf denen jeden Herbst größere oder kleinere Particen von Wildenten gefangen werden.

Diese Teiche sind von eigends dazu priviligirten Leuten angelegt, mit Büschen, Gestrüpp, hohem Gras und Bäumen eingefaßt, damit die Enten nicht verscheucht werden, wenn die Bauern in der Nähe der Feldarbeit nachgehen, und was das Komischste bei der ganzen Sache ist, die Insulaner, die das Vorrecht der freien Jagd haben, dürfen während der Zeit des Entenfangens, d. h. während der einzigen Zeit, wo überhaupt gejagt werden kann, ihr Gewehr nicht abfeuern, damit die Privilegirten nicht den Schmerz haben, ihre Enten, die sie schon unter dem Netze zu haben glaubten, davonfliegen zu sehen.

Nach dieser Vorrede, über deren Kürze ich mich selbst freue, kann ich meinen Besuch in der Vogelkoje schildern, und ich will meine Skizze mit dem interessanten Momente anfangen, wo Jens seine beiden schwarzen Pferdchen mit aller Gemüthsruhe in einen grasreichen Graben lenkt, damit sie sich fett fressen können, während ich in naiver Unschuld laut und lustig plaudernd auf die Koje zu marschire, ohne zu ahnen, daß jedes meiner Worte den Privile-

Prott und sein Gefährte. (S. 207.)

Eine Sylterin in gewöhnlicher Tracht.

girten wenigstens einen, und vielleicht anderthalb Enteriche kostete.

Ich mußte über eine breite Sandebene gehen, die hin und wieder mit kümmerlichem Haidekraut bewachsen war; rechts und links lagen Sumpfwiesen, die sich bis an das Meer auszudehnen schienen, und vor mir sah ich, was ich bisher auf Sylt nicht gesehen, und hier am allerwenigsten zu finden vermuthet hatte, — ein undurchdringliches Dickicht von Blättern und Büschen, das mir in der unabsehbaren Trostlosigkeit einer ewigen Einöde förmlich unheimlich vorkam. Ein Wald, ein dichtes Gebüsch, eine Jasminlaube und eine dunkle Lindenallee haben immer etwas Geheimnißvolles, und wo ein liebendes Herz einem anderen liebenden Herzen ein süßes Geheimniß anzuvertrauen hat, da wird die Jasminlaube, da werden Wald und Lindenallee sicherlich der einsamen Haide, der offenen Wiese oder dem blühenden Kornfelde vorgezogen werden, und man hat tausend Beispiele, daß das heimliche Flüstern alter bemooster Bäume, der liebliche Duft einer Laube und die feierliche Stille des Buchenwaldes mit obligater Begleitung zitternder Strahlen des Mondes manchen liebeskranken Jüngling zum Demosthenes, und manches liebeskranke Mädchen zur glücklichen Braut gemacht haben.

Dieser Satz ist aber nur dann stichhaltig und unanfechtbar, wenn breite und bequeme Wege und Fußsteige zu dem Ort des Rendezvous führen; er hört auf, wahr zu sein, wenn der liebende Jüngling drei deutsche Meilen bis an die Kniee im Sande waten muß, um mit der Geliebten zusammenzutreffen, die durch Dünengebirge und Sumpfwiesen abgehalten wird, „zufällig zur bestimmten Stunde an der bestimmten Stelle einzutreffen".

Ich will daher mein Leben zum Pfande einsetzen, daß in dem Gebüsch bei der Vogelkoje noch nichts vorgefallen ist, worüber die lieben Eltern nachher die lieben Kinder in's Gebet nehmen konnten, und ich bin davon überzeugt, daß die Sylter noch nie auf den Einfall gekommen sind, im „schönen grünen Entenwald" Thee zu kochen oder Waldmeister zu pflücken, wie ihre schleswig'schen Brüder im Walde von Louisenlund; es würde dem düstern, von Gott und aller Welt verlassenen, einsamen, ernst-melancholischen, dichtverschlungenen, mit Gras, Schilf und Unkraut durchwucherten Wäldchen daher jede Spur von Poesie fehlen, wenn es nicht im wahren Sinne des Wortes ein Ort des Schreckens und des Todes wäre, vor dem die verrufenste Höhle in den Abruzzen die Segel streichen muß.

Scherzend und plaudernd hatte ich mich dem Saume des Wäldchens genähert, als ich zwischen den Zweigen ein wüthendes Gesicht und dicht neben der, vor Kälte blau angelaufenen Nase die geballte Faust des Wächters erkannte. Ich war so überrascht, daß ich wie festgebannt stehen blieb; die Faust öffnete sich aber, ein Zeigefinger von ziemlicher Größe entwickelte sich aus dem Gewirr von Fingern, krümmte und streckte, streckte und krümmte sich — und ich errieth, daß ich näher kommen — aber stillschweigend näher kommen solle. Ich gehorchte und stand nach einigen Schritten vor einem kleinen, griesgrämigen Menschen, der ein Kohlenbecken, auf welchem Torfkohlen brannten und ihren erstickenden Qualm entwickelten, hin und her schwenkte. Wir blickten uns einen Augenblick verwundert an; darauf flüsterte er in dem mürrischsten Baßtone: „Paß!" Ich griff in die Tasche, holte das Papier hervor und wollte es selbst entfalten, aber der Wächter schnitt so verzweifelte Gesichter, als ich mit sorgloser Seele den Bogen hervorholte, daß ich unwillkürlich um mich blickte, um mich zu überzeugen, ob wir belauscht würden. Diese Bewegung gefiel ihm; er nickte vorsichtig mit dem Kopfe, drehte die Augen nach hinten, um mir anzudeuten, daß es dort etwas gäbe, legte darauf das Papier mit einer Behutsamkeit zusammen, als wenn es eine Pergamentrolle wäre, auf welcher ihm eine reiche Erbschaft zugesichert sei, und winkte mir endlich, ihm zu folgen. Wir mochten zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte gegangen sein, als der Wärter stehen blieb und mit der Hand links deutete. Ich gewahrte zwischen den dichten Büschen eine Bretterwand, und in der Wand eine kleine längliche Oeffnung. Mein Führer gab mir allerlei Zeichen mit den Fingern, und da ich diese nicht verstand, legte er das Gesicht an die Planke und stieß mich, nachdem er einen Augenblick in dieser Stellung verblieben war, mit dem Räucherfasse an. Ich verstand jetzt seine Absicht und begriff, daß ich das Auge gegen die kleine Oeffnung drücken und sehen sollte, was jenseits der Planken war; ehe ich aber Erlaubniß erhielt, meine Neugierde zu befriedigen, mußte ich mir's gefallen lassen, daß das Räucherfaß fleißig vor und hinter mir geschwenkt wurde, und erst als mir die Thränen aus den Augen zu laufen drohten, durfte ich an die Scheidewand herantreten und — „mein blaues Wunder" sehen.

Ein ziemlich großer Teich, rings mit einer Bretterwand eingefaßt, hinter welcher wieder dichtes Gebüsch wucherte, lag vor mir; zwischen dem Teiche und der Wand war ein Raum von sechs bis acht Fuß Breite, und an allen vier Seiten befanden sich Gräben, die von dem Teiche selbst ausliefen und sich in dem Gebüsche zu verlieren schienen; was mich aber mehr als alles Dieß interessirte — der ganze Spiegel des Wassers und der Rand zwischen der Bretterwand und dem Teiche waren mit Enten angefüllt. Unmittelbar vor mir, kaum zwei Fuß von mir entfernt, saßen zwanzig bis dreißig allerliebste Krickenten, die sich die Federn glatt strichen; auf dem Teiche schwammen viele hundert theils größere, theils kleinere Enten umher, die sich badeten, umherjagten und lustig mit den Flügeln schlugen; ein ganzer Schwarm kam aus der Nordsee angeflogen und wurde mit heiserem Geschnatter von den Anwesenden begrüßt, — kurz es war eine Waldeinsamkeit, ein Friede, eine Stille, und doch wieder ein so reges Thierleben, ein solches Vertrauen auf Schutz und Sicherheit, daß ich trotz meiner Liebhaberei für die Jagd um keinen Preis zu bewegen gewesen wäre, auf die bunten Gäste zu feuern, deren Farbenschmuck und bunte Federn ich aus so naher Entfernung zu bewundern Gelegenheit hatte.

Ich würde gern noch länger vor dem „Guckloch" stehen geblieben sein, aber der Wächter räucherte mich dermaßen ein, daß ich mich unfähig fühlte, es länger zu ertragen; er grinste unheimlich, als er mich nach Luft schnappen sah, faßte meinen Arm und führte mich, wie ein Jongleur, der auf Eierschaalen geht, von dem Teiche fort in eine kleine Hütte, in welcher ein unausstehlicher Torfqualm seinen

blauen Dunst verbreitete. „Wozu und warum dieser Geruch von Torfrauch?“ flüsterte ich leise.

„Um die Enten nicht-merken zu lassen, daß Sie hier sind,“ antwortete er mit einem Seitenblicke, der ungefähr hieß: „Ich wollte, Sie wären wo der Pfeffer wächst.“

„Ein Thaler heilt so manchen Schmerz,“ dachte ich, — „warum nicht auch diesen?“ Mein Thaler rutschte in die Hand des Wächters; er genirte sich aber gar nicht, besah ihn im Gegentheile sehr sorgfältig und sagte: „Is dat en Preuß?“

„Ja?“ flüsterte ich.

Der Mann Gottes nickte, zog einen langen ledernen Beutel hervor, der mir für seinen Inhalt viel zu groß zu sein schien, steckte den Preußen hinein, drehte den Beutel, als wenn er ihn stranguliren wollte, und schob ihn mit äußerster Gemüthsruhe in die Hosentasche.

„Es ist mir gar nicht recht, daß Sie hier sind,“ wisperte mir mein Freund in's Ohr. „Wollen Sie nicht wieder gehen?“

„Nein!“ antwortete ich, ebenfalls flüsternd.

„Was wollen Sie denn?“ flüsterte er.

„Hier bleiben!“ flüsterte ich.

Er blickte mich mit seinem mürrischen Gesichte an, kratzte sich hinter den Ohren und schob mir ein Räucherfaß in die Hand; darauf legte er den Finger auf den Mund, drehte wieder die Augen nach rückwärts und ging mit der äußersten Behutsamkeit vor die Thür. Eine Wendung rechts brachte uns an einen der vier Gräben, die ich gleich Anfangs bemerkt hatte; zu beiden Seiten waren coulissenförmig aufgestellte, aus Schilf geflochtene Schirme angebracht; zwischen den Schirmen war Gerste ausgestreut. Ich konnte hinter die Schirme treten und bis an den Rand des Grabens vorgehen, ohne von den Enten auf dem Teiche gesehen zu werden; der Graben schien mir hundert Fuß lang, an seiner Mündung zwölf Fuß, und an dem äußersten Ende einen Fuß breit zu sein.

Als ich meine Neugierde theilweise befriedigt hatte, zerrte mich der Wächter am Rockschooße zurück und führte mich nach dem eigentlichen Orte des Schreckens, d. h. dem Ende oder Ausgangspunkte des Grabens, der auch hier mit Schirmen von Schilf eingefaßt, aber auch mit einem starken Netze überzogen war, das ähnlich wie ein Fischernetz endete, das durch Tonnenreife auseinandergehalten wird, und dessen äußerstes Ende auf dem trockenen Lande auflag.

Die Zweckmäßigkeit all' dieser Vorkehrungen konnte ich mir leicht erklären; schwammen nämlich die wilden Enten in den Graben, so trat der Wächter hinter einem Schirm hervor, die scheuen Vögel flogen auf, stießen gegen das Netz, fielen wieder nieder und drängten sich gegenseitig weiter in den immer schmäler werdenden Graben hinein, bis sie endlich am Ende des Netzes ankamen, wo sie in die Mordhände ihres falschen Freundes und Hüters fielen, um an ihren Hälsen dieselbe Behandlung zu erfahren wie sein lederner Geldbeutel.

Als ich einen flüchtigen Blick auf diese Stelle des Schreckens geworfen, — denn zu genauerer Untersuchung jedes Einzelnen ließ er mir keine Zeit, — zerrte der Wächter mich weiter und zeigte mir ein Bassin, auf welchem einige Wildenten umherschwammen. Die armen Dinger tauchten vor schierem Entsetzen unter, als sie uns kommen sahen; konnten aber aus dem sehr einfachen Grunde nicht davonfliegen, weil sie geflügelt waren. Ich erfuhr dieß durch das einzige Wort „flügellohm“, das mir mein Begleiter mit einem Anflug von ironischer Schadenfreude in's Ohr flüsterte.

Einen Augenblick durfte ich die „Flügellahmen“ ansehen; gleich darauf wurde ich aber weiter gezerrt und durch dichtes Gebüsch geführt, und ehe ich mich dessen versah, stand ich am Rande des Wäldchens an derselben Stelle, wo ich zuerst die blaue Nase, die Faust und den Zeigefinger des Wächters entdeckt hatte. Das Gesicht des Unholds verzog sich zu einem Lächeln, als er mich fragte: „Noch wat?“

„Mein Gott, ja!“ antwortete ich. „Ich habe ja von dem ganzen Entenfange noch keine Ahnung bekommen. Erzählen Sie mir doch!“

„Erzählen?“ fragte der Entenmörder, indem er auf meine Hand blickte, als wenn er eine ganz neue Entdeckung gemacht habe oder zu machen hoffte; „erzählen? Vertellen? Wat schall ik vertellen?“

Ich zog einen Bruder des strangulirten Preußen hervor, ließ ihn im Sonnenschein funkeln und sagte, daß ich wissen wolle, wie der Fang betrieben würde, wie viele Enten er finge, wovon er lebe, was die Enten kosteten u. s. w.

Mit einer Gemüthsruhe, die mich in Erstaunen setzte, zog der Entenfänger den ledernen Beutel hervor; er hatte ihn vorher rechtsum gedreht, jetzt drehte er ihn linksum, und als er dieß mit großem Bedacht einige zwanzig Male gethan, nahm er den preußischen Thaler aus meinen Fingern, betrachtete ihn und steckte ihn, ohne ein Wort zu verlieren, in den Beutel. Darauf spuckte er aus, drehte den Beutel wieder rechtsum, senkte ihn in die Hosentasche und fragte mit dem griesgrämigsten Gesichte: „Ja, wat wüllt Se denn noch weten? (Was wollen Sie denn noch wissen?)“

Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr ich endlich Folgendes.

Jeden Herbst werden etwa hundert wilde Enten, und zwar die ersten, die gefangen werden, geflügelt und an Gerstenfutter gewöhnt. Fünfzig Prozent ziehen den Hungertod dem Gerstenfutter vor und sind in einigen Tagen von ihren Qualen erlöst, die Anderen haben ein schlimmeres Loos. Sobald sie nämlich Gerste zu fressen gelernt haben, werden sie zu bestimmten Stunden hinter den Schirmen zu beiden Seiten des Grabens gefüttert, und damit sie sich regelmäßig einfinden, trägt der Wächter Sorge, ihnen niemals so viel hinzuwerfen, daß sie satt werden. Von ewigem und unablässigem Hunger gepeinigt, finden sich die armen Thiere nun täglich vier- bis fünfmal hinter den Schirmen ein; jede Ente geht in den Graben und hinter die Schirme, hinter welchen sie zuerst ihre Nahrung gefunden hat; sobald sie das letzte Korn verschluckt, eilt sie auf den Teich hinaus und mischt sich unter ihre Genossen, die sich aus der Nordsee eingefunden haben, um sich im Süßwasser zu baden. Diese aber, die ihre Freunde zu regelmäßig wiederkehrenden Stunden in die Gräben schwimmen sehen, schwimmen ihnen nach, klettern aus dem Graben auf das feste Land hinter den Schirmen, begreifen nicht, wie jene an der Gerste Geschmack finden können, lassen sich nichtsdestoweniger verleiten,

rupfen. Am andern Morgen werden sie feilgeboten und für zwei Silbergroschen per Stück verkauft. Die Sylterinnen bekommen für das Rupfen die Federn, und da zwölf Stück ein Pfund der schönsten Federn gibt, werden sie, wie mir scheint, für ihre Mühe reichlich belohnt.

Bei dem an und für sich einfachen Fange ist nur eins merkwürdig. Die geflügelten oder abgerichteten, zu ewigen Hungerkuren verurtheilten Lockenten gehören nämlich zu der Gattung der verführten und schändlichgemordeten, und sind von ihnen durch Nichts zu unterscheiden, außer durch das Fehlen des äußersten Flügelgliedes. Es würde aber bei der massenhaften Tödtung leicht vorkommen können, daß aus Versehen eine Lockente mit umgebracht würde, wenn nicht die Dinge, die hinten im Netz vorgehen, einen so nachhaltigen Eindruck auf die klugen Thiere gemacht und zurückgelassen hätten, daß sie durch Nichts zu bewegen sind, diesen Schreckensort jemals wieder zu betreten. Sobald sie daher sehen, daß der Wächter hinter dem Schirme vortritt, um die wilden Enten in das Netz zu scheuchen, kehren sie mit der Schnelligkeit des Blitzes um und schwimmen in den Teich zurück. Es soll in der That niemals vorkommen, daß eine Lockente sich zum zweiten Male fangen läßt!

„Wie viele solcher Enten fangt Ihr denn jährlich?“ fragte ich den Wächter, der vor Ungeduld hin und her trippelte.

„Wie viele? Na, verschieden! Ein Jahr mehr, ein ander Jahr weniger. Das Meiste, was ich an einem Tage gefangen, waren zweitausend. Im vorigen Jahre fing eine von unseren vier Kojen fünfundvierzigtausend Stück; wir haben aber auch Jahre gehabt, in denen wir nur sechstausend auf meiner Koje gefangen haben.“

„Wie lange seid Ihr schon Entenfänger?“

„Einunddreißig Jahre.“

„Wie viel Lohn bekommt Ihr?“

„Achtzig Thaler und freien Entenbraten.“

„Freien Entenbraten? Wie viele eßt Ihr denn?“

„Vier, — wenn sie aber zu fett werden, drei.“

„Drei Enten? Wann? jede Woche? jeden Monat?“

„Jeden Tag,“ antwortete der Wächter. „Morgens thue ich eine in die Pfanne, Mittags eine, und Abends verschnabulire ich zwei.“

„Gott stehe mir bei,“ sagte ich; — „jeden Tag vier Enten —“

„Wenn sie zu fett werden, nur drei,“ fiel er berichtigend ein.

„Ganz recht, jeden Tag vier, und wenn sie zu fett werden, drei. Wie lange dauert der Fang jährlich?“

„Drei bis vier Monate.“

„Also eßt Ihr jeden Herbst gegen vierhundert Stück Wildenten?“

„Ja, so um vierhundert, ein paar mehr oder weniger!“

„Das macht in einunddreißig Jahren zwölftausend Stück! Himmlischer Vater! Wie kann man zwölftausend Wildenten im Leibe haben, ohne Schwimmfüße und Federn zu bekommen!“

Der Wächter maß mich mit einem souveränen Lächeln, schwenkte sein Räucherfaß und schlug sich seitwärts in's Gebüsch; Jens zog die Pferde aus dem Graben, und nach wenig Augenblicken lag die Vogelkoje weit hinter mir.

Mir ist es aber heute noch zu Muthe, als wäre mir ein schweres Geheimniß anvertraut worden, das ich im Grunde genommen von der Spitze des Straßburger Münsters (— den ich besteigen will, wenn er wieder zu Deutschland gehört —) in alle Welt hinausposaunen sollte; ich möchte mich auf die Elbbrücke, alle Rhein-, Donau-, Isar-, Neckar- und Nesenbachbrücken stellen, wie ein Bettler den Hut in der Hand halten, und jedem Vorübergehenden leise zuflüstern: „Er lebt noch!“

„Wer?“ würde man fragen.

„Der Kerl mit den zwölftausend Enten unter der Weste.“

Die Leute würden mich anglotzen, nach Hause eilen und ihren Kindern von dem unheimlichen Gaste auf der Brücke erzählen; die Polizei würde sich hineinmischen, hohe, höhere und höchste Behörden würden „eingreifen“, und ich käme am Ende auf den Schub, weil mein Landsmann auf Sylt bessere Verdauungswerkzeuge hat als ich.

Ich kann, ähnlich wie ein musikalisches Genie über eine Arie oder Ouverture in Entzücken geräth und mit Händen und Füßen um sich schlägt, wenn das Kunstwerk zu seiner Zufriedenheit aufgeführt wird, von einer humoristischen Szene zehren und mich an ihr ergötzen, und es gewährt mir einen eigenthümlichen Reiz, den ich nicht gegen eine Kaiserkrone vertauschen möchte, mich ganz und gar in die Seele Desjenigen hineinzudenken, der mir eben Stoff zu humoristischen Bemerkungen gegeben hat. Mit welchem Gesichte, d. h. mit welchem Ekel muß der Entenfänger Morgens in aller Frühe eine Ente rupfen, rein machen und in die Pfanne thun! Wie muß ihm jeder Bissen wie ein Stück Guttapercha unter den Zähnen hin- und herrutschen! Welche ungeheure Ueberwindung muß es ihm kosten, Mittags dieselbe Prozedur vorzunehmen, und was liegt nicht Alles in seinen eigenen Worten: „Abends verschnabulire ich zwei!“ Morgens und Mittags „thut er eine in die Pfanne“; er fühlt aber während des Erzählens, daß der Zuhörer Sodbrennen bekommen würde, wenn er Abends wieder zwei in die Pfanne thäte und deßwegen verschnabulirt er sie. Wenn die Enten aber zu fett werden, dann kann er nur drei „haben“. Er kniff die Augen zu und zog den Mund lang, als er das Wort „fett“ aussprach, und war nicht weit davon sich zu schütteln. Als ich ihm vorrechnete, daß er zwölftausend Stück in die Pfanne gethan und verschnabulirt habe, zog er die Schultern in die Höhe und blickte erschrocken zur Erde, und trotz alledem sitzt er vielleicht in diesem Augenblick vor der Pfanne und würgt seinen Entenbraten hinunter! Trotzdem wird er von Vielen beneidet, und wenn von ihm die Rede ist, sagt Einer zum Anderen: „Ja, der kann wohl lachen! Der Kerl hat freien Entenbraten und kann essen, so viele er will!“

Liebe Freunde, meine Portion steht euch zu Diensten; mir ward die letzte Ente servirt.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als ich von meinem Ausfluge nach Keitum zurückkehrte, und da ich nichts Besseres zu thun wußte, schlenderte ich im Dorfe umher und sprach bald mit den österreichischen Jägern und bald mit den Mädchen, die mit ellenlangen Strickstrümpfen vor den Thüren standen und sich von dem gestrigen Balle unterhielten.

immer weiter zu ſchwimmen und zu gehen, und werden endlich, wenn eine Zahl beiſammen iſt, die der Mühe lohnt, durch den Wächter erſchreckt und in das Netz getrieben, das ſo eingerichtet iſt, daß das äußerſte Ende losgetrennt und in die Hütte getragen werden kann, ohne daß eine der Gefangenen entwiſcht. In der Hütte angekommen, nimmt der

Die Wiederkehr der ſieben Sylter Gefangenen. (S. 218.)

Wächter eine Ente nach der anderen hervor, drückt ihr den Daumen in den Nacken und ſchlingt ſie über ſeine Hand; mit dieſem einen Ruck iſt dem Leben des Thieres ein Ende gemacht, und die armen garrottirten werden Riege auf Riege neben- und aufeinander gelegt, bis Abends die Sylterinnen kommen, ſie abholen und ihnen die Federn und Flaumen aus-

rupfen. Am andern Morgen werden sie feilgeboten und für zwei Silbergroschen per Stück verkauft. Die Sylterinnen bekommen für das Rupfen die Federn, und da zwölf Stück ein Pfund der schönsten Federn gibt, werden sie, wie mir scheint, für ihre Mühe reichlich belohnt.

Bei dem an und für sich einfachen Fange ist nur eins merkwürdig. Die geflügelten oder abgerichteten, zu ewigen Hungerkuren verurtheilten Lockenten gehören nämlich zu der Gattung der verführten und schändlichgemordeten, und sind von ihnen durch Nichts zu unterscheiden, außer durch das Fehlen des äußersten Flügelgliedes. Es würde aber bei der massenhaften Tödtung leicht vorkommen können, daß aus Versehen eine Lockente mit umgebracht würde, wenn nicht die Dinge, die hinten im Netz vorgehen, einen so nachhaltigen Eindruck auf die klugen Thiere gemacht und zurückgelassen hätten, daß sie durch Nichts zu bewegen sind, diesen Schreckensort jemals wieder zu betreten. Sobald sie daher sehen, daß der Wächter hinter dem Schirme vortritt, um die wilden Enten in das Netz zu scheuchen, kehren sie mit der Schnelligkeit des Blitzes um und schwimmen in den Teich zurück. Es soll in der That niemals vorkommen, daß eine Lockente sich zum zweiten Male fangen läßt!

„Wie viele solcher Enten fangt Ihr denn jährlich?" fragte ich den Wächter, der vor Ungeduld hin und her trippelte.

„Wie viele? Na, verschieden! Ein Jahr mehr, ein ander Jahr weniger. Das Meiste, was ich an einem Tage gefangen, waren zweitausend. Im vorigen Jahre fing eine von unseren vier Kojen fünfundvierzigtausend Stück; wir haben aber auch Jahre gehabt, in denen wir nur sechstausend auf meiner Koje gefangen haben."

„Wie lange seid Ihr schon Entenfänger?"

„Einunddreißig Jahre."

„Wie viel Lohn bekommt Ihr?"

„Achtzig Thaler und freien Entenbraten."

„Freien Entenbraten? Wie viele eßt Ihr denn?"

„Vier, — wenn sie aber zu fett werden, drei."

„Drei Enten? Wann? jede Woche? jeden Monat?"

„Jeden Tag," antwortete der Wächter. „Morgens thue ich eine in die Pfanne, Mittags eine, und Abends verschnabulire ich zwei."

„Gott stehe mir bei," sagte ich; — „jeden Tag vier Enten —"

„Wenn sie zu fett werden, nur drei," fiel er berichtigend ein.

„Ganz recht, jeden Tag vier, und wenn sie zu fett werden, drei. Wie lange dauert der Fang jährlich?"

„Drei bis vier Monate."

„Also eßt Ihr jeden Herbst gegen vierhundert Stück Wildenten?"

„Ja, so um vierhundert, ein paar mehr oder weniger!"

„Das macht in einunddreißig Jahren zwölftausend Stück! Himmlischer Vater! Wie kann man zwölftausend Wildenten im Leibe haben, ohne Schwimmfüße und Federn zu bekommen!"

Der Wächter maß mich mit einem souveränen Lächeln, schwenkte sein Räucherfaß und schlug sich seitwärts in's Gebüsch; Jens zog die Pferde aus dem Graben, und nach wenig Augenblicken lag die Vogelkoje weit hinter mir.

Mir ist es aber heute noch zu Muthe, als wäre mir ein schweres Geheimniß anvertraut worden, das ich im Grunde genommen von der Spitze des Straßburger Münsters (— den ich besteigen will, wenn er wieder zu Deutschland gehört —) in alle Welt hinausposaunen sollte; ich möchte mich auf die Elbbrücke, alle Rhein-, Donau-, Isar-, Neckar- und Nesenbachbrücken stellen, wie ein Bettler den Hut in der Hand halten, und jedem Vorübergehenden leise zuflüstern: „Er lebt noch!"

„Wer?" würde man fragen.

„Der Kerl mit den zwölftausend Enten unter der Weste."

Die Leute würden mich anglotzen, nach Hause eilen und ihren Kindern von dem unheimlichen Gaste auf der Brücke erzählen; die Polizei würde sich hineinmischen, hohe, höhere und höchste Behörden würden „eingreifen", und ich käme am Ende auf den Schub, weil mein Landsmann auf Sylt bessere Verdauungswerkzeuge hat als ich.

Ich kann, ähnlich wie ein musikalisches Genie über eine Arie oder Ouverture in Entzücken geräth und mit Händen und Füßen um sich schlägt, wenn das Kunstwerk zu seiner Zufriedenheit aufgeführt wird, von einer humoristischen Szene zehren und mich an ihr ergötzen, und es gewährt mir einen eigenthümlichen Reiz, den ich nicht gegen eine Kaiserkrone vertauschen möchte, mich ganz und gar in die Seele Desjenigen hineinzudenken, der mir eben Stoff zu humoristischen Bemerkungen gegeben hat. Mit welchem Gesichte, d. h. mit welchem Ekel muß der Entenfänger Morgens in aller Frühe eine Ente rupfen, rein machen und in die Pfanne thun! Wie muß ihm jeder Bissen wie ein Stück Guttapercha unter den Zähnen hin- und herrutschen! Welche ungeheure Ueberwindung muß es ihm kosten, Mittags dieselbe Prozedur vorzunehmen, und was liegt nicht Alles in seinen eigenen Worten: „Abends verschnabulire ich zwei!" Morgens und Mittags „thut er eine in die Pfanne"; er fühlt aber während des Erzählens, daß der Zuhörer Sodbrennen bekommen würde, wenn er Abends wieder zwei in die Pfanne thäte und deßwegen verschnabulirt er sie. Wenn die Enten aber zu fett werden, dann kann er nur drei „haben". Er kniff die Augen zu und zog den Mund lang, als er das Wort „fett" aussprach, und war nicht weit davon sich zu schütteln. Als ich ihm vorrechnete, daß er zwölftausend Stück in die Pfanne gethan und verschnabulirt habe, zog er die Schultern in die Höhe und blickte erschrocken zur Erde, und trotz alledem sitzt er vielleicht in diesem Augenblick vor der Pfanne und würgt seinen Entenbraten hinunter! Trotzdem wird er von Vielen beneidet, und wenn von ihm die Rede ist, sagt Einer zum Anderen: „Ja, der kann wohl lachen! Der Kerl hat freien Entenbraten und kann essen, so viele er will!"

Liebe Freunde, meine Portion steht euch zu Diensten; mir ward die letzte Ente servirt.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als ich von meinem Ausfluge nach Keitum zurückkehrte, und da ich nichts Besseres zu thun wußte, schlenderte ich im Dorfe umher und sprach bald mit den österreichischen Jägern und bald mit den Mädchen, die mit ellenlangen Strickstrümpfen vor den Thüren standen und sich von dem gestrigen Balle unterhielten.

Sie kannten mich natürlich alle, schwatzten freundlich und ohne eine Spur von Verlegenheit zu verrathen, und luden mich ein, den Garten und das Haus zu besehen, um die Birnbäume und Porzellantäfelchen an den Wänden zu betrachten, thaten überhaupt, als wenn es sich ganz von selbst verstände, daß sie freundlich und zuvorkommend wären, und daß ich Gleiches mit Gleichem erwiederte.

Unter den verschiedenen Wohnungen, die ich auf diese Weise besuchte, ist mir das Haus des Cigarrenmachers Johannsen in frischer Erinnerung geblieben, und zwar erstens wegen der außerordentlich schönen Tochter, deren sich der biedere Cigarrenmacher erfreut, und zweitens wegen eines Porträts, das an der Wand hing und unter dem der Name Anna stand.

Ich blieb einen Augenblick vor dem Bilde stehen und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es unter jeder Kritik schlecht gemacht sei, daß aber das Original sehr schön gewesen sein müsse.

„Das will ich meinen," entgegnete der Cigarrenmacher. „Wissen Sie auch, wer diese Anna ist? Es ist meine Nichte, meiner Schwester Tochter, die berühmte Anna Mohr von Helgoland."

„Anna Mohr von Helgoland?"

„Jawohl, Anna Mohr von Helgoland. Ja, sehen Sie, das war eine merkwürdige Geschichte. Die Anna Mohr war Ihnen ein Mädchen, — na, ich will Nichts gesagt haben, aber etwas Aehnlichkeit muß doch da gewesen sein, denn mich hat einmal, als ich noch ein Junge war, ein fremder Herr mit in's Theater genommen, weil ich Anna Mohrs Onkel war; — na, einerlei, die Anna war wie Milch und Blut, und da kommt ein Herr in's Bad nach Helgoland und verliebt sich in sie. Na, wie das denn so geht, sie verliebt sich wieder in ihn, und weil er ein feiner Mann war, der viel Vermögen hatte und sich immer reell benommen hatte, so gab meine Schwester ihre Einwilligung, und Anna Mohr heirathet richtig den fremden Herrn, der sich Götsch von Würzberg nannte. Es ist gut, die jungen Eheleute reisen fort, nach Schottland, England und weiß Gott wohin? Da mit einmal ist Götsch von Würzberg verschwunden, und Anna Mohr sitzt mutterseelenallein im fremden Lande. Na, was war zu thun? Sie reist zurück zu ihrer Mutter und sitzt da und wartet, daß ihr Mann wieder kommen soll. Wer aber nicht kam, war mein lieber Neffe Götsch von Würzberg.

„Endlich im Herbste 1848 sitzt meine Nichte Anna Mohr am Fenster und liest in der Modezeitung von der schauderhaften Ermordung des Fürsten Lichnowsky in Frankfurt, und wie sie das Blatt umdreht, erkennt sie in dem Porträt des Ermordeten ihren treulosen Gatten."

„Schändlich!" sagte ich.

„Ja, schändlich! Aber ebenso schändlich ist, daß der saubere Herr sich niemals um seine Tochter bekümmert hat, die ihm bald nach seiner heimlichen Flucht geboren wurde! Das kommt aber davon, wenn fremde Herren einfachen friesischen Mädchen etwas in den Kopf setzen, und es ist nur ein Glück, daß Sie den Trauring am Finger haben, sonst könnten wir auf Sylt am Ende auch noch allerlei erleben."

„Ich könnte zum Beispiel Ihre Tochter heirathen —"

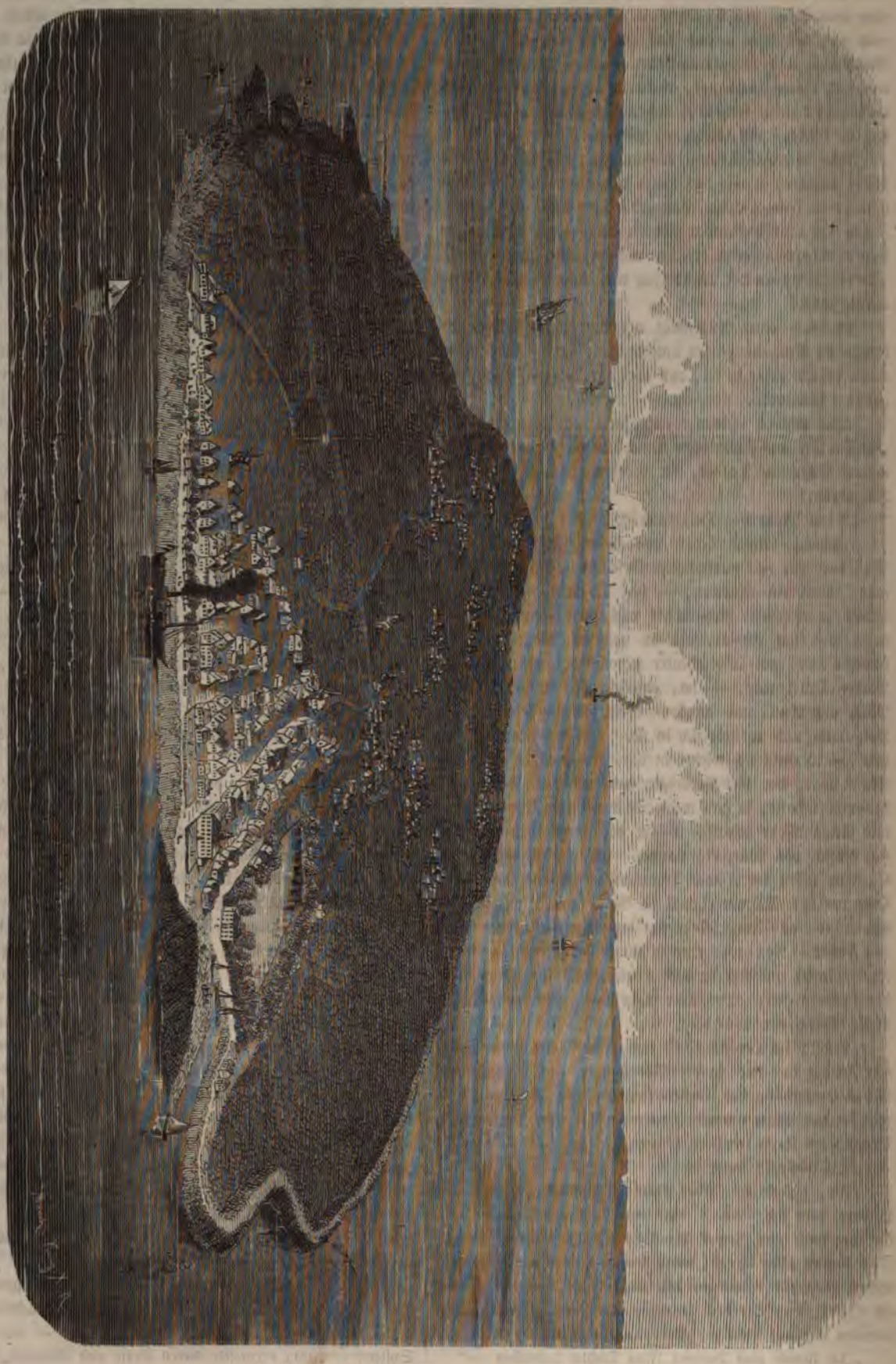
„Ja, ich wollte es Ihnen rathen," sagte er, mit dem Finger drohend. Da er aber sein Töchterlein lachen sah, schickte er es vor die Thür, um nach den Kunden im Laden zu sehen, und es kam mir vor, daß er erleichtert aufathmete, als ich mich durch eine ungenießbare Cigarre bestechen ließ sein Haus zu verlassen.

Ich fühle mich versucht, noch weiter von Sylt und seinen Bewohnern zu erzählen, sehe aber zu meinem Schrecken, daß ich das Maß bereits überschritten habe, und muß mich zum Abschiede rüsten. Ehe ich aber scheide, will ich zweier Feste gedenken, die den Syltern ewig im Gedächtnisse bleiben werden, und die ganz Deutschland mit ihnen gefeiert hat; ich meine den 13. Juli 1864, an welchem die österreichischen Jäger auf der Insel landeten, und den Tag, der die sieben gefangenen Sylter die Heimat wieder sehen ließ.

Was der Landung der Jäger vorausging ist bekannt. Die dänische Eskadre war von preußischen und österreichischen Kriegsschiffen eingeschlossen; ihr Commandeur ließ sich durch englische Vermittlung von Helgoland die falsche Nachricht bringen, daß der Waffenstillstand zwischen Dänemark und den Großmächten abgeschlossen worden sei, und als er die Erfahrung machen mußte, daß man seinen Betrug entdeckt habe, ergab er sich mit seiner ganzen Macht dem auf den Watten sitzenden preußischen Kanonenboot Blitz, ohne auch nur einen einzigen Schuß zu seiner Vertheidigung abgefeuert zu haben. Aus Pietät gegen die dänische Marine, die sich bis in die neueste Zeit tapfer geschlagen hat, will ich es unterlassen, das Verhalten der Flotille in der Nordsee zu schildern, und mich damit begnügen zu erzählen, daß die steirischen Jäger in offenen Kähnen die weite Strecke vom schleswig'schen Festlande nach den friesischen Inseln zurücklegten, während die dänischen Kriegsfahrzeuge noch das Meer beherrschten.

Ein Vertrauter hatte den geängstigten Syltern ihre baldige Erlösung angezeigt, und von einer niegeahnten Freude durchzückt, hatten Männer, Frauen und Kinder sich auf den Empfang der heißersehnten Befreier vorbereitet. Es war ihnen wie ein Traum, daß die Söhne des fernen Steiermarks von ihren Alpen herunterstiegen und auf offener See den Dannebrog bekämpfen sollten; aber gerade das Unerwartete, ich möchte sagen Unbegreifliche ihrer Rettung trug nur dazu bei, sie um so dankbarer zu machen. Schon am frühen Morgen des ewig unvergeßlichen Tages stand die ganze Bevölkerung von Sylt am Ufer und harrte sehnsüchtig der Kommenden; und als endlich am fernen Horizont ein kleines weißes Segel nach dem andern auftauchte, da hoben die Mütter ihre Säuglinge in die Höhe, da setzten Greise ihre Enkel auf die Schultern, damit sie des Glückes theilhaftig würden, die deutschen Krieger kommen zu sehen. Jungfrauen und halberwachsene Kinder hielten ihre Blumenkränze bereit, und sagten leise vor sich hin und klopfenden Herzens die Verse her, die ihnen in den Mund gelegt worden waren; den stärksten Männern rollten heiße Thränen über die Wangen.

Endlich landeten die Boote. Jauchzend sprangen die Steirer an's Land, mit donnerndem Jubel brachten sie ihrem Kaiser und Schleswig-Holstein ein Hoch — und die Sylter? — Nun, vergessen waren Verse und Anreden, ver-



Ansicht von Föhr aus der Vogelperspective. (S. 228.)

Empfang des österreichischen neuen Jägerbataillons auf Föhr. (S. 224.)

gessen Blumenkränze und Guirlanden, aber vergessen waren auch zwölf lange Schmerzensjahre. Lautlos sanken Männer und Frauen, Jungfrauen und Kinder den Jägern an die Brust; Niemand sprach ein Wort, aber die Herzen pochten, aus den Augen quollen Freudenthränen, und selbst die Jäger waren so ergriffen, daß sie baten: „Es ist zu viel, — mehr als wir ertragen können, — Gott segne Euch — laßt uns — wir haben solchen Empfang, solche Liebe nicht verdient."

Weniger ergreifend, aber auch unbeschreiblich rührend war der Empfang der sieben gefangenen Sylter, die von den Dänen nach Kopenhagen geschleppt und auf Hochverrath angeklagt worden waren, weil sie dem Könige von Preußen dringend an's Herz gelegt hatten, nicht in eine Abtretung der friesischen Inseln an Dänemark zu willigen. Es waren die angesehensten Männer der Insel, die fähigsten und muthigsten Vertreter ihrer Heimat, und da man den dänischen Nationalcharakter kannte, dem endlichen Ausgange des Krieges aber noch nicht recht traute, war ganz Sylt voll banger Besorgniß, daß die Gefangenen ein hartes Loos treffen würde. Dank den Ministern Rechberg und Bismark war die Auslieferung der sieben Sylter eine der Hauptbedingungen der zu Wien unterzeichneten Friedenspräliminarien; ihre Entlassung wurde von den Dänen sofort zugegeben, und im Triumphzuge kehrten sie auf ihre Insel zurück.

Die Nachricht von ihrer Heimkehr verbreitete sich in wenigen Stunden; von den entlegensten Theilen der Insel eilte herbei, wer irgend im Stande war sein Haus zu verlassen, und als die theuren Landsleute den heimatlichen Boden betraten, ward ihnen ein Hoch gebracht, das „von Herzen zu Herzen drang".

Die braven Sylter hatten jetzt Alles, wornach sich ihr Herz gesehnt; sie waren frei vom dänischen Joche und eng an Deutschland gekettet, ihre Freunde und Führer in dem langjährigen Kampfe gegen fremde Unterdrückung waren ungefährdet heimgekehrt; der Verkehr mit dem Festlande war wieder hergestellt; österreichische und preußische Kriegsschiffe ließen im Hafen von Munkmarsch ihre stolzen Banner wehen, steirische Jäger erinnerten sie täglich an den mächtigen Schutz des großen deutschen Vaterlandes — darf man sich wundern, wenn auf der romantischen Insel ein Friede, ein Glück und eine Dankbarkeit gegen den Lenker dort Oben herrschen, die man sonstwo vergebens suchen würde?

Ich war fünf Tage auf Sylt, und rechne sie zu den schönsten meines Lebens. Die Insel mit ihrem unvergleichlichen Seebade ist es wohl werth, daß Deutsche ihr einen Besuch abstatten; wenn aber einer meiner Leser an meiner Schilderung Gefallen gefunden haben und in Folge dessen einen Abstecher nach Sylt machen sollte; wenn er bei Frau Groth einkehrt und all' die lieben Menschen kennen lernt, mit denen ich fünf glückliche Tage verlebte — ei, so sag', ich laß sie grüßen!

Meine Abreise von Sylt war nicht mit so großen Schwierigkeiten verbunden, wie die des Herzogs von Sachsen-Altenburg, der sich im Sommer 1863 in dem Seebade Westerland aufhielt, als er eingeladen wurde, dem Fürstenkongresse in Frankfurt a. M. beizuwohnen. Damals regierten noch die lieben Dänen, und wenn es auch keine Schande war, Doppel-Friedrichsdor in der Tasche zu haben, so war es doch ein Verbrechen, sie ausgeben zu wollen, und da der Herzog nur deutsches Geld, aber keinen Groschen dänische Reichsmünze bei sich führte, weigerte sich der Kapitän des Dampfschiffes, ihn nach dem Festlande überzusetzen.

„Der Kaiser ruft, ich muß nach Frankfurt," sagte der Herzog.

„Geht mich nichts an; ich will königlich dänische Reichsmünze," antwortete der Kapitän.

„Habe keine."

„Dann bleiben Sie hier."

„Ich will, kann und darf aber nicht."

„Sie müssen."

„Wechseln Sie," bat der Herzog. „Hier ist meine Börse; ich gebe Ihnen Wechsel, Briefe auf alle Banquiers Europas, lasse Adjutanten, Begleitung, Koffer, goldene Uhren und Brillanten als Pfand zurück — "

„Reichsmünze," antwortete der Kapitän. „In fünf Minuten fahre ich ab; wollen Sie mit?"

„Um's Himmels Willen, ja! Geben Sie doch der Vernunft Gehör — ich bin der Herzog von Sachsen-Altenburg — "

„Freut mich; aber Reichsmünze! Ohne Reichsmünze keine Möglichkeit, Ew. Hoheit mitzunehmen; müssen Ihre Tage auf Sylt beschließen."

„Aber ich bin ein Verwandter Ihres Königs — "

„Ein Verwandter des dänischen Königs?" sagte der Kapitän, indem er den Hut zog und eine tiefe Reverenz machte — „ein Verwandter von dem, den jeder rechtschaffene Däne höher stellt, als sich in Worten ausdrücken läßt — ? Ew. Hoheit können mitreisen und in Husum in Reichsmünze bezahlen, denn Reichsmünze muß es sein!"

Wie gesagt, ich hatte mit solchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen und wurde meine Maria-Theresien-Thaler (die immer wieder neu geprägt werden, weil sie die einzigen Silbermünzen sind, die man in Abyssinien ausgeben kann), meine Groschen, Schillinge und Kreuzer ohne Mühe los, und hatte meine Freude daran, als Madame Groth mir einige Bankschillinge, die sie mir herausgegeben hatte, mit den Worten wieder wegnahm: „De ohlen dänischen Knöp, dat ohle Tüch, wüllt Se wol leever gor nich hebben (die alten dänischen Knöpfe, das alte Zeug, wollen Sie wohl lieber gar nicht haben)."

Sic transit gloria mundi, das heißt in freier Uebersetzung: „Mit der Reichsmünze ist's vorbei," und die preußischen Thaler sind selbst den eingewanderten Dänen, die sich im Norden Schleswigs häuslich niedergelassen haben, lieber als die Bankthaler und stehen um fünfundzwanzig Prozent höher im Kurse.

Ich hatte meinen Freund Andreas Prott engagirt, mich nach Föhr zu fahren, und war eben im Begriffe, mich durch Jens nach dem Landungsplatze an der südlichsten Spitze von Sylt bringen zu lassen, als ein schwerbepackter Tourist, der längere Zeit in England gelebt zu haben vorgab, mich um Erlaubniß bat, die günstige Gelegenheit benützen und mit mir nach Föhr reisen zu dürfen. Ich willigte natürlich ein, der Tourist sprang auf den Wagen, setzte sich auf den besten Sitz und räumte mir einen Platz neben Jens ein; unterwegs beklagte er sich über die schlechten Landstraßen auf Sylt und

über die unbequeme Bauart unſeres Wagens; als er mich aber beim Ausſteigen damit beſchäftigt ſah, Jens zu bezahlen, affektirte er das lebhafteſte Intereſſe für das öde Wattenmeer, und blieb in tiefe Gedanken verſunken ſtehen, bis mein guter Jens ſich empfohlen und eine halbe Meile Weges zurückgelegt hatte.

Vor uns, einige hundert Schritte vom Lande, lag Andreas Prott mit ſeinem Auſternboote auf dem Schlamme; er konnte nicht zu uns, wir konnten nicht zu ihm, und es blieb uns nichts Anderes übrig, als ein paar Stunden am Ufer auf und ab zu laufen und Schnecken zu ſuchen, die wir natürlich alle wieder wegwarfen, als wir die Flut kommen und mit ihr Prott und ſeine Gefährten durch den Schlamm waten ſahen.

„Wir gewinnen eine Stunde Zeit," ſagten die Bootsleute, „wenn wir von der Stelle abfahren, wo der Kutter jetzt liegt. Die Herren müſſen ſich von uns auf dem Buckel durch den Schlamm tragen laſſen."

Ich blickte den prächtigen alten Mann an — nicht für die Welt hätte ich mich von ihm tragen laſſen; — aber der Touriſt ſprang ihm mit einer Behendigkeit auf die Schultern, die nichts zu wünſchen übrig ließ, behielt dabei in jeder Hand eine Reiſetaſche und zog die Beinchen krampfhaft in die Höhe, damit ſie nicht „ſchmotzig" würden, wie er ſich ausdrückte. Mit unendlicher Mühe ward die ſüße Laſt an Bord des Kutters gebracht, ohne ſchmotzig zu werden; dem armen Alten war es aber doch zuviel geworden, und keuchend geſtand er bei ſeiner Rückkehr, daß es ihm lieber wäre, wenn ich auf den Eintritt der Flut warten wollte; ſein Gefährte ſei ein ſchwacher, elender Kerl, der mit ſich ſelber genug zu ſchaffen habe und auf dem Feſtlande, geſchweige denn im knietiefen Schlamme nicht daran denken könnte, „ein wenig ſchwer" zu tragen.

Ich kann die halbe Stunde, die ich am Strande, auf die Flut wartend, zubringen mußte, nicht beſſer ausfüllen, als indem ich erzähle, was ſich neulich in Hannover zugetragen hat. Ein Polytechniker ließ ſich in Folge einer eingegangenen Wette von einem Packträger über die Straße tragen, und ward wegen „unerlaubten Reitens auf dem Trottoir" um einen Thaler beſtraft! Ich ſtatte meinem Collegen und Meiſter, dem humoriſtiſchen Polizeimeiſter von Hannover, meinen Dank ab, und ſpreche zugleich meine volle Bewunderung ſeines ächt deutſchen Humors aus. Er iſt es werth, daß Hogarth ihn gezeichnet und daß Lichtenberg ihn geſchildert hätte. Da Beides leider nicht mehr geſchehen kann, ſubſkribire ich hiermit auf ſeine polizeilichen Erlaſſe, die mir hoffentlich die langen Winterabende auf das Angenehmſte verkürzen werden.

Endlich war das Waſſer hoch genug geſtiegen, um ein kleines Boot zu tragen, das zufällig am Ufer lag; ich ſetzte mich hinein, Prott und ſein Gefährte ſchoben mich über die Watten, und als ich endlich den Kutter beſtieg, ward ich von dem Touriſten bewillkommt, der ſich inzwiſchen „bequem" gemacht hatte.

Der Wind war uns günſtig, und nach menſchlicher Berechnung konnten wir in vier Stunden den Hafen von Wyck erreichen; bald ſollten wir aber erfahren, daß wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten; denn der Wind legte ſich, und ſtatt ſeiner begrüßte uns ein kalter Platzregen, der uns bis auf die Haut durchnäßte, d. h. die beiden Bootsleute und mich; der Touriſt hatte einen Regenſchirm im Reiſeſack, den er wohlgefällig an ſeinen Spazierſtock befeſtigte und während anderthalb Stunden ſo hielt, daß mir das heruntertropfende Waſſer längs des Nackens hinablief. Der brave Mann hatte ſich außerdem in Keitum reichlich mit Brod und Fleiſch verſehen gehabt, lobte den Einfluß der Meeresluft auf ſeinen Magen, und tadelte, während er fleißig aß, die ſchlechte Einrichtung des Kutters, weil man ſich nirgends hinſetzen könne. Daß er den einzigen Sitz in Beſchlag genommen, verſteht ſich von ſelbſt, denn, wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt.

Die Fahrt auf dem kleinen Fahrzeuge war unbeſchreiblich langweilig. Wir kamen kaum von der Stelle, die Strömung des Meeres riß uns mit ſich fort, der Regen fiel klatſchend auf das Deck, es war kalt und ungemüthlich; aller Wahrſcheinlichkeit nach mußten wir die Nacht auf dem Waſſer zubringen; der Touriſt ſaß trocken und behaglich auf der Luke der Kajüte, und was mich am meiſten irritirte, er kaute ein Stück Fleiſch, ein Stück Butterbrod nach dem anderen, während ich von einem Wolfshunger gepeinigt wurde.

„Schmeckt es Ihnen?" fragte ich, indem ich ſeinen Regenſchirm zur Seite ſchob.

„Vortrefflich," antwortete er; „aber Sie rauchen eine Cigarre, um die ich Sie ſchon längſt beneidet habe; darf ich Sie um eine bitten? Nach dem Eſſen iſt eine Cigarre eine wahre Delikateſſe."

Ich gab ihm, wornach ſein Herz ſich ſehnte; er hörte auf zu eſſen, wickelte Wurſt und Schinken, Semmeln und Butterbrod in eine alte Zeitung, ſteckte den Proviant in die Reiſetaſche, zog den Schlüſſel ab, ſah nach, ob das Schloß in Ordnung ſei, und bat, während er an einem fauſtgroßen Stücke Rauchfleiſch würgte, um etwas Feuer.

Zündhölzchen wollten in dem Platzregen nicht brennen; ich lieh ihm daher meine Cigarre, die er mit ſeinen Butterbrodhänden anfaßte und ſo zurichtete, daß ich ſie über Bord werfen mußte.

„Gefällt Ihnen die Cigarre?" fragte ich.

„Ausgezeichnet!" antwortete er.

„Sie ſitzen auch bequem?"

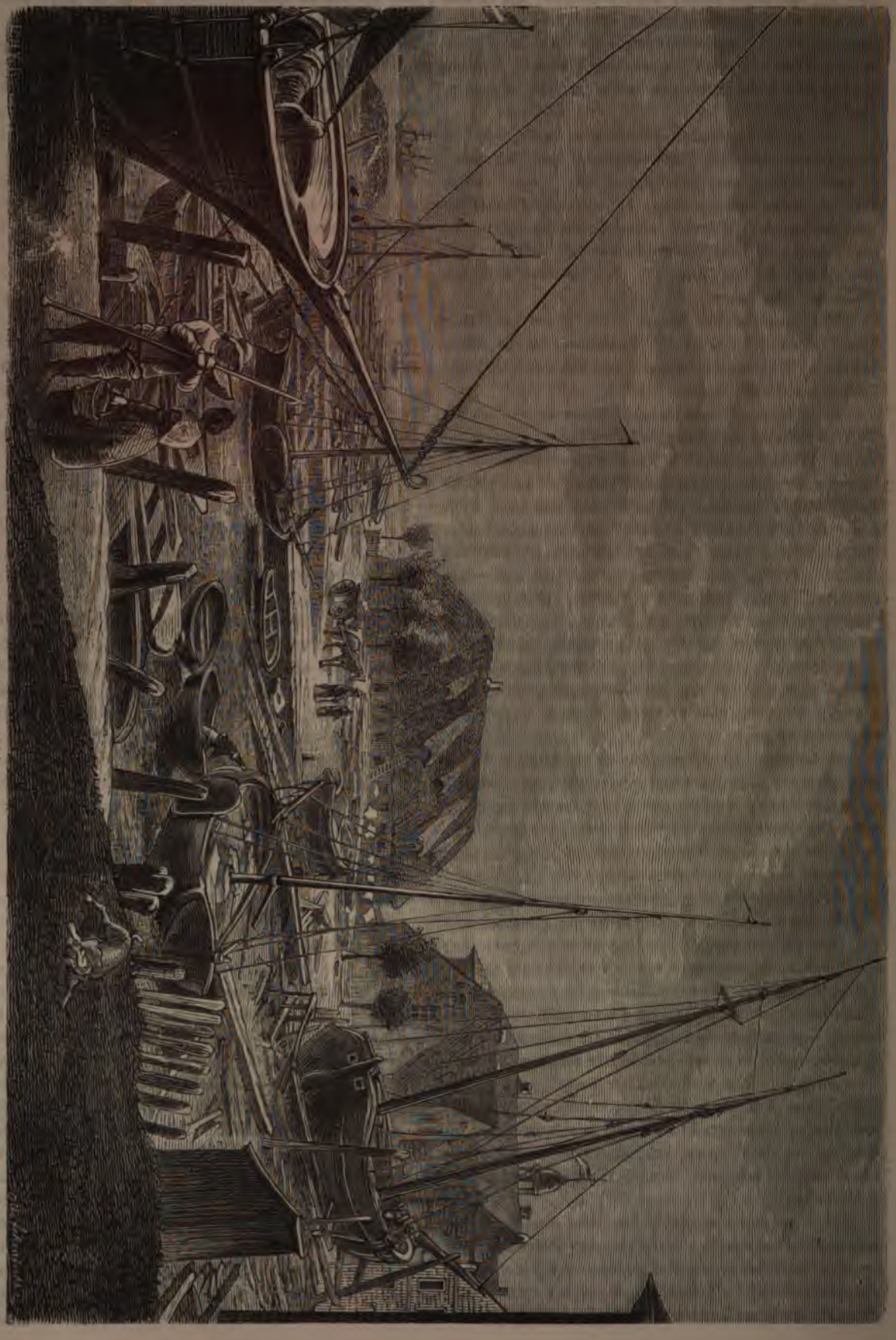
„Sehr!"

„Ich nicht!" ſagte ich vor Aerger und Kälte zitternd.

„Ja, das ſehe ich," antwortete er, indem er den Regenſchirm ſchief hielt und mich mit blaugrünem Waſſer übergoß.

Ich trocknete mich ab, ſo gut es gehen wollte, und beſchloß, meinen Reiſegefährten nicht weiter zu beläſtigen, hatte aber doch die Freude zu ſehen, daß der alte Prott die Pantomime des „Ueberbordwerfens" machte und mir mit den Augen zublinzelte, daß ich ihm den Touriſten überlaſſen möchte.

Ich willigte durch leiſes Kopfnicken in ſeinen Vorſchlag ein, drückte mich feſt an den Maſt, ließ es regnen, was es regnen konnte und wollte, und befahl Gott meine Wege; da aber hier unter dem wechſelnden Monde nichts von ewiger Dauer iſt, ſo hatte meine Waſſerfahrt auch ein Ende, und nachdem ich ſieben Stunden lang im kalten Platzregen ausgehalten hatte, ankerte der Kutter im Hafen von Wyck. Prott ſtreckte mir die Hand entgegen, um den ausbedungenen Lohn, acht preußiſche Thaler, in Empfang zu



Hafen von Wyk. (S. 223.)

Nannine Paulsen. (S. 223.)

nehmen, und verabſchiedete ſich auf das Herzlichſte von mir; als aber der Touriſt mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens über die Seitenwand des Kutters hinabklettern wollte, packte ihn die theerichte Tatze des Auſternfiſchers beim Kragen und zog ihn auf das Deck zurück.

„Sie haben etwas vergeſſen," ſagte er, indem er beide Hände auf ſeine Schultern legte.

„Nein, nein," antwortete der Touriſt, „meine Sachen liegen ſchon am Lande; ich habe ſie bereits hinübergeworfen; ſehen Sie nicht den Mann mit der Schubkarre? Er hat ſie ſchon in Empfang genommen."

„Doch, doch, ich ſehe den Mann recht wohl; aber meinen Fährlohn ſehe ich nicht."

„Fährlohn? Fährlohn?" fragte der Touriſt, „ich bin ja Gaſt dieſes Herrn."

„Gaſt?" ſagte Prott.

„Ja, Gaſt! Der Herr hat mir erlaubt mitzufahren."

„Das habe ich allerdings," fiel ich ein, „aber Sie werden einſehen, daß der alte Mann dafür, daß er Sie durch den Schlamm geſchleppt und von Sylt nach Föhr übergeſetzt hat, Bezahlung beanſpruchen kann."

„Die Perſon acht Thaler und für das Hinübertragen zwei, macht zehn Thaler," ſagte Prott, „und wenn es Ihnen nicht gefällig iſt, ſo fahren Sie mit mir nach Sylt zurück. Umſonſt iſt der Tod!"

„Ich bezahle nicht!" rief der Touriſt mit gellender Fiſtelſtimme.

„Nun, dann bleiben Sie bei mir," antwortete Prott. „Es iſt jetzt gerade Ebbe, wir haben Südwind, können daher in fünf bis ſechs Stunden wieder auf Sylt ſein."

Ich konnte meine Schadenfreude nicht unterdrücken, ſondern machte mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Regen und überließ den Touriſten ſeinem Schickſale. Am anderen Morgen begegnete ich ihm in Wyck; er bog ſchnell um die Ecke, als er meiner anſichtig wurde, und ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Sollte aber irgend einer meiner Leſer zufällig auf einer Vergnügungsreiſe mit einem kleinen Menſchen zuſammentreffen, der von Sylt und Föhr zu erzählen weiß — ſo rathe ich ihm, auf ſeiner Hut zu ſein; dieſe Warnung iſt mehr werth als der ganze übrige Inhalt meines Buches.

Die Inſel Föhr.

Wir haben in Sylt eine langgeſtreckte, baumloſe, mit Haidekraut geſegnete, von Dünen eingefaßte, dem ſicheren Verderben geweihte Inſel kennen lernen, und betreten jetzt ein rundes, fruchtbares, mit mächtigen Seedeichen umgebenes Eiland, deſſen reiche Dörfer mit den herrlichſten Bäumen geziert ſind und deſſen großer Wohlſtand uns auf das Angenehmſte überraſcht. Die Felder ſind im vortrefflichſten Kulturzuſtande, fettes Vieh weidet in großer Zahl auf den ſaftigen Wieſen, die goldenen Aehren des Getreides wiegen ſich im Winde, und es iſt Einem gar nicht „inſulariſch“ und „nordſeeiſch“ zu Muthe, wenn man im Wagen durch das Land rollt und den agrariſchen Verhältniſſen ſein Augenmerk ſchenkt.

Selbſt Wyck, die kleine niedliche Stadt, hat einen feſtländiſchen Anſtrich; die Straßen ſind breit und gerade angelegt; am Hafen ſind Spaziergänge und Ruhebänke, die Gaſthäuſer ſind vortrefflich, Muſikbanden ſpielen ihr Dudeldumdei; ja ſogar Equipagen bekommt man zu ſehen; man kann Billard ſpielen und tauſend Dinge vornehmen, an die man auf Sylt niemals denken würde.

Bleibt man aber an der Oberfläche nicht kleben, ſondern ſteigt man hinab und miſcht ſich unter das Volk, ſo erlebt man, was ich dem Leſer zu erzählen im Begriff ſtehe.

Es war ſpät am Abend, als mein Kutter im Hafen von Wyck landete. Vier oder fünf Kriegsſchiffe der öſterreichiſchen und preußiſchen Marine fuhren hin und wieder; ihre Maſten waren mit Flaggen geſchmückt, in der Takelage brannten unzählige Lampen und Lichter; fröhliches Jauchzen der Matroſen verrieth mir, daß ein Feſt gefeiert wurde.

Ich wußte, daß öſterreichiſche Jäger auf der Inſel lagen, die Föhr in derſelben Weiſe befreit hatten wie Sylt. Ich wußte, daß die prächtigen Soldaten auf eine Weiſe empfangen und begrüßt worden waren, die ſich wohl im Bilde, nicht aber durch Worte ausdrücken läßt, und ſtatt mich mit einer Schilderung der ergreifenden Szene aufzuhalten, will ich es Herrn Fikentſcher überlaſſen, ſie bildlich darzuſtellen.

Gewohnt, niemals zu fragen, ſondern ſelbſt zu ergründen, worüber die Menſchen jubeln — oder trauern, eilte ich vom Hafen in die Stadt, und als ich in die Hauptſtraße einbog, bemerkte ich eine geſchmackvolle Ehrenpforte, die von öſterreichiſchen Jägern und Marineſoldaten bewacht wurde und in deren Nähe mehrere hundert Föhringer Mädchen und Frauen ſich aufgeſtellt hatten. Der Ehrenpforte ſchenkte ich einen, den Jägern und Marineſoldaten zwei, den Weibern aber ein ganzes Dutzend neugieriger Blicke, und als ich es hierbei nicht bewenden ließ, ſondern mit meinen ſchönen Landsmänninnen ein Geſpräch anknüpfte, erfuhr ich, daß Prinz Friedrich Karl eben angekommen ſei, und daß ganz Föhr auf den Beinen wäre, um ihn zu begrüßen.

„Was habt Ihr denn gethan, als der Prinz kam?“ fragte ich ein kleines allerliebſtes Kind mit großen braunen Augen.

„Wir haben gerufen,“ antwortete ſie.

„Und was habt Ihr gerufen?“

„Ja, was anderes als ‚Willkommen!‘“

„Iſt er Euch denn wirklich willkommen?“

Das Mädchen mochte mich für einen Dänen halten, denn es warf mir einen Blick zu, den ich viel lieber dem Touriſten als mir gegönnt hätte. Da ich es mit der Kleinen verdorben hatte, näherte ich mich einer anderen Gruppe, aus welcher zwei ungewöhnlich ſchöne Mädchen hervorragten; es waren eine Brünette und eine Blondine, die trotz der verſchiedenen Färbung von Haar und Augen ſo große Aehnlichkeit mit einander hatten, daß ich ſie auf den erſten Blick für Schweſtern hielt. Sie hatten, wie alle übrigen Frauen und Mädchen, ihre Nationaltracht angelegt, die ihnen außerordentlich vortheilhaft ſtand. Um den Kopf war ein großes ſeidenes Tuch geſchlungen, deſſen Zipfel maleriſch herabhingen; den Hals ſchmückte eine reiche ſilberne Kette; Bruſt und Schultern wurden durch ein buntes Tuch bedeckt, das in den reichſten Falten die ſchönen Formen verhüllte; der Leib war in ein eng anliegendes ſchwarzes Gewand gehüllt, an dem eine Fülle von ſilbernen Ketten und zierlich gearbeiteten Knöpfen prangte, und die Taille endlich war von einer blendend weißen, in unzähligen Falten herabhängenden Schürze umſchloſſen, die den ganzen vorderen Theil des Rockes bedeckte. Die Tracht der Mädchen unterſchied ſich von der der verheiratheten Frauen nur dadurch, daß dieſe auf dem Kopfe einen rothen Zeuglappen trugen, der einen Theil des in Flechten zuſammengelegten Haares verbarg.

Die Phyſiognomieen der Föhringerinnen erinnerten mich lebhaft an die der Sylter Weiber, und der einzige Unterſchied, der mir auffiel, beſtand darin, daß ich mehr braune Augen und mehr dunkles Haar fand, als auf Sylt; ſonſt waren die Weiber ebenſo ſchlank, hatten ebenſo zarten Teint, ebenſo prachtvolle Zähne und ebenſo edle, weiche Formen, — und öffneten ſie gar den Mund, ſo erkannte man ſofort das ſonore frieſiſche Organ, dem man nur gar zu gern ſein Ohr leiht.

Ich redete die beiden Schweſtern an und bat ſie, dem Maler Fikentſcher zu ſitzen, damit er ſie und ihre reizende Tracht zeichnen könne, und ohne ſich zu beſinnen, willigten ſie ein, am folgenden Morgen zu uns zu kommen. Ich erſchrak faſt über ihre Naivetät, wurde aber gleich darauf ſehr abgekühlt, als ſie das Verlangen ſtellten, ich ſolle ſie in einem Wagen abholen laſſen, weil es ſich nicht ſchicken würde, wenn ſie zu Fuß gingen.

Föhringerin in gewöhnlicher Tracht. (S. 223.)

„Herr Claussen hat ein hübsches Fuhrwerk," sagte die Aeltere; „bitten Sie ihn, uns abzuholen."

Ich sagte Ja, ohne zu ahnen, wer Herr Claussen sei, wie die Mädchen hießen und wo sie wohnten, und als ich die Lücke in meinem Wissen ausfüllen wollte, waren die Schwestern verschwunden.

Ein Matrose vom Wall und eine Halligenbewohnerin. (S. 226.)

„Schade, daß sie fort sind," sagte der Maler. „Ich hätte namentlich die Brünette gern gezeichnet. Wir müssen uns jetzt um ein anderes Original umsehen."

„Warum nicht gar," entgegnete ich; „wir wollen die Brünette, die auch mir besonders gefallen hat, morgen früh zeichnen."

„Sie ist ja fort und verschwunden," sagte er verdrießlich; „wie wollen Sie sie wieder ausfindig machen?"

Ich antwortete nicht, sondern fragte einige Schiffer, die umherstanden, wo Herr Claussen aufzufinden sei.

„Meinen Sie den Alten oder den Jungen?" fragten die Schiffer.

„Den Jungen."

„Der ist nicht hier; aber der Alte steht dort," war die Antwort, und eine Minute später blickte ich in das altehrwürdige, von einem schneeweißen Barte und langen weißen Haaren beschattete Gesicht des Greises, den Hammer so grausam mißhandelt hatte.

Ich drückte dem alten Manne die Hand und sagte: „Sie sollen morgen früh die beiden Schwestern in Ihrem Wagen abholen und nach meinem Wirthshause fahren lassen. Ich weiß aber so wenig, wer die Schwestern sind, wie ich noch zur Stunde ahne, wo mein Gasthof ist, und ob ich hier überhaupt Unterkunft finde."

„Sie sind der Graf Baudissin?" fragte Herr Claussen, und als ich dieß bejahte, fuhr er fort: „Wir haben von Ihrer Ankunft gehört und in Hansen's Gasthause Quartier für Sie bestellt. Die beiden Schwestern müssen aber die Töchter der Wittwe Paulsen sein; nur unbesorgt, die Mädchen kommen morgen früh zu Ihnen, und wenn Sie erlauben, werde ich ein Stündchen mit Ihnen verplaudern, während Ihr Begleiter seine Skizze entwirft."

Ich fing an, mich für einen verzauberten Prinzen zu halten, wurde aber noch zur rechten Zeit aus meinen Phantasieen herausgerissen, indem ein wirklicher Prinz an das Fenster trat, um sich an dem Anblicke der reizend kostümirten Mädchen und Frauen zu weiden. Sein Erscheinen rief aber tausendstimmige Hochs und Willkommen hervor, so daß er schnell wieder verschwand und mir das Terrain allein überließ.

Einen Augenblick schwankte ich, ob ich in meine Wohnung gehen sollte; als aber in einem Lokal, vor dessen geöffneten Fenstern ich zufällig stand, Flöte und Trompete erschallten, als Jäger, Marinesoldaten und schlanke Föhringer Mädchen in den Saal eilten und sich im Tanze zu drehen begannen, da war es mit dem Schwanken vorbei und, naßgeregnet wie ich war, postirte ich mich mitten in den Saal, um mich mit den Glücklichen zu freuen.

Die interessanteste Figur war ein Matrose von dem Kanonenboote Wall, ein großer, breitschultriger, bildschöner Mensch, dessen kohlschwarze Augen vor Glückseligkeit leuchteten. Ich habe nie einen so herkulisch gebauten Mann gesehen, und niemals einen Tänzer beobachtet, der mit so unermüdlicher Ausdauer jeden einzigen Tanz von Anfang bis Ende aushielt! Ein Mädchen nach dem andern wurde engagirt; jedes mußte die ganze „Tour" durchmachen, und wenn es erschöpft auf einen Stuhl sank, blieb er vor ihm stehen wie ein nie zu ermüdender Riese vor einer Liliputanerin, blickte ihm lächelnd in das echauffirte Gesicht, und streckte der daneben Sitzenden mit einer Gelassenheit die ungeheure Hand entgegen, die etwas Diabolisches an sich hatte. Ueber eine Stunde hatte ich ihn beobachtet, und da er immer nur gelächelt aber kein Wort gesprochen hatte, wußte ich nicht, ob er ein Blaubart, oder ein freundlicher und gutmüthiger Mensch sei; meine Neugierde ließ mir keine Ruhe, ich trat an ihn heran, präsentirte ihm ein Glas schäumenden Bieres, und sagte: „Die Flotte soll leben!"

„Aber i bit, Ew. Gnaden, des ist zuviel Ehre, na, i küß d'Hand," sagte mein Herkules, indem er salutirte und einen Servus machte. Er hielt das Bier gegen das Licht, schnalzte mit der Zunge und sang:

„Und nix is so trauri
Und nix is so b'tribt,
Als wenn si a Pudel
In a Kater verlicht.
Diradi la — diradi la!"

Jetzt wußte ich Bescheid; der Matrose war ein Oberösterreicher, der seine ersten Wasserfahrten auf der Donau gemacht hatte. Sein Jodler und die unglaubliche Fertigkeit, mit welcher er das Glas Bier austrank, sagten mir nicht nur, weß Geistes, sondern auch weß Landes Kind er sei, und ich würde mit ihm über mein liebes Oesterreich geplaudert haben, wenn er nicht durch den Walzer, der eben gespielt wurde, auf's Neue zur „Arbeit" gerufen worden wäre.

Es gibt Menschen, von denen man sich durchaus nicht vorstellen kann, daß sie jemals alt und grau und gebückt am Stabe einherschleichen werden; zu diesen gehört der Matrose vom Wall. Da er mir den Beweis geliefert hat, daß er sich nicht todt tanzen kann —, denn er tanzte bis zum frühen Morgen, ohne eine Minute auszuruhen, so fange ich an zu glauben, daß er überhaupt nicht umzubringen ist, und es soll mich gar nicht wundern, wenn ich einst in der Zeitung lese, daß eine Kanonenkugel, die ihn mitten auf die Brust traf, an seinen Muskeln abgeprallt und geraden Wegs wieder in das feindliche Lager zurückgekehrt ist.

Neben dem „Wall", wie er von den Jägern genannt wurde, fiel mir ein österreichischer Unteroffizier auf, der die große goldene Tapferkeitsmedaille auf der Brust trug, dessen blau angelaufene Nase aber verrieth, daß er dem Grundsatze huldigte:

„Hingegen soll der Branntewein
Um Mitternacht nicht schädlich sein".

Der Brave hielt sich fast ausschließlich bei den zwei Faß Bier auf, die ich hatte bringen lassen, und versah das Amt eines Mundschenken, indem er jedem den Becher kredenzte, d. h. die Hälfte jeden Glases für sich behielt.

„Wo haben Sie sich die Medaille geholt?" fragte ich, indem ich mit ihm anstieß.

„Bei Solferino!" antwortete er.

„Welche Gelegenheit hatten Sie, sich auszuzeichnen?"

„Ich war Horniſt bei einer Jägerkompagnie; sämmtliche Offiziere waren gefallen, ich übernahm als ältester Unteroffizier das Kommando, und schlug mit meinen Leuten drei Bajonnetangriffe eines Bataillons Zuaven zurück."

„Wie machten Sie das?" fragte ich ganz erstaunt.

„Jo, wie hob i's g'macht? Mir sein holt steh'n blieb'n, wenn der Feind herankam mit sein'm Kreischen, na da gaben wir halt Feuer und schlugen mit'n Kolben drein; hernacher is er umgekehrt und wieder kumma, auf d'letzt is es ihm aber doch zuviel word'n, und er is net wiederkumma. So hob i's gemacht."

„Hat der Feind denn viel verloren?"

„Na, kurios!“

„Sie auch?“

„Na, kurios!“

„Gefällt es Ihnen hier?“

„Na, was soll man sagen? Wann des a bisserle reichlicher wär,“ hierbei machte er mit den Fingern der rechten Hand die Bewegung des Geldzählens; „aber 's is Alles so verflixt theier.“

Da ich den Unteroffizier gut untergebracht wußte, schied ich von ihm, indem ich seiner Tapferkeit meine Hochachtung zollte, und näherte mich den Mädchen, die vor Durst verschmachtend an den Wänden umhersaßen und doch zu verschämt waren, um sich aus den beiden Fässern einschenken zu lassen, die ich für sie und ihre Tänzer bestellt hatte.

Die armen Dinger, namentlich aber die Unglücklichen, welche mit „Wall“ getanzt, warfen sehnsüchtige Blicke nach dem ewig sprudelnden Quell; aber so galant die österreichischen Jäger auch immer sein mögen, bei einem Fasse Bier scheint ihre Galanterie ein Ende zu haben; wenigstens fiel es keinem Einzigen ein, sich um die „Damen“ zu kümmern, so lange der Unteroffizier fortfuhr, den Zapfen zu drehen.

Ich mußte daher einschreiten, um meine Gabe gleichmäßig zu vertheilen, und da mir Niemand geeigneter erschien, um für mich Propaganda zu machen, als „Wall“, so appellirte ich an sein Herz und klagte ihm, daß die Mädchen verdursten würden, wenn er sich ihrer nicht annähme.

„Gleich, Ew. Gnaden,“ erwiederte er, und in jeder Hand ein volles Seidel brach er sich Bahn, indem er mit einer Stimme: „Platz, Platz!“ rief, die seinem herkulischen Körperbau vollkommen entsprach.

Die Mädchen kamen ihrem Ganymed entgegen, und ich stellte mich mitten in den Saal, um zu beobachten, wie sie sich benehmen würden, ob sie kindisch verlegen nippten, halbverschmachtet das Glas von sich wiesen und mit Herzklopfen zusahen, wie Andere tranken; ob sie sich mit den Ellenbogen in die Seiten stießen, oder andere Thorheiten begingen, die man im Leben so oft begehen sieht. Ich habe nämlich die Entdeckung gemacht, daß man einen Menschen erst dann richtig beurtheilen kann, wenn man ihn essen und trinken gesehen hat, und ich werde hoffentlich noch ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand schreiben. Einige Bemerkungen will ich hier schon zum Besten geben.

Ein gebildeter Mensch trinkt, ohne nachher mit weitgeöffneten Augen umherzuglotzen, den Schnurrbart mit der Unterlippe abzulecken und das Glas auf den Tisch zu stoßen; das Höchste, wozu er sich hinreißen läßt, ist ein Ausruf wie „Sapperment, wo beziehen Sie den Wein?“ Ist man in „feiner“ Gesellschaft, so behält man diesen Ausruf für sich, denkt aber im Stillen: „Mich soll es doch wundern, ob nicht eine zweite Flasche von dieser Sorte kommt“.

Einem meiner Bekannten, der diese Frage häufig vor sich hingemurmelt hatte, sie aber nicht laut werden lassen durfte, weil er in „sehr feiner“ Gesellschaft war und neben einer trockenen Excellenz saß, die kein Wort mit ihm wechselte, passirte eine sehr fatale Geschichte. Er hatte seine Flasche geleert, die Excellenz hatte aber kaum an ihrem Glase genippt und der Johannisberger stand in vollster Glorie vor ihr. Alles Manövriren meines Freundes nützte ihm zu Nichts. Er kniff seine leere Flasche, stellte sie auf den Kopf, aber kein Tropfen kam heraus, und die Excellenz sah seinen Bemühungen zu, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich kriege dich doch,“ dachte mein Freund, und rasch entschlossen dreht er die Gaslampe aus, die vor ihm auf dem Tische stand. Egyptische Finsterniß herrscht in dem großen Saale, mein Freund ergreift die Flasche der Excellenz, setzt sie an den Mund und leert sie bis auf die Neige. Mit einem schweren Seufzer über das Vergängliche alles Irdischen setzt er sie wieder nieder, der Bediente bringt Licht — und wie Gott den Schaden besieht, steht die Flasche in einem allmächtigen Pudding! Der Unglückliche hatte sich für immer blamirt, die Tafel ward bald aufgehoben, und das Einzige, was ihn über seine Ungeschicklichkeit zu trösten vermochte, war, — daß er nie wieder als „Whistpferd“ in seine Gesellschaften eingeladen wurde.

Dergleichen Abenteuer können nur Menschen passiren, die den Muth haben, sich in die Gefahr des Blamirens zu stürzen; ängstliche Gemüther eignen sich keinen fremden Wein zu, lächeln aber über das ganze Gesicht und zeigen, wie ein Haifisch, alle Zähne, wenn man sie fragt, wie ihnen der Wein gefällt.

Auf einem Gute in Holstein passirte eine Geschichte, die hierzu als Illustration dienen kann. Der Gutsarzt, ein feiner, höflicher, nach Moschus riechender Mann, war zum Geburtsfeste der gnädigen Frau eingeladen. Vor ihm stand die Flasche, er schenkte sein Glas voll, sprach in Versen seinen Glückwunsch aus — und trank mit Lächeln die Gesundheit des Geburtstagskindes. „Wie schmeckt Ihnen mein Steinberger?“ fragte der Hausherr.

„Vortrefflich, wie Alles in Ihrem Hause,“ antwortete der Doktor; erst als er die Flasche bis auf ein Glas geleert hatte, bekam er Muth zu gestehen, daß er nicht weiter könne; denn — der Steinberger war Weinessig gewesen.

Schlimmer als der ewig lächelnde und der verwundert umherblickende Trinker sind die, welche das Glas nicht an den Mund führen können, ohne sich zu begießen; sind die, welche unaufhörlich nippen, gierig schlucken oder gar mit den Lippen schlürfen; die allerschlimmsten sind aber diejenigen, welche aus Angst vor ihrer eigenen Ungeschicklichkeit vor Durst vergehen und gar nicht trinken; daher man denn solche auch nur bei Dienstboten, Kindern und ganz ungebildeten Menschen antrifft.

Wie es mit dem Trinken, so geht es mit dem Essen. Ein wohlerzogener Mensch ißt so, daß sein Nachbar nicht das Schmatzen hört (— mir von allen widerlichen Lauten der widerlichste —); ein gebildeter Mensch steckt sich nicht faustgroße Bissen in den Mund, die nachher nicht durch die Cravatte durchschlüpfen wollen; ein gebildeter Mensch bekleckert sich nicht beim Essen, — nur wenn man Nudeln ißt, kann dem Besten ein Unglück passiren —, er leckt nicht die Finger ab, beschmiert sich nicht Nasenspitze und Kinn mit Fett und — was eine Hauptsache ist, er geht dem Bissen nicht mit der Zunge entgegen und komplimentirt ihn in den Mund hinein. Ich kenne einen Mann, der bei jedem leckern Bissen die Zunge ausstreckt, die Augen weit aufreißt und ein halbes Pfund Beefsteak schluckt, ohne es gekaut zu

haben; habe ich aber die Wahl, ein Jahr lang in Sing-Sing zu sitzen, oder täglich mit diesem Herrn zu essen, so entscheide ich mich ohne Bedenken für einsames Gefängniß.

Wo man aber einen Menschen aus den ungebildeten Ständen essen und trinken sieht, ohne daß er sich läppisch genirt, verlegen vor sich hinglotzt, sich bekleckert, oder die Zunge eine halbe Hand breit ausstreckt, da kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihm eine gewisse Selbstständigkeit des Charakters innewohnt, und daß er sich bewußt ist, nicht nur ein armer Teufel, sondern auch ein Mensch zu sein, der vollkommen berechtigt ist, — zu essen und zu trinken.

Ich betrachtete mir die Föhringer Mädchen und Frauen ganz genau, und fand zu meiner großen Satisfaktion, daß sie keine von den unendlich vielen Thorheiten begingen, deren sich ihre Standesgenossen schuldig zu machen pflegen. Sie nahmen die Gläser aus „Wall's" Händen, setzten sie an den Mund, nickten ihm freundlich zu, und tranken herzhaft; es lag in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Benehmen der zauberische Reiz der Weiblichkeit, den ich an allen Friesinnen bemerkt habe, und den ich nicht anders zu bezeichnen weiß, als wenn ich sage, daß es mir auf den friesischen Inseln vorgekommen ist, als wenn ich in dem Lande heiterer, schöner und liebenswürdiger protestantischer Nonnen lebte.

Ansicht von Husum. (S. 239.)

Man sah den Mädchen an, daß man ihnen ungenirt die Hand reichen, freundlich und vertraulich mit ihnen plaudern konnte; ja, ein Kuß in Ehren würde wohl zu erreichen sein; wer aber über die Grenzen der Ehrbarkeit hinausgeht, der thut wohl, sich von den Friesinnen fern zu halten, denn so sanft und gut sie auch sein mögen, es zuckt ein Zug um ihren Mund, auf der Stirn thront ein kleines Wölkchen und im Auge wacht ein Dämon, mit denen ich nichts zu thun haben möchte.

Uhland weiß von einem Mädchen zu singen, deß jungfräuliche Würde dem Räuber so imponirte, daß er es durch den Wald geleitete und ihm lange sinnend nachschaute; ich weiß aber von Tausenden von Mädchen zu erzählen, die den Siegern von Magenta und Solferino, — ich sage Siegern, denn die Soldaten siegten über die Turkos, Zuaven, Franzosen und Italiener — so imponirten, daß kein einziger es gewagt hat, ihnen ungebührlich zu begegnen. Bedenkt man aber, daß auf den friesischen Inseln weit mehr Mädchen und Frauen leben als Männer, — weil die See jährlich ihre Opfer verlangt, und aus anderen, wohl noch nicht ergründeten Ursachen, — bedenkt man, daß die Mädchen weniger Aussicht haben zu heirathen, als ihre Schwestern auf dem Festlande; bedenkt man, daß sie von der ganzen Welt abgeschieden, ein einförmiges Leben führen, und daß die flinken österreichischen Jäger und Marinesoldaten als tapfere muthige Krieger, fröhliche Tänzer, schlanke, hüb-

sche Gestalten und endlich gar als Befreier einzogen, und sich während ihres Verweilens auf den Inseln musterhaft benahmen, so muß man eingestehen, daß die Friesinnen, die allen Versuchungen ehrenvoll widerstanden, unsere ganze Hochachtung und Liebe verdienen. Ich wenigstens hebe mein Glas und rufe, daß es durch das ganze Deutschland wieder-

Oesterreichische Wachen in Husum. (S. 240.)

hallt: „Meine schönen Landsmänninnen auf den friesischen Inseln leben hoch!“

Ich war von dem Anblicke der prächtigen Mädchen, von den Jägern, den Matrosen, von Prinz Friedrich Karl's Gegenwart, von der endlichen Befreiung meines Vaterlandes und tausend anderen Eindrücken so begeistert, daß ich

das Wohl der deutschen Flotte ausbrachte und mit den Worten schloß: „Wenn unsere Befreier, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen uns rufen, damit wir unsere Schuld abtragen und für Deutschland kämpfen, dann werden die Friesen, — die nie dem Rufe des Dänenkönigs gefolgt sind — zeigen, daß sie deutsche Männer sind."

„Ja, ja! das wollen wir!" riefen die Männer, und die Mädchen und die Frauen. — Nun, sie umringten mich und sagten: „Auf die deutsche Flotte schicken wir unsere Männer gern; es wäre ja eine Schande, wenn auch ein einziger zu Hause bliebe!"

Ach, mein schönes, liebes deutsches Vaterland! Was könnte aus dir werden, wenn der biedere Charakter deiner Bewohner gepflegt und gehegt, wenn das Wohl des großen Ganzen nicht dem Interesse Einzelner geopfert würde!

Statt meiner Gedanken will ich den Traum niederschreiben, der mich ängstigte, als ich mich vom Balle zurückgezogen und auf mein Lager geworfen hatte.

Eine gigantische Gestalt, die einen Kranz von Seegras und Wasserlilien auf dem Kopfe trug, und in der Rechten den Dreizack hielt, trat in's Zimmer, begrüßte mich mürrisch und sagte: „Ich habe eben einer Volksversammlung beigewohnt, Reden mit angehört und Zeitungsartikel gelesen, weiß daher nicht, ob ich vollkommen zurechnungsfähig bin; aber eins will ich Dir sagen, mein Freund, ihr Deutsche werdet erst dann einig, wenn ihr eine Flotte habt."

„Gut gesagt," antwortete ich; „aber woher nehmen?"

„Das ist es eben. Woher nehmen! Vereinigt erst die Friesen, die freien Reichsstädte, Bremen, Hamburg und Lübeck, laßt alle seetüchtigen Matrosen der Nordsee unter einen Hut kommen, gebt Preußen den Oberbefehl über das Ganze, und ich wette Dreizack und Seegraskrone gegen eine taube Nuß, daß Deutschland eine Macht sein wird, gegen welche keine andere aufkommen kann. Ist es nicht eine wahre Schande, daß ihr ruhig die Hände in den Schooß legt, während England und Frankreich unaufhörlich Kriegsschiffe bauen, vor denen mir selber bange wird, wenn sie das Meer aufwühlen? Erwacht doch endlich aus eurem engbrüstigen Schlaraffenthum, sprecht das kühne Wort aus und laßt eine Flotte vom Stapel laufen, damit ich nicht vor Langerweile vergehe. Habt da die besten Matrosen der Welt, die schönsten Häfen, seid ein reiches und mächtiges Volk, und anstatt Gottes Gaben zu Ehren zu bringen, kratzt ihr euch gegenseitig die Augen aus und spuckt vor Denen aus, die euch die erste Bedingung eines staatlichen Lebens, Einheit der Macht, bringen wollen. Pfui Teufel! Ich bin ganz landkrank geworden, und es geht mir wie euch, wenn ihr den Fuß auf ein Schiff setzt."

„Haben Sie die Güte, sich an den Nationalverein, die Fortschrittspartei, die Kreuzzeitungspartei, die kleindeutsche Partei, die großdeutsche Partei, die schleswig-holstein'sche Partei, die preußische Partei, die österreichische Partei, die gotha'sche Partei —"

Ein tiefes Stöhnen unterbrach meine Rede; ich sah den Fremden würgen wie einen Seekranken, und nach einigen heftigen Konvulsionen langsam zur Thüre hinauswanken. Am folgenden Morgen fand ich auf dem Fußboden ein dickes Packet Zeitungen liegen, und als ich es genauer untersuchte, entdeckte ich, daß es Exemplare jener schleswig-holstein'schen Zeitung waren, die in Altona erscheint und so unendlich viel Vaterlandsliebe, gesunden Menschenverstand und hohe Politik enthält, daß man, wie ein Chloroformirter, mit beiden Händen nach dem Kopfe greift, um nachzufühlen, ob er noch auf den Schultern sitzt, wenn man einen der vielen Leitartikel gelesen hat. — Kein Wunder, daß dem Fremden übel war.

Der Morgen kam, und mit ihm der alte Herr Clauffen, der redlich Wort gehalten und die beiden Schwestern abgeholt hatte. Woher er wußte, daß ich zufällig mit Nannine Marie und Rosine Marie Paulsen bekannt geworden war, und was ihn gleich auf die rechte Spur leitete, weiß ich zur Stunde noch nicht. Ich vermied es, darnach zu fragen; er unterließ es, das Geheimniß zu offenbaren, und der Leser hat den Vortheil, sich den Kopf darüber zerbrechen zu können, wie es möglich war, daß der alte Mann mir die beiden Schwestern zur Stelle brachte. Es genügte mir und Herrn Fikentscher vorläufig, daß sie da waren, uns freundlich die Hand reichten und eine Tasse Chokolade annahmen; als dieß glücklich von Statten gegangen war, erklärte sich die ältere Schwester Nannine bereit, sich porträtiren zu lassen, der Maler ergriff Bleistift und Papier, ich nahm mein Notizbuch zur Hand, und es entspann sich allmälig ein Gespräch, wie man es nicht alle Tage mit einfachen, auf dem Lande erzogenen und bei der Feldarbeit großgewordenen Mädchen führt.

„Sie sind wohl weit gereist?" fragte Nannine, indem sie den Kopf mit der Rechten stützte und mit der Linken das Haar ihrer Schwester streichelte.

„O ja," antwortete ich, „so ziemlich."

„Ich bin auch von Hause fortgewesen," sagte sie mit einem schweren Seufzer; „habe aber von meinen weiten Reisen nicht viel Freude gehabt."

„Wo waren Sie denn? Doch nicht etwa in Hamburg?"

„Doch, — ich war weiter, habe China, Ostindien, St. Helena und Napoleon's Grab, London, Petersburg und Kopenhagen gesehen —"

„Sie? Nicht möglich —, Sie scherzen."

„Mein seliger Vater war Schiffskapitän," fuhr Nannine fort, ohne sich durch meinen Ausruf stören zu lassen, „und nahm mich in meinem neunzehnten Jahre mit nach China. Ich habe unterwegs ein Tagebuch geführt, und wenn es Ihnen Freude macht, will ich es Ihnen zeigen, wenn Sie uns nach Hause begleiten und unserer Mutter einen Besuch abstatten. Einige orthographische Fehler dürften sich eingeschlichen haben; Sie müssen daher auf meine Schulbildung Rücksicht nehmen und mich nicht verlachen."

Ich zupfte mich an der Nase, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume; da ich mich aber wachend fand, starrte ich das bildschöne Mädchen an und sagte: „Sie waren in China und führten ein Tagebuch? Ich muß es lesen, und werde es mit der größten Aufmerksamkeit durchsehen —"

„Das traue ich Ihnen auch zu," fiel sie ein; — „Sie sehen mir nicht danach aus, als wenn Sie ein armes Mäd-

chen verspotten könnten; — zudem ist der Inhalt leider ein sehr ernster."

Die beiden Schwestern blickten sich traurig in die Augen; die jüngere schlang den Arm um den Leib der älteren, und ich wagte es kaum, sie anzusehen.

„Ich verlor meinen Vater in Fut-schaw," sagte Nannine nach einer Pause; „das Schiff wurde verkauft und ich mußte auf einem Fahrzeuge der russisch-amerikanischen Kompagnie nach Europa zurückkehren. Da wir aber in Ostindien Fracht einzunehmen hatten, verzögerte sich die Reise sehr, so daß ich unterwegs von den russischen Damen, die ebenfalls der Heimat zueilten, russisch lernte. Bei St. Helena ankerte unser Schiff eine Zeit lang, und da konnte ich es mir nicht versagen, das Grab des großen Kaisers zu besuchen und meinen Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Da ich selbst unglücklich war, empfand ich recht, wie unaussprechlich unglücklich der Held Europas sich auf der einsamen Insel gefühlt haben muß, und es kam mir wie eine Huldigung vor, die ich seinem verklärten Geiste zollte, als ich meinem Namen einen frommen Spruch beifügte."

Es kam mir vor, als wenn ich ein Märchen läse, und ich mußte mir Gewalt anthun, um die junge Friesin nicht merken zu lassen, welchen Eindruck ihre Redeweise auf mich machte. Sie sprach über Petersburg und Canton, über London und Longwood, wie unser Einer über Kassel und Marburg, und verrieth, daß sie wohl berechtigt sei, ein Urtheil über diese, so himmelweit von einander verschiedenen Plätze zu fällen; trotz ihrer Weltkenntniß war sie aber ein einfach bescheidenes Kind geblieben, das auf die kleine Heimatsinsel zurückgekehrt war, um der Mutter und den jüngeren Geschwistern bei der Feldarbeit zu helfen!

Ich fühle es nur zu wohl, daß meine Schilderung ihren Zweck verfehlt, und es unmöglich ist, in wenigen Zeilen das Bild von Nannine Paulsen zu entwerfen. Für einen Roman paßt ein solches Mädchen nicht, es sei denn, daß der Schriftsteller dem Original Eigenschaften beilegen will, die es in Wirklichkeit nicht besitzt; ich, der ich mir die Aufgabe gestellt, nach der Natur zu zeichnen, und der zum ersten Male Gelegenheit hatte, ein Bauernmädchen kennen zu lernen, das die meisten Damen meiner Bekanntschaft in Geographie und Völkerkunde unterrichten könnte, ich habe die schöne Friesin nicht anblicken können, ohne es im innersten Herzen zu empfinden, daß die Bildung uns Menschen alle gleich macht, und daß alle Krinolinen und alle seidenen Schleppen des Universums nicht halb so viel werth sind, wie Seelenadel und gründliche Kenntnisse. Man wird mich wegen meiner Schwärmerei verlachen; ich will aber, statt ärgerlich zu werden, eine Anekdote nebst Nutzanwendung erzählen. Ein Orgeldreher kam auf das Gut meines Schwagers und fing an, sein Lied abzuorgeln; Knechte, Mägde und Kinder umstanden den Wundermann und hörten mit offenen Mäulern zu. Endlich wagte sich ein flachshaariger, blauäugiger Junge heran; er vergaß vor lauter Aufregung seine eigene Blödigkeit und fragte den Orgeldreher: „Kann man dat nich lernen?"

„Nein!" antwortete dieser ganz gravitätisch. „Lernen kann man dat nich; wer dat kann, der kann dat!"

Meine Nutzanwendung liegt auf der Hand. Man muß die einfachen und doch so gebildeten Bewohner der Nordseeinseln kennen, um ihren Werth und den eigenthümlichen Eindruck beurtheilen zu können, den sie auf uns, die wir an solche Erscheinungen nicht gewohnt sind, machen.

Bis daher Einer oder der Andere selbst mit der Familie Paulsen auf Föhr bekannt geworden ist, der mich belehrt, daß ich sie unrichtig beurtheilt und falsch geschildert, will ich fortfahren, das zu erzählen, was ich gesehen und beobachtet habe.

Als das Bild des Malers fertig war, stieg ich mit den beiden Schwestern in den Wagen und begleitete sie nach dem Hause ihrer Mutter, die in einem hübschen, mit dichtbelaubten Bäumen gezierten Dorfe, etwa eine halbe Meile von Wyck entfernt, ein einfaches Bauernhaus bewohnt. Unterwegs wurde mir eine Kirche gezeigt, die deßwegen merkwürdig ist, weil sie von allen schleswig-holstein'schen Landkirchen die größte sein soll, und weil sie in einer geraden Linie mit den Kirchen von Keitum und von Pelworm liegt, auch gleich weit von beiden entfernt ist; aber ich sah an der Kirche nicht halb so viel Interessantes als an den Föhringer Mädchen, die, mit der Heuernte beschäftigt, das Gesicht so bedeckt hatten, daß nur die Augen sichtbar waren. Sie trugen dieselbe Tracht, die ich oben beschrieben; nur fehlten die weiße Schürze und die silbernen Zierrathen; dagegen hatten sie einen dicht anliegenden schwarzen Schleier vor dem Gesichte, der aus der Ferne vollkommen wie ein Domino aussah.

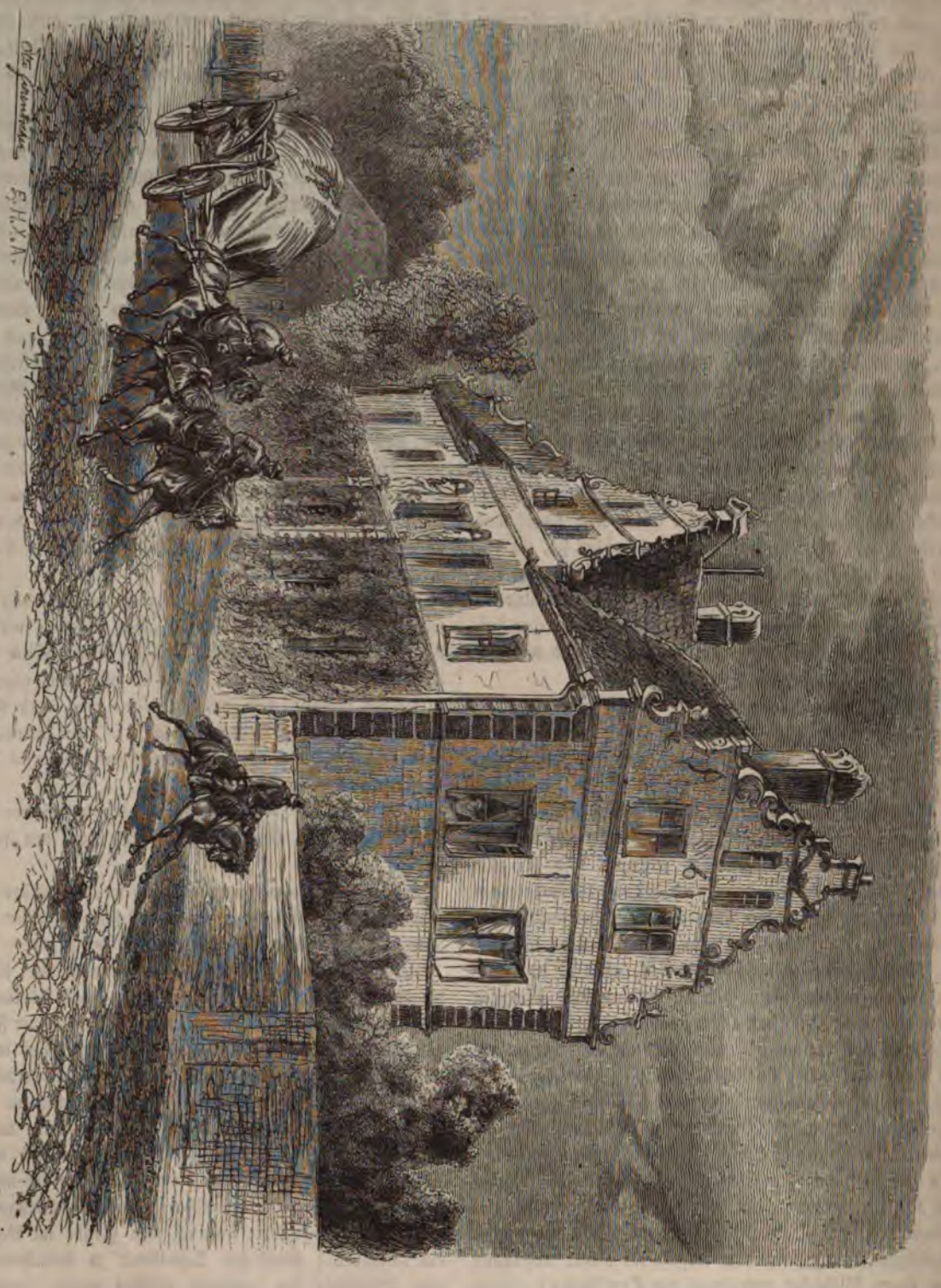
Nannine nahm mir die Frage, wozu diese Schleier dienten, aus dem Munde und sagte: „Wir Mädchen verhüllen bei der Feldarbeit das Gesicht, weil der scharfe Wind unsere Haut spröde machen würde, wenn wir uns nicht gegen ihn zu schützen suchten. Ein wenig Eitelkeit mag auch mit im Spiele sein," fügte sie lächelnd hinzu; „aber warum soll man sich den Teint muthwillig verderben, wenn es nichts kostet, ihn zu erhalten?"

„Ganz recht," erwiederte ich; „aber die Sylter Mädchen tragen keine Schleier, und haben doch den feinsten Teint."

„Unsere Voreltern trugen den Schleier, und unsere Nachkommen werden ihn tragen," sagte das junge Mädchen ernst; „die Sitte der Väter sollte den Kindern heilig sein."

„Ich wenigstens lege meinen Schleier nicht ab," stimmte die jüngere Schwester ein, und ich fühlte, daß sich eine Revolution gegen mich vorbereitete, als wir zu meiner Freude vor dem Hause der Wittwe Paulsen anhielten, und mir somit Gelegenheit geboten wurde, das drohende Verhängniß abzuwenden. Herr Claussen band seine Pferde an einen Lindenbaum fest, Nannine öffnete die Hausthür, und ich trat unter das gastliche, moosbewachsene Strohdach meiner jungen Freundinnen. Einen Augenblick hatte ich mich in dem einfachen, aber geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer der Familie umgesehen, und ich war gerade im Begriffe, ein prachtvolles chinesisches Schreibpult zu betrachten, als eine Seitenthür des Zimmers geöffnet wurde, und eine schwarzgekleidete Frau eintrat, deren Haltung, Würde und fast unbegreifliche Schönheit mir so imponirten, daß ich meine, nie einer Dame ehrfurchtsvoller meine Verbeugung gemacht zu haben. Madame Paulsen, — denn es versteht

sich von selbst, daß die Mutter der beiden Mädchen vor mir stand, — war eine große, kräftig gebaute Frau in den mittleren Jahren; ihr kohlschwarzes Haar, das in unendlicher Fülle in Flechten um den Kopf gelegt war, wurde von einem turbanähnlichen Kopfputze bedeckt; den Oberkörper zierte ein enganliegendes, schwarzseidenes Mieder, das vorn mit



Ein Pußtzimmer Haus. (S. 242.)

Silberknöpfen geziert war, und der Rock bestand aus einem schwarzen, tuchähnlichen Stoffe, der in zahllosen Falten herabhing; wie soll ich aber die hohe, schöngewölbte Stirn, die regelmäßigen schwarzen Augenbrauen, die großen dunklen Augen schildern? Welcher Maler würde auf der Leinwand die römische, haarscharfgeschnittene Nase, den edelgeformten

Mund, das schöne Kinn und das prachtvolle Oval des Gesichtes wiedergeben? Und welcher Dichter wäre wohl im Stande, den sanften, einfach-anspruchslosen Ausdruck ihrer Züge wiederzugeben?

Ich habe viele schöne Frauen gesehen und erinnere mich namentlich einer jungen Indianerin, die mir in Saint-Louis Perlenstickereien verkaufte, und die ich nicht ansehen konnte, ohne mich zu fragen, was der Hof Louis Napoleon's wohl dazu sagen würde, wenn ein reicher Franzose auf den Einfall käme, das schöne Kind zu heirathen und in seinem phantastisch-schönen Kostüm der Kaiserin vorzustellen. Es war ein sechzehnjähriges, vollständig entwickeltes, schlankgewachsenes Mädchen; das kohlschwarze Haar war mit einer Schnur bunter Perlen umwunden; beide Arme und die rechte Seite der Brust waren entblößt; die andere Hälfte und der Rücken waren mit einem Panterfell bedeckt; der kurze Rock reichte bis an die Kniee; zierliche Mokassins bedeckten die Füße, und der untere Theil des Beines war mit bunten Perlenschnüren umwickelt. In dem Gesichte des jungen Mädchens lag etwas Diabolisches und doch zugleich unnennbar Liebliches; die großen, pechschwarzen Augen blitzten wie feurige Kohlen, um den Mund spielte ein liebliches Lächeln, und was ihrem

Thomsen Oldensworth. (S. 241.)

Gesichte einen ganz besonderen Reiz verlieh, — eine sanfte Röthe hatte die Kupferfarbe der Wangen besiegt, so daß sie mit dem eigenthümlichen Reize der Rothhaut zugleich das frische Aussehen einer deutschen Jungfrau vereinigte. Um es kurz zu machen, — wäre ich ein reicher junger Franzose gewesen, ich würde die Indianerin vom Fleck weg geheirathet und nach Paris gebracht haben, — wenn auch nur, um die Lions des großen Babylons in eine Raserei des Entzückens zu versetzen, Eugenie schlaflose Nächte zu bereiten, und Louis in Melancholie zu stürzen.

Wie himmelweit liegt die Schönheit des Indianer-Mädchens und der deutschen Frau aber auseinander! Jenes, — ein elastisches, schlankes Geschöpf, dem man es ansieht, daß es sich rittlings auf ein wildes Pferd schwingt und in tollkühnem Uebermuthe den Büffel jagt —, diese, — ein edles, schönes, sittsames Weib, das man nicht anblicken kann, ohne das Haupt zu neigen, auf dessen Tugend jeder einen Eid auf die Bibel schwören würde!

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange forschend anblicke," sagte ich, als ich mich von meiner ersten Ueberraschung erholt und meine Hand in die ihrige gelegt hatte; „Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie nicht verletzen möchte, aber Sie sind von einer Schönheit, wie ich noch keine bewundert habe."

Die gute Frau lächelte wehmüthig und antwortete: „Man hat mir das schon mehrmals gesagt; es hat mich auch wohl

lisweilen gefreut, wenn ich am Arme meines Gatten durch die Straßen Hamburgs ging, und die Menschen stehen blieben und mich anstarrten, aber es freute mich nur, weil ich dachte, daß mein Aeußeres dazu beitrüge, mir die Liebe meines Mannes zu erhalten. Jetzt, wo ich ihn verloren —" fügte sie mit Thränen in den Augen hinzu, „jetzt freut mich Nichts mehr. Ich habe ihn unbeschreiblich geliebt, sein Tod hat mich tief erschüttert, und ich begreife kaum, wie ein Menschenherz so viel Kummer ertragen kann."

Sie hatte die letzten Worte mit sichtlicher Anstrengung gesprochen; als sie geendet, bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen; große Thränen rollten über ihre Wangen, und sie schluchzte so krampfhaft, daß ich es vorzog, in das Nebenzimmer zu gehen, und sie mit ihrem Schmerze allein zu lassen. Herr Claussen, der mit der ganzen Familie auf vertrautem Fuße zu stehen schien, flüsterte mir zu, daß dergleichen Szenen täglich vorkämen, und daß ich mich in Acht nehmen möge, irgend Etwas zu sagen, wodurch ich die Wittwe an ihren unersetzlichen Verlust erinnern könnte; nach diesem wohlgemeinten Rathe erinnerte er Nannine an ihr Versprechen, mir ihr Tagebuch zu zeigen, und da sie es mir mit vollem Vertrauen in die Hand legte, blätterte ich darin, als wenn es ein Heiligthum wäre.

Es wäre indiskret von mir, wenn ich mehr als einzelne Stellen anführen wollte; aber eins kann ich mit gutem Gewissen versichern, hätte ich nicht das einfache Mädchen vor mir stehen gehabt, hätte ich nicht gewußt, daß dieselbe junge Friesin, die rüstig beim Haferbinden und Heumähen mitarbeitet, die Verfasserin wäre, so würde ich Alles darauf verwettet haben, daß eine Dame der höchsten Stände die Blätter geschrieben hätte. Besonders ergreifend war die Schilderung des langsamen Dahinwelkens ihres Vaters, ihrer letzten Unterredung mit ihm, seines sanften Einschlafens und endlich der Beerdigung. Sie hatte dem Vater auf sein ausdrückliches Verlangen gesagt, daß sein letztes Stündlein herannahte; darauf hatte er sie gebeten, bis zum letzten Athemzuge bei ihm zu bleiben, seine Beerdigung zu besorgen und zu der Mutter zurückzukehren, um sie zu trösten. „Sage Deiner Mutter, daß ich durch ihre Liebe unaussprechlich glücklich gewesen bin," flüsterte er ihr mit ersterbender Stimme in's Ohr, — „und daß mir nach so viel Glück und Liebe der Tod nicht leicht wird. Gern hätte ich ihr noch einmal für Alles gedankt; — jetzt übernimm Du die heilige Pflicht und danke Deiner Mutter — danke ihr —"

„Als er ausgehaucht," heißt es in dem Tagebuche, — „und ich allein war mit der Leiche in der engen, dumpfen Kajüte, sank ich an die leblose Brust Deines Mannes, liebe, theure Mutter, und weinte heiße Thränen. Der Dahingeschiedene war ein edler Mensch, ein treuer Freund, ein liebevoller Vater und ein zärtlicher Gatte! Nachdem ich mich satt geweint, rief ich den Steuermann und führte ihn zu der Leiche; er kniecte nieder und betete, während er heftig schluchzte; nach ihm kamen die Matrosen in die Kajüte; auch sie weinten, denn sie hatten einen liebevollen Freund verloren. Am anderen Morgen wurde die Leiche an's Land gebracht; ich blieb auf dem Schiffe zurück und sah, wie sie in die Erde gesenkt wurde; Du kannst ruhig sein, liebe Mutter, denn Vaters Grab ist mit einem Kreuze und einem Blumenkranze geschmückt. — Ich begreife, daß Dir die Nachricht von dem Tode Deines Gatten entsetzlichen Kummer bereiten wird; aber vergiß nicht, liebe Mutter, daß ich ganz allein und verlassen in weiter Ferne bin, und daß ein Theil Deiner Gedanken und Sorgen mir gehört."

In dieser Weise war das Tagebuch der jungen Friesin geführt.

Als ich noch mit dem Lesen beschäftigt war, trat die Mutter mit einem Briefe in der Hand in's Zimmer und sagte: „Lesen Sie auch dieß; es ist der letzte Brief meines Gatten".

Ich habe es versucht, ihn zu lesen; aber die Thränen rollten mir über die Wangen, — ich faltete ihn zusammen, gab ihn der Wittwe zurück und drückte ihr die Hände. Es fing an, mir bei diesen Naturmenschen unheimlich zu werden; der Eindruck, den ihr Gemüthsleben auf mich machte, stimmte mich ernst und melancholisch, und ich begriff zum ersten Male den tiefen Sinn der Worte Alexander's des Großen: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein".

Herr Claussen, der mir schon einmal zu Hülfe gekommen war, half mir aus der Verlegenheit, indem er mich auf die chinesischen Schätze aufmerksam machte, die überall im Zimmer umherstanden, und ich dankte meinem Schöpfer, als ich Strohhüte, Regenschirme, Taschen, Theebretter und tausend andere Dinge mustern konnte, ohne gezwungen zu sein, in die dunklen Augen der Wittwe zu blicken. Als ich endlich einen afrikanischen Strohhut gekauft, der sich zusammenrollen, biegen, wenden und drehen —, aber nicht aus der Façon bringen ließ, verabschiedete ich mich mit dem Bewußtsein, eine Familie kennen gelernt zu haben, die ich niemals wieder vergessen werde.

Es war prachtvolles Wetter, die kleinen Pferdchen Herrn Claussen's trabten mit dem leichten Wagen lustig davon, und wir beschlossen, eine Streifpartie durch die Insel zu machen.

Während wir zwischen Wiesen und Feldern fuhren und jeden Augenblick ein Dorf erreichten oder einem Wagen begegneten, auf dem verschleierte Mädchen saßen, — denn die Frauen schienen den Ostwind ohne Gefahr für ihren Teint ertragen zu können, — erklärte mir mein Begleiter, was ich zu meiner Schande bisher nicht gewußt, daß Föhr durch eine Grenzlinie, die mitten durch die Insel in gerader Linie von Norden nach Süden lauft, in Osterland- und Westerlandföhr getheilt wird, und daß der westliche Theil bisher dänisches Kronland gewesen und erst durch den Wiener Frieden dem Mutterlande zurückgegeben worden ist. Der Strich theilt aber nicht nur das Land, sondern auch die Menschen, und die Westerlandföhrer sind ebenso dänisch gesinnt, wie die Osterlandföhrer deutsch sind, haben aber in Anbetracht ihrer loyalen Gesinnung auch kaum halb so viel Abgaben zu zahlen gehabt, wie ihre Brüder im deutschen Distrikte. Die getheilte Nationalität hat natürlich einen widerwärtigen Einfluß auf das ganze Leben der Insulaner; anstatt in Harmonie mit einander zu verkehren, hetzen sie sich gegen einander auf; Angeberei, Verläumdungen und Spioniren waren früher an der Tagesordnung; der Deutsche wurde gedrückt

und getränkt, während der Däne so ziemlich thun konnte, was ihm beliebte, und es wird lange dauern, bis die Wunden geheilt sind, welche die dänische Propaganda den Friesen der Insel Föhr geschlagen hat.

Alle guten Eigenschaften sind aber doch nicht aus Westerlandföhr verschwunden, und ich erinnere mich einer Bäuerin, die ihr Geschirr auf Riege außerhalb des Hauses aufgestellt hatte, und trotz des einbrechenden Abends keine Miene machte, es in's Haus zu tragen. „Seid Ihr nicht bange, daß Euch etwas gestohlen wird?" fragte ich. — „Nä, nä, min leeve Mann," sagte die Frau lächelnd und mit dem Finger drohend; „wenn he nix stiehlt, en annerer een ward mi wul nix nehmen. Gott bewohre, wer schull denn up Westerlandföhr stehlen! Uha! — (Nein, nein, mein lieber Mann, wenn er mir nichts stiehlt, ein anderer wird mir wohl nichts nehmen. Gott bewahre, wer sollte denn auf Westerlandföhr stehlen! Uha!)"

„Hier denkt kein Mensch an's Stehlen," fügte Herr Claussen zum Ueberfluß noch hinzu, und da ich also vollkommen getröstet sein konnte, ergab ich mich in das Schicksal der kupfernen Pfannen und Messingkessel, und stellte Vergleiche über die beiden Inseln Sylt und Föhr an, die zu dem Resultate führten, daß ich schleunigst umkehren und nach Wyck zurückfahren ließ, weil mir die fetten Bauerngesichter, die fetten Wiesen, fetten Felder, fetten Schafe, fetten Ochsen, Esel und Kühe einen widerlichen Eindruck machten; mit einem Worte, wer Sylt bereist, ohne zu schwärmen, muß anders konstruirt sein als die meisten anderen Menschen; und wer auf Föhr über etwas Anderes als die reizende Einfachheit der friesischen Weiber und Männer in Entzücken geräth, der muß noch wenig Viehwaiden gesehen haben. Die ganze Insel ist ein großes Fettauge, das auf der Nordsee schwimmt, und wie man auf Sylt davonlaufen würde, wenn die Menschen auf den Einfall kämen, eine Stadt zu bauen, so könnte man es auf Föhr nicht aushalten, wenn Wyck nicht ein kleines niedliches Städtchen wäre.

Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß König Christian der Achte sich niemals der weit kräftigeren Sylter Seebäder bediente, sondern alljährlich nach Föhr reiste, um mit dem Minister Scheele und anderen Gleichgesinnten dänische Propaganda zu machen und l'Hombre zu spielen. Der schlaue König suchte durch leutseliges Entgegenkommen die Friesen für sich zu gewinnen und sparte keine Zeit und Mühe, um das Seebad Wyck zu einem Sammelplatze des schleswig-holstein'schen Adels zu machen. Da man aber bald die wahren Absichten erkannte und einsehen lernte, daß man sich in Wyck einen Orden und ein Amt holen, seinen Rheumatismus aber nicht vertreiben konnte, ließ man Seine Majestät allein Propaganda machen, „offene Briefe" schreiben, Seehundsjagden halten und ländliche Feste arrangiren.

Nach seinem Tode dauerte die Propaganda fort; die dänische Regierung trug Sorge, daß in Wyck die allerfanatischsten Dänen angestellt wurden, und der berüchtigte Medizinalrath Schleißner in Flensburg wies sogar die Nothwendigkeit nach, einen Badearzt anzustellen, der die deutschen Gäste von ihrem Wahne heilen könnte, daß Schleswig-Holstein ein deutsches Land sei.

So wenig aber das Meer vermag, das von Menschenhand aufgeführte Bollwerk der Seedeiche zu zerstören, so wenig konnten die Dänen den rechtschaffenen Sinn der deutschen Friesen verderben, und trotz aller königlichen Besuche, trotz Badeärzten und Beamten ist Wyck ein so deutsches Städtchen geblieben, wie es nur eins geben kann. Ich war daher froh, als ich, von meiner einförmigen Fahrt zurückgekehrt, am Hafen auf- und abspazieren und die Badegäste betrachten konnte, die sich den schönen Abend zu Nutzen machten und der österreichischen Musik zuhörten.

Im Hafen lagen österreichische und preußische Kriegsschiffe neben dem erbeuteten Liimfjord, der jetzt, von einem österreichischen Kapitän geführt, als Postboot zwischen Föhr und Husum geht und die Passagiere gratis befördert, was — wie ich weiter unten erzählen werde, — meinem Touristen sehr übel bekam.

Von einem Seemanne erfuhr ich, daß der Hafen hundert und dreiundzwanzig Fuß breit und zehn bis elf Fuß tief sei, so daß vierzig bis fünfzig Schiffe zu gleicher Zeit in ihm ankern können; weiter ward mir mitgetheilt, daß er 1806 angelegt worden sei, siebenzehntausend Reichsthaler gekostet habe, den jetzigen Anforderungen aber in keiner Weise entspräche, und ich würde wahrscheinlich noch tiefer in die Mysterieen des künstlichen Bassins eingeweiht worden sein, wenn mich nicht ein Hamburger Badegast auf die Halligen aufmerksam gemacht hätte, die im Schimmer der untergehenden Sonne wie Traumbilder aus dem Meere hervortraten.

Es war ein Anblick, den keine Feder zu schildern vermag. Eine dichte, milchweiße Nebelwolke hatte bisher den Horizont bedeckt; allmälig brach sich die Sonne Bahn; das Meer erglänzte in Purpurglut, und wie mit einem goldenen Saume eingefaßt traten die Halligen hervor; es war nicht anders, als wenn Häuser und Bäume plötzlich aus dem Meere emporwüchsen, um der scheidenden Sonne ihren Gruß zu bringen, — denn von den Inseln selbst, die in gleichem Niveau mit dem Meere liegen, sah man nichts. Das Zauberbild dauerte nur einige Minuten; mit dem Verschwinden der Sonne erstarben die immer undeutlicher werdenden Umrisse der Halligen am Ende gänzlich, und Jeder, der sich an dem Schauspiele ergötzt hatte, mochte empfinden, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo das Auge umsonst nach den Inseln suchen wird, deren Name jetzt schon hinreicht, um uns an ein trostloses, einsames, mit steten Gefahren verbundenes Leben zu erinnern. Auf mich hatte die Szene wenigstens einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß ich beschloß, am nächsten Morgen nach Hooge, der größten Hallige der Nordsee, zu fahren, und da Wind und Wetter günstig waren, legte ich die Strecke von ungefähr zwei Meilen schnell zurück und betrat früh am Morgen die Insel, oder eigentlich den Streifen Landes, der eine halbe Meile lang und zwischen tausend und viertausend Ellen breit ist, und jetzt noch von einigen siebenzig Familien bewohnt wird.

Die Geschichte dieser melancholischen und über alle Beschreibung traurigen Insel ist eine ewige Kette von Zerstörungen durch die Nordsee; früher im Zusammenhange mit Pelworm und Nordstrand, wurde sie 1362 durch eine schreckliche Sturmflut von dem Mutterlande abgerissen, und von

da an hat ihre Größe von Jahr zu Jahr abgenommen. Noch im Jahre 1794 lebten auf Hooge vierhundert und achtzig Menschen; vor der Flut im Januar 1825 zählte man dreihundert und dreiundneunzig Einwohner, und jetzt ist ihre Zahl auf zweihundert und fünfzig zusammengeschmolzen, die in siebenzig Häusern wohnen, welche wieder auf neuen künstlichen Hügeln oder „Werften" stehen. Bis zum Jahre 1581 war Hooge zur alten Kirche auf Pelworm eingepfarrt; 1618 bekam die Insel ihren eigenen Prediger, und der Gottesdienst wurde in einem Hause auf der ‚Hanswurf' abgehalten, bis endlich 1637 eine eigene Kirche erbaut wurde, die aber 1825 durch die Flut so beschädigt ward, daß — wie ich bereits erzählt habe, — die Särge in den Kirchengängen bloßgelegt und vom Wasser umhergeschleudert wurden. Noch vor hundert Jahren trieben die Bewohner einträglichen Seehandel, und über hundert Hooger Seeleute dienten auf fremden Schiffen; jetzt leben die armen Einwohner nur von dem spärlichen Ertrage ihrer Schafe und einiger weniger Kühe, die auf den Waiden ein kurzes, trockenes und salziges Gras finden, an dem sich anderes Vieh, das an

Theodor Storm. (S. 241.)

bessere Kost gewohnt ist, sicherlich nicht genügen lassen würde. — Ich bekam förmliches Herzklopfen, als ich von einer Wurf zur anderen ging und die melancholischen Bewohner besuchte; es lag ein so feierlicher Ernst in ihren Gesichtern, etwas so Abgemessenes, Würdevolles, christlich Demüthiges in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Wesen, daß ich unwillkürlich an einen Familienvater erinnert wurde, den ich einst auf dem Krankenlager liegen fand, und der sich auf den Abschied von den Seinigen vorbereitete.

Wie man es auf einer Hallige aushalten kann, ohne tiefsinnig zu werden, ist mehr, als ich verstehen kann, und es ist mir ein förmlicher Trost, daß die Halligbewohner es ebenso unbegreiflich finden, daß wir das Leben auf dem Festlande ertragen; wären die armen Menschen unglücklich, sehnten sie sich von ihren Wurfen weg, so würde ich sie mehr bedauern als die Gefangenen, die unter den Bleidächern Venedigs ihr Leben vertrauern. Sie sind aber, Gott sei es gedankt, mit ihrem Loose zufrieden, und wenn einer von ihnen auf das Festland verschlagen wird, so freut er sich während seines Exils auf den Augenblick, wo er in

Leichenbitterin in Husum. (S. 242.)

die Heimat zurückkehren und das tägliche Zerstörungswerk des Meeres mit ansehen kann.

Man muß sich den ewigen Wechsel von Ebbe und Flut und die niedrige Lage einer Hallige vergegenwärtigen, um sich das Leben der Insulaner gehörig vorstellen zu können, und auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden, will ich nochmal daran erinnern, daß Hooge ein langes Eiland ist, das ungefähr zwei Meilen von der nächsten bewohnten Insel entfernt liegt. Zur Zeit der Ebbe ist das Wasser ringsumher zurückgetreten, und das graue, öde Wattenmeer schlingt sich wie ein unendlicher Gürtel von Schlick um die Hallige; mit dem Eintritt der Flut ändert sich aber das Bild; das Meer steigt so hoch, daß es mit dem Lande fast gleiche Höhe erreicht, und wer zur Zeit der Flut mitten auf dem Eilande steht, sieht sich rings von Wasser umgeben, das unausgesetzt seine Wogen gegen das Ufer spült und fort und fort ohne Unterlaß einen Zoll breit Erde nach dem anderen wegreißt. Wäre es die schöne, blaue Ostsee, die dieß sreventliche Spiel triebe, so könnte man sich vielleicht an dem herrlichen Meere mit seinem ewigen Farbenwechsel ergötzen; aber es ist die graue, kalte, tobende Nordsee, die heranbraust; die Nordsee, der es an jeder Spur von Poesie fehlt, die man nur mit einem rastlosen unersättlichen Ungeheuer vergleichen kann, und die von den Seefahrern aller Nationen wegen ihrer Tücke gefürchtet und gemieden wird. Tritt aber die gewöhnliche Flut fast bis an den Rand des Eilandes, so überspült jede Sturm- oder Springflut die ganze Hallige, so daß nur die neun Werfte mit ihren siebenzig Häusern aus dem unendlichen Chaos hüpfender und tanzender Wogen hervorragen; und solche Fluten wiederholen sich jeden Winter! Wenn wir auf dem Festlande bei verschlossenen Fenstern und Thüren vor dem warmen Ofen sitzen und uns Wintermärchen erzählen, und dem tollen Getöse eines kalten Schneesturmes mit dem behaglichen Gefühle lauschen, daß wir geborgen sind und daß der kalte Schnee nicht zu uns in's Zimmer fliegen kann, dann kauern die Halligbewohner ängstlich zusammen, dann schmiegen sich die zitternden Kinder an den Vater und fragen, ob die drohende Gefahr vorüber gehen, ob ihre Ziegen und Lämmer in den Wellen ihr Grab finden werden? Und tritt endlich das Meer in sein altes Bett zurück, und taucht die Hallige wieder aus den unendlichen Wassermassen empor, — wie sieht es dann auf den Waiden aus? Eisschollen, Schiffstrümmer, Leichen von Menschen und Vieh liegen umher, und die besten und fettesten Triften, auf denen noch gestern das Vieh seine Nahrung fand, sind weggerissen und in die Tiefe versenkt.

Ich traf einen Schullehrer, der auf Hooge geboren, jetzt aber auf dem schleswig'schen Festlande angestellt war. Er hatte seine Ferien dazu benützt, um seine Heimat zu besuchen, und als ich ihn fragte, wie es möglich sei, seine freie Zeit auf der öden Hallige zuzubringen, lächelte er und sagte: „Hier ist Ruhe und Friede; hier herrschen Eintracht und brüderliche Liebe, Glück und Zufriedenheit, bis hierher bringen die Thorheiten der Welt nicht, und das Schlimmste, was die Bewohner zu fürchten haben, ist der Tod, — eine Wohlthat, deren wir Alle theilhaftig sind."

„Aber ist Ihnen der Gedanke nicht schrecklich, vom Meere verschlungen zu werden?" fragte ich.

„Nein," antwortete er. „Auf dem Boden des Meeres ist Raum, und mir ist der Gedanke, in einem engen Sarge zu liegen, weit ungemüthlicher, als die Idee, von den Wellen fortgerissen zu werden und endlich auf dem unermeßlichen Meeresboden meine Ruhestätte zu finden."

Solcher Philosophie gegenüber fühlte ich mich machtlos, und ich hatte keine Ruhe, bis ich wieder in meinem Fischerkahne saß und nach Föhr zurücksegelte. Der Fischer wollte mir von dem halbzerstörten Friedhofe erzählen, an dem wir hart vorbeifuhren; ich drückte aber den Hut in die Augen und suchte mir durch mein gewöhnliches Mittel, Anekdoten über unsere Bureaukraten, — die trüben Gedanken zu vertreiben. So viele ich aber sonst bei der Hand habe, es wollten mir heute keine einfallen, und ich war in der schlimmsten Stimmung, als ich endlich in Wyk wieder an's Land stieg und meinen Touristen, mit dem Reisesack in der Hand, an Bord eines kleinen Kutters gehen sah. Wie ich von ein paar Anderen erfuhr, die sich ebenfalls dem Kutter anvertrauten, sollte der Liimfjord am folgenden Morgen um vier Uhr nach Husum fahren, und da das Wetter günstig war, hofften sie, um sieben Uhr das Festland von Schleswig zu erreichen. Wäre der Tourist nicht mitgewesen, so würde ich mich am Ende entschlossen haben, mitzureisen; ich fürchtete mich aber vor ihm, und zog es vor, eine andere Gelegenheit abzuwarten, und schlimmsten Falles über Dagebüll zu gehen.

Als ich meine Wohnung betrat, fand ich Herrn Fikentscher in der angenehmsten Stimmung; er hatte die „schönste Jungfrau auf Föhr" gezeichnet, und zwar in ihrem gewöhnlichen Anzuge, also ohne weiße Schürze und Silberketten; da ich aber galant bin und es nicht mehr als recht finde, daß die „schönste Föhringerin" meinen Lesern bekannt wird, so habe ich ihr Bild (auf Seite 224) beigefügt.

Ein altes schleswig-holstein'sches Sprichwort sagt: „Morgenroth blist dat Wetter got, Abendroth gist Water in den Soot, d. h. Morgenröthe bringt gutes Wetter und Abendroth füllt den Brunnen," und so sehr ich auch gegen alle Wetterprophezeiungen, namentlich aber gegen die Verheißungen zu protestiren pflege, die auf den Mondeswechsel basirt sind, so muß ich doch bekennen, daß auf das Abendroth des eben zu Ruhe gegangenen Tages ein Unwetter erfolgte, wie man es eben nur auf der Nordsee erleben kann. Der Sturm heulte aus Nordost und machte Fenster und Thüren klappern, so daß an Schlafen gar nicht zu denken war; der Regen goß in Strömen vom Himmel, der Donner rollte ohne Unterlaß und ein Blitz nach dem anderen fuhr sausend in's Meer. Erst gegen Morgen legte sich der Sturm etwas, das Gewitter schien sich auch ausgetobt zu haben, und um die Mitte des Vormittags klärte sich das Wetter so weit auf, daß man das Meer auf eine ziemliche Strecke überblicken konnte. Das Erste, was ich sah, war der Liimfjord, der, anstatt nach Husum zu fahren, ruhig liegen geblieben war, und wie ich die Sache näher untersuchte, entdeckte ich zu meinem ungeheuren Erstaunen, daß die Ebbe durch den heftigen Nordostwind so stark gewesen war, daß das Meer vollständig verschwunden zu sein schien. Nirgends war eine nennenswerthe Wassermasse zurückgeblieben, und selbst wo der Liimfjord lag, war es so trocken, daß Amrumer Bauern

zu Pferde herbeigeritten kamen, um sich das Schiff in der Nähe zu besehen. Der österreichische Kapitän war, wie ich nachher aus seinem eigenen Munde erfuhr, über die Idee, daß Kavallerie ein Kriegsschiff angreifen und eventuell mit dem Säbel in der Faust nehmen könnte, so ergrimmt, daß er nicht üble Lust hatte, ein paar blinde Schüsse auf die Amrumer abfeuern zu lassen. Er zähmte aber seines Herzens Gelüste und amüsirte sich an den kecken Reitern, die bei den ersten Anzeichen der wiederkehrenden Flut eiligst das Weite suchten und ihrer Heimatinsel zuritten.

Von demselben Gewährsmann erfuhr ich, daß die Passagiere, die sich Abends vorher an Bord begeben, die ganze Nacht und fast den ganzen darauf folgenden Tag in Sturm und Regen auf dem Decke hatten zubringen müssen, und da ich meinen Touristen unter ihnen wußte, söhnte ich mich mit dem Unwetter aus und bedauerte nur, daß es nicht noch länger fortgetobt hatte.

Ich mußte wegen mangelnder Schiffsgelegenheit noch mehrere Tage auf Föhr oder vielmehr in Wyck bleiben, und suchte von den Halligen und Inseln so viele Sagen zu sammeln, wie nur irgend möglich; das Einzige, was ich aber des Aufzeichnens werth fand, waren die Sagen, die sich an den Pelwormer Kirchthurm knüpfen, von dem es heißt, daß der große Seeräuber Kurt Wiederich ihn um das Jahr 1452 besetzte und so lange behauptete, bis die Thurmspitze zu „wackeln" begann. Wiederich hielt die Sache für nicht recht geheuer, packte seinen Raub zusammen und suchte das Weite. Fast zweihundert Jahre später kam ein Trupp Zigeuner nach Pelworm, und da die wandernde Schaar kein anderes Unterkommen finden konnte, quartierte auch sie sich in der Kirche ein und hauste längere Zeit in ihr, bis die Thurmspitze zum zweiten Male „wackelte". Die Zigeuner waren kluge Leute, und da sie sahen, daß der Teufel seinen Schwanz drein gelegt, empfahlen sie sich, ohne von den Pelwormern sonderlich betrauert worden zu sein. Einer von ihnen war aber doch ein Zauberer gewesen; denn kaum war die Kirche gesäubert und gereinigt worden, als die Thurmspitze nicht nur wackelte, sondern mit donnerndem Getöse zu Boden stürzte (1611). Die siebenundachtzig Fuß hohe Ruine des einst schönen und imposanten Kirchthurms steht noch.

Alle anderen Sagen und Mittheilungen über die Inseln trugen den stereotypen Charakter der Zerstörung durch die Nordsee, haarsträubender Schauerszenen und tiefster Melancholie, so daß ich meinen ganzen Humor verloren haben würde, wenn ich mein Gedächtniß mit ihnen angefüllt hätte. Ich ging daher ihnen — und den Badegästen möglichst aus dem Wege und begrüßte mit dankbarem Herzen die Stunde, wo ich den Inseln Lebewohl sagen und meinen Fuß wieder auf das Festland setzen konnte.

Der erste Ort, den ich nach vierzehntägigem Aufenthalte bei den Nordsee-Friesen betrat, war Husum, ein Städtchen an der Westküste des Herzogthums Schleswig, das früher einen einträglichen Handel mit den Inseln führte, jetzt aber größtentheils auf den Verkehr mit dem Festlande und auf Ochsenhandel angewiesen ist. Ich würde der alterthümlichen, mit Häusern friesischer Bauart angefüllten Stadt nur im Vorübergehen erwähnen, wenn sie nicht die Geburtsstadt des Geographen und Geschichtsschreibers Dankwerth und des Bildhauers Brüggemann wäre, — und wenn nicht der Dichter Storm und der ehemalige Rathmann, jetziger Amtmann Thomsen Oldensworth, ihr Leben in ihr vertrauerten.

Enge Straßen, spitze Giebel, Heerden von Ochsen und Schafen, ein Hafen, der zur Ebbezeit wasserleer ist, ein Austernreservoir, in welchem die nicht verkauften Austern aufbewahrt werden, — um ihren Wohlgeschmack einzubüßen, Storchnester und eine Gegend, die so flach ist wie der Bogen Papier, auf den ich schreibe, können Jeden zur Verzweiflung bringen, geschweige denn einen Reisenden, dessen Herz voll Sehnsucht nach den herrlichen Fluren des östlichen Holsteins ist.

Ich war schon 1848 in Husum gewesen, und erhielt als wohlbestallter Lieutenant im ersten schleswig-holstein'schen Jägerkorps ein Quartierbillet, das mir den Eintritt in das Haus eines mürrischen und unliebenswürdigen Arztes öffnen sollte. Als ich die Hausthür öffnete, trat mir der Wirth mit den Worten entgegen: „Ich muß Sie dringend ersuchen, keine Nägel einzuschlagen," und als ihn versicherte, daß ich mich weit mehr nach einem guten Frühstücke als nach dieser Beschäftigung sehnte, schlug er mir die Thür vor der Nase zu. Ich war einer solchen Gastfreiheit nicht gewachsen, sondern ging auf das Einquartierungsbureau und bat um ein anderes Billet. „Keine Menschenmöglichkeit," sagte der Schreiber, von dem ich nichts als den Kopf und einen Schreiberärmel zu sehen bekam, „reineweg unmenschenmöglich".

„Hat der Herr im obersten Stocke dieses Hauses schon Einquartierung?" fragte ich.

„Welcher Herr?"

„Der Herr, der oben auf dem Dache steht und sich mit seinen Kindern unterhält, — ich meine den Storch?"

Der Schreiber hob den Aermel in die Höhe, verzog das Gesicht wie ein Vergifteter, und versprach ein anderes Quartierbillet. Wie es mir aber in dem neuen Quartiere erging, will ich aus Schonung gegen meinen Wirth nicht erzählen. Die Magd warnte mich heimlich vor dem Kaffee und sagte: „Min Herr lätt sik immer Proben geben, und da künnt Se sik wul denken, wat dat för Bohnen sind, de ik brennen mut." Ich war noch unerfahren und schlug die Warnung der Magd in den Wind; aber nur einmal nahm ich an dem „frugalen Frühstück" meines Hausherrn Theil. Friede sei mit ihm!

Wie es 1864 mit den Quartieren aussah, weiß ich nicht; ich glaube aber, daß die Italiener sich recht wohl befanden, denn sie sahen gut genährt aus, sangen lustige Lieder und hatten mit den Kindern Freundschaft geschlossen, die sich überall wie die Kletten an sie anhingen. Wie weit die Kinderliebe der italienischen Soldaten geht, erfuhr ich von der Mutter eines reizenden kleinen Mädchens von drei bis vier Jahren, und die Anekdote ist zu hübsch, als daß ich sie verschweigen möchte.

Ein großer, schlankgewachsener Soldat des Regiments Holstein war durch mehrere Wochen täglich bei dem Fenster vorübergegangen, vor dem die kleine blonde Lisbeth zu spielen pflegte, und jedesmal hatte er es versucht, die Aufmerksamkeit der Kleinen zu erregen. Als ihm dieß endlich

gelungen war, kaufte er eine Puppe, die er sorgfältig unter seiner Uniform verborgen hielt, bis er wieder vor dem Fenster stand und seinen Liebling gewahrte. Ganz verstohlen zog er jetzt sein Geschenk hervor, und als die Kleine beide Hände nach der Puppe ausstreckte, kannte er keine Scheu und keine Rücksicht, sondern rannte eiligst in das Zimmer, drückte das Kind an sich und lachte vor innigem Entzücken über die Freude des kleinen Mädchens. Seit diesem Augenblick ist der schwarzlockige Sohn Italiens der stete Spielkamerad und Begleiter von blond Lisbeth, und es wird heiße Thränen setzen, wenn er sich von ihr trennen muß.

Ich habe in der That in Husum kaum einen österreichischen Soldaten angetroffen, der nicht ein oder mehrere Kinder bei sich hatte, denen er italienischen Unterricht gab; nur in dem kleinen Wachthäuschen auf dem Markte, das mit einer Kaffeemühle mehr Aehnlichkeit hatte als mit einem Hause, habe ich keine jungen Husumer gesehen.

Ich habe bereits bei der Uebersicht über die Vergangen-

Schloß Hoyersworth. (S. 243.)

heit der Friesen einige geschichtliche Notizen über Husum gegeben, darf also gleich auf den letzten dänischen Tyrannen Hakon Grüner übergehen, der hier lange Zeit als Bürgermeister fungirte und die abscheulichsten Ungerechtigkeiten beging, die aber zum größten Theil einen Charakter an sich tragen, der wohl in einem französischen Romane, nicht aber in einem deutschen Werke näher detaillirt werden darf. Dieser Hakon erfuhr aber des Schicksals Tücke, und mußte in der Nacht des 5. Februar 1864 „mit dem Stab' in der Hand" bei Schnee und Kälte weiter ziehen, bis er in Bredstedt einen Bauern fand, der ihn für „Geld und gute Worte" nach Flensburg expedirte. Der Robespierre Husums, ein Schneider seines Zeichens, Mangels, hatte sich an die Spitze der Bürger gestellt und in dem schnell improvisirten Bürgerausschuß dekretirt, daß keiner von den dänischen Beamten länger als bis Sonnenuntergang in der Stadt bleiben dürfe. Als in Folge dieses lobenswerthen, — und wenn man Alles genau erwägt, sehr friedlichen und zahmen Beschlusses die öffentlichen Aemter plötzlich erledigt wurden, ernannten die Bürger sofort neue Beamte, darunter

den Rathmann Thomsen Oldensworth, den würdigen Gefährten von Hansen Grumby, zum Amtmann, und den Dichter Storm, der in Heiligenstadt ein Asyl gefunden hatte, zum Landvogt. Das entschlossene Benehmen des Schneidermeisters verfehlte natürlich nicht, ihm in der ganzen Umgegend Bewunderer zu schaffen, und als etwa vier Wochen nach dem Abzug der Dänen ein Prediger in der Nähe Husums noch immer fortfuhr, für den König von Dänemark zu beten, schickten die Bauern eine Deputation nach Husum, um den Robespierre einzuladen, daß er sie von ihrem Pastor befreien möge. Die Deputation kam auch richtig in die Stadt, hatte aber den Namen des Volksmannes vergessen und ging lange unschlüssig in den Straßen auf und ab, bis sie endlich in einen Kaufmannsladen trat und fragte: „Wo wohnt de gelehrte Snieder, de de Beamten affät und nie makt?" Der Kaufmann wies sie an Herrn Mangels; dieser hörte den Vortrag der Deputation würdevoll an, warf Bügeleisen und Scheere an die Wand, setzte sich auf den Wagen, fuhr nach dem Dorfe, — und sprach eine Beschwörungsformel, welcher der Pastor nicht gewachsen war. Noch am selben Tage wanderte auch dieser Sohn Gammeldanmarks gen Norden.

Wenn der brave Schneidermeister kein anderes Verdienst hätte, als das der Einsetzung der beiden trefflichen Patrioten Thomsen Oldensworth und Theodor Storm, so verdiente er schon unsere volle Anerkennung; da er aber auch Hakon Grüner und den Pastoren entfernt, hat er sich eine Bürgerkrone verdient, die ihm hoffentlich nicht erst nach seinem Tode zum Präsent gemacht werden wird.

Wer Theodor Storm ist, weiß die ganze gebildete Welt Deutschlands, und es wird genügen, wenn ich statt einer Lebensskizze sein Porträt beifüge, damit die Leser seiner reizenden Gedichte und Märchen in das edle Antlitz des liebenswürdigen Dichters schauen können, der jetzt dazu verdammt ist, Sporteltaxen auszuschreiben, wenn er sei-

Ansicht von Tönning. (S. 246.)

ner Pflicht genügt, und einem armen Teufel zu seinem Rechte verholfen hat.

Es besteht nämlich in dem gesegneten Schleswig-Holstein die abscheuliche Sitte, daß eine große Menge von Beamten nur eine sehr geringe Einnahme hat, dagegen aber auf Sporteln angewiesen ist, die in den meisten Fällen eine unglaubliche Höhe erreichen. Dank dieser Einrichtung haben wir Beamte, welche nicht einmal die Universität besucht haben, die sich einer jährlichen Einnahme von mehreren tausend Thalern erfreuen; einzelne Posten sind so gut bedacht, daß sie bei gehöriger Benützung aller Eventualitäten bis zu acht-, ja bis zu zehntausend Thalern einbringen! Nun denke man sich einen Mann wie den Dichter Storm, einen Gemüthsmenschen, der in kein bittendes Auge blicken kann, ohne weich zu werden, — vor einer Wittwe stehen, der er Sporteltaxen abverlangen soll! — Ein Wort der armen Frau, und die Taxen sind ihr erlassen, und wenn das Jahr um ist, hat der rechtschaffene Biedermann kaum so viel eingenommen, daß er seine Familie ernähren kann, während der hartherzige Blutsauger Geld auf Geld häuft und in Saus und Braus lebt. Hoffentlich wird die Civilregierung der Herzogthümer diesen abscheulichen, das sittliche Gefühl empörenden Mißbrauch abschaffen.

Weniger in der belletristischen, aber mehr in der politischen Welt bekannt ist Thomsen Oldensworth, ein Patriot von außerordentlichen Verdiensten, dessen Name im ganzen deutschen Vaterlande mit Achtung genannt werden sollte.

Dieser einfache Mann, der noch dazu durch einen Gehörfehler verhindert ist, dem Gange der Verhandlungen und Diskussionen zu folgen, und den Einwand seiner Gegner präcise aufzufassen, hat viele Jahre an Hansen Grumby's Seite in der Ständeversammlung und im Kopenhagener Reichsrathe mit scharfer Logik und seltener Unerschrockenheit seine Heimat vertheidigt, und ist dafür von den Dänen auf jede denkbare Weise mißhandelt und verfolgt worden. Zum Lohne für seinen unbeugsamen Widerstand gegen die Willkür der dänischen Regierung hat man ihn mit einem der einträglichsten Aemter in Schleswig bedacht, und ich will hoffen, daß die Zeit nicht fern ist, wo sein Mitstreiter Hansen Grumby eine gleiche Anerkennung finden wird.

Es mag allerdings schwer sein, in einer so bewegten Zeit immer die rechten Leute für die vielen vakanten Aemter zu finden; etwas mehr Rücksicht, als bisher auf die verdienten Patrioten genommen worden ist, könnte aber meiner Meinung nach weder dem Lande noch der Regierung schaden.

Ich habe einen meiner glücklichsten Abende in dem Hause des Dichters Storm zugebracht, und mir von ihm sein wunderliebliches Märchen von der Regentrude vorlesen lassen; wer es noch nicht kennt, und wer sich an der kindlichen Phantasie unseres nordischen Dichters ergötzen will, der versäume ja nicht, es zu lesen. Es war mir ein wahrer Hochgenuß, meinen lieben Landsmann mit seinem sonoren Organ seine eigene Dichtung vortragen zu hören; seine melodische Stimme zitterte bei jeder zum Herzen redenden Stelle, und er mußte sich sichtlich Gewalt anthun, damit sie nicht zu einem unverständlichen Flüstern herabsank, wenn er die Noth der armen Leute schilderte, denen das Korn auf dem Felde verdorrt, weil die Regentrude eingeschlafen ist. Bei der Stelle, wo die Regenwolken anfangen sich zu regen und wo der lang und heißersehnte Himmelsthau die schmachtenden Pflanzen erquickt, leuchteten seine blauen Augen vor Glückseligkeit, während ein sanftes Lächeln um seinen Mund spielte. — Wer so eine Welt im Herzen trägt, wie der Dichter Storm, wer so poetisch denkt und fühlt, der sollte billig nicht dazu verurtheilt werden können, in dem prosaischsten Winkel der Welt sein Leben zu vertrauern!

Ich höre die guten Husumer gegen diese Bezeichnung ihrer Stadt laut protestiren, und sehe, wie sie mit den Fingern nach dem Gebäude deuten, das ungerechterweise „das Schloß" genannt wird —; sie zeigen mir die spitzen Dachgiebel, die wunderlich geformten Frontseiten ihrer Häuser und fragen: „ist das prosaisch?" — Ich kann mir aber nicht helfen, sollte ich in Husum leben, so würde ich mich für den unglücklichsten aller Erdenbewohner ansehen und am Spleen zu Grunde gehen.

Das einzige Poetische, die Leichenbitterfrauen, sind auf dem Punkte auszusterben, und es kommt nur noch selten vor, daß eine Frau in dem Aufzuge, den das Bild Herrn Fikentscher's darstellt, von Haus zu Haus geht und die Lebenden um „die Ehre" bittet, dem Todten das letzte Geleite zu geben. Noch vor einigen Jahren sah man alte Weiber mit einem ungeheuren Korbe durch die Straßen wandern, wenn eine „vornehme Leiche" zu bestatten war; regnete es, so krochen sie unter den Korb, wie ein Sperling unter ein Scheunendach; war es aber gutes Wetter, so trugen sie das Ungeheuer in der Hand und trippelten mit niedergeschlagenen Augen hinter einem kleinen Knaben her, der den Zettel in der Hand trug, auf welchem die Namen Derer aufgeschrieben waren, die zur Leichenfolge eingeladen werden sollten. Traten sie in ein Haus, so sagten sie: „Ik häf en Befehlung to maken, dat uns Herr Gott N. N. in de Ewigkeit nahmen hät". Wurde die Leiche endlich bestattet, so ging die Leichenfrau an der rechten, die Leichenjungfer aber an der linken Seite des Sarges, und letztere durfte sich nicht unterstehen, einen Korb tragen zu wollen.

Die alte Madame Stak, die zu dem nebenstehenden Bilde gesessen, schloß ihre Jeremiade über den Untergang der guten alten Sitten mit den Worten: „Du leeve Gott, den Korf (Korb) häfft se afschafft, und nu gaen wi mit en swarten Regenschirm; ob it aber so beter ist, mut uns Herr Gott weten (wissen)".

So lange aber der Regenschirm in Husum als Auszeichnung, als Szepter und Amtstracht angesehen wird, kann ich meinen Ausspruch nicht zurücknehmen, und anstatt den Leser noch länger mit der Schilderung dieses Städtchens zu langweilen, will ich ihn einladen, mit mir in den Wagen zu steigen und mir auf einer Streifpartie in die Marsch Gesellschaft zu leisten.

Dem Rathe meines Freundes Storm folgend, schlug ich den Weg nach Tönning und Friedrichsstadt über „Hoyersworth" ein, das nach seiner Beschreibung ein kleines waldumkränztes Paradies inmitten der erschütternden Grasebene sein mußte, und da mein Kutscher den Weg wußte, Herr Fikentscher und meine Jugendfreundin, Fräulein K., sich auch bereit erklärten, das Zauberschloß zu besuchen, stand

der Sache nichts im Wege, und nach langem Hin- und Herfahren erreichten wir wirklich das Schloß Hoyersworth.

Wir hatten schon von Weitem etwas, einem dichten Eichenwalde Aehnliches bemerkt und unsere Blicke an dieser wohlthuenden Erscheinung geweidet; denn ein Baum, geschweige denn eine Baumgruppe, ist in der unausstehlichen spinatgrünen, ochsenbevölkerten Gegend der Marsch, was dem Kameeltreiber in der Wüste Sahara ein rieselnder Quell ist. Je näher wir kamen, desto höher schlug uns das Herz, und ich konnte es nicht unterlassen, meinen Reisegefährten zu erzählen, daß das Schloß Hoyersworth im Jahre 1594 erbaut, mit Zugbrücken, tiefen Gräben, runden Thürmen und anderen Vertheidigungsanstalten versehen worden sei, die der damaligen Kriegführung entsprachen, und daß der Sohn des Erbauers, Herrmann Hoyer, mit der berühmten eiderstedt'schen Dichterin Anna Owena Hoyerin verheirathet gewesen sei. Ich wußte, daß Danckwerth's Vater das Schloß besessen habe, daß der Wall zwischen den beiden Burggräben mit dreihundertjährigen Eichen bewachsen war, deren Zahl zweitausend übersteigt; ich hatte von Herrn Storm erfahren, daß die eine Hälfte dieser Bäume von Fischreihern bewohnt wurde, während die andere von Krähen in Beschlag genommen war, und hatte endlich die Sage im Gedächtniß, welche erzählt, daß einst eine junge Dame auf dem Schlosse gelebt hat, welche so eifrig tanzte, daß sie zur Strafe für ihre Leidenschaft von dem leibhaftigen Gottseibeiuns geholt wurde. Wer sich erkühnt, in dem Zimmer zu übernachten, das diesem unglücklichen Mädchen gehört hat, thut wohl, sich gleich mit Tanzschuhen zu versehen; denn die Ruhelose tritt in's Zimmer, sobald der Gast im Bette liegt, und zwingt ihn, bis zum ersten Hahnenschrei Menuet mit ihr zu tanzen. Ob sie ihm Zeit läßt, die nöthige Toilette zu machen, kann ich nicht verbürgen.

Man wird mir einräumen müssen, daß ich alle Ursache hatte, mich auf den Besuch des alterthümlichen Gebäudes zu freuen; wie der Besuch aber ausfiel, will ich des Näheren erzählen, weil meine Erlebnisse treffend den reichen Gutsbesitzer und Bauern im Westen der Herzogthümer charakterisiren.

Der Wagen mußte auf der Landstraße anhalten, weil der kleine, fast ganz unbefahrene und mit Gras überwachsene Weg, der nach dem Schlosse führte, durch einen unbespannten Mistwagen versperrt war. Der Kutscher hatte sich auf solche Fälle vorgesehen und zog ein Schwarzbrod aus dem Sitzkasten des Wagens, während ich mit meinen Begleitern um den Mistwagen herumkroch und der Brücke zuschritt, die uns aus einer dichten Hecke entgegenlächelte. Es war eine lange, schmale, an beiden Enden mit starken Pforten versehene Zugbrücke, die über zwei breite, mit stagnirendem Wasser gefüllte Gräben führte; die Pforten waren, wie ein Stachelschwein, nach allen Seiten mit Spitzen versehen, so daß es unmöglich war, über sie weg, oder um sie herum zu klettern. Geht der Besitzer von Hoyersworth einmal spazieren, ohne den Schlüssel zur Pforte in die Tasche zu stecken, und schließt ein Anderer von innen ab, — dann ist es um ihn geschehen, — es sei denn, daß er die Trompete von Jericho besäße, durch die er den Leuten im Schlosse zurufen könnte, sich seiner zu erbarmen.

Wir fanden die Pforte offen, und schritten wohlgemuth unter den alten Eichen dem Schloßhofe zu, der rechts von Stallungen und Misthaufen, im Hintergrunde von dem altehrwürdigen Gebäude und links von mannshohem Unkraut begränzt wurde. Als wir weit genug vorgedrungen waren, um das Schloß zu betrachten, blieben wir unwillkürlich stehen. Das massive, einsame, alte, langweilige und gelangweilte Gebäude lag wie ein todter Klotz vor uns und verrieth auch keine Spur von Leben. An dem runden Thurme hing noch das Halseisen, und ich glaubte das Jammergeschrei eines gepeitschten Leibeigenen zu hören, überzeugte mich aber bald, daß ich mich geirrt, und daß die Töne, die mich aufgeschreckt hatten, von einem kleinen Affenpintscher herrührten, der winselnd, heulend, bellend und schweifwedelnd auf uns zukam, das Stroh aus seinem Pelze schüttelte, nieste, sich dehnte und reckte, die Zunge ausstreckte, und dann höchst zufrieden über seine Begrüßung in seinen Stall zurückkehrte.

„Es scheint Niemand zu Hause zu sein," flüsterte ich meiner Freundin in's Ohr; denn ich wagte nicht, in der ungeheuren Oede laut zu sprechen. „Wollen wir in das Haus gehen?"

Sie nickte und wir schritten vorwärts, bis wir in einen gewaltigen Raum kamen, der ehemals als Kapelle gedient hatte, und jetzt zur Wagenremise degradirt war.

„Hier ist auch Niemand," sagte ich; „wir müssen weiter ziehen."

Meine Begleiterin schien sich unheimlich zu fühlen; sie legte ihre Hand auf meinen Arm und ließ sich durch eine offenstehende Thür in einen zweiten Raum führen, wo wir ein Dienstmädchen vor einem Tische sitzen und sehnsüchtig durch das Fenster blicken sahen.

Bei einiger Phantasie hätte ich das Mädchen für eine verzauberte Prinzessin gehalten, die so lange sitzen bleiben mußte, bis ein Ritter auf schneeweißem Rosse herankäme und die Langweile todtschlüge; aber meine Phantasie war längst von der Langweile besiegt und todtgeschlagen, und es kostete mir Mühe, mit halblauter Stimme „Guden Dag" zu sagen.

„Guden Dag," antwortete das Mädchen, ohne ihre Stellung zu verändern, oder die geringste Anwandlung von Ohnmacht zu verrathen.

„Is de Herr to Hus?" fragte ich.

„Ja, de Herr is to Hus."

„Wi wullen gern dat Schloß sehen."

„Dat Schloß wüllt Se sehen?"

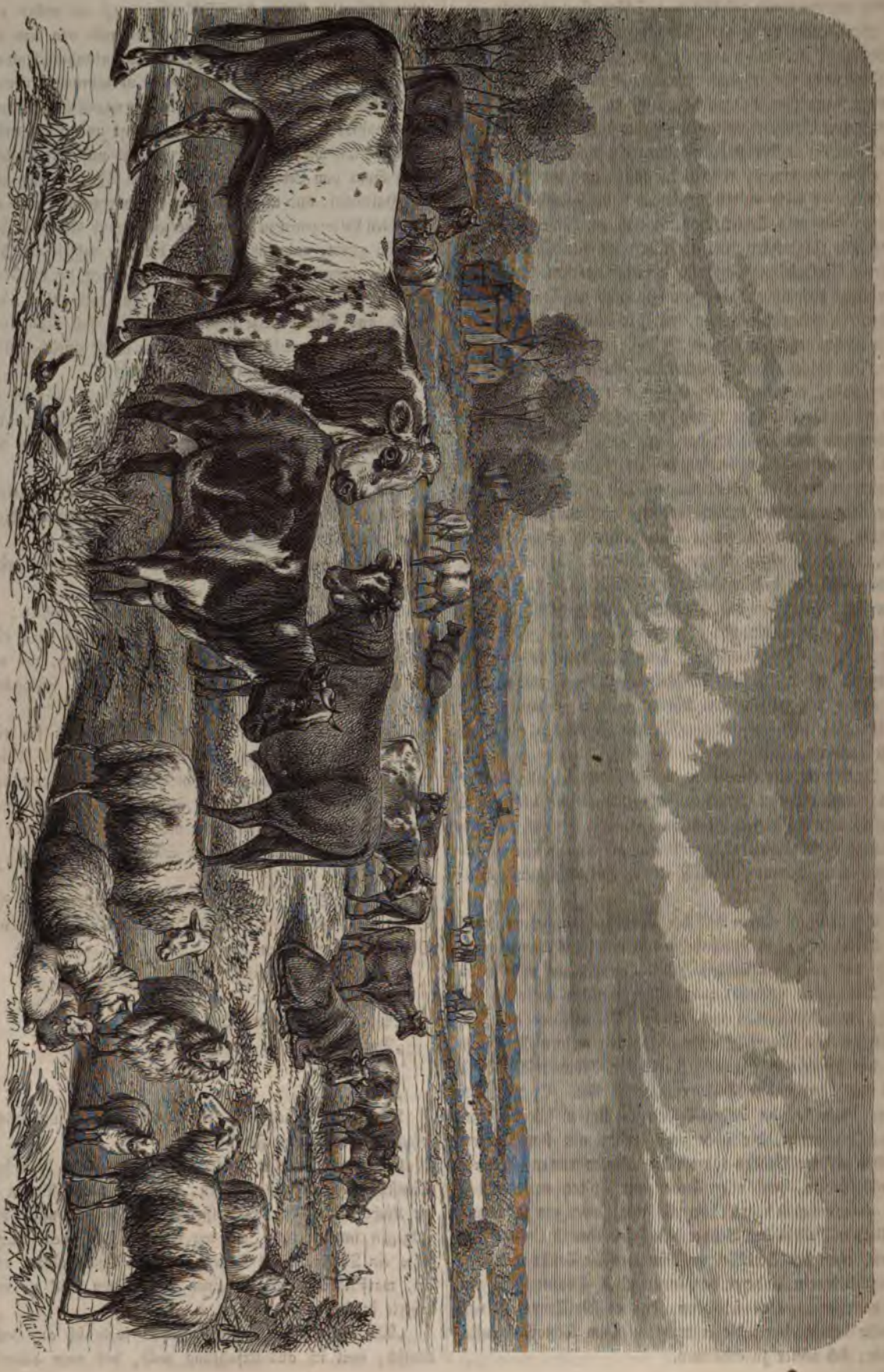
„Ja!"

„So?"

Wir blieben stehen; das Mädchen blieb sitzen, und blickte sehnsüchtig durch das Fenster.

Ein paar Minuten mochten wir bald uns, bald das Dienstmädchen angesehen haben, als eine zweite Donna in die Küche trat, — denn der Geruch von Braten duftete mir entgegen und verrieth, wo wir waren. Die zweite Magd setzte ein Theebrett mit Tassen auf den Tisch, glotzte uns an, warf ihrer Gefährtin einen verstohlenen Blick zu und kicherte in sich hinein.

„Wir möchten das Schloß sehen," sagte ich auf Hochdeutsch, weil ich aus Erfahrung weiß, daß man dadurch



Viehseuche. (S. 246.)

ungebildeten Leuten imponirt; „sagen Sie dem Herrn, daß eine Dame und zwei fremde Herren hier sind, die das Schloß zu sehen wünschen.“

Das Mädchen blickte ihre Gefährtin fragend an; da diese aber noch immer zum Fenster hinausstarrte, seine stumme Frage also nicht beantworten konnte, entschloß es sich, zum Herrn zu gehen und unser Begehr vorzutragen.

Nach einiger Zeit kam denn auch richtig der Sohn des Besitzers und erklärte sich bereit, uns das Schloß zu zeigen. Ich stellte ihm meine Freundin und Herrn Fikentscher, und dieser stellte mich wieder ihm vor, und als wir diese Formalitäten beendet, schritt uns der junge Mann voraus und führte uns in den runden Thurm, in welchem die alte Uhr — stehen geblieben war. „Ich weiß nicht, warum sie nicht geht,“ sagte der junge Mann; dann blickte er zur Erde, bedauerte, daß sonst gar Nichts zu sehen sei, — und empfahl sich.

Es war um die Mittagsstunde, die Sonne entsandte

Kirche in Süderstapel. (S. 251.)

glühenden Brand, wir waren hungrig und durstig; die Dame, die ich eingeladen hatte, mich zu begleiten, fühlte sich angegriffen — que faire? Ich schlug eine Promenade in den Garten vor, weil ich hoffte, reife Johannisbeeren und unreife Aepfel zu finden, mit denen wir unseren Appetit stillen könnten, während Herr Fikentscher sich unter einen Eichbaum niederließ, um das Schloß zu zeichnen. Gesagt, gethan. Meine halbohnmächtige Begleiterin am Arme stolzirte ich in den Garten, fand aber weder Aepfel noch Johannisbeeren, sondern Unkraut und einen Burschen, der sich für den Gärtner ausgab, dessen Werke aber wahrlich nicht zu loben waren.

„Da, mein Freund,“ sagte ich; „da nimm diesen Thaler und laufe in das nächste Dorf, um mir Milch und Brod zu holen. Wann kannst Du zurück sein?“

„In einer halben Stunde.“

„Halten Sie es so lange aus?“ fragte ich meine Begleiterin.

„Ich denke, ja!“ antwortete sie.

In dem seligen Gedanken, ein Menschenleben retten und

meinen eigenen Hunger ſtillen zu können, ſchritt ich von Neuem in dem Garten auf und ab. An einer Stelle war eine Art von Laube dicht am Burggraben über das Waſſer hinausgebaut; ſie war ſo morſch, daß ich es nicht wagte, auf die Bretter zu treten; im Burggraben lag ein Kahn, der aus den Fugen gegangen und zur Hälfte mit Mudde angefüllt war. Von Blumen, Spaziergängen, Erholungsplätzchen keine Spur!

Fünf Minuten hatte ich auf glücklichen Erfolg meines Abgeſandten gehofft, als er zurückkam und ſagte: „Min Herr mag dat nich hebben.“

Der Herr wollte nicht, daß ich den Jochem fortſchickte, der preußiſche Thaler kehrte in meine Taſche zurück, und mir leuchtete nur noch die Hoffnung, daß von dem Pferdebrode etwas übrig geblieben ſein dürfe. So ſchnell es die erſchöpften Kräfte meiner Begleiterin zuließen, eilten wir nach unſerem Wagen zurück, fanden aber die Pferde damit beſchäftigt, Schilf zu freſſen, das reichlich in den Gräben zu beiden Seiten des Weges wucherte. Das Brod war bis auf die letzte Krume verzehrt!

Nach einer guten Stunde Wartens in der brennenden Sonnenhitze kam der Künſtler mit ſeiner Skizze nach, und froh, ſo guten Kaufs davon gekommen zu ſein, fuhren wir nach Tönning.

Ich habe Obiges nicht in der Abſicht geſchrieben, um den Beſitzer von Hoyersworth zu verletzen, ſondern um meinen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, in welchem ſie ihr eigenes Porträt erkennen mögen. So und nicht anders, als ich den Beſuch geſchildert, iſt es mir und meinen Begleitern ergangen; ſo und nicht anders würde es Jedem ergehen, der ſich auf die Gaſtfreiheit der Marſchbewohner verläßt. Daß es Ausnahmen gibt, verſteht ſich von ſelbſt; wer aber ein Land, ſeine Bewohner und ihre Sitten ſchildern will, muß bedacht ſein, ſolche Bilder hervorzuheben, die den allgemeinen Charakter wiedergeben. Ich hoffe, daß die Marſchbewohner über mich herfallen werden; es wäre mir das ein Beweis, daß ſie das Unliebenswürdige ihres zugeknöpften Geldbrotzenthums erkennen; denn Erkennen der eigenen Fehler iſt der erſte Anfang zur Beſſerung; ja, ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo ſie ein Gedicht ihres Landvoigts Theodor Storm eben ſo hoch ſchätzen, wie den fetteſten jütiſchen Ochſen auf ihren unausſtehlichen Weiden. Kommt dieſe Zeit, dann will ich wieder in die Marſch reiſen und Alles wunderſchön finden; bis dahin bewahre mich der gütige Himmel vor einem zweiten Beſuche. Dixi!

Der Weg von Huſum nach Tönning iſt, wie alle Wege durch die Marſch, eben, eng, langweilig und unpoetiſch; ich will mich mit ſeiner Schilderung daher nicht aufhalten, ſondern ohne Aufenthalt im Gaſthofe von Tönning anhalten und Beefſteaks mit Spiegeleiern verzehren, die mir nach der fünfſtündigen Morgenpromenade verzweifelt angenehm waren. Erſt als ich des Herzens Gelüſte geſtillt, ſchlenderte ich in dem kleinen, reinlichen, aber höchſt unbedeutenden Flecken umher, der viel Aehnlichkeit mit einem aus Nürnberger Häuſern aufgeſtellten Städtchen hat, und ſuchte nach dem weltberühmten Landungsplatze aller, in Holſtein und Schleswig fettgemachten, und für England beſtimmten jütiſchen Ochſen.

Nach langem Umherirren auf den Eiderdeichen, — denn Tönning liegt an der Eider — fand ich, was ich ſuchte. Ein großes Flachboot mit zwanzig bis dreißig Ochſen und fetten Kühen beladen kam von der gegenüberliegenden dithmarſer Küſte nach dem ſchleswig'ſchen Ufer; fünf oder ſechs Ochſentreiber, mit gewaltigen Prügeln bewaffnet, ſtanden am Steuer und dirigirten das Boot herüber; auf dem dieſſeitigen Deiche trieben ſich ſchon etliche hundert Ochſen brüllend umher, und ich erfuhr von einem Tönninger Spießbürger, daß die Thiere vor Hunger und Durſt brüllten, und vor Hunger und Durſt brüllen würden, bis ſie in England in der Schlächterei den Gnadenſtoß erhielten.

„Empörend!“ rief ich aus.

„Ja, empörend! Da empör ſik mal ener gegen de riken (reichen) Marſchburen!“ antwortete er, indem er nach dem Landungsplatze hinwies; ich folgte mit den Augen der Bewegung ſeiner Hand und erlebte eine Szene, wie ich ſie ſelbſt in Kamſchatka nicht für möglich gehalten haben würde, geſchweige denn in meinem eigenen Vaterlande.

Die Ochſentreiber, bis auf einen bejahrten Mann lauter junge kräftige Männer, fingen nämlich an, mit ihren langen Eichenſtöcken, die an dem einen Ende einen fingerdicken Knoten hatten, auf die Thiere zu prügeln, um ſie aus dem Boote auf das Land zu treiben, und anſtatt den armen Thieren durch übergelegte Balken und Bretter den Austritt aus dem Schiffe zu erleichtern, begnügten ſie ſich damit, unbarmherzig dreinzuſchlagen, und gerade diejenigen Stellen mit den ſchweren Prügeln zu treffen, an denen das Vieh am empfindlichſten iſt. Durch unzählige Hiebe auf die Hörner, die Ohren, die Schnauze und die Feſſelgelenke zur Verzweiflung gebracht, verſuchten die Thiere, ihren Peinigern zu entfliehen; aber das Boot war naß und ſchlüpferig; die Bootswand war ſo hoch, daß es den fetten, auf den Tod müden und abgetriebenen Ochſen ſchwer wurde, die Vorderfüße hinauf zu heben und dann den Sprung an das Land zu wagen; aber unbekümmert um dieſe Hinderniſſe fuhren die Unmenſchen fort, mit ruchloſer Grauſamkeit dreinzuſchlagen. Endlich waren die Thiere bis auf eine fette Kuh aus dem Boote heraus. Das Thier war ſo ermattet, daß es ſich auf die Kniee niederwarf und ſich geduldig von ſechs handfeſten Kerlen ſchlagen ließ. Aus dem rechten Hinterbeine ſpritzte das Blut wie eine Fontäne hervor, ſo daß eine große Lache rauchenden Blutes den Boden des Schiffes bedeckte; da alle Schläge auf die Hörner und die Weichen der Kuh nichts fruchteten, wickelten die Treiber den Schwanz des Thieres um einen Knüppel, und als dieß geſchehen, fingen die Anderen an, den zuſammengelegten Theil mit ihren Stöcken ſo hart wie möglich zu reiben. Die gepeinigte Kuh brüllte vor Schmerz; der glühende Athem dampfte aus ihren Nüſtern, die Zunge hing ihr weit zum Munde heraus; aber die edlen meerumſchlungenen Brüder aus der Marſch kannten kein Mitleid, ſondern wechſelten in ihrer teufliſchen Arbeit ab und weideten ſich offenbar an den Qualen ihres Opfers.

Bisher hatte ich athemlos vor Entſetzen zugeſehen; ich wollte mich überzeugen, wie tief ſich die rohen Menſchen unter das Thier erniedrigen würden; als ihre Grauſamkeit aber Allem Hohn ſprach, rief ich ihnen zu, inne zu halten,

wenn sie nicht wollten, daß ich sie arretiren ließe. Die Elenden waren eben so feige, — oder wie man hier zu Lande so gern sagt, — eben so gesetzlich, wie grausam, und ließen das unglückliche Thier los, sobald sie das Wort „arretiren" hörten; ja, als ich ihnen gebot, die Kuh aufzuheben und über Bord zu werfen, damit sie an's Land schwimmen könne, gehorchten sie ohne Widerrede.

Mühsam schleppte sich das arme Thier an's Land; die Treiber folgten nach, und Einer von ihnen war roh und gefühllos genug, mit seinem Stocke in der Wunde zu wühlen, aus der noch immer ein dicker Blutstrahl hervorquoll; der Maler Filentscher, der dem Scheusal zunächst stand, konnte nicht länger an sich halten, sondern applizirte ihm ein paar Ohrfeigen, — die natürlich mit der größten Gesetzlichkeit in Empfang genommen wurden, ohne daß der Gezüchtigte es gewagt hätte, auch nur eine Sylbe zu erwiedern.

Ich habe nur den hundertsten Theil der scheußlichen Rohheit geschildert, deren Zeuge ich zufällig war; wie mögen aber nach dem hier Gesagten die Tausende von Ochsen behandelt werden, die nach England gehen. Welche unmenschlichen Grausamkeiten mögen an dem Landungsplatze in Tönning verübt werden!

Die Ochsen, diese Abgötter der reichen Marschbauern, die sie hegen und pflegen wie ihre eigenen Kinder, und an deren Gedeihen ihnen oft mehr gelegen ist, als an dem Wohlergehen ihrer eigenen Angehörigen, werden von dem Augenblicke an, wo sie aufhören Gegenstand täglicher Visiten zu sein, in einer so viehischen Weise gemartert, müssen so lange Nahrung und Wasser entbehren, daß man ein Herz von Stein in der Brust tragen müßte, wenn man nicht mit der tiefsten Entrüstung über die Unmenschen den Stab bräche, die solche Zustände herbeiführen — und bestehen lassen. In jedem civilisirten Staate Europas gibt es Gesetze gegen Thierquälerei; in Hamburg hat der Thierschutzverein Erfolge erzielt, die den Menschenfreund — denn Menschenfreund und Thierfreund ist näher mit einander verwandt, als die Meisten glauben mögen — mit Freude erfüllen. Bei uns aber, wo verhältnißmäßig mehr auf die Viehzucht verwendet wird als in anderen deutschen Ländern, ist die Thierquälerei in der vollsten Blüte. Das Volk ist so daran gewöhnt, daß es z. B. Niemanden einfällt, dagegen zu protestiren, wenn ein Mezger zehn bis zwölf Kälber, denen die Beine mit Stricken zusammengeschnürt sind, auf einen kleinen Wagen wirft und zur Stadt fährt. Hängt auch der Kopf eines Kalbes über den scharfen Rand des Wagens herab, streift das Wagenrad auch die Schnauze des Thieres, — ich habe nie gesehen, daß Jemand sich des Gefolterten angenommen hätte, aber es ist mir auch nie begegnet, daß ein Mezger meine Bitte, dem Thiere eine bequemere Lage zu geben, übel genommen oder unberücksichtigt gelassen hätte.

Wir sind jetzt, Gott sei es gedankt, so weit gekommen, daß in den schleswig'schen Volksschulen Geographie und Geschichte gar nicht, oder so gut wie gar nicht gelehrt werden, und daß der Hauptunterricht in Beten besteht. Sollte von unseren neuen Volkslehrern keiner zu bewegen sein, daß er den Kindern Liebe zu den Thieren einprägt und einprägen läßt? Sollte in unserer nächsten Ständeversammlung nicht ein Gesetz gegen die Thierquälerei erlassen werden können? Unser „gesetzliches" Volk würde sicherlich aufhören, Grausamkeiten zu üben, sobald es ihm verboten wird, und um so mehr, als ihm Grausamkeit eigentlich gar nicht innewohnt, und die brutale Behandlung der Thiere nur Gewohnheitssache ist. Ich sprach mit dem Bürgermeister von Tönning, dem ich die ungeheure Thierquälerei am Landungsplatze anzeigte, über die Möglichkeit, die Schuldigen zu bestrafen; er nahm meine Beschwerde zu Protokoll, zeigte ungeheuchelte Entrüstung über das Geschehene, zog aber die Achseln und sagte, daß er es dem Landvoigt anzeigen müsse, und daß es sehr zweifelhaft sei, ob dieser etwas thun könne, da wir keine Gesetze zum Schutze der Thiere hätten. In dieser einen Beziehung stehen die Schleswig-Holsteiner also bis dato hinter den Kabylen und Türken zurück.

Während Tönning jetzt im buchstäblichen Sinne des Wortes hauptsächlich von dem Transporte des Schlachtviehes lebt, der durch regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit England betrieben wird, spielte es in vorigen Zeiten eine Rolle, die man jetzt kaum für möglich halten sollte, wenn man in dem kleinen und unbedeutenden Flecken auf- und abgeht und sich über die ungeheure Kinderschaar wundert, die sich auf den Straßen umhertreibt.

In der Fehde zwischen den Dithmarsen und Eiderstedtern, deren ich bereits oben erwähnt, ward Tönning fast ganz in Asche gelegt (1414). Im Jahre 1627 zogen fünf kaiserliche Regimenter in die Stadt und „hielten sonderbar Haus", so daß hundert und achtundzwanzig Gebäude theils niedergerissen, theils verwüstet wurden. Diese Kaiserlichen waren die Ersten, welche in Schleswig-Holstein Tabak rauchten, weßhalb sie von den Bewohnern mit wahrem Abscheu betrachtet wurden; zweihundert Jahre später, im Jahre 1864, hatten sich die biederen Tönninger aber auch das Tabakrauchen angewöhnt, und der Abscheu gegen die Kaiserlichen hat sich in Liebe und Dankbarkeit verwandelt. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis! Sieben Jahre nach dem ersten Besuche der kaiserlichen Truppen (1634) brach eine schreckliche Sturmflut über Eiderstedt ein, die in Tönning fünfzehn Gebäude zerstörte und fünfunddreißig Menschen das Leben raubte. Im Jahre 1644 ward die Stadt befestigt und mit elf regelmäßigen Bastionen umgeben; 1675 wurden die Wälle und Werke wieder niedergerissen, bald darauf wieder aufgeführt und durch bombenfeste Gewölbe vermehrt. Im Jahre 1700 belagerten die Dänen die Stadt und schossen aus fünf Batterieen gegen elftausend Bomben und zwanzigtausend Kugeln in die Festung; sie mußten aber nach zweimonatlicher Belagerung unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dreizehn Jahre später (1713) warf sich der kühne schwedische General Steenbock mit elftausend Mann in die Festung und plagte die ganze Umgegend durch Requisitionen, bis er endlich kapitulirte, und König Friedrich IV. die Stadt übergab. Bald nachher wurden die Festungswälle zum zweiten Male geschleift und sind seitdem nicht wieder aufgebaut worden.

Eine Hauptzierde der Stadt soll das 1580 erbaute und 1733 wieder niedergerissene Schloß gewesen sein, in welchem Herzog Friedrich III. kurze Zeit residirte und in dem er sein Leben beschloß. Jetzt ist von den alten Befestigungen

und von dem ehemaligen Schlosse keine Spur mehr zu entdecken; nur die Linden des Schloßgartens sind stehen geblieben, und der Platz, auf welchem einst die Residenz Herzog Friedrich's stand, heißt heute noch der Schloßplatz und wird von den Tönningern als Vergnügungsort und Spaziergang benutzt.

Ich beneide sie um diesen Erholungsort nicht, gratulire ihnen aber, weil sie sich das wohlverdiente Zeugniß erworben haben, daß sie den Dänen stets muthigen Widerstand geleistet und treu zu ihrem Vaterlande gehalten. Es flicht friesisches Blut in den Adern der Tönninger, und wenn sie, anstatt an den schlammigen Ufern der Eider und inmitten der reichsten Viehweiden — in einer ertrötzlichen Gegend wohnten, würden sie ohne Zweifel noch liebenswürdiger sein, als sie unter gegebenen Umständen sind und sein können.

Ich hatte mein Beefsteak gegessen, ehe ich der Thierquälerei am Landungsplatze beiwohnte, — nachher wäre es wohl kaum möglich gewesen, — und reiste weiter nach Friedrichsstadt, wo ich verweilen muß, um die denkwürdigen Begebenheiten des Jahres 1850 eingehend zu schildern.

Sturm auf Friedrichsstadt. (S. 254.)

Vorher nur einige kurze Notizen.

Friedrichsstadt liegt am Zusammenflusse der Treene und der Eider, und ist eine hübsche, mit breiten Straßen und schiffbaren Kanälen durchzogene Stadt von entschieden holländischem Charakter. Sie ward im Jahre 1621 mit Erlaubniß Herzog Friedrich's III. von Niederländern erbaut, die sich Arminianer oder Remonstranten nannten, aber willig darauf eingingen, daß alle Religionssekten in der neuen Kolonie vollkommen gleichberechtigt sein sollten.

Das Städtchen wuchs schnell heran, blieb aber doch hinter den Erwartungen der ersten Ansiedler zurück, die, — nach dem Umfange des Marktplatzes zu urtheilen, ein zweites London zu begründen gedacht haben müssen.

Als sie sahen, daß kein Geschäft zu machen sei, gingen viele reiche Remonstranten in die Heimat zurück, und überließen den weniger Bemittelten das angefangene Werk zu vollenden; trotz der manchen Vortheile, welcher sich das Städtchen erfreut, hat sich die Einwohnerzahl aber noch nie auf dreitausend emporschwingen können. Bei der Volkszählung 1845 hatte Friedrichsstadt zweitausend vierhundert und siebenundsechzig Einwohner, darunter dreiundachtzig Katholiken, hundert und vierzehn Remonstranten, vierundvierzig

Eiderfähre und Blick auf Dithmarsen. (S. 255.)

Menoniten und vierhundert und zweiundzwanzig Juden. Jede Religionssekte hat natürlich ihre eigene Kirche, die Sonntags fleißig besucht wird.

Als ich im Jahre 1848 zum ersten Male nach Friedrichsstadt kam, waren die Gemüther sehr erregt, und die Wogen der Revolution drohten auch hier hoch zu gehen; zum Glück legte sich der Sturm, nachdem man ihn durch Adressen und Volksbeschlüsse beschwichtigt und eigentlich ganz gedemüthigt hatte; denn es herrschte die schönste Ruhe in „ganz Friedrichsstadt", als besagte Adressen und Beschlüsse vom Stapel gelaufen waren.

Ich hatte der Versammlung beigewohnt, und da ich noch jung war und stark an Gefühlspolitik litt, machte ich durch die breiten, geraden, leeren und langweiligen Straßen der Stadt einen Spaziergang, um mich nach der überstandenen Aufregung zu erholen; erschrak aber nicht wenig, als ich in der allervornehmsten Straße ein kleines Teufelchen zu sehen glaubte, das sich mit dem Schwanze an einem Fensterhaken festhielt, und fortwährend hin- und herschaukelte, so daß es bald in die Fenster des Hauses zur Rechten, bald in die des Hauses zur Linken hineinschauen und den Bewohnern die abscheulichsten Grimassen schneiden konnte. Bei genauerer Untersuchung fand ich, daß ich mich getäuscht hatte; auch erfuhr ich, daß die beiden vis-à-vis „geistliche Herren" waren, die an jedem Sonntage dem lieben Gott sagten: „Wir verstehen uns; sind wir auch arge Schelme, so thut das nichts; Du wirst Deine getreuen Kinder nicht verstoßen; aber die Anderen, die jenseits der Straße wohnen, Katholiken, Juden, Heiden und Heuchler, — die lege nur ja in den Pfeffer, damit sie für ihre Sünden büßen."

Als ich dieß erfahren, hütete ich mich vor der allervornehmsten Straße und wandelte am Liebsten bei dem Hause vorbei, in welchem Louis Philipp als französischer Emigrant eine Zeitlang durch Unterrichtgeben sein Leben fristete. Der Aermste mag sich entsetzlich gelangweilt haben, und ich kann mir recht wohl vorstellen, daß es ihm später, wenn er in Neuilly spazieren ging und zufällig an sein Exil an der Eider dachte, kalt über den Rücken gelaufen sein muß. Außer Louis Philipp haben zwei berühmte Männer in Friedrichsstadt gelebt: der Bürgermeister Gilbert von Ruytenbeck und der Maler Jurian Ovens. Da beide in Brockhaus' Konversationslexikon nicht aufzufinden sind, sehe ich keine Veranlassung, warum ich sie in meinem Werke schildern soll, und ich will lieber eine Episode aus dem schleswig-holstein'schen Kriege erzählen, durch welche Friedrichsstadt einen historischen Namen erlangt hat.

Es war im Herbst des Jahres 1850. Die Schlacht bei Idstedt war geschlagen, der Angriff bei Missunde hatte Willisen's Unfähigkeit auf's Neue dokumentirt, und die Statthalterschaft erlaubte ihm, gegen den einstimmigen Rath aller Generale und Obersten, einen ernstlichen Angriff auf Friedrichsstadt zu machen.

Hauptmann von Schöning hatte diesen wichtigen Punkt eine Zeitlang mit einer Handvoll Leuten vertheidigt gehabt; jetzt, wo er von den Dänen uneinnehmbar, oder doch so gut wie uneinnehmbar gemacht worden war, sollte er mit Sturm genommen werden.

Um das Unternehmen nach allen Seiten würdigen zu können, ist es nothwendig, in kurzen Worten die Lage der Stadt zu schildern. Sie liegt am Zusammenfluß der Treene, die vom Norden kommt, und der Eider, die im Osten entspringt. Um die Stadt gegen Ueberschwemmungen zu schützen, sind die Flußufer mit hohen Deichen eingefaßt, die, — weil sie aus zähem Lehm aufgeführt sind, durch Artilleriefeuer so gut wie gar nicht zerstört werden konnten. Im Süden durch die breite Eider, im Norden durch die Treene und im Osten durch Deiche geschützt, war es eine schwierige Aufgabe, sich der Stadt zu nähern, und zwar um so mehr, als die einzigen praktikabeln Straßen über die Deiche führten, und als diese an vielen Stellen durchstochen und mit bombenfesten Blockhäusern und Batterieen des schwersten Kalibers vertheidigt wurden.

Nur im Westen war Friedrichsstadt schutzlos. Setzte eine Heeresabtheilung bei Tönning über die Eider, drang sie auf dem Wege nach Husum vor, — dann war die Besatzung in Friedrichsstadt unrettbar verloren, und wenn sie sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollte, mußte sie gewärtig sein, in die Pfanne gehauen zu werden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die Vertheidigungslinien der Dänen näher in's Auge fassen. Sie hatten deren drei, und zwar:

Erste Vertheidigungslinie: a) vierhundert Schritte südöstlich der Stadt an dem Eiderdeiche eine große Schanze (die Vorkmühlenschanze); b) nordöstlich hiervon ein befestigtes Gehöfte, der Gooshof; c) an der Chaussee eine bedeckte Batterie von zwei Kanonen, und ein Werk für Infanterie; d) das Gehöfte Greveshof an der Treene, umgeben von Gräben und Erdwällen.

Zweite Vertheidigungslinie: a) circa dreihundert Schritte rückwärts der Vorkmühlschanze lag das Kalkofenwerk, durch Pallisaden, Espignol-Batterieen und zwei Blockhäuser gedeckt; b) die Treeneschanze, durch einen Laufgraben mit der Stadt in Verbindung gesetzt.

Dritte Vertheidigungslinie: a) Außenseite der Stadt, deren erste Häuser befestigt waren; b) das Holmer Thor mit zwei eingeschnittenen Geschützen; zwischen dem Thor und dem Kalkofenwerk lag die Fährhausschanze mit vier Kanonen.

Außer diesen Werken war westlich der Stadt eine Bastion aufgeworfen, um die Chaussee zu decken; etwas davon entfernt, bei einer abgebrannten Mühle, lag eine starke, mit Pallisaden umgebene Infanterieschanze.

Füge ich diesem Allem noch hinzu, daß die Deiche, auf denen man sich diesen Werken im Kanonen- und Kartätschenfeuer nähern mußte, so schmal sind, daß höchstens zwanzig Mann neben einander gehen können; füge ich hinzu, daß die Deiche durch breite Gräben vollkommen unpassirbar gemacht waren, und daß zu beiden Seiten der Deiche alles Land unter Wasser stand, so wird selbst der Laie mir einräumen, daß der Angriff auf Friedrichsstadt ein Unternehmen war, das voraussichtlich mißglücken, jedenfalls aber bedeutende Menschenopfer kosten mußte.

Wollte Willisen daher um jeden Preis den Suwarow spielen, so mußte er seine ganze Kraft daran setzen, damit der Sturm gelänge; er mußte seine ganze Infanterie sammeln, in dichten Massen hintereinander stellen und im Sturmschritt ein Bataillon nach dem anderen den feindlichen Kar-

tätschen entgegenführen; statt dessen schickte er von der Tann und Aldosser mit fünf Bataillonen nach Friedrichsstadt, und erreichte dadurch nur, daß die Dänen aufmerksam gemacht, — neue Werke anlegten!

Oberst von der Tann hatte das Kommando über die Expedition gegen Friedrichsstadt erhalten. Seine Instruktion lautete: „Friedrichsstadt zu nehmen und jenseits dieser Stadt Punkte zu erreichen und zu errichten, von wo aus die reiche Landschaft Eiderstedt faktisch beherrscht werde." Um dieses Alles zu erreichen, wurden ihm das erste Jägerkorps, das dritte, vierte, fünfte und sechste Infanterie-Bataillon, eine Schwadron Dragoner, siebenzig Pioniere, achtundvierzig Geschütze und vier Kanonenboote mit acht Kanonen zur Verfügung gestellt. Diese und die später nachfolgenden Streitkräfte marschirten auf unergründlichen Wegen von Rendsburg über Süderstapel an die Eider, und da der letztgenannte Ort sich während der Belagerung durch seine Opferwilligkeit und seinen Patriotismus rühmlich auszeichnete, habe ich ihm zu Ehren die hübsche Dorfkirche unter die Illustrationen aufgenommen, welche meinem Werke über seine vielen Mängel hinaushelfen sollen.

Ohne die geringsten Vorkehrungen getroffen zu haben, ja — ohne einmal genau zu wissen, wo die Hauptstärke der Dänen stand, hatte Willisen befohlen, am Morgen des 28. September, bei dem ersten Kanonenschusse der dem Fährhause gegenüber aufgeführten schleswig-holstein'schen Schanze, mit Infanteriekolonnen zum Bajonettangriff vorzurücken.

Ein gnädiger Gott verhinderte die Ausführung dieses Befehls; denn am Nachmittage des 27. September fiel ein so schwerer Gewitterregen, daß die ohnehin schlechten Straßen den Transport von Geschütz gar nicht zuließen; die für die Schanzen bestimmten Kanonen blieben im Lehmboden stecken, andere glitten von dem Damme herab in den Graben; hier war eine Brücke zu schwach, um die Last der Munitionskolonnen zu tragen; — da also kein erster Schuß aus der Schanze fiel, unterblieb für heute der Angriff.

Die Begebenheiten der folgenden Tage muß ich tagebuchförmig aufzählen, weil sie sonst gar zu unglaublich erscheinen würden.

Am 29. September Morgens acht Uhr war die Batterie dem Fährhause gegenüber armirt. Punkt acht Uhr fiel der erste Schluß, und mit ihm rückten die Schleswig-Holsteiner zum Sturm vor. Nach einem wundervoll ausgeführten Angriff des ersten Jägerkorps verließen die Dänen ihre erste Schanze auf dem Eiderdeiche; eine andere Abtheilung desselben prächtigen Korps griff das Chausseehaus an, warf die Dänen hinaus und erleichterte dadurch der Artillerie das Vorgehen gegen die dänischen Befestigungen bei dem Goosshof und der Borkenmühle. Nach diesen schönen Waffenthaten ließ von der Tann Nachmittags um halb zwei Uhr das Signal zum Angriff geben; die braven Schleswig-Holsteiner setzten ihre Hirschfänger und Bajonette auf, und das erste Jägerkorps, gefolgt von dem sechsten Infanterie-Bataillon, griff mit großer Entschlossenheit die Borkmühlenschanze an. Die Vordersten hatten schon die Pallisadenwand erreicht, lauter Siegesjubel erscholl, — als die Dänen die Stürmenden mit einer Kartätschensalve empfingen, die sechzig Todte und Verwundete zu Boden riß. Wären in diesem Augenblicke nicht die Kanonenboote auf der Eider zu Hülfe gekommen, und hätten sie die Borkmühlenschanze nicht mit großer Präzision beschossen, so würde das muthige Häuflein wahrscheinlich gänzlich aufgerieben worden sein. Dank der Unterstützung der Marinesoldaten konnten sie sich mit einem Verluste von sechzig Mann zurückziehen. Die Verwundeten waren vor den Pallisaden liegen geblieben, und ihre Rettung konnte nur mit äußerster Todesverachtung bewerkstelligt werden, aber die ersten Jäger waren nicht gewohnt, ihre Kameraden im Stiche zu lassen. Oberjäger Hencke rief Freiwillige auf; eine Schaar muthiger Männer trat vor, und fest entschlossen, zu sterben, oder ihre Brüder zu retten, wagten sie sich zum zweiten Male an die Pallisaden heran — und retteten alle ihre Kameraden!

Während dieß auf dem Eiderdeiche geschah, ließ Oberstlieutenant von Gagern eine Abtheilung des dritten Bataillons gegen die Schanze der Dänen auf der Chaussee vorgehen, weil er behauptete, daß die Geschütze in dieser Schanze demontirt wären. Die Kolonne kam bis etwa vierhundert und fünfzig Schritte von dem bedeckten Geschützstande, stieß dort aber auf einen zwanzig Fuß breiten Durchschnitt und wurde von so heftigem Gewehr- nnd Kanonenfeuer empfangen, daß an ein Vordringen nicht zu denken war.

Zu derselben Zeit hatte Hauptmann von Schöning mit zweihundert und vierzig Jägern und zwei Handmörsern den Uebergang über die Eider bei Wollersum bewerkstelligt. Auf ein verabredetes Zeichen sprangen die bisher versteckt gelegenen Jäger in die bereit gehaltenen Boote und ruderten in größter Eile über den Fluß. Die Dänen eilten nach einigen abgefeuerten Schüssen von dannen und zogen sich nach Tönning, wo eine Kompagnie Infanterie stand, die sich den Schleswig-Holsteinern muthig entgegenstellte, und ihr Heranahen stehenden Fußes erwartete. Erst als die Deutschen in fast unmittelbarer Nähe waren, gaben sie Feuer, und bei dieser Gelegenheit fiel der sechzigjährige Gutsbesitzer und Abgeordnete der Landesversammlung Vollertsen, der seinen einzigen Sohn in der Schlacht bei Kolding verloren und sich nun selbst unter die Fahne gestellt hatte, um die entstandene Lücke wieder auszufüllen.

Durch das Feuer des Feindes nicht aufgehalten, drangen die Schleswig-Holsteiner muthig vor, nahmen Tönning mit Sturm und trieben die Dänen unaufhaltsam vor sich her. Beide Parteien waren ungefähr gleich stark; trotzdem verloren die Dänen an Todten, Verwundeten und Gefangenen drei Offiziere, neunundachtzig Gemeine und einen Militärarzt; außerdem eine Dannebrogfahne und über hundert Gewehre und Tornister.

Konnten solche Erfolge mit zweihundert und vierzig Mann erzielt werden, was wäre dann erst zu erreichen gewesen, wenn statt ihrer zwei Bataillone, wie Wissel gerathen hatte, über die Eider gegangen wären! Friedrichsstadt wäre unrettbar für die Dänen verloren gewesen; die schleswig-holstein'sche Armee würde im Westen Schleswigs haben operiren können und die zwölf Schmerzensjahre, unter denen ein edler Volksstamm geschmachtet hat, wären uns vielleicht erspart worden.

Um Willisen's ganze Weise zu charakterisiren, will ich nur zwei Sachen erwähnen.

Während Friedrichsstadt belagert wurde, ließ er die Schifffahrt auf der Eider offen. Jedes Schiff, das von Rendsburg kam, ward natürlich in Friedrichsstadt angehalten, und erst, wenn die Dänen von den Matrosen erfahren hatten, was sie wissen wollten, konnte das Schiff in See gehen.

Der erste Angriff auf Friedrichsstadt sollte am 28. September stattfinden; dieß war am 23. September beschlossen worden. Am 29. fingen unsere Jäger einen dänischen Hauptmann, der ein Dienstschreiben in der Tasche hatte, in welchem ihm der Angriffsplan der Deutschen mitgetheilt wurde! Die Dänen hatten am 24. September die Nachricht von Willisens Dispositionen in Hamburg gewußt; am 27. war ein Brief über Helgoland in Husum eingetroffen, der Alles enthielt, was das Generalkommando in Rendsburg beschlossen hatte!

Am 30. September konnte wegen fehlender Munition nichts Ernstliches gegen Friedrichsstadt vorgenommen werden; von der Tann hatte freilich Geschütze, Pulver und Kugeln verlangt, weil aber in Rendsburg keine Munition vorräthig war, mußte bei Licht im Laboratorium gearbeitet werden.

Die Bürger der hart bedrängten Stadt schrieben einen beweglichen Brief an den General Willisen, in welchem sie ihm mittheilten, daß mehr Bürger als Soldaten durch das Kanonenfeuer der Schleswig-Holsteiner verwundet und getödtet würden, weßhalb sie ihn im Namen der Menschlichkeit bäten, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Brief war unbeachtet bei Seite gelegt, und am 1. Oktober begann das Kanonenfeuer von Neuem. Zur Abwechslung war dießmal den Kanonenbooten die Munition ausgegangen, so daß sie erst spät am Nachmittage an der Beschießung Theil nehmen konnten. Der durch den ganzen Tag geführte Kampf erwies bis zur Evidenz, daß die Infanteriemassen ohne Brückenmaterial nicht an die feindlichen Werke herankonnten, und daß die Dänen jedesmal in der Nacht den Schaden ausbesserten, der ihren Schanzen während des vorhergehenden Tages zugefügt worden war.

Am 2. Oktober war die Munition wieder ausgegangen; auch an Material zu Schanzkörben und Faschinen, an Bettungen für die Geschütze fehlte es, so daß z. B. eine Batterie, die in einer Wiese auffahren mußte, bis an die Achsen einsank. Weil man auf dem Kirchthurme in Friedrichsstadt einen Beobachtungsposten entdeckt zu haben glaubte, wurden hundert Kanonenschüsse nach der Kirche abgefeuert, von denen aber kein einziger sein Ziel traf.

Man hatte, wie ich schon oben erwähnte, eingesehen, daß man Brücken bauen müsse, damit die Infanterie die Durchstiche in der Chaussee und in den Deichen überschreiten konnte; es wurden auch Brücken gebaut, — aber, weil es an Material fehlte, mußte man mit dem Holze geizen und sie so schmal machen, daß sie nur für drei Mann Breite hatten.

Am 4. Oktober inspizirte von der Tann die Stellung der Dänen, um sich von dem Stand der ganzen Angelegenheit genau zu überzeugen. Er kam zu dem Resultate, daß ihre Stellung durch neuerrichtete Werke bedeutend verstärkt worden sei, und daß die alten bisher nicht gelitten hatten. Trotzdem befahl er für den Abend den Sturm.

Die Kanonen wurden auf die unglückliche Stadt gerichtet, — den Kanonenbooten war zum Glücke die Munition wieder ausgegangen —, und als man Nachmittags vier Uhr die Wirkung des Feuers untersuchte, fand man, daß keine einzige feindliche Schanze zerstört, kein einziges Geschütz demontirt war. Von der Tann ließ sich aber nicht irre machen, sondern befahl, daß die Infanterie in vier Kolonnen präzise sechs Uhr stürmen solle — «pour l'honneur des armes».

Um fünf Uhr begannen die Geschütze auf's Neue ihr Feuer. Neununddreißig Mörser und Kanonen warfen eine ganze Stunde lang ihre Geschosse in die feindlichen Werke und in die unglückliche Stadt, deren helle Flammen den Pfad beleuchteten, den die Sturmkolonnen betreten sollten.

Um sechs Uhr schwieg das Geschütz.

Unter Trommelschlag und klingendem Spiel „Schleswig-Holstein" singend rückten die braven Bursche zum Sturm. Schwanke Bretter, einzelne Balken und Leitern wurden von den Vordersten getragen, um damit die zwanzig Fuß breiten, mit Wasser angefüllten Gräben zu überbrücken. Die erste Kolonne kam geordnet bei dem Eiderdeiche an; hier wurde der Weg aber so eng, daß die Soldaten in Reihen abbrechen mußten und nur zu zweit neben einander hergehen konnten. Die ersten Jäger unter dem braven Hauptmann Bärens schritten vorauf; ihnen folgten die Pioniere und eine Kompagnie des sechsten Bataillons. Plötzlich eröffnen die Dänen ihr Feuer; die Kartätschen reißen die Stürmenden zu Boden; der Hintermann springt über den Vordermann weg, voll Begier, der Erste auf der Schanze zu sein; aber vor der Schanze steht unversehrt eine starre Pallisadenwand; dahinter in einem tiefen Graben drohen spanische Reiter und Cäsarpfähle, und hinter der Brustwehr, kaum zwanzig Schritte von den Jägern liegt eine starke Linie dänischer Infanterie im Anschlage. Wer die Hand an die Pallisaden legt, ist des sicheren Todes.

Links und rechts des Deiches liegen breite und tiefe Gräben; das mitgeschleppte Brückenmaterial ist zu kurz, um sie zu überbrücken; die Schanze selbst ist durch die dahinter liegende Kalkofenschanze gedeckt; selbst wenn sie erstürmt wird, können die Sieger sie nicht behaupten, weil sie dem Kartätschenfeuer des Feindes wehrlos preisgegeben sein würden. Major Lütgens eilt zu von der Tann und meldet ihm die Unmöglichkeit, vorzudringen; selbst der waghalsige Aldosser räth vom Sturme abzustehen; aber von der Tann befiehlt dem sechsten Bataillon, das bisher das entsetzliche Feuer auf dem Deiche ausgehalten hat, ohne zu wanken, — vorwärts zu gehen. Die Leute hören den Befehl, weichen nicht zurück, bringen aber auch nicht vor. Der sichere Tod starrt ihnen in's Auge; Sieg ist unmöglich; — darf man sie schmähen, wenn sie einen Augenblick regungslos stehen bleiben?

Die Offiziere werfen sich an die Spitze, das Bataillon folgt wie eine geschlossene Phalanx; die Pallisadenwand wird erreicht, Lieutenant Buschik springt mit einigen Jägern in den Graben, er ersteigt die Brustwehr und pflanzt die Trikolore auf; die kleine Heldenschaar sinkt todt — oder schwer verwundet neben der Fahne zu Boden.

Man versucht, die Krone des Deiches zu durchbrechen; es fehlt an Spaten; man will die Gräben überbrücken — das Material ist zu kurz; was Heldenmuth leisten, was Todesverachtung und Entschlossenheit vermögen, wird im

Kartätschenfeuer des Feindes geleistet; — umsonst! Dreihundert und sechzig Menschen liegen todt oder schwer verwundet am Boden, den Uebrigen entsinkt der Muth; sie wollen sich dem höllischen Feuer entziehen, aber hinter ihnen drängen zwei Kompagnieen des fünfzehnten Bataillons auf dem schmalen Deiche nach, um den wahnsinnigen Angriff zu unterstützen. Nur mit Mühe lassen sich die Leute dieses Bataillons zum Umkehren bewegen; denn jeder von ihnen glüht vor Verlangen, den Tod der Kameraden vom sechsten Bataillon zu rächen.

Die zweite Sturmkolonne griff den Gooshof an. Mit wahrer Todesverachtung schlug die Tête unter Hauptmann von Webderkop im heftigsten Feuer Stege und Brücken über die Gräben, welche rings um das Gehöfte aufgeworfen waren. Die Stürmenden setzen sich nach heftigem Kampfe in dem Gooshofe fest; ein neuer Graben hindert sie, vorwärts zu bringen; einzelne Soldaten werfen sich hinein und kommen schwimmend an das andere Ufer; sie ersteigen die feindliche Brustwehr, werden aber bis auf den letzten Mann niedergestoßen. Sämmtliche Offiziere der drei stürmenden Kompagnieen liegen neben hundert und neunundsiebzig ihrer braven Soldaten in ihrem Blute. — Auch dieser Angriff mißlang, weil er nicht gelingen konnte.

Der dritten Sturmkolonne würde es um kein Haar besser gegangen sein, als den beiden ersten, wenn es ihr nicht an allen Mitteln gefehlt hätte, um an die feindliche Schanze heranzukommen; sie verlor nur achtundzwanzig Mann.

Fünf Stunden hatte der Sturm gedauert; als die Mannschaften endlich zurückgezogen wurden, lagen von sechzig Offizieren, die ihre Kompagnieen in's Feuer geführt hatten, vierunddreißig todt und verwundet auf dem Schlachtfelde; der Gesammtverlust an Unteroffizieren und Gemeinen betrug siebenhundert und sieben Mann; in Friedrichsstadt waren einunddreißig Einwohner getödtet und verwundet worden, und von den fünfhundert und vierzig Häusern dieser unglücklichen Stadt waren total niedergebrannt einhundert und siebenunddreißig, beschädigt zweihundert und fünfundachtzig; unverletzt waren geblieben einhundert und achtundzwanzig!

Ich wende mich um so lieber von den Jammerszenen vor Friedrichsstadt ab, weil wir jetzt nicht mehr sagen können, daß so viel edles Blut umsonst vergossen, so viel Elend umsonst ertragen wurde. Wir sind frei; ein freies deutsches Volk, eng mit Deutschland verbunden, und werden nie wieder unter dänische Herrschaft zurückkehren. Gibt es auch Menschen, die im Frühjahr 1864 gern bereit gewesen, das halbe Schleswig herzugeben, und die den jetzigen Frieden einen „Leichenstein" nennen, ich schwenke den Hut und rufe aus vollem Herzen: „Heil dir, mein Vaterland, du bist frei!"

Ich kann meine Schilderung des Herzogthums Schleswig nicht in so ernster Stimmung beschließen; will daher die Hand nach Dithmarsen ausstrecken, den Leser auf die flachen Ufer der Eider, das Uniforme der ganzen Umgebung und endlich auf die Glocke aufmerksam machen, die einsam am Strande ihr Dasein vertrauert.

Wehe dem Reisenden, der, vom Norden kommend, diese Glocke läuten muß, bis es dem Fährmann jenseits gefällt, ihren Schall zu hören. Wehe dem, der in Sturm und Regen Stunden und halbe Nächte lang an dem Ufer der Eider auf- und abgehen muß, bis der Fährmann mit seinem Kahne herankommt; die Stunden, die der Wanderer in der Nähe der Glocke zubringt, kann er getrost zu den verlorenen zählen.

Ich weiß von einem Unglücklichen, der mit Zahn- und Ohrschmerz behaftet dritthalb Stunden wie ein Rasender an dem Glockenstrange gezogen hat; er wollte hinüber nach Dithmarsen und sich von seinem Vetter, dem Doktor, einen Stockzahn ausziehen lassen; jede Minute, die er im Sturmwetter und der angenehmen Aussicht auf die Operation zubringen mußte, kam ihm vor wie ein Jahrhundert, und deßwegen riß er an der Glocke wie ein abgerichteter Elephant.

Endlich nach langen und bangen dritthalb Stunden kam der Fährmann an das jenseitige Ufer und rief: „Js it eenerlei, wer Di öwerholt?" (Ist es einerlei, wer Dich herüberholt?)

„Ja!" wimmerte der Schwergeprüfte.

„Dann hol' Di der Deuvel" (dann hole Dich der Teufel), antwortete der Fährmann, dem es weit angenehmer schien, im warmen Federbette zu liegen, als bei zwölf Grad Kälte über die Eider zu setzen.

Zum Schluß noch ein Wort und ein Bild, aus welchem der Leser die Ostenfelderinnen kennen lernen kann, die etwa anderthalb Meilen östlich von Husum ein großes und reiches Dorf bewohnen, das ehemals Ostenfyäl hieß, jetzt aber Ostenfeld genannt wird.

Ueber den Charakter dieser eigenthümlich gekleideten Weiber weiß ich wenig zu erzählen. Ich habe sie gebeten, sich zeichnen zu lassen, worauf sie mir mit einem mürrischen: „Nä!" den Rücken kehrten. Ich habe ihnen Geld geboten, wenn sie eine halbe Stunde sitzen wollten, bekam aber nur ein „Nä!" zu hören. Ich habe sie nach ihrer Abstammung, ihren Verhältnissen gefragt, ohne Antwort zu erhalten, und verdanke es nur dem Einflusse ihres Pastors, daß eine Frau sich herbeiließ, dem Maler Fikentscher ihre Kleider zum Porträtiren zu geben. Ihr Charakter scheint demnach mit dem Dragonermäßigen ihres Anzuges zu harmoniren, und da ich gerade eine Einladung von einer kleinen allerliebsten Kielerin vor mir liegen habe, will ich Ostenfeld auch mit einem „Nä!" den Rücken kehren, und meine Wanderungen durch Holstein in Kiel beginnen.

Holstein.

Kiel.

Kiel, „du wunderschöne Stadt", wie es in einem alten Soldatenliede heißt, ist nach Altona die größte Stadt des Herzogthums Holstein und konkurrirt vielleicht mit Flensburg in der Einwohnerzahl, die sich auf siebenzehn- bis achtzehntausend Seelen beläuft. Die Zahl der Bewohner und die Ausdehnung der Stadt selbst sind aber die einzigen Faktoren, welche einen Vergleich mit den übrigen schleswig-holstein'schen Städten zulassen; die Lage an dem unvergleichlichen Hafen, die üppigen Buchenwälder, welche die benachbarten Höhen schmücken, und vor Allem der ausgeprägte Typus der Stadt selbst und ihrer Bewohner verleihen Kiel einen Charakter, wie ihn keine andere Stadt der Herzogthümer besitzt. Ein „Kieler Jung" ist in seinen und seiner Genossen Augen der Ausbund von allen Tugenden, deren sich ein „Jung" nur erfreuen kann; ein „Kieler Bürger" ist eigens dazu berufen, humoristische Witze zu machen und Politik zu treiben, und ein „Kieler Professor" ist eine Autorität, die ihresgleichen nicht kennt.

Wie den Bewohnern, so geht es der Stadt selbst. Wenn man sie an einem prächtigen Frühlingsmorgen betritt, wo die Wogen der tiefblauen Ostsee sich im goldenen Sonnenscheine kosend gegen die Ufer wälzen; wenn man Straße auf und Straße ab wandelt, und hinter den blankgeputzten Fensterscheiben alterthümlicher Giebelhäuser neben Rosenstöcken und Gelbveigelein niedliche Jungfrauen erblickt, die in Sauberkeit des Anzuges und in körperlicher Schönheit mit einander wetteifern; wenn man auf dem Wege nach dem Schlosse einer Schaar jubelnder Studenten begegnet, die nach glücklich überstandenem Landesvater zu „Schönhannchen" wallfahrten, um ihren Katzenjammer zu vertreiben, — wenn man endlich im Schloßgarten angekommen, durch Düsternbrook geht, und in allen Hecken und Zäunen das Jubellied der Nachtigall ertönen hört: so fühlt man sich von diesen verschiedenartigen Eindrücken belebt und angeregt und bedauert vielleicht gar, daß man nicht mehr in den Jahren ist, wo man ein gesticktes Mützchen auf dem einen Ohr tragen, Serenaden bringen und Liebesgedichte à la Heine schreiben und doch ein vernünftiges Wesen sein kann.

Eine unvergleichlich schöne Lage, großer Wohlstand der Stadt und ihrer Umgegend, die Universität, das rege Leben auf dem Meere und das Glück, nie in der Weise von den Dänen heimgesucht worden zu sein, wie die benachbarten schleswig'schen Städte, haben den Kielern den Stempel des lebensfrohen Uebermuths aufgeprägt. Sie sind intelligent, gutmüthig, mildthätig, ehrlich und treu, haben im Unabhängigkeitskriege von 1848 — 1850 große Opfer gebracht und tapfer gekämpft, und waren nach Beendigung des Krieges eben so unversöhnliche Feinde der Dänen, wie während desselben. Weil aber der erste Impuls der Bewegung 1848 von Kiel ausgegangen war, und weil nachher die Intelligenz beider Herzogthümer, so weit sie überhaupt von den Dänen im Lande geduldet wurde, in Kiel konzentrirt war, hier also der sogenannte „Herd der Revolution" bestehen blieb, bildeten sich die Kieler „Bürger" und „Jungen" allmälig ein, daß ihnen das Schicksal der Herzogthümer und die damit unlöslich verbundene Zukunft Deutschlands auch mit in die Hände gelegt sei, so daß sich am Ende zu den vielen liebenswürdigen Eigenschaften der guten Musenstädtler eine garstige Zugabe gesellte, die sich in Volksreden, Trinksprüchen, Broschüren und Zeitungsartikeln noch bis zu dieser Stunde bemerkbar macht und deßwegen unangenehm berührt, weil sie der häßlichen „Selbstüberschätzung" zum Verwechseln ähnlich ist.

Die Kieler sind mit Einem Worte ein Volk für sich, und um ihre Eigenthümlichkeiten besser schildern und erklären zu können, muß ich dem Leser einen Blick in die Vergangenheit der Stadt und ihrer Bewohner öffnen.

Kiel, vormals Thom Kyle, wurde zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in der von Slaven bewohnten Gegend, von eingewanderten Flämmingern, Friesen und Holsten erbaut; da letztere an Zahl die Ueberwiegenden waren, bekam die Kolonie den Namen civitas Holsatorum. Bald nach ihrer Begründung erhielt die Stadt das lüb'sche Recht; 1284 sprachen ihr die Hansastädte die Freiheit zu, auf den schonischen Märkten (in Schweden) zu handeln; 1317 ertheilte Graf Johann II. von der „Kieler Linie" ihr ausgedehnte Privilegien. Sein Nachfolger Johann der Milde gründete den „Kieler Umschlag" und im Jahre 1363 erscheint die Stadt schon als Hansastadt. Im Jahre 1657 wurde Kiel durch schwedische Einquartierung stark gedrückt, und 1813 bis zu Anfang des Jahres 1814 war hier das

Hauptquartier des damaligen Kronprinzen von Schweden (Bernadotte). Dieſe kurze Ueberſicht genügt, um zu beweiſen, daß die in ſchleswig'ſchen Städten fortwährend ſich wiederholenden Plünderungen und Einäſcherungen der Dänen in Kiel nicht ſtattgefunden haben, und daß die Einwohner im Vergleich mit den ſchleswiger Bürgern ein beneidenswerthes Loos gehabt hätten, — wenn der Adel nicht geweſen wäre. Da dieſer aber reichlich ſo viel Unfug trieb, wie die Könige von Dänemark, und da das wilde Leben, das vor dreihundert Jahren in Kiel herrſchte, auf den Charakter der Nachkommen nicht ganz ohne Einfluß geblieben ſein mag, will ich aus dem verdienſtvollen Werke des Doktor Rudolph Brinkmann, welches auf Akten gegründet iſt, die dem kaiſerlichen Kammergerichte in Speier eingeſchickt worden waren und von daher zurückgeſandt worden ſind, die Schilderung eines Vorfalles entlehnen, der einen merkwürdig klaren Blick in unſere Kulturzuſtände um das Jahr 1593 geſtattet.

Schon am 26. Juli 1585 hatte Graf Adolph zu Kiel an den Bürgermeiſter und Rath einen Befehl erlaſſen, in welchem es heißt:

„Wie das uns nunmehr für glaubwürdig angebracht und zu erkennen geben worden, welcher Geſtalt ſich eine Zeit lang in unſerer Stadt Kiel etzliche friedhäſſige Leute de facto angemaßet und unterſtanden, allerhand Mutwillen mit ſchießen, Fenſter auszuſchlagen, Häuſer zu ſtürmen, und ſonſten mehr Frevels und Ueppigkeit, ihrer ſelbſt eigenen Beluſtigung nach, zu üben und zu Werke zu richten, dahero dann Mord und Todtſchlag, deren eines Theils allhier nicht wenig zugetragen, verurſacht worden iſt, demnach wollen wir euch hiermit gnädig ermahnet, auch ernſtlich auferlegt und befohlen haben, da ſich der Eine oder der Andere, er wäre wer er wolle, abermals unterfangen würde, ſeinen Mutwillen zu üben und euch und die Euern an Leib und Gütern mit Gewalt zu überfahren und zu beſchweren, daß ihr alſobald die Sturmglocke ziehen laſſet, auch mit gewehrter Hand zuſammenthut, den oder die Thäter, nach Gelegenheit der Perſon hand- oder fußfeſt machen und uns die Geſchaffenheit des Handels ferner zuſchreiben und vermelden, darauf ihr, wie denſelben Frevlern, Anderen zum Abſcheu und Exempel, zu verfahren, weiter Befehls von uns unverlänget gewärtig ſein ſollet."

Da trotz dieſes Befehls, ſich ſelbſt ihrer Haut zu wehren, die Kieler Bürger neue Gewaltthaten der roheſten Art geſchehen ließen, erging unterm 21. Auguſt 1589 ein neues Reſkript an Bürgermeiſter und Rath, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. So ſtanden die Sachen, als ein junger Adeliger, Hans Penz, nach einander folgende Exceſſe beging.

Eines Tages kam er in das Haus des Bürgermeiſters Ameling von Lengerken und verlangte Waaren auf Borg. Als der Diener ſich weigerte, dieſem Verlangen nachzukommen, ſchlug Penz ihn und ſetzte ihm mit blanker Waffe zu, ſo daß er ſich auf die Wendeltreppe flüchten mußte, um ſich vor dem ergrimmten Edelmanne zu retten. Der Grund, warum der Kredit verſagt wurde, lag darin, daß er bereits für hundert Mark Krämergut auf Borg genommen und trotz „Petſchier und Hand", die er darauf gegeben, mit der Zahlung im Rückſtande geblieben war.

Bald nachher begegnet Hans Penz dem Bürger Untidt, der mit der Frau ſeines Vetters nach Hauſe geht; Penz zieht ſein Schwert und ſchlägt den friedlichen Bürger dermaßen auf das Haupt, daß er zu Boden fällt. Die Frau wirft ſich zwiſchen den Verwundeten und den Edelmann, wird aber auch mißhandelt, muß ſich in ein Haus flüchten, und wird ſo hitzig verfolgt, daß ſie ſich nur mit Noth rettet.

Hiermit nicht zufrieden begeht Penz bald darauf einen neuen brutalen Exceß, indem er der Ehefrau des Bürgers Franke „mit Kreuz und Knopf" in's Geſicht ſchlägt, weil ſie ſich weigerte, ihm in ihrem Hauſe ein Bett aufzuſchlagen.

Dieß Alles war vom Bürgermeiſter und Rath geduldig ertragen worden; endlich riß ihnen aber doch die Geduld. Hans Penz ging nämlich in ein Bürgerhaus und ſchlug eine „fromme, chriſtliche und tugendſame Matrone" in ihres Mannes, dreier Söhne und Anderer Gegenwart dermaßen mit der Fauſt in's Geſicht, daß ihr Auge faſt einen Finger dick aufſchwoll. Am folgenden Morgen, „etwa um Zeiger vier", kehrte Penz mit einem Hofknechte zurück, drang in das Schlafzimmer der alten Eheleute, entblößte ſie und zeigte ihnen an, daß er gekommen ſei, um einen ihrer Söhne zu ermorden. Zum Glück wurde er an der Ausführung ſeines Vorhabens verhindert und zur Flucht gezwungen, nachdem er noch allerlei Unfug verübt hatte.

Nach dieſen wiederholten frevelhaften Ruheſtörungen beſchloſſen die Kieler Bürger, dem Hans Penz den Prozeß zu machen; ſie nahmen ihm ſein Ehrenwort ab, ſich friedlich zu verhalten und ſich dem Landesgerichte zu ſtellen, und reichten bei dem in Schleswig regierenden Landesherrn eine Klage gegen ihn ein.

Dieß Alles erfuhr Melchior Ranzow, ein reicher Edelmann und Freund des in ſeinen adeligen Vergnügungen geſtörten Hans Penz. Voll Entrüſtung über die ſeinem Genoſſen widerfahrene Schmach eilte er nach Kiel, hielt vor dem Hauſe des Bürgermeiſters Ameling an, ſtürzte mit dem Knebelſpieße in den Laden und ruft: „Kommt, ihr Kieler Schelme, und nehmt auch die Fauſt von mir". In dem Hauſe verübte er ſolchen Unfug und mißhandelte dergeſtalt die Diener, daß die erſchreckte Gattin des Bürgermeiſters ſich mit ihren kleinen Kindern in ein Kämmerlein verſchloß, woſelbſt ſie ſo große Angſt ausſtand, daß ſie wenige Wochen nachher in Folge des Schreckens ſtarb. Aus dem Hauſe des Bürgermeiſters ging Melchior Ranzow nach der Wohnung eines Rathsherrn und ſchlug ihm die Fenſter ein; zugleich ließ er ſich verlauten, „daß er mit ſeinen Gefährten noch weiter haushalten und in der folgenden Nacht mit Einſchlagen von Fenſtern, Schießen in die Häuſer und dergleichen ſeines Gefallens anrichten wolle."

Als die Bürger in Folge dieſer Auftritte das Aeußerſte befürchten mußten, beſchloſſen ſie, die Sturmglocke zu läuten, und auf dieſe Weiſe die wehrhaften Einwohner zuſammenzurufen, damit ſie Gewalt mit Gewalt vertreiben könnten. Kaum hatte aber die Glocke zu tönen begonnen, als Hans Penz, Ennecke Ranzow und Detlev Schack mit einem „Rappier" in der Hand durch ein Fenſter im Hauſe der Frau von Aleſeld auf die Straße ſprangen und einen alten Mann, Namens Peter Keye, mit den Worten überfielen:

„Du alter Schelm sollst der Erste sein", und es wäre um den ehrlichen Alten geschehen gewesen, wenn die auf dem Markte versammelten Bürger nicht zu seiner Rettung herbeigeeilt wären.

Da die Junker sich von einer Uebermacht angegriffen sahen, entflohen sie in das Haus der Frau von Aleseld; nur Hans Penz wollte sich weiter belustigen, zu welchem Ende er in ein offenstehendes Haus drang und einer Magd, die zwei an den Blattern erkrankte Kinder pflegte, eine tiefe Wunde in den Arm hieb.

Wie der unleidliche Ruhestörer in die Hände des Volkes fiel und auf welche Weise er verwundet wurde, ist nicht genau zu ermitteln gewesen; nur das steht fest, daß er drei Wochen nachher an seinen Wunden starb.

So erbaulich dieser ganze Hergang gewesen, so ergötzlich war das Finale. Die Brüder von Hans Penz erwirkten vom Herzoge von Schleswig-Holstein einen Befehl an den Magistrat von Kiel, bei Strafe von viertausend Thalern die Urheber der Ruhestörung in Eisen zu legen und vor Gericht zu stellen, damit sie wegen des am „gottseligen" Hans Penz begangenen gräulichen Mordes könnten bestraft werden.

Die guten Kieler wandten sich in ihrer Noth an das kaiserliche Kreisgericht in Speier und wurden im April 1603 durch ein „obsiegliches Urtheil" der Sache quitt und ledig, wie man des Weiteren in dem oben angeführten, höchst interessanten Werke finden kann.

Hier ist von den unzähligen Beispielen erwähnt, wie der Adel in Kiel gewirthschaftet hat, und wie schutzlos die Bürger gegen seinen Uebermuth waren. Wenn auch in späteren Zeiten ganz so arge Excesse nicht vorkommen konnten, so hat es doch eine lange, — fast unglaublich lange Zeit bedurft, bis der Bürger vor dem Gesetze so viel Schutz fand, daß er nicht mehr nöthig hatte, die Sturmglocke zu ziehen. Wie man aber sich keine Weinsbergerin ansehen kann, ohne an die Treue ihrer Eltermutter erinnert zu werden, so kann man auch einen „Kieler Jung" nicht betrachten, ohne an die Kämpfe seiner Vorfahren mit den Ritterlichen vom Adel zu denken, die einst in der Holstenstraße ausgefochten wurden, und man wird unwillkürlich auf den Gedanken gebracht, daß die leichte Erregbarkeit der Kieler ein Erbstück ihrer vielgeprüften Väter ist. Einem Kieler Jung tönt die Sturmglocke wie Sphärenmusik, während ein Schleswiger oder Husumer ein Leichenbittergesicht macht, wenn er nur an die Möglichkeit denkt, daß seine Vaterstadt durch die unheiligen Klänge entweiht werden könnte.

Ich kenne keine Stadt, die eine so seltsam gemischte Bevölkerung enthält, wie Kiel. Der Adel lebt und verkehrt noch häufig in der „wunderschönen Stadt", und wenn er auch nicht mehr daran denkt, „sonderbare Kurzweil zu treiben", so hält er sich doch vom Bürger fern und verkehrt hauptsächlich mit seinen Standesgenossen.

Die Gelehrten bilden wieder eine Gesellschaft für sich und gewöhnen ihre Schüler an den Glauben, daß unter ihnen die Gelehrsamkeit ganz besonders zu Hause sei. Neben ihren wissenschaftlichen Studien betreiben sie die Politik wie eine Angelegenheit, die ganz eigentlich vor ihr Forum gehört, so daß die dänische Regierung auf den humoristischen Einfall kam, einen dänischen Offizier als Kurator der Universität zu bestellen, um dem „Unwesen" zu steuern. Zufällig hat Kiel fast immer das Glück gehabt, ganz besonders tüchtige Männer als öffentliche Lehrer angestellt zu sehen, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der Glanz der großen und bedeutenden Männer auch einen leichten Schimmer auf die weniger ausgezeichneten warf, der diese auf den Gedanken brachte, daß der Professortitel ein hinreichender Beweis für ihre Unfehlbarkeit sei.

Nach den Adeligen und Gelehrten spielen die exklusiven Politiker eine Hauptrolle in Kiel; sie zeichnen sich durch geheimnißvolles Wesen aus, wollen Volksversammlungen, Adressen und Resolutionen mit einem gewissen aristokratischen Geschick veranstalten, überlegen daher Tage lang vorher jedes Wort, das für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, leiden bei den Versammlungen nur höchst ungern Diskussionen und sind nach geschehener Vorlesung ihrer Resolutionen fest davon überzeugt, daß ihre Worte in dem ganzen deutschen Vaterlande einen Sturm des Beifalls, Rüstungen des Bundestags und sonstige welthistorische Folgen haben werden. Sie leben in dem Wahne, daß ihre Ansicht die des schleswig-holstein'schen Volkes ist, und sind gegen Einwendungen, die man ihnen über diesen Punkt macht, unzugänglich.

Angenehmer als diese exklusiven Politiker sind die jungen Advokaten, Kandidaten, Bürgersöhne, Studenten u. s. w., welche täglich zu bestimmten Stunden in ihren Lokalen zusammenkommen und bei einem Glase Bier Standrecht über die verschiedenen Zeitungen halten, welche auf den Tischen ausliegen. Was in ihren Kram hineinpaßt, wird mit Bravo! begrüßt; was ihrer Meinung nach nicht richtig ist, wird verdammt. Wenn plötzlich ein neuer Kaspar Hauser auftauchte und in der „Harmonie" zu Kiel das erste politische Gespräch mit anhörte, so würde er unfehlbar die Ansicht gewinnen müssen, daß hier das Geschick der Welt beschlossen würde und daß die Anwesenden lauter Weltregenten wären. „Wenn wir das thun, dann muß Napoleon das thun; der Bund wird das thun und dann müssen Oesterreich und Preußen das thun", — „wir wollen das; wer will uns zwingen, davon abzulassen? Eher gehen wir in den Wald, schneiden uns Stöcke ab und stürzen uns dem Feinde entgegen", sind Redensarten, die einen Neuling, wie Kaspar Hauser, allerdings auf Irrwege führen könnten. Ich habe gesagt, daß diese Art von Politikern angenehmer sind, als die exklusiven, und will für diese Behauptung anführen, daß sie nicht so geheimnißvoll und überweise zu Werke gehen, daß sie ihre Ansichten frei und offen aussprechen und daß viele von ihnen für das, was sie als recht anerkennen, so begeistert sind, daß es ihnen nicht darauf ankommen würde, ihr Leben dafür zu opfern; von den exklusiven Politikern, die lieber heute als morgen einen Bundeskrieg heraufbeschwören möchten, glaube ich nicht, daß sie sonderliches Vergnügen daran finden würden, zum Kalbsfell zu schwören und eine düppeler Schanze zu stürmen.

Nach den Politikern kommen die „ruhigen Bürger", meist wohlhabende Eingesessene, an die Reihe, welche in ihrer Jugend das fröhliche Leben genossen haben und sich gern beschaulich in ihre vier Pfähle zurückziehen würden, wenn sie nicht durch die prachtvolle Natur und durch Maueranschläge, sich hier und dort zahlreich einzufinden, mit in den

Strudel des Lebens hineingerissen würden. Die ruhigen Bürger Kiels sind daher viel beweglicher und unruhiger, als ihresgleichen in allen anderen schleswig-holstein'schen Städten; und wenn man auf der Eisenbahn mit einem jovialen Schmeerbauche zusammentrifft, so kann man ziemlich sicher sein, einen Kieler Bürger vor sich zu haben.

Die Kieler Jungen sind endlich eine Gattung, die man nur in den niederen Ständen anzutreffen pflegt; sie schwärmen für die Studenten, sind bei jedem Krawall die Ersten, thun Niemanden etwas zu Leide und nur sehr Wenigen etwas zu Liebe, sind kampflustig, singen Spottlieder auf ihre Feinde, und können, ihrer Meinung nach, ganz allein die dänische Armee besiegen. Uebrigens ist der Name „Kieler Jung" durchaus kein verpönter, und ich habe einmal einen wohlhabenden Philister, der mit einem anderen in Streit gerieth, ausrufen hören: „Komm' her, wenn Du wat willst; ik will Di wisen (zeigen), wat en Kieler Jung is."

Rechne ich nun noch die sporadischen Erscheinungen in Kiel auf als Menschen, die sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern und keiner politischen Partei angehören, — Badegäste, welche die Bäder in der Ostsee benützen und einige andere, in die obigen Kategorieen nicht hineingehörende Klassen, so glaube ich die Kieler im Allgemeinen geschildert zu haben. Einiger hervorragender Persönlichkeiten werde ich später gedenken.

Was nun die Stadt Kiel selbst betrifft, so ist von ihrer Schönheit nicht viel Rühmens zu machen. Die Straßen sind zum Theil eng und schmutzig; hübsche Gebäude sind nur sehr wenige aufzufinden; selbst die Kirchen und das Schloß zeichnen sich durch Einfachheit aus, das Bahnhofgebäude ist sogar unschön, und man würde Mühe haben, in der Stadt ein nach dem neuesten Geschmacke eingerichtetes Haus zu finden. Um so eleganter, geschmackvoller und schöner sind aber die Gebäude, welche außerhalb der eigentlichen Stadt, namentlich an dem Wege durch Düsternbrook nach Bellevue liegen und zum Theil erst in dem letzten Jahrzehnt aufgeführt worden sind.

Ich will es versuchen, dem Leser einen ungefähren Begriff von dem zu geben, was einem auf diesem „schönsten Spaziergange in Norddeutschland" rechts und links in die Augen fällt.

Nehmen wir an, daß wir uns vor dem Schlosse ein Rendezvous gegeben hätten, das einem großen Privathause ähnlich sieht und in einem geschmackvollen Garten liegt, der aber Jedermann offen steht, so daß wir ungenirt eintreten können. Ueber das Alter des Schlosses ist man im Unklaren; gewiß ist nur, daß es von Kaiserin Katharina II. von Rußland durch den berühmten Baumeister Sonnin erweitert und verschönert worden ist. Im Jahre 1838 brannte der eine Flügel bis auf den Grund ab; er wurde aber im selben Jahre wieder aufgebaut und enthält jetzt einige interessante Sammlungen, namentlich Abgüsse der ausgezeichnetsten Alterthümer und einiger von Thorwaldsen's Schöpfungen. Das Schloß wurde von König Friedrich VI. seiner mit dem Herzoge Karl von Glücksburg (Bruder des Königs von Dänemark) verehelichten Tochter Wilhelmine geschenkt und ist bisher im Winter von dem Herzoge bewohnt worden, der, seine deutsche Gesinnung niemals verläugnend, viel dazu beitrug, die Geselligkeit in Kiel zu heben.

Aber selbst, wenn statt des Herzogs Karl die mächtige Kaiserin von Rußland auf dem Schlosse residirte, würde ich es nicht wagen, die Aufmerksamkeit meiner Begleiter länger von der Ostsee und dem „kleinen Kiel" abzulenken, die rechts und links vom Schloßgarten zwischen den blühenden Sträuchern durchschielen und durch ihre Schönheit unsere ganze Bewunderung erregen. Das Wasser zur Linken ist der kleine Kiel, der mit der Ostsee in Verbindung steht und dessen Ufer durch eine Reihe der schönsten Gebäude geziert sind, und die tiefblaue Fläche zu unserer Rechten ist die Ostsee, die ewig schöne, wunderbar schöne Ostsee! Die kurzen blauen Wellen hüpfen gegen die Schiffe, die im sicheren Hafen ankern, und spielen mit ihnen, als wenn sie ein Verlangen darnach trügen, draußen auf offenem Meere einen Wettlauf mit ihnen zu halten; hübsche Fischerinnen aus dem Dorfe Ellerbeck fahren in Kähnen, wie sie schon Tacitus bei den Germanen kannte, unverzagten Herzens ihrem Heimatsdorfe zu; flinke Ruderböte durchschneiden die Wellen nach allen Richtungen; kräftige Propsteier mit ihren schönen und hübschgekleideten Weibern bringen in Kähnen, die mit enormen Segeln belastet sind, ihre Produkte zu Markt, und von den Masten aller Schiffe flattert die Fahne in der lauen frischen Seeluft, denn „ein Frühling ist im Lande, wie die Welt noch keinen sah", und der Dannebrog hat aufgehört, den besten Hafen Deutschlands, ja ich möchte sagen des Kontinents, zu beherrschen.

Eine lange Allee führt uns unserem Ziele zu. Wir verlassen den Schloßgarten, verlieren den Blick auf den kleinen Kiel und sehen rechts nur hier und da Häuser, das Meer und das jenseitige Ufer, — links aber eine unendliche Reihe der lieblichsten Gärten, der reizendsten Villas; jeder Schritt bietet ein neues überraschendes Panorama; jeder Baum erregt unsere Bewunderung, denn es sind wahre Riesenbäume, in deren Schatten wir einherwandeln. Das Ufer zu unserer Rechten ist bald steiler, bald ebener und flacher abfallend; wo ein günstiger Platz war, ist ein prachtvolles Haus aufgeführt; weil es aber im Hintergrunde das Meer hat, wurde ihm vom Baumeister ein ernstes, würdiges Ansehen verliehen, während die Villas auf der entgegengesetzten Seite, die sich schelmisch hinter blühenden Hecken verbergen, zierlich und zum Theil phantastisch gebaut sind und durch ihre hellen Farben das Auge erfreuen. Die Gärten sind mit außerordentlichem Geschmacke angelegt und prangen in dem unvergleichlichsten Grün, während in allen Hecken der Chor der Nachtigall erschallt, und der tief melancholische Ruf der Waldbrossel ertönt.

Neben der Allee führt die Fahrstraße. Sie ist bedeckt mit den verschiedenartigsten Wägen, auf denen die jubelnden Kieler in den schönen Wald fahren; auf den Fußwegen drängt es sich von Herren und Damen, von Großen und Kleinen, denn im Tivoli, auf der Badeanstalt, auf Bellevue ist Musik, Unterhaltung und Jubel. Ganz Kiel scheint auf den Beinen zu sein; hier schreitet der Professor am Arm seines Kollegen nachdenkend einher und vergißt über den Streit um ein hebräisches Wort die Wunder der Natur; dort schweben zierliche Kielerinnen in Reifrock und Schleppe leichten Schrittes

vorüber; ihre Augen strahlen vor Freude, und umsonst bemühen sie sich, eine ernste Miene anzunehmen, wenn sie den jubelnden Studenten begegnen; es „schickt“ sich zwar nicht, sein glückliches Gesicht zur Schau zu tragen, wenn man Fremden begegnet, — aber wer kann ernst und langweilig drein schauen, wenn Nachtigall und Drossel, Hecken und Blumen mit einander wetteifern, unser Herz zu entzücken? Wer kann im herrlichen Sonnenscheine eines duftenden Maitages nach Bellevue wallfahrten, ohne das Glück zu verrathen, dessen das Herz voll ist?

Dort zu unserer Linken liegt das Tivoli. Der Garten ist gedrängt voll Menschen; die Hausmutter hat die Bitten der Kinder erhört und sie in's Freie geführt, und wenn sie nach unendlichem Umherlaufen athemlos zur Mutter zurückkehren, finden sie ein Körbchen voll Erfrischungen bereit, das bisher vorsichtig unter der blendend weißen Serviette verborgen gehalten war. Befreundete Familien gesellen sich zu einander, plaudern und scherzen, und hören zur Abwechslung auf die Worte der Schauspieler, die sich umsonst abmühen, die Augen zu öffnen, wenn die Strahlen der Sonne ihnen durch das zitternde Laub in's Gesicht fallen.

Rechts und links vom Wege sind öffentliche Gärten, in denen Kellner mit der Serviette unter dem Arme auf- und ablaufen, um das Verlangte zu holen; hier sitzen heitere und

Ansicht von Kiel. (S. 257.)

glückliche Studenten um einen Tisch und übertönen durch ihren lauten Gesang die Klänge der „spärlichen“ Musik; dort scherzen Philister mit ihren Frauen und Kindern; hier wandelt ein glücklich liebend Paar und bleibt unter einem mächtigen Eichbaume stehen und blickt träumerisch auf die Wogen der Ostsee.

Wir schreiten weiter und erfreuen uns an dem regen Leben der Gäste in der Badeanstalt, die ihrer Leiden vergessend die balsamische Luft einathmen und in Gruppen vertheilt Reif werfen, Ball spielen, auf- und abwandeln und fern von Aktenstaub und häuslichen Sorgen glückliche Stunden genießen.

Der Weg verläßt endlich das Meeresufer und schlängelt sich durch einen schattigen Buchenwald eine Anhöhe hinauf. Waldeinsamkeit, Waldmeister, Maiglöckchen und das herrlichste Buchengrün heißen uns willkommen und rechts und links vom Wege schmettert ein Fink sein Waldlied, trillert ein Rothkehlchen seine melancholischen Akkorde. Nur einen kurzen Augenblick dauert unsere Wanderung durch den Wald, wir beschleunigen unsere Schritte, treten auf die freie Anhöhe und begrüßen das Meer!

Tief unten zu unsern Füßen liegt die Ostsee, blau wie ein Lächeln des Himmels, schön wie sonst nichts auf der Welt, unbegreiflich erhaben und majestätisch. Es ist nicht mehr eingeengt, wie bei Kiel, sondern dehnt sich breit und mächtig vor unsern Augen aus und empfängt unsern Gruß

wie eine Huldigung, die der Majestät seiner Schönheit gebührt. Die laubbedeckten Höhen, die sich im Cirkel um den unvergleichlichen Hafen herumziehen, spiegeln sich in seinem Gewässer; der schleswig-holstein'sche Kanal, Friedrichsort, die Propstei, Neumühlen und unzählige Häuser, Edelhöfe, Dörfer und Kirchen begegnen unsern Blicken und laden zu ihrem Besuche ein, und wir empfinden es in der innersten Seele, daß wir an einem Punkte stehen, der an Schönheit kaum seinesgleichen finden dürfte.

Die Sprache des Menschen reicht nicht aus, das zu schildern, was Gott in seiner Allmacht erschuf. Oder wäre es möglich, die wundervoll gesegneten, in unermeßlichem Reichthume prangenden Ufer, die zauberisch schönen Buchenwälder, die blühenden Dörfer, die glücklichen, von unerträglichem Joche befreiten Bewohner, und endlich die Ostsee mit ihren ewig wechselnden Bildern, mit den ewig hüpfenden Wogen so zu schildern, daß der Leser andächtig die Hände faltete und vor Entzücken alles rings um sich vergäße? Ich glaube es nicht und will meiner Gewohnheit gemäß, nachdem ich eine flüchtige Skizze der Natur entworfen, einige Szenen aus der jüngsten Vergangenheit erzählen, weil solche Uebergänge mehr als alles Andere den denkenden Menschen dahin bringen, das Gebahren der Welt nach seinem Werthe oder Unwerthe zu beurtheilen.

Es war im Sommer des Jahres 1848. Der Kieler Hafen wurde durch ein dänisches Kriegsschiff blockirt; kein Fahrzeug konnte einlaufen, keines in See stechen, und sogar die Fischer, die auf den täglichen Erwerb angewiesen waren, mußten sich hüten, in die Nähe des „Orlogsschiffes" zu kommen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, durch scharfe Kanonenschüsse zum „Beilegen" gezwungen zu werden. Die Deutschen waren damals noch unmächtig zur See und mußten über sich ergehen lassen, was das winzige Dänemark über sie zu verhängen für gut fand.

Es that den Kielern in der innersten Seele weh, wenn sie nach einem herrlichen Spaziergange längs des Düsternbrooks von Bellevue die „Galathea" erblickten, die eben außerhalb des Hafens lag und aller deutschen Siege auf dem Festlande zum Trotze den Dannebrog hißte, und Politiker, Gelehrte, ruhige Bürger und Kieler Jungen hatten Nacht und Tag keinen andern Gedanken, als den, ihren Hafen von dem ewig hin- und herkreuzenden Erzfeinde zu befreien.

Tausend Pläne waren entworfen und wieder gegen andere vertauscht worden; ein Professor wollte „griechisches Feuer" entdeckt haben, durch welches er auf weite Entfernung das verhaßte Orlogschiff in Brand stecken könnte, — bei näherer Untersuchung zeigte es sich aber, daß das Kieler Feuer eben so weit hinter dem berühmten griechischen zurücklieb, wie die Stadt Kiel selber hinter dem alten Athen; unterseeische Minen und unzählige andere unausführbare Dinge wurden in Vorschlag gebracht, zwei oder drei Tage lang als unfehlbar gepriesen, und dann wieder in den Bann gethan, weil man etwas Neues gefunden zu haben glaubte, dessen Wirkung die Galathea sonder Gnade in die Luft sprengen oder auf den Meeresgrund ziehen würde.

Inmitten dieser allgemeinen Aufregung löste Feldmarschall von Wrangel die Freikorps auf, und die provisorische Regierung, die in Verlegenheit war, was sie mit den jungen Leuten anfangen sollte, die aus Enthusiasmus für unsere Sache das Schwert ergriffen hatten und nun in die Heimat zurückgeschickt wurden, ohne Lorbeern geerntet zu haben, fiel auf den Gedanken, die getäuschten Jünglinge nach Kiel zu berufen und zum Entern des Seegespenstes zu verwenden, das allmälig wie ein schwerer Alp auf den guten Kielern lastete und ihnen Schlaf und Appetit zu rauben drohte.

Ein Kieler Schiffskapitän wurde ausersehen, um das Wagstück zu leiten; er schaffte sich Uniform und Kapitäns-Epauletten an, ging von einem politischen Klub zum anderen und überzeugte alle Welt, daß er das „Ding" nehmen und unter Trompetenschall in den Hafen bringen würde. Die Freischärler waren entschlossen, ihr Leben zu wagen und drangen in ihren „Admiral", der Sache ein Ende zu machen und sie in den Kampf zu führen; aber es dauerte eine geraume Zeit, bis die nöthigen Vorübungen stattgefunden hatten, und als endlich die Stunde des Angriffs festgesetzt wurde, wußte so ziemlich halb Europa, was man in Kiel beabsichtigte, und die Dänen, die nur in finsterer Nacht zu überraschen gewesen wären, hatten sich auf den Empfang ihrer Angreifer vorbereitet.

Daß dieß der Fall sein würde, daran hatte Niemand gedacht; im Gegentheil, was Füße hatte zu gehen, war von weit und breit herbeigeeilt, um dem Kampfe zuzusehen; Bellevue, als der geeignetste Platz, war mit Menschen wie übersäet; alle Ufer waren voll Neugieriger, und mit der gespanntesten Erwartung sahen viel tausend Menschen dem Augenblicke entgegen, wo die kecken Freischärler sie von ihrem Plagegeist befreien würden. Der Augenblick kam aber nicht. Der Kapitän hatte den Sieg im Voraus so vielfältig gefeiert, daß er dringend eines Bettes bedurfte, auf dem er seinen Rausch ausschlafen konnte, und als die Freischärler auch ohne ihn in See stechen wollten, ließ die Galathea Leuchtkugeln aufsteigen, die das Meer weithin erhellten.

Jetzt wäre es geradezu Wahnsinn gewesen, das Unternehmen zu wagen; die Dänen waren vorbereitet und konnten nicht mehr überrascht werden; sie würden die kleinen Böte mit ihrer ganzen Besatzung in Grund und Boden gesegelt oder geschossen haben, und das Entern, dessen Vorbereitungen Tausende gekostet hatte, mußte aufgegeben werden.

Am folgenden Morgen lag die Galathea auf ihrem alten Platze; aber sie hatte sich mit einem Harnisch von eisernen Enternetzen umgeben und Alles zum Gefecht vorbereitet.

Bei etwas mehr Vorsicht und Verschwiegenheit würde das Wagstück vielleicht geglückt sein; ein Unternehmen aber, das so offenkundig vorbereitet und in allen Bierhäusern besprochen wurde, konnte unmöglich gelingen.

Die Wehrlosigkeit Deutschlands zur See hatte indessen zur Folge gehabt, daß von den Schleswig-Holsteinern namhafte Opfer gebracht wurden, um Kanonenböte zu bauen, mit denen man wenigstens etwas gegen den Landesfeind unternehmen könnte. Dank der reichen Spenden, die zum Theil von Frauen und Kindern gegeben und gesammelt wurden, hatte die Statthalterschaft im folgenden Jahre (1849) bereits über mehrere ausgezeichnete Schraubenkanonenböte zu verfügen, die wiederholt mit dem dänischen Linienschiffe Skiold

anbanden und es zwangen, ſich auf ſeine Dampfſchiffe zurückzuziehen. Die jungen Matroſen, die zum erſten Male in's Feuer kamen, benahmen ſich ſo unerſchrocken und muthig, daß man ſelbſt, ohne für ſeine Landsleute eingenommen zu ſein, mit Stolz auf die braven Männer blicken muß, welche nach beſten Kräften für ihr Vaterland ſtritten. Jetzt, wo, ſo Gott will, eine mächtige Flotte entſtehen wird, iſt unſeren Matroſen volle Gelegenheit geboten, ihre Tüchtigkeit zu bewähren, und der Tag iſt hoffentlich nicht mehr fern, wo Schleswig-Holſteins Arm tapfer für Deutſchland ſtreiten wird.

Lange nachdem der Friede zwiſchen Deutſchland und Dänemark geſchloſſen war, wählten die engliſche und franzöſiſche Flotte den Kieler Hafen als denjenigen, der am geeignetſten ſei, einer großen, mächtigen, aus tiefgehenden Linienſchiffen beſtehenden Flotte den meiſten Schutz zu gewähren, und es mag den beiden fremden Nationen, die ſtets belehrt worden waren, daß die Schleswig-Holſteiner Dänen ſeien, wunderlich genug vorgekommen ſein, den ſchönſten Hafen des Kontinents, der dem deutſchen Vaterlande zu eigen gehörte, unter Botmäßigkeit eines winzigen Staates zu ſehen, der mit Deutſchland in Todtfeindſchaft lebte.

Aber, Gott ſei es gedankt, die unnatürlichen Bande ſind gelöst, und was wir dort brauſend in den Hafen einfahren und die Feſte Friedrichsort ſalutiren ſehen, iſt eine Abtheilung der preußiſchen Flotte, die bei Helgoland neben dem Schwarzenberg gegen Niels' Juul und Konſorten gekämpft hat. Es ſind deutſche Kriegsſchiffe, die den Feind auf dem Meere aufgeſucht und beſiegt haben; es ſind die ruhmgekrönten erſten Anfänge einer Macht, welche Deutſchland die Stellung erkämpfen wird, die ihm unter den europäiſchen Staaten gebührt; es ſind die Schiffe, durch deren thätige Hülfe die Frieſen befreit und der Friede erkämpft wurde. Willkommen im deutſchen Hafen, ihr deutſchen Schiffe; laßt den Donner eurer Geſchütze ertönen und weithin das Echo der Ufer wachrufen! Salutirt ihr Kanoniere von Friedrichsort, und hißt eure Flaggen, ihr Schiffer und Seefahrer im Hafen zu Kiel, denn Freunde, Brüder, Kinder der gemeinſamen Mutter ſind es, die aus der Nordſee heimkehren, nachdem ſie den Feind eures Landes gedemüthigt und in Banden geſchlagen.

O, ſagt nicht, „es ſind Preußen, wir können ſie nicht lieben!“ Sprecht das brudermörderiſche Wort nicht aus, und erkennt im Preußen den Deutſchen, ſofern ihr wollt, daß er ihn im Schleswig-Holſteiner erkennen ſoll! Es ſind Preußen, ja, die ſchwarz-weiße Fahne weht vom Maſte, und nicht die ſchwarz-roth-goldene! Ich weiß es; auch mir ſchlägt ein deutſches Herz in der Bruſt; auch ich liebe die Farben, unter denen die Streiter des heiligen deutſchen Reiches in den Kampf zogen; aber ſoll ich deßwegen die preußiſchen Farben haſſen? Kalt den Blick zu Boden ſchlagen, wenn mein Retter die ſchwarz-weiße Fahne ſchwingt? O, ſeid gerecht! Bei Leipzig färbte das Blut von viel tauſend preußiſchen Herzen den deutſchen Boden; bei Lützen, an der Katzbach, in unzähligen mörderiſchen Schlachten bluteten Preußen für Deutſchland. Bei Waterloo trug Vater Blücher die preußiſche Fahne in die Reihen der Feinde, in Paris pflanzten die Retter Deutſchlands die ſchwarz-weißen Farben auf das Kapitol des Feindes! Wollt ihr die Farben haſſen und verachten, vor denen Napoleon's Armeen entflohen, vor denen der Dannebrog in den Staub ſank? Könnt ihr es vor Gott und Menſchen verantworten, wenn ihr ſagt: „lieber däniſch, als preußiſch?“ Heißt preußiſch ſein denn: „gegen Deutſchland dienen und kämpfen?“ Geht in euch, ihr Gelehrten, Politiker und Weltverbeſſerer, und gebt dem ganzen deutſchen Vaterlande einen Beweis eures Deutſchthums, indem ihr euch an die größte Macht des Nordens anſchließt und im Verein mit ihr eine Flotte ſchafft, die nicht nur euch ſelbſt, ſondern auch eure Brüder jenſeits des Ozeans davor ſchützt, die Parias anderer Völker zu ſein. Einheit der Macht iſt das erſte Erforderniß, um ſtark zu ſein, — aber horcht! Auf dem Kommandeurſchiff ertönt der Marſch; ſeine Klänge werden lauter und vernehmbarer; ſie übertönen das Rauſchen des Waſſers, das Aechzen der Maſchine, — es iſt der Düppelmarſch. O, ſchließet die Augen und vergegenwärtigt euch im Geiſte, wie die Preußen die Schanzen erſtiegen und unſern heimatlichen Boden mit ihrem Blute getränkt! Seht ihr nicht, wie die Regimenter jubelnd vorwärts ſtürmen und ſchreckliche Rache üben für die Mißhandlungen, die wir erduldet? Seht — ſie erklimmen eine Schanze nach der anderen im Donner der Schlacht; ganze Reihen ſtürzen zu Boden, der Hintermann ſpringt über den Vordermann weg und bohrt ſein Bajonnet in das Herz unſeres unverſöhnlichen Feindes! — O ſagt —, wollt ihr lieber däniſch ſein, als preußiſch? Mit den Dänen gegen eure Retter kämpfen? Ihnen helfen, ein neues Düppel, ein neues Dannewirke aufführen, eure Mutterſprache zum zweiten Male in den Bann thun laſſen? — Sind das die Früchte der Kieler Politik, dann bewahre uns Gott in Gnaden vor dem Unkraut, das die Herren mit vollen Händen ausſäen!

Der Düppelmarſch iſt verſtummt. Die Schiffe fahren in Schlachtordnung in den Hafen und zeigen ihre Geſchicklichkeit im Manöviren. Es ſind ſtolze, ſchöne Fahrzeuge, geſchickte Hände führen das Ruder, wie durch einen Zauberſchlag fallen die Segel herab, — wohl Jedem klopft das Herz vor Freude — aber Niemand läßt ein Bravo, ein Willkommen ertönen!

Die Muſik ſpielt wieder auf: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen, deutſcher Sitte hohe Wacht“ — ertönt es weit über das Meer — „deutſcher Sitte hohe Wacht“ ſingen die Zuſchauer erſt leiſe vor ſich hin; aber plötzlich ertönt es von tauſend Lippen: „Willkommen im deutſchen Hafen! Willkommen ihr deutſchen Matroſen auf deutſchen Schiffen!“ — das künſtliche Eis iſt gebrochen, die Herzen hüpfen vor Freude und Luſt, und Alt und Jung ſtrömt nach dem Hafen, um die Preußen zu begrüßen. Vergeſſen ſind alle Lehren der Politiker; der geſunde Sinn des Volks hat ſich ſiegend Bahn gebrochen, und ganz Kiel iſt auf den Beinen, um ſeinen Befreiern entgegen zu jubeln.

Wir ſind von unſerm Spaziergange zurückgekehrt und haben die Wahl, wo wir uns niederlaſſen wollen, um uns zu erfriſchen. Ueberall, wohin wir die Blicke ſchweifen laſſen, finden wir Auſtern und Bier angekündigt, überall gibt es Häringe und Kieler Sprott, überall haben ſich durſtige Seelen eingefunden, die ſich am bairiſchen Biere laben. Einem Fremden dürfte es ſchwer werden, unter den vielen

Lokalen die rechte Wahl zu treffen; da ich aber mit den Mysterien der Musenstadt vertraut bin, statte ich dem Keller von Schönhannchen einen Besuch ab und lasse mir von ihr die Neuigkeiten des Tages erzählen. Schönhannchen ist freilich über den Frühling hinaus und geht schon dem Herbste entgegen; aber sie erinnert noch an die Tage ihrer prangenden Jugendfrische und wird ihren Namen behalten, wenn auch Runzeln und Furchen die Stirn decken, die einst für die schönste in Kiel galt, und sie hat nicht zu befürchten, daß es ihr dereinst gehen wird, wie dem unglücklichen Speisewirthe J. C. Zweig, der es übernommen hatte, für die Studenten den Mittagstisch zu liefern, hierbei aber so schlecht fuhr, daß er am Ende selbst nicht hatte, womit er seinen Hunger stillen konnte. Es kursiren von diesem armen Teufel die ergötzlichsten Anekdoten; er hatte nämlich die eigenthümliche Gewohnheit, sich mit seinen Gästen und Schuldnern nur schriftlich zu unterhalten, und ließ eines Tages dem Vorsitzenden während des Essens einen Brief überreichen, in welchem es hieß: „Pfannkuchen werden keine mehr verabreicht von wegen Andiewandnagelns und Mitklößendanachwerfens. Ergebenst J. C. Zweig." Einem säumigen Schuldner, von dem er etwas zu erpressen hoffen mochte, hatte er durch mehrere Wochen täglich seine Magd mit der Rechnung in's Haus geschickt. Endlich riß ihm die Geduld und er

Bellevue bei Kiel. (S. 260.)

schrieb: „Ich kann meine Köchin alle Tage. Und Sie? Ergebenst J. C. Zweig."

Wie gesagt, Schönhannchen ist sicher, bis an ihr Lebensende die Gunst ihrer Gäste zu behalten, und wenn es im Sommer auch still und unbelebt ist in ihrem Keller, so holt sie im Umschlag reichlich ein, was sie während des übrigen Theiles des Jahres vielleicht zu wenig einnimmt, um Seide spinnen zu können.

Ich habe des Umschlags schon zweimal erwähnt, ohne dem Leser zu erklären, was unter diesem Worte verstanden wird, und da ich mir nicht vorwerfen lassen will, mein Licht unter den Scheffel zu stellen, will ich das Räthsel lösen und verrathen, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Markt für Kiel eingesetzt wurde, der am 6. Januar beginnt und am 2. Februar endet. Dieser Markt unterscheidet sich von allen seinen Namensvettern aber durch Vielerlei und besonders dadurch, daß während seiner Dauer, und namentlich während der Tage Octavae trium Regium, vom 6.—14. Januar, die Zahlungen der Pächter an ihre Gutsherren und somit auch die Zahlungen der Gutsherren an ihre Gläubiger geleistet werden. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß fast alle Summen, welche für Landpacht und Produkte des Herzogthums Holstein und des südlichen Schleswig zu effektuiren sind, im Umschlag verrechnet werden, und daß während der Tage vom 6.—14. Januar mehrere Millionen Thaler in blankem Silber aus der einen Hand in die an-

dere gehen. Der Adel des Landes, die Gutsbesitzer und Pächter, Hamburger Butter-, Korn-, Speck- und Fleischhändler finden sich ein; Advokaten und Rechtsgelehrte aus beiden Herzogthümern kommen mit Akten und Urkunden, Kauf- und Pachtkontrakten, — kurz, was Geld zu holen, Geld zu zahlen, Geld zu verdienen und Geld zu verjubeln hat, kommt

Einzug der Bundestruppen. (S. 267.)

während des Umschlags nach Kiel und stattet Schönhannchen einen Besuch ab. Daß es bisweilen lebhaft hergeht, wenn reiche Fideikommißerben ihre Zinsen heben und die Taschen voll Geld haben, versteht sich von selbst, und daß Mancher, der nach Kiel gekommen war, um sich ein rundes Sümmchen zu holen, dem lieben Pharao und Champagner mehr

[illegible], als hier am [illegible] Morgen sich [illegible] angesehen ist, jenen Moment wundern, der uns später [illegible] [illegible]. Aber nicht ist zu verwundern, — die Sicherheit und Sinnlichkeit, mit welcher die Zahlungen geleistet werden, und das unbedingte Vertrauen, das Einer in den Anderen setzen kann.

Die Zahlungen werden in harten Silber geleistet, und die Spezies und Thaler sind gewöhnlich in Beuteln von gewisser Summe verpackt, welche den Inhalt und den Namen des Bankiers oder Geschäftsherrn zeigen, der das Geld abgezählt und versiegelt hat. Diese Summen [illegible] wo sie vorkommen, werden sie auf der Stelle [illegible]. So hatte vor einigen Jahren ein Geschäftsherr von seinem Geschäftsfreunde einen ganzen Haufen Beutel mit je [illegible] hundert Thalern erhalten und dann sie angenommen. Am folgenden Morgen sollte er eine Zahlung leisten, er öffnete einen Beutel, der sechshundert Thaler enthalten sollte, fand aber, daß hundert Thaler fehlten. Er ging zu seinem Geschäftsfreunde, sagte ihm an, daß er hundert Thaler zu wenig bekommen habe und verlangte die fehlende Summe. „Sie haben recht,“ entgegnete der Geschäftsmann, „Ihr Geld sollen Sie bekommen; aber einen Augenblick Geduld! Wem habe ich gestern außer Ihnen Zahlungen geleistet? — Richtig! — dem und dem. Einer von den Beiden hat also einen Beutel, in welchem hundert Thaler zuviel enthalten sind.“ Der Commis wird ausgeschickt, um den hundert Thalern nachzujagen und kommt gegen Abend mit der Summe bei seinem Herrn an. Er hatte den fraglichen Geldbeutel bereits in der letzten Hand gefunden; der Besitzer hatte auf seine Bitte sogleich das Siegel gelöst und den Inhalt nachzählen lassen, und natürlich ohne Widerstreben das, was ihm nicht gehörte, zurückgeschickt. Solche Beispiele ereignen sich jährlich, während fast niemals Fälle vorkommen, daß Einer den Anderen zu übervortheilen suchte.

Den schönsten Beweis von der Redlichkeit der Kieler haben aber vor einigen Jahren die Eckensteher und Herumtreiber abgegeben, und ich freue mich, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, ihn zu erzählen.

Ein Karrenschieber, der seinen Karren mit Geldbeuteln beladen und Mühe hatte, sich in dem Menschengewühl und in der engen, schmutzigen Straße mit seiner Last Bahn zu brechen, stieß gegen einen Eckstein an und warf seine Geldbeutel sämmtlich in den tiefsten Straßenkoth. Zwei oder drei von den Beuteln waren bei dem Falle geplatzt, und die Spezies und preußischen Thaler rollten nach allen Seiten über das Pflaster und in die Gosse; anstatt sich aber das Unglück des Karrenschiebers zu Nutze zu ziehen, eilten die Eckensteher herbei, schlossen einen Kreis und duldeten nicht, daß ihnen irgend Jemand beim Auflesen des Geldes behülflich sei, und als sie nach langem Suchen endlich die Passage in der Straße wieder frei ließen, fehlte von den fünf- bis sechshundert Thalern auch nicht einer! Die „Kieler Jungen“ haben also auch ihre guten Seiten, und wenn man sie mit denen Berlins und Wiens vergleichen wollte, möchte der Vergleich in mehr als einer Beziehung zu ihren Gunsten ausfallen.

Ich habe Kiel eben mit Wien und Berlin zusammengestellt, und da die schöne Stadt am Ostseestrande seit einem Jahre der Schauplatz einer [illegible] ist und [illegible] des Herzogs Friedrich gewesen ist, dürfte es nicht uninteressant sein, die Vorgänge zu überblicken, welche bei dem Tode Friedrich VII. [illegible] der Kieler die [illegible] Stellung zu geben, welche sie gegenwärtig [illegible] einiger Regierungen und vieler Freunde der Herzogthümer [illegible]. Um das ganze Verhältniß klar zu machen, muß ich auf die Zeit der Hamburger Ausstellung zurückgehen, die bekanntlich im Sommer 1863 abgehalten wurde.

Einige in Hamburg lebende Schleswig-Holsteiner, welche die täglich mehr gesteigerten Anmaßungen der Dänen und den immer schwächer werdenden Widerstand der Schleswiger mit tiefem Schmerze beobachteten, vereinigten sich, um auch ihrer Seits gegen das drohende Gebahren der Incorporation Schleswigs in Dänemark anzukämpfen. Bald erkannten sie jedoch, daß ihr ganzes Streben vergeblich sein würde, wenn sie nicht einen Mann an die Spitze stellten, der in der Stunde der Entscheidung für die Herzogthümer eintreten und sein Erbrecht auf Schleswig-Holstein als legitime Waffe gegen Dänemark geltend machen könne. Der Großherzog von Oldenburg hatte kurz vorher bei dem deutschen Bunde beantragt, Dänemark den Krieg zu erklären; aus allen Theilen Schleswig-Holsteins wurden ihm Dankadressen zugeschickt; die Haltung, die er vom Anfang an gegen die Herzogthümer bewiesen, hatte ihm die Herzen aller Bewohner gewonnen, und die Hamburger Vaterlandsfreunde, die sich zu einem Comité vereinigt hatten, schwankten, wem sie sich in die Arme werfen sollten, — dem Großherzoge von Oldenburg, oder dem Erbprinzen von Augustenburg. Von der Ansicht ausgehend, daß der Großherzog seinen Erbansprüchen entsagt habe, fügte sich die Majorität der Minorität, welche in dem Erbprinzen von Augustenburg den erbberechtigten Fürsten erkennen wollte, und das Comité beschloß, für diesen Prinzen Propaganda zu machen und das Volk der Herzogthümer allmälig an den Gedanken zu gewöhnen, daß er ihr künftiger Herrscher sei.

Die Schwierigkeiten, auf welche die Mitglieder des Comités stießen, waren keine geringe. Indifferentismus, Unlust, an politischen Gesprächen und Agitationen Theil zu nehmen, Furcht vor den Dänen und endlich Mißtrauen in den möglichen Erfolg des in beiden Herzogthümern durchaus unbekannten Prinzen waren Dinge, die sich nicht leicht besiegen ließen. Sie ließen sich indessen nicht abschrecken, redeten dem Prinzen überall das Wort, bewiesen die Nothwendigkeit einer Person, um die man sich schaaren könne, und suchten durch Wort und Schrift für den Erbprinzen zu wirken, um dadurch ihrem Vaterlande zu nützen. Am meisten Schwierigkeiten machten die Kieler. Es verletzte ihre Eitelkeit, daß ein Plan gefördert werden sollte, der nicht von ihnen ausgegangen war, und fast einstimmig war die Ansicht, daß die Familie der Augustenburger in Schleswig-Holstein unmöglich wäre, weil sie ganz ohne Freunde und Anhänger sei und während vieler Jahre es versäumt habe, Verbindungen im Lande anzuknüpfen.

Die Hamburger ließen sich nicht abschrecken, sondern drangen in die Kieler, dem Erbprinzen ihre Aufwartung zu machen, wenn er zur Ausstellung nach Hamburg käme; fast

alle verneinten es; nur einige Wenige ließen sich bereden. Die ihnen ertheilten Audienzen führten zu keiner gegenseitigen Annäherung, und der Erbprinz galt nach der Hamburger Ausstellung für ebenso unmöglich, wie vorher.

So standen die Sachen, als der König von Dänemark starb, und als unmittelbar darauf der Erbprinz von Augustenburg eine Proklamation erließ, in welcher er sich Herzog von Schleswig-Holstein nannte, das Staatsgrundgesetz beschwor und die Regierung seiner Erblande übernahm. Die Proklamation wirkte, wie alles Neue und Unerwartete, im höchsten Grade aufregend auf die Gemüther. Das Dänenjoch hatte einen unerträglichen Grad erreicht; der neue König hatte die November-Verfassung unterzeichnet und dadurch Schleswig so gut wie in Dänemark inkorporirt; in Deutschland gingen die Wogen hoch; die Zustände waren unhaltbar geworden, und Jeder, der gänzliche Trennung von Dänemark wollte, sah jetzt, wie die Hamburger es vorausgesagt, in dem Kronprätendenten den Mann, um den man sich schaaren müsse, wenn man sein Ziel erreichen wollte. Was geschehen wäre, wenn der Großherzog von Oldenburg eine ähnliche Proklamation erlassen hätte, ist schwer zu sagen; jedenfalls würde eine bedeutende Majorität sich für ihn entschieden haben, weil er als humaner und liebenswürdiger Fürst bekannt war und den Schleswig-Holsteinern stets die wärmsten Sympathieen gezeigt hatte, während Herzog Friedrich ganz unbekannt war und noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seine Herrschertalente zu bewähren.

Die Freunde und Anhänger des Herzogs hätten die Proklamation gern anders abgefaßt gesehen, begrüßten sie aber dennoch als einen entscheidenden Schritt, weil sie glaubten, daß die innigen Beziehungen zwischen der königlichen Familie in Berlin und der herzoglichen ein Einverständniß in dieser für Deutschland so wichtigen Angelegenheit hätten erzielen helfen.

Sie waren daher nicht wenig überrascht, als der Herzog nach einem flüchtigen Aufenthalte in Berlin nach Gotha ging; denn dieser Schritt hieß nichts Anderes, als daß er mit der streng legitimen Partei gebrochen und zu ihrem Widersacher, dem Haupte der nationalen Partei, übergegangen sei; es ahnte ihnen aus diesem plötzlichen Wechsel nichts Gutes, weil sie den Herzog unfähig hielten, mit Preußen ganz zu brechen, und sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Ohne einen solchen Entschluß hatte die Reise nach Koburg aber keinen Sinn; sie wirkte herausfordernd auf Preußen, erregte die Gemüther des deutschen Volkes, und konnte nur dann Früchte tragen, wenn ein enger Anschluß an die Aktionspartei erfolgte. Wirklich fanden sich enthusiasmirte Volksmänner im Lager des Herzogs ein; überall in Deutschland ward geredet, gesammelt, gewaffnet, gerüstet; in Koburg bildeten sich Wehrcomités, die mit dem Herzog in Verbindung traten; man erwartete jeden Augenblick das Platzen der Bombe — statt dessen wandte sich aber der Herzog an Napoleon und bewies durch diesen neuen unerwarteten Schritt, daß er sich der Nationalpartei eben so wenig in die Arme zu werfen gedenke, als der legitimen, sondern daß ihm der Vertreter des Nationalitätsprinzips ein willkommener Verbündeter sein würde. Dieser Schritt mußte in Wien und Berlin die größte Sensation erregen. Noch bluteten die Wunden, die Napoleon dem Kaiser von Oesterreich geschlagen; noch immer standen sich die beiden mächtigen Herrscher, wenn auch äußerlich versöhnt, in Italien gegenüber, und Preußen konnte jeden Augenblick gewärtig sein, für seinen deutschen Bundesgenossen zum Schwerte greifen zu müssen. Trotzdem verlangte der Herzog Napoleon's Beistand, den Beistand Oesterreichs und Preußens, den Beistand des deutschen Volkes. Wahrlich, er war übel berathen!

Inzwischen hatten einige deutsche Kleinstaaten den Herzog anerkannt; aus allen Theilen Deutschlands strömten Adressen nach Koburg; Baden bot seine Truppen an; andere Staaten waren willig, Geld zu geben; Freiwillige warteten in allen Städten auf den Ruf zu den Waffen. Der Herzog ernannte einen Kriegsminister, ließ Uniformen nähen und den Dänen durch Sammer anzeigen, daß er energische Maßregeln gegen sie ergreifen würde, wenn sie seine Erblande nicht räumten, und es schien einen Augenblick, als wenn man in Koburg mit großen Plänen schwanger ginge. Einen Augenblick stutzten die beiden deutschen Großmächte. Brach der Herzog los, rief er das deutsche Volk unter die Waffen, so war nicht vorauszusehen, wohin die Bewegung führen würde; mit den Dänen gegen die Deutschen hätten Oesterreich und Preußen schwerlich kämpfen mögen; sie wären wahrscheinlich in den Strudel der Bewegung mit hineingerissen worden.

Der deutsche Bund war aus seinem Schlummer erwacht und hatte das Einzige beschlossen, was er nicht hätte beschließen dürfen, Bundesexekution nach Holstein. Durch Besetzung Holsteins wollte er den unrechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holstein zwingen, Schleswig nicht in Dänemark zu inkorporiren? Und wenn der König von Dänemark nicht nachgab? Was dann? Sollte der Bund dann den Krieg erklären? Sollte die vielköpfige Hydra, die Gott in seinem Zorne nach Frankfurt berief, einen Frieden erzwingen? Nur ein Utopist kann dem Gedanken Raum geben, daß dreiunddreißig Regierungen, deren jede souverän ist, im Stande sind, einen langwierigen Krieg zu führen, ohne daß der Feind Gelegenheit fände, eine oder die andere Blöße zu benützen und den Samen der Zwietracht zu säen.

Der Bund hatte Exekution beschlossen, aber von Oesterreich und Preußen die Aufstellung einer Reserve verlangt. Sachsen und Hannover wurden mit der Exekution beauftragt, obgleich es sich herausstellte, daß der Minister des letztgenannten Staates weit davon entfernt war, lebhafte Sympathieen für die Sache zu hegen, für welche jetzt das Heer seines Königs in's Feld ziehen sollte.

Jeder vernünftige Mensch in Deutschland sah ein, daß die Bundesexekution ein Mißgriff sei, und daß durch sie Nichts für das arme mißhandelte Schleswig erreicht werden würde; aber es war doch ein Lebenszeichen, ein Schritt vorwärts, die Dänen mußten Holstein räumen, und es ließen sich Verwickelungen hoffen, die zu einem Kriege gegen den verhaßten Feind führen würden.

Unendlich war der Jubel daher, als die Sachsen mit klingendem Spiel und dem Schleswig-Holstein-Marsche in Kiel einzogen, das eben vorher von den Dänen geräumt worden war. Alle Häuser waren mit den Landesfarben geschmückt, die seit zehn Jahren verpönt gewesen; die militä-

rothen Ehrenzeichen aus den Jahren 1848 und 1849 kamen wieder zum Vorschein, und wie durch einen Zauberschlag hatte Kiel wieder seine alte Physiognomie von 1848. Wer es viel Kraft hatte, daß er den einziehenden Truppen entgegen gehen konnte, hatte schon Stunden vor ihrer Ankunft sein Haus verlassen, um der Erste zu sein, ihnen ein Willkommen zu rufen; Kranke und Schwache ließen sich an das Fenster ihres Stübchens tragen und winkten mit zitternder Hand einen herzlichen Gruß; Weiber und Kinder mischten sich unter die langersehnten Gäste und wetteiferten in freundlichen Worten und Begrüßungen. Die braven Sachsen waren sichtlich ergriffen von dem ungeheuren Jubel, den ihr Einzug hervorrief, und gelobten in überwallender Dankbarkeit, für Schleswig-Holstein zu siegen oder zu sterben.

Während die Truppen noch ihren Einmarsch hielten, wurde von einer begeisterten Menge Herzog Friedrich VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein proklamirt; viel tausend Hände wurden gen Himmel gestreckt, während frohlockende Lippen den Schwur aussprachen, nie und nimmer den König von Dänemark als Herzog anzuerkennen, sondern treu zu Friedrich VIII. zu halten. Aehnliche Proklamationen hatten in Altona und allen anderen Städten Holsteins stattgefunden; in Elmshorn hatten zwanzig- bis dreißigtausend Menschen unter freiem Himmel geschworen, mit Herzog Friedrich stehen und fallen zu wollen.

Der von dem Hamburger Comité aufgestellte Grundsatz, daß man eine Person an die Spitze stellen müsse, die als Repräsentant der gänzlichen Trennung von Dänemark die Leitung des Ganzen in ihre Hand nehmen könne, hatte also praktische Bedeutung gefunden trotz der geringen Sympathieen, deren der Herzog sich zu erfreuen hatte, und es war komisch genug zu beobachten, wie gerade Diejenigen, welche am Eifrigsten gegen den Erbprinzen zu Felde gezogen waren, jetzt plötzlich in Loyalitätsschwindel unterzugehen drohten.

Indessen hatten die Dinge in Koburg eine Wendung genommen, die ein längeres Verweilen des Herzogs nicht rathsam erscheinen ließen. Preußen protestirte gegen die Werbebureaus, so daß der Herzog von Koburg sie schließen lassen mußte; einzelne ausgezeichnete Männer, die sich umsonst abgemüht hatten, eine Entscheidung herbeizuführen, hatten sich entfernt und waren mißmuthig nach Hause gegangen, und man konnte schon aus tausend Wahrzeichen entnehmen, daß Oesterreich und Preußen aus der Reserve in die Offensive übergehen und Dänemark zum Nachgeben auffordern, im Weigerungsfalle aber mit gewaffneter Hand in Schleswig einfallen würden. Die beiden Mächte wollten also genau dasselbe, was der deutsche Bund durch seine Exekution bezweckte; sie wollten einen Bundesfürsten zwingen, die Rechte eines Bundeslandes zu respektiren. Hätte der König von Dänemark der Bundesexekution auszuweichen gewußt, hätte er, mit einem Worte, die November-Verfassung aufgehoben, als die Sachsen und Hannoveraner in Holstein einrückten, so wäre es mit der Weisheit der Frankfurter Diplomaten am Ende gewesen und sie hätten Holstein wieder räumen müssen; hätte der König nicht nachgegeben und wären Preußen und Oesterreich nicht eingerückt, so ständen die Dänen wahrscheinlich noch heute im Dannewirke, — wenn sie es nicht vorgezogen hätten, ihre Truppen zu beurlauben. Ich erwähne dieser Verhältnisse aus dem Grunde, weil man den Preußen einen Vorwurf daraus macht, daß sie nicht gleich von vornherein das Londoner Protokoll kündigten und den außerdeutschen Großmächten das Schwert gegen sich und die Herzogthümer in die Hand drückten; ich erwähne ihrer, um zu beweisen, daß wir den Oesterreichern und Preußen ganz allein zu verdanken haben, daß der Krieg auf eine für Deutschland ehrenvolle Weise geführt und beendet worden ist.

Der Herzog mußte einsehen, daß er in Koburg kein Feld für seine Thätigkeit finden würde, entschloß sich daher, nachdem er zuvor eine Anleihe bei dem deutschen Volke gemacht hatte, nach Kiel zu gehen, um vor den Oesterreichern und Preußen einzutreffen und um im eigenen Vaterlande den Gang der Begebenheiten überwachen zu können. Die Anleihe konnte natürlich nur bei den Mitgliedern des Nationalvereins Abnehmer finden; daß die Preußen und Oesterreicher sie nicht unterstützen würden, lag auf der flachen Hand; eine Anleihe bei den Widersachern dieser beiden Mächte war aber nur dann am Platze, wenn man das angeliehene Geld dazu verwenden wollte, seinen Freunden den Sieg über ihre Gegner zu schaffen. Die Räthe des Herzogs übersahen auch diesen Punkt und erlebten in Folge ihres Mißgriffes ein betrübendes Fiasko, indem die eingezahlten Summen weit hinter den zahmsten Erwartungen zurückblieben. Das deutsche Volk begann einzusehen, daß Sammer und Francke sich nur für das legitime Erbrecht begeisterten und daß sie beide gleich wenig Energie besaßen, um eine That zu wagen. Auch in den Herzogthümern trat ein Augenblick der Enttäuschung ein, die Anleihe fand wenig Unterstützung, und man begann seine Hoffnung auf den deutschen Bund zu setzen. Da erklärten Oesterreich und Preußen, daß sie als Mitunterzeichner des Londoner Protokolls die Sache in die Hand nehmen, und auch gegen und ohne die Beschlüsse des Bundes in Holstein einrücken und Dänemark zum Nachgeben oder zum Kriege zwingen würden.

Die preußische Regierung, die durch ihren Kampf mit dem Abgeordnetenhause so viel Stoff zu Anklagen und Beschuldigungen gegeben hatte, wurde mit Recht als die Triebfeder des preußisch-österreichischen Bündnisses angesehen, und da der deutsche Bund durch dieses unerwartete Bündniß im Grunde genommen ganz bei Seite geschoben und um die Oberherrschaft in Deutschland gebracht wurde, schrie alle Welt über das rebellische Preußen Zeter und Mordio. In Altona weigerte man sich, die Preußen in's Quartier zu nehmen überall begegnete man ihnen mit Mißtrauen und kalter Zurückhaltung, und die Nachricht, daß sie nur gekommen seien, um den Bund in seinen Maßnahmen gegen Dänemark zu hindern und den dänischen Gesammtstaat zu stützen, durchflog das Land und erfüllte Aller Herzen mit Schmerz und Ingrimm.

Während dieser Zeit kam der Herzog plötzlich in Kiel an. Er hatte auf seiner Reise Hamburg und alle anderen Orte, die bereits von Preußen besetzt waren, vermieden, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, daß man sie als ausgemachte Gegner seiner Person und der Herzogthümer betrachtete.

Die Kieler waren in einem Stadium der politischen Er-

regtheit, das ſich ſchwer beſchreiben laſſen würde. Der ihnen ganz unbekannte Fürſt, an den ſie vor einem Vierteljahre noch niemals gedacht hatten, war plötzlich der Gegenſtand der gränzenloſeſten Verehrung geworden; ihm huldigen, hieß ſich von Dänemark los ſagen und gegen Preußen Front machen, und da man einem Fürſten nicht wohl durch Aufzüge, Feſte, Fackelzüge u. ſ. w. huldigen kann, ohne ihm Eigenſchaften beizulegen, welche einen ſolchen Akt rechtfertigen, fanden ſich Dichter, die ihn beſangen und ihm Weihrauch ſtreuten, wie er in unſern aufgeklärten Zeiten für unmöglich gehalten werden ſollte. Das Aeußere des Herzogs, ſein ruhiges beſonnenes Weſen, die Gutmüthigkeit, die ſich in ſeinen Augen ausſprach und die Erinnerung an das lange Exil, zu dem er ohne ſein Verſchulden verurtheilt geweſen war, — dieß Alles trug dazu bei, die Begeiſterung auf den Gipfel ſteigen zu laſſen. Die Szenen, welche in Kiel in raſcher Aufeinanderfolge vorfielen, waren theilweiſe wahrhaft ergreifend und müſſen auf das Gemüth des Herzogs einen tiefen Eindruck gemacht haben. Bei ſeinem erſten Umzuge durch die Stadt wurde er mit unbeſchreiblichem,

Francke. (S. 268.)

nicht enden wollendem Jubel begrüßt; die Häuſer waren ſämmtlich feſtlich geſchmückt, Greiſe und Kinder drängten ſich herbei, um ihm zu huldigen; Frauen und Mädchen, in die Nationalfarben gekleidet, warfen ihm Kränze zu; die Kampfgenoſſen, Veteranen der alten ſchleswig-holſtein'ſchen Armee bewaffneten ſich, um ihm als Ehrengarde zu dienen, und Abends ward ihm ein Fackelzug gebracht, wie ihn Kiel vorher wohl kaum geſehen haben mag. Aus allen Theilen des Landes ſtrömten Adreſſen nach Kiel, in denen dem Herzog gehuldigt wurde, und Diejenigen, welche noch zur Zeit der Hamburger Ausſtellung nicht zu bewegen geweſen waren, ihm ihre Aufwartung zu machen, glaubten jetzt durch Schwüre ewiger Treue das Verſäumte nachholen zu müſſen.

Bald nach des Herzogs Einzug in Kiel trafen auch die erſten Preußen ein; ihr Empfang war ein den Verhältniſſen angemeſſener. Der Herzog, der es mit den Kleinſtaaten hielt, und der durch ein Wort zu Gunſten der Preußen alle Sympathieen verloren haben würde, nahm von ihrem Einzuge keine Notiz, und ließ ſie ruhig gewähren, als ſie die deutſche Flagge und die Ehrenwache vor ſeinem Hauſe ein-

Lokalen die rechte Wahl zu treffen; da ich aber mit den Mysterien der Musenstadt vertraut bin, statte ich dem Keller von Schönhannchen einen Besuch ab und lasse mir von ihr die Neuigkeiten des Tages erzählen. Schönhannchen ist freilich über den Frühling hinaus und geht schon dem Herbste entgegen; aber sie erinnert noch an die Tage ihrer prangenden Jugendfrische und wird ihren Namen behalten, wenn auch Runzeln und Furchen die Stirn decken, die einst für die schönste in Kiel galt, und sie hat nicht zu befürchten, daß es ihr dereinst gehen wird, wie dem unglücklichen Speisewirthe J. C. Zweig, der es übernommen hatte, für die Studenten den Mittagstisch zu liefern, hierbei aber so schlecht fuhr, daß er am Ende selbst nicht hatte, womit er seinen Hunger stillen konnte. Es kursiren von diesem armen Teufel die ergötzlichsten Anekdoten; er hatte nämlich die eigenthümliche Gewohnheit, sich mit seinen Gästen und Schuldnern nur schriftlich zu unterhalten, und ließ eines Tages dem Vorsitzenden während des Essens einen Brief überreichen, in welchem es hieß: „Pfannkuchen werden keine mehr verabreicht von wegen Andiewandnagelns und Mitklößendanachwerfens. Ergebenst J. C. Zweig." Einem säumigen Schuldner, von dem er etwas zu erpressen hoffen mochte, hatte er durch mehrere Wochen täglich seine Magd mit der Rechnung in's Haus geschickt. Endlich riß ihm die Geduld und er

Bellevue bei Kiel. (S. 260.)

schrieb: „Ich kann meine Köchin alle Tage. Und Sie? Ergebenst J. C. Zweig."

Wie gesagt, Schönhannchen ist sicher, bis an ihr Lebensende die Gunst ihrer Gäste zu behalten, und wenn es im Sommer auch still und unbelebt ist in ihrem Keller, so holt sie im Umschlag reichlich ein, was sie während des übrigen Theiles des Jahres vielleicht zu wenig einnimmt, um Seide spinnen zu können.

Ich habe des Umschlags schon zweimal erwähnt, ohne dem Leser zu erklären, was unter diesem Worte verstanden wird, und da ich mir nicht vorwerfen lassen will, mein Licht unter den Scheffel zu stellen, will ich das Räthsel lösen und verrathen, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Markt für Kiel eingesetzt wurde, der am 6. Januar beginnt und am 2. Februar endet. Dieser Markt unterscheidet sich von allen seinen Namensvettern aber durch Vielerlei und besonders dadurch, daß während seiner Dauer, und namentlich während der Tage Octavae trium Regium, vom 6.—14. Januar, die Zahlungen der Pächter an ihre Gutsherren und somit auch die Zahlungen der Gutsherren an ihre Gläubiger geleistet werden. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß fast alle Summen, welche für Landpacht und Produkte des Herzogthums Holstein und des südlichen Schleswig zu effektuiren sind, im Umschlag verrechnet werden, und daß während der Tage vom 6.—14. Januar mehrere Millionen Thaler in blankem Silber aus der einen Hand in die an-

dere gehen. Der Adel des Landes, die Gutsbesitzer und Pächter, Hamburger Butter-, Korn-, Speck- und Fleischhändler finden sich ein; Advokaten und Rechtsgelehrte aus beiden Herzogthümern kommen mit Akten und Urkunden, Kauf- und Pachtkontrakten, — kurz, was Geld zu holen, Geld zu zahlen, Geld zu verdienen und Geld zu verjubeln hat, kommt

Einzug der Bundestruppen. (S. 267.)

während des Umschlags nach Kiel und stattet Schönhannchen einen Besuch ab. Daß es bisweilen lebhaft hergeht, wenn reiche Fideikommißerben ihre Zinsen heben und die Taschen voll Geld haben, versteht sich von selbst, und daß Mancher, der nach Kiel gekommen war, um sich ein rundes Sümmchen zu holen, dem lieben Pharao und Champagner mehr

opfert, als ihm am folgenden Morgen lieb und angenehm ist, wird Niemand wundern, der das Leben hat kennen lernen. Aber eins ist zu bewundern, — die Ehrlichkeit und Pünktlichkeit, mit welcher die Zahlungen geleistet werden, und das unbedingte Vertrauen, das Einer in den Anderen setzen kann.

Die Zahlungen werden in hartem Silber geleistet, und die Spezies und Thaler sind gewöhnlich in Beuteln von grauer Leinwand verpackt, welche den Inhalt und den Namen des Pächters oder Gutsbesitzers tragen, der das Geld eingezählt und versiegelt hat. Selten kommen Irrungen vor; wo sie vorkommen, werden sie auf der Stelle redressirt. So hatte vor einigen Jahren ein Gutsbesitzer von seinem Geschäftsführer einen ganzen Haufen Beutel mit je zwei- bis dreihundert Thalern erhalten und bona fide angenommen; am folgenden Morgen sollte er eine Zahlung leisten, er öffnete einen Beutel, der dreihundert Thaler enthalten sollte, fand aber, daß hundert Thaler fehlten. Er ging zu seinem Geschäftsführer, zeigte ihm an, daß er hundert Thaler zu wenig bekommen habe und verlangte die fehlende Summe. „Sie haben recht," entgegnete der Geschäftsmann; „Ihr Geld sollen Sie bekommen; aber einen Augenblick Geduld! Wem habe ich gestern außer Ihnen Zahlungen geleistet? — Richtig! — dem und dem. Einer von den Beiden hat also einen Beutel, in welchem hundert Thaler zuviel enthalten sind." Der Commis wird ausgeschickt, um den hundert Thalern nachzujagen und kommt gegen Abend mit der Summe bei seinem Herrn an. Er hatte den fraglichen Geldbeutel bereits in der sechsten Hand gefunden; der Besitzer hatte auf seine Bitte sogleich das Siegel gelöst und den Inhalt nachzählen lassen, und natürlich ohne Widerstreben das, was ihm nicht gehörte, zurückgeschickt. Solche Beispiele ereignen sich jährlich, während fast niemals Fälle vorkommen, daß Einer den Anderen zu übervortheilen suchte.

Den schönsten Beweis von der Redlichkeit der Kieler haben aber vor einigen Jahren die Eckensteher und Herumtreiber abgegeben, und ich freue mich, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, ihn zu erzählen.

Ein Karrenschieber, der seinen Karren mit Geldbeuteln beladen und Mühe hatte, sich in dem Menschengewühl und in der engen, schmutzigen Straße mit seiner Last Bahn zu brechen, stieß gegen einen Eckstein an und warf seine Geldbeutel sämmtlich in den tiefsten Straßenkoth. Zwei oder drei von den Beuteln waren bei dem Falle geplatzt, und die Spezies und preußischen Thaler rollten nach allen Seiten über das Pflaster und in die Gosse; anstatt sich aber das Unglück des Karrenschiebers zu Nutze zu ziehen, eilten die Eckensteher herbei, schlossen einen Kreis und duldeten nicht, daß ihnen irgend Jemand beim Aufleſen des Geldes behülflich sei, und als sie nach langem Suchen endlich die Passage in der Straße wieder frei ließen, fehlte von den fünf- bis sechshundert Thalern auch nicht einer! Die „Kieler Jungen" haben also auch ihre guten Seiten, und wenn man sie mit denen Berlins und Wiens vergleichen wollte, möchte der Vergleich in mehr als einer Beziehung zu ihren Gunsten ausfallen.

Ich habe Kiel eben mit Wien und Berlin zusammengestellt, und da die schöne Stadt am Ostseestrande seit einem Jahre den Charakter einer Hauptstadt angenommen hat und Sitz des Herzogs Friedrich geworden ist, dürfte es nicht uninteressant sein, die Vorgänge zu überblicken, welche seit dem Tode Friedrich VII. dazu beigetragen haben, den Kielern die dominirende Stellung zu geben, welche sie gegenwärtig so sehr zum Verdruß einiger Regierungen und vieler Einwohner der Herzogthümer behaupten. Um das ganze Verhältniß klar zu machen, muß ich auf die Zeit der Hamburger Ausstellung zurückgehen, die bekanntlich im Sommer 1863 abgehalten wurde.

Einige in Hamburg lebende Schleswig-Holsteiner, welche die täglich weiter greifenden Maßregeln der Dänen und den immer schwächer werdenden Widerstand der Schleswiger mit tiefem Schmerze beobachteten, vereinigten sich, um nach ihren Kräften gegen das drohende Gespenst der Inkorporation Schleswigs in Dänemark anzukämpfen. Bald erkannten sie jedoch, daß ihr ganzes Streben vergeblich sein würde, wenn sie nicht einen Mann an die Spitze stellten, der in der Stunde der Entscheidung für die Herzogthümer auftreten und sein Erbrecht auf Schleswig-Holstein als legitime Masse gegen Dänemark geltend machen könnte. Der Großherzog von Oldenburg hatte kurz vorher bei dem deutschen Bunde beantragt, Dänemark den Krieg zu erklären; aus allen Theilen Schleswig-Holsteins wurden ihm Dankadressen zugeschickt; die Haltung, die er von Anfang an gegen die Herzogthümer bewiesen, hatte ihm die Herzen aller Patrioten gewonnen, und die Hamburger Vaterlandsfreunde, die sich zu einem Comité vereinigt hatten, schwankten, wem sie sich in die Arme werfen sollten, — dem Großherzoge von Oldenburg, oder dem Erbprinzen von Augustenburg. Von der Ansicht ausgehend, daß der Großherzog seinen Erbansprüchen entsagt habe, fügte sich die Majorität der Minorität, welche in dem Erbprinzen von Augustenburg den erbberechtigten Fürsten erkennen wollte, und das Comité beschloß, für diesen Prinzen Propaganda zu machen und das Volk der Herzogthümer allmälig an den Gedanken zu gewöhnen, daß er ihr künftiger Herrscher sei.

Die Schwierigkeiten, auf welche die Mitglieder des Comités stießen, waren keine geringe. Indifferentismus, Unlust, an politischen Gesprächen und Agitationen Theil zu nehmen, Furcht vor den Dänen und endlich Mißtrauen in den möglichen Erfolg des in beiden Herzogthümern durchaus unbekannten Prinzen waren Dinge, die sich nicht leicht besiegen ließen. Sie ließen sich indessen nicht abschrecken, redeten dem Prinzen überall das Wort, bewiesen die Nothwendigkeit einer Person, um die man sich schaaren könne, und suchten durch Wort und Schrift für den Erbprinzen zu wirken, um dadurch ihrem Vaterlande zu nützen. Am meisten Schwierigkeiten machten die Kieler. Es verletzte ihre Eitelkeit, daß ein Plan gefördert werden sollte, der nicht von ihnen ausgegangen war, und fast einstimmig war die Ansicht, daß die Familie der Augustenburger in Schleswig-Holstein unmöglich wäre, weil sie ganz ohne Freunde und Anhänger sei und während vieler Jahre es versäumt habe, Verbindungen im Lande anzuknüpfen.

Die Hamburger ließen sich nicht abschrecken, sondern drangen in die Kieler, dem Erbprinzen ihre Aufwartung zu machen, wenn er zur Ausstellung nach Hamburg käme; fast

alle verneinten es; nur einige Wenige ließen sich bereden. Die ihnen ertheilten Audienzen führten zu keiner gegenseitigen Annäherung, und der Erbprinz galt nach der Hamburger Ausstellung für ebenso unmöglich, wie vorher.

So standen die Sachen, als der König von Dänemark starb, und als unmittelbar darauf der Erbprinz von Augustenburg eine Proklamation erließ, in welcher er sich Herzog von Schleswig-Holstein nannte, das Staatsgrundgesetz beschwor und die Regierung seiner Erblande übernahm. Die Proklamation wirkte, wie alles Neue und Unerwartete, im höchsten Grade aufregend auf die Gemüther. Das Dänenjoch hatte einen unerträglichen Grad erreicht; der neue König hatte die November-Verfassung unterzeichnet und dadurch Schleswig so gut wie in Dänemark inkorporirt; in Deutschland gingen die Wogen hoch; die Zustände waren unhaltbar geworden, und Jeder, der gänzliche Trennung von Dänemark wollte, sah jetzt, wie die Hamburger es vorausgesagt, in dem Kronprätendenten den Mann, um den man sich schaaren müsse, wenn man sein Ziel erreichen wollte. Was geschehen wäre, wenn der Großherzog von Oldenburg eine ähnliche Proklamation erlassen hätte, ist schwer zu sagen; jedenfalls würde eine bedeutende Majorität sich für ihn entschieden haben, weil er als humaner und liebenswürdiger Fürst bekannt war und den Schleswig-Holsteinern stets die wärmsten Sympathieen gezeigt hatte, während Herzog Friedrich ganz unbekannt war und noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seine Herrschertalente zu bewähren.

Die Freunde und Anhänger des Herzogs hätten die Proklamation gern anders abgefaßt gesehen, begrüßten sie aber dennoch als einen entscheidenden Schritt, weil sie glaubten, daß die innigen Beziehungen zwischen der königlichen Familie in Berlin und der herzoglichen ein Einverständniß in dieser für Deutschland so wichtigen Angelegenheit hätten erzielen helfen.

Sie waren daher nicht wenig überrascht, als der Herzog nach einem flüchtigen Aufenthalte in Berlin nach Gotha ging; denn dieser Schritt hieß nichts Anderes, als daß er mit der streng legitimen Partei gebrochen und zu ihrem Widersacher, dem Haupte der nationalen Partei, übergegangen sei; es ahnte ihnen aus diesem plötzlichen Wechsel nichts Gutes, weil sie den Herzog unfähig hielten, mit Preußen ganz zu brechen, und sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Ohne einen solchen Entschluß hatte die Reise nach Koburg aber keinen Sinn; sie wirkte herausfordernd auf Preußen, erregte die Gemüther des deutschen Volkes, und konnte nur dann Früchte tragen, wenn ein enger Anschluß an die Aktionspartei erfolgte. Wirklich fanden sich enthusiasmirte Volksmänner im Lager des Herzogs ein; überall in Deutschland ward geredet, gesammelt, gewaffnet, gerüstet; in Koburg bildeten sich Wehrcomités, die mit dem Herzog in Verbindung traten; man erwartete jeden Augenblick das Platzen der Bombe — statt dessen wandte sich aber der Herzog an Napoleon und bewies durch diesen neuen unerwarteten Schritt, daß er sich der Nationalpartei eben so wenig in die Arme zu werfen gedenke, als der legitimen, sondern daß ihm der Vertreter des Nationalitätsprinzips ein willkommener Verbündeter sein würde. Dieser Schritt mußte in Wien und Berlin die größte Sensation erregen. Noch bluteten die Wunden, die Napoleon dem Kaiser von Oesterreich geschlagen; noch immer standen sich die beiden mächtigen Herrscher, wenn auch äußerlich versöhnt, in Italien gegenüber, und Preußen konnte jeden Augenblick gewärtig sein, für seinen deutschen Bundesgenossen zum Schwerte greifen zu müssen. Trotzdem verlangte der Herzog Napoleon's Beistand, den Beistand Oesterreichs und Preußens, den Beistand des deutschen Volkes. Wahrlich, er war übel berathen!

Inzwischen hatten einige deutsche Kleinstaaten den Herzog anerkannt; aus allen Theilen Deutschlands strömten Adressen nach Koburg; Baden bot seine Truppen an; andere Staaten waren willig, Geld zu geben; Freiwillige warteten in allen Städten auf den Ruf zu den Waffen. Der Herzog ernannte einen Kriegsminister, ließ Uniformen nähen und den Dänen durch Sammer anzeigen, daß er energische Maßregeln gegen sie ergreifen würde, wenn sie seine Erblande nicht räumten, und es schien einen Augenblick, als wenn man in Koburg mit großen Plänen schwanger ginge. Einen Augenblick stutzten die beiden deutschen Großmächte. Brach der Herzog los, rief er das deutsche Volk unter die Waffen, so war nicht vorauszusehen, wohin die Bewegung führen würde; mit den Dänen gegen die Deutschen hätten Oesterreich und Preußen schwerlich kämpfen mögen; sie wären wahrscheinlich in den Strudel der Bewegung mit hineingerissen worden.

Der deutsche Bund war aus seinem Schlummer erwacht und hatte das Einzige beschlossen, was er nicht hätte beschließen dürfen, Bundesexekution nach Holstein. Durch Besetzung Holsteins wollte er den unrechtmäßigen Herzog von Schleswig-Holstein zwingen, Schleswig nicht in Dänemark zu inkorporiren? Und wenn der König von Dänemark nicht nachgab? Was dann? Sollte der Bund dann den Krieg erklären? Sollte die vielköpfige Hydra, die Gott in seinem Zorne nach Frankfurt berief, einen Frieden erzwingen? Nur ein Utopist kann dem Gedanken Raum geben, daß dreiunddreißig Regierungen, deren jede souverän ist, im Stande sind, einen langwierigen Krieg zu führen, ohne daß der Feind Gelegenheit fände, eine oder die andere Blöße zu benützen und den Samen der Zwietracht zu säen.

Der Bund hatte Exekution beschlossen, aber von Oesterreich und Preußen die Aufstellung einer Reserve verlangt. Sachsen und Hannover wurden mit der Exekution beauftragt, obgleich es sich herausstellte, daß der Minister des letztgenannten Staates weit davon entfernt war, lebhafte Sympathieen für die Sache zu hegen, für welche jetzt das Heer seines Königs in's Feld ziehen sollte.

Jeder vernünftige Mensch in Deutschland sah ein, daß die Bundesexekution ein Mißgriff sei, und daß durch sie Nichts für das arme mißhandelte Schleswig erreicht werden würde; aber es war doch ein Lebenszeichen, ein Schritt vorwärts, die Dänen mußten Holstein räumen, und es ließen sich Verwickelungen hoffen, die zu einem Kriege gegen den verhaßten Feind führen würden.

Unendlich war der Jubel daher, als die Sachsen mit klingendem Spiel und dem Schleswig-Holstein-Marsche in Kiel einzogen, das eben vorher von den Dänen geräumt worden war. Alle Häuser waren mit den Landesfarben geschmückt, die seit zehn Jahren verpönt gewesen; die militä-

rischen Ehrenzeichen aus den Jahren 1848 und 1849 kamen wieder zum Vorschein, und wie durch einen Zauberschlag hatte Kiel wieder seine alte Physiognomie von 1848. Wer so viel Kraft hatte, daß er den einziehenden Truppen entgegen gehen konnte, hatte schon Stunden vor ihrer Ankunft sein Haus verlassen, um der Erste zu sein, ihnen ein Willkommen zu rufen; Kranke und Schwache ließen sich an das Fenster ihres Stübchens tragen und winkten mit zitternder Hand einen herzlichen Gruß; Weiber und Kinder mischten sich unter die langersehnten Gäste und wetteiferten in freundlichen Worten und Begrüßungen. Die braven Sachsen waren sichtlich ergriffen von dem ungeheuren Jubel, den ihr Einzug hervorrief, und gelobten in überwallender Dankbarkeit, für Schleswig-Holstein zu siegen oder zu sterben.

Während die Truppen noch ihren Einmarsch hielten, wurde von einer begeisterten Menge Herzog Friedrich VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein proklamirt; viel tausend Hände wurden gen Himmel gestreckt, während frohlockende Lippen den Schwur aussprachen, nie und nimmer den König von Dänemark als Herzog anzuerkennen, sondern treu zu Friedrich VIII. zu halten. Aehnliche Proklamationen hatten in Altona und allen anderen Städten Holsteins stattgefunden; in Elmshorn hatten zwanzig- bis dreißigtausend Menschen unter freiem Himmel geschworen, mit Herzog Friedrich stehen und fallen zu wollen.

Der von dem Hamburger Comité aufgestellte Grundsatz, daß man eine Person an die Spitze stellen müsse, die als Repräsentant der gänzlichen Trennung von Dänemark die Leitung des Ganzen in ihre Hand nehmen könne, hatte also praktische Bedeutung gefunden trotz der geringen Sympathieen, deren der Herzog sich zu erfreuen hatte, und es war komisch genug zu beobachten, wie gerade Diejenigen, welche am Eifrigsten gegen den Erbprinzen zu Felde gezogen waren, jetzt plötzlich in Loyalitätsschwindel unterzugehen drohten.

Indessen hatten die Dinge in Koburg eine Wendung genommen, die ein längeres Verweilen des Herzogs nicht rathsam erscheinen ließen. Preußen protestirte gegen die Werbebureaus, so daß der Herzog von Koburg sie schließen lassen mußte; einzelne ausgezeichnete Männer, die sich umsonst abgemüht hatten, eine Entscheidung herbeizuführen, hatten sich entfernt und waren mißmuthig nach Hause gegangen, und man konnte schon aus tausend Wahrzeichen entnehmen, daß Oesterreich und Preußen aus der Reserve in die Offensive übergehen und Dänemark zum Nachgeben auffordern, im Weigerungsfalle aber mit gewaffneter Hand in Schleswig einfallen würden. Die beiden Mächte wollten also genau dasselbe, was der deutsche Bund durch seine Exekution bezweckte; sie wollten einen Bundesfürsten zwingen, die Rechte eines Bundeslandes zu respektiren. Hätte der König von Dänemark der Bundesexekution auszuweichen gewußt, hätte er, mit einem Worte, die November-Verfassung aufgehoben, als die Sachsen und Hannoveraner in Holstein einrückten, so wäre es mit der Weisheit der Frankfurter Diplomaten am Ende gewesen und sie hätten Holstein wieder räumen müssen; hätte der König nicht nachgegeben und wären Preußen und Oesterreich nicht eingerückt, so ständen die Dänen wahrscheinlich noch heute im Dannewirke, — wenn sie es nicht vorgezogen hätten, ihre Truppen zu beurlauben. Ich erwähne dieser Verhältnisse aus dem Grunde, weil man den Preußen einen Vorwurf daraus macht, daß sie nicht gleich von vornherein das Londoner Protokoll kündigten und den außerdeutschen Großmächten das Schwert gegen sich und die Herzogthümer in die Hand drückten; ich erwähne ihrer, um zu beweisen, daß wir den Oesterreichern und Preußen ganz allein zu verdanken haben, daß der Krieg auf eine für Deutschland ehrenvolle Weise geführt und beendet worden ist.

Der Herzog mußte einsehen, daß er in Koburg kein Feld für seine Thätigkeit finden würde, entschloß sich daher, nachdem er zuvor eine Anleihe bei dem deutschen Volke gemacht hatte, nach Kiel zu gehen, um vor den Oesterreichern und Preußen einzutreffen und um im eigenen Vaterlande den Gang der Begebenheiten überwachen zu können. Die Anleihe konnte natürlich nur bei den Mitgliedern des Nationalvereins Abnehmer finden; daß die Preußen und Oesterreicher sie nicht unterstützen würden, lag auf der flachen Hand; eine Anleihe bei den Widersachern dieser beiden Mächte war aber nur dann am Platze, wenn man das angeliehene Geld dazu verwenden wollte, seinen Freunden den Sieg über ihre Gegner zu schaffen. Die Räthe des Herzogs übersahen auch diesen Punkt und erlebten in Folge ihres Mißgriffes ein betrübendes Fiasko, indem die eingezahlten Summen weit hinter den zahmsten Erwartungen zurückblieben. Das deutsche Volk begann einzusehen, daß Sammer und Francke sich nur für das legitime Erbrecht begeisterten und daß sie beide gleich wenig Energie besaßen, um eine That zu wagen. Auch in den Herzogthümern trat ein Augenblick der Enttäuschung ein, die Anleihe fand wenig Unterstützung, und man begann seine Hoffnung auf den deutschen Bund zu setzen. Da erklärten Oesterreich und Preußen, daß sie als Mitunterzeichner des Londoner Protokolls die Sache in die Hand nehmen, und auch gegen und ohne die Beschlüsse des Bundes in Holstein einrücken und Dänemark zum Nachgeben oder zum Kriege zwingen würden.

Die preußische Regierung, die durch ihren Kampf mit dem Abgeordnetenhause so viel Stoff zu Anklagen und Beschuldigungen gegeben hatte, wurde mit Recht als die Triebfeder des preußisch-österreichischen Bündnisses angesehen, und da der deutsche Bund durch dieses unerwartete Bündniß im Grunde genommen ganz bei Seite geschoben und um die Oberherrschaft in Deutschland gebracht wurde, schrie alle Welt über das rebellische Preußen Zeter und Mordio. In Altona weigerte man sich, die Preußen in's Quartier zu nehmen überall begegnete man ihnen mit Mißtrauen und kalter Zurückhaltung, und die Nachricht, daß sie nur gekommen seien, um den Bund in seinen Maßnahmen gegen Dänemark zu hindern und den dänischen Gesammtstaat zu stützen, durchflog das Land und erfüllte Aller Herzen mit Schmerz und Ingrimm.

Während dieser Zeit kam der Herzog plötzlich in Kiel an. Er hatte auf seiner Reise Hamburg und alle anderen Orte, die bereits von Preußen besetzt waren, vermieden, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, daß man sie als ausgemachte Gegner seiner Person und der Herzogthümer betrachtete.

Die Kieler waren in einem Stadium der politischen Er-

regtheit, das sich schwer beschreiben lassen würde. Der ihnen ganz unbekannte Fürst, an den sie vor einem Vierteljahre noch niemals gedacht hatten, war plötzlich der Gegenstand der gränzenlosesten Verehrung geworden; ihm huldigen, hieß sich von Dänemark los sagen und gegen Preußen Front machen, und da man einem Fürsten nicht wohl durch Aufzüge, Feste, Fackelzüge u. s. w. huldigen kann, ohne ihm Eigenschaften beizulegen, welche einen solchen Akt rechtfertigen, fanden sich Dichter, die ihn besangen und ihm Weihrauch streuten, wie er in unsern aufgeklärten Zeiten für unmöglich gehalten werden sollte. Das Aeußere des Herzogs, sein ruhiges besonnenes Wesen, die Gutmüthigkeit, die sich in seinen Augen aussprach und die Erinnerung an das lange Exil, zu dem er ohne sein Verschulden verurtheilt gewesen war, — dieß Alles trug dazu bei, die Begeisterung auf den Gipfel steigen zu lassen. Die Szenen, welche in Kiel in rascher Aufeinanderfolge vorfielen, waren theilweise wahrhaft ergreifend und müssen auf das Gemüth des Herzogs einen tiefen Eindruck gemacht haben. Bei seinem ersten Umzuge durch die Stadt wurde er mit unbeschreiblichem,

Francke. (S. 268.)

nicht enden wollendem Jubel begrüßt; die Häuser waren sämmtlich festlich geschmückt, Greise und Kinder drängten sich herbei, um ihm zu huldigen; Frauen und Mädchen, in die Nationalfarben gekleidet, warfen ihm Kränze zu; die Kampfgenossen, Veteranen der alten schleswig-holstein'schen Armee bewaffneten sich, um ihm als Ehrengarde zu dienen, und Abends ward ihm ein Fackelzug gebracht, wie ihn Kiel vorher wohl kaum gesehen haben mag. Aus allen Theilen des Landes strömten Adressen nach Kiel, in denen dem Herzog gehuldigt wurde, und Diejenigen, welche noch zur Zeit der Hamburger Ausstellung nicht zu bewegen gewesen waren, ihm ihre Aufwartung zu machen, glaubten jetzt durch Schwüre ewiger Treue das Versäumte nachholen zu müssen.

Bald nach des Herzogs Einzug in Kiel trafen auch die ersten Preußen ein; ihr Empfang war ein den Verhältnissen angemessener. Der Herzog, der es mit den Kleinstaaten hielt, und der durch ein Wort zu Gunsten der Preußen alle Sympathieen verloren haben würde, nahm von ihrem Einzuge keine Notiz, und ließ sie ruhig gewähren, als sie die deutsche Flagge und die Ehrenwache vor seinem Hause ein-

zogen; als in Folge dessen die Ehrenwache in das Haus gestellt wurde, ließen die Preußen auch diese ablösen.

Diese Maßregeln hätte Preußen unterlassen können, wenn es nicht die Absicht gehabt hätte, dem Streite mit Dänemark ein- für allemal ein Ende zu machen. Da es aber diese Absicht hatte und da es, um sein Ziel zu erreichen, den Wahn der Dänen nicht zerstören durfte, daß es eingerückt sei, um den König von Dänemark zu schützen, — durfte es keine Demonstration dulden, welche den Beweis des Gegentheils hätte liefern können. Alle, die dem Gange des Krieges und der Verhandlungen gefolgt sind, werden mit mir darin übereinstimmen, daß Dänemark die November-Verfassung aufgehoben haben und somit dem Kriege ausgewichen sein würde, wenn es im Voraus gewußt hätte, daß Preußen entschlossen sei, es auf einen europäischen Krieg ankommen zu lassen. Nur dadurch, daß er die Dänen täuschte, reizte Herr v. Bismark sie, ihre unmöglichen Forderungen bis zum letzten Augenblicke aufrecht zu erhalten; er war daher von vornherein gezwungen, da, wo seine Truppen dominirten, alle Demonstrationen zu unterdrücken, welche darauf hinausgingen, gänzliche Trennung von Dänemark zu bezwecken. Als Repräsentant dieser Idee galt aber der Herzog, und alle Huldigungen, die ihm bewiesen wurden, hatten ursprünglich in dem Verlangen nach absoluter Lösung der unerträglich gewordenen Union ihre Begründung.

Zudem war es der preußischen Regierung bekannt, daß der Großherzog von Oldenburg gleich nach dem Ableben Friedrich VII. dem Herzoge angezeigt hatte, daß er seine eigenen Erbansprüche geltend zu machen gedächte und daß er dem Wunsche seines Vetters, ihn als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, keine Folge geben könne. Mochten nun die Ansichten des Berliner Hofes über diesen Punkt sein, welche sie wollten, so viel stand fest, der König von Preußen war nicht berufen, einseitig die Erbfolge zu entscheiden, konnte daher nicht dulden, daß unter dem Schutze seiner Waffen dem einen Prätendenten Ehren und Rechte eingeräumt wurden, die dem anderen versagt werden mußten.

Nach kurzem Aufenthalte rückten die Preußen weiter nach Norden und befreiten in Gemeinschaft mit den Oesterreichern die gepeinigten Schleswiger von dem verhaßten dänischen Regimente. Während dieß Alles geschah, hatte das Comité in Hamburg keinen Augenblick die Hände müßig in den Schooß gelegt, sondern im Gegentheil bedeutende Summen gesammelt, mit denen es die Truppen löhnte, welche auf Wunsch des Herzogs in Hamburg und später in Altona einexerzirt wurden. Diese Truppen bestanden aus jungen Leuten aller deutschen Länder, zum großen Theile aber aus altgedienten Leuten der schleswig-holstein'schen Armee und einigen geflüchteten Schleswigern, die fest darauf vertrauten, daß der Herzog sie zur Befreiung ihrer Heimat verwenden würde. Die Hamburger Polizei und nachher auch die Bundeskommissäre in Holstein hoben die Uebungen der auf circa tausend Mann sich belaufenden Truppe auf und verwickelten die Führer sowohl wie die Mitglieder des Comités in eine Reihe von Unannehmlichkeiten, die indessen leichter zu verschmerzen gewesen wären, als das Bewußtsein, Tausende von Thalern und einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Mühe umsonst geopfert zu haben.

Was der Herzog mit diesen Werbungen und Uebungen eigentlich bezweckte, ist wohl schwer zu errathen. Mit tausend, ja mit fünfzigtausend ungeübten Soldaten hätte er so wenig die Dänen wie die Oesterreicher und Preußen bekämpfen können, und der Einwand, daß er aus den exerzirten Mannschaften Kadres für seine künftige Armee bilden wolle, ist ebenfalls nicht stichhaltig, weil seine künftige Armee noch im weiten Felde lag und es an Mitteln gebrach, bis zu ihrer Errichtung die Kadres zu besolden.

Nachdem die Uebungen in Hamburg eingestellt waren, entwickelten die Diplomaten des Herzogs eine außerordentliche Thätigkeit, indem sie an allen deutschen Höfen um schleunige Anerkennung seiner Rechte auf den schleswig-holstein'schen Thron baten. Die Begeisterung hatte sich indeß schon merklich gelegt; man wollte abwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden; das Gespenst der Revolution, das bisher wie ein Schatten hinter dem Herzoge hergegangen war, hatte sich verloren, und die deutschen Fürsten zeigten wenig Lust, in offenen Widerspruch mit Preußen und Oesterreich zu-treten. Selbst der deutsche Bund war wieder entschlafen; denn anstatt, wie die beiden Großmächte baten, am Kriege Theil zu nehmen und die Insel Fehmarn zu okkupiren, erklärten die Diplomaten der Eschenheimer Gasse, mit Dänemark nicht im Kriege zu sein!

Die Exekution aber, durch welche Dänemark zur Aufhebung der November-Verfassung gezwungen werden sollte, blieb nach wie vor bestehen. Es war aber keine Exekution gegen Dänemark mehr, sondern Exekution gegen Oesterreich und Preußen, welche der Bund in Holstein unterhielt, und da der Herzog sich dem Bunde enger anschloß, als den beiden Großmächten, zog er seine Anhänger auf die Seite derer, welche Oesterreich und Preußen offenkundig bekämpften, während er sich nach den bisherigen Erfahrungen doch sagen konnte, daß er nur aus den Händen der Sieger die Krone erlangen würde.

Nach langem vergeblichen Harren durchzuckte die Nachricht, daß Düppel gefallen sei, das Land. Sogar die Kieler feierten diesen Sieg, und aus allen Theilen Holsteins eilten Deputationen in das Lager der Preußen, um den tapfern Soldaten den Dank des Landes auszusprechen und ihnen Liebesgaben zu bringen. Der Herzog ging mit rühmlichem Beispiele voran und schenkte den Verwundeten eine namhafte Summe. Die Freude über den Sieg dauerte aber nur kurze Zeit, denn ihm folgte ein Waffenstillstand, während dessen in London Konferenzen zusammentraten, in denen die Diplomatie das Schicksal der Herzogthümer entscheiden sollte. Während dieser Zeit war es von höchster Wichtigkeit, daß die nördlichen Distrikte Schleswigs, von welchen die Dänen behaupteten, daß sie bei Dänemark bleiben wollten, laute Beweise vom Gegentheile abgaben; denn nur, wenn sie sich für das Zusammenbleiben mit Südschleswig aussprachen, war zu erwarten, daß sie dem Gesammtvaterlande erhalten würden. Die Kieler waren kurzsichtig genug, dieß nicht zu würdigen; sie erklärten sogar, daß ihnen eine Theilung Schleswigs recht sei; sie wollten lieber ein getheiltes Schleswig und ihren Herzog, als ein ungetheiltes Schleswig-Holstein ohne den Herzog. Herr v. Bismark dachte anders und setzte alle Hebel in Bewegung, um die Nordschleswiger

zu Demonstrationen zu veranlassen. Das Resultat seiner Bemühungen ist bekannt; „Schleswig-Holstein ungebeelt" ist Deutschland erhalten, und wenn wir auch einzelne Strecken abgetreten haben, so haben wir dafür an anderen Stellen eben so viel wieder gewonnen. Die Erhaltung des ganzen Herzogthums Schleswig ist das Werk des Herrn v. Bismark!

Wie die Kieler in dieser wichtigen Angelegenheit verfuhren, mag ein Beispiel beweisen. Ich hatte im Schleswiger Bürgerverein den Antrag gestellt, daß nach allen Städten und Flecken des Herzogthums Abgeordnete geschickt werden sollten, die wieder dafür zu sorgen hatten, daß diese Städte und Flecken Deputationen nach Berlin schickten, welche dem Könige von Preußen über die Nationalität des Nordens Aufschlüsse gäben. Bismark hatte nämlich erklärt, einen europäischen Krieg für den Norden wagen zu wollen, wenn wir ihn überzeugen könnten, daß die Bewohner wirklich den Anschluß an den Süden wünschten.

Die Deputationen gingen aus allen Theilen des Landes nach Berlin; als aber die Regierung des Herzogs erfuhr, daß man sich an Bismark wenden wolle, inhibirte sie den Abgang, so weit es ihr noch möglich war. Die Deputation aus Schleswig kehrte in Hamburg auf Befehl Francke's wieder um. Wären alle Deputationen zurückgehalten worden, so würde der Friede vielleicht anders ausgefallen sein.

Der eigentliche Zweck des Krieges, die Erhaltung der unzertrennlichen und untheilbaren Herzogthümer war den Kielern aus Haß gegen Preußen und aus Begeisterung für ihren Herzog entschlüpft. Ihnen galt die Person eines Fürsten bereits mehr, als die Hälfte ihrer Heimat! Die letzte Spur des Charakters unserer Erhebung von 1848 war verschwunden, und während wir damals für unsere Heimat und unsere Nationalität kämpften, drehte sich jetzt Alles um die Person des Herzogs. Von den Exaltados wurde geradezu jeder ein Verräther und Feind der guten Sache genannt, der nicht den Herzog über alle anderen Interessen stellte, und die Frauen, die bisher mit geringen Ausnahmen nichts von seiner Existenz gewußt hatten, nannten ihn nur ihren lieben Herzog Friedrich und priesen sich glücklich, wenn sie ihn nur von Weitem erblickten. Ich habe Briefe hochgestellter und gebildeter Damen gelesen, in denen sie sich selbst beneideten, weil sie aus ihren Fenstern das Dach des Hauses sehen konnten, in welchem der „liebe Herzog" wohnte. Auf einer Reise durch Dithmarsen, die zu der Zeit gemacht wurde, als die Preußen Alsen eroberten, wurde der Herzog auf eine Weise fetirt, die dem Menschenfreunde bange machen mußte. „Mit Händefalten" empfing ihn Meldorfs Jugend; an einer anderen Stelle sprach ein bejahrter Greis die Worte: „Herr, ich habe Deinen Heiland gesehen, Dir befehle ich meine Wege". Wer die Schleswig-Holsteiner von 1848 bis 1850 gekannt hatte, traute bei diesen Szenen seinen eigenen Sinnen nicht mehr, und wer den ganzen inneren Zusammenhang kannte und wußte, daß diese übermäßigen Huldigungen hauptsächlich im Preußenhasse ihren Grund hatten, der hielt ein Tuch vor die Augen und schämte sich seiner eigenen Landsleute.

Hätte Herzog Friedrich, wie ein zweiter Adolph IV., sein Vaterland mit dem Schwerte vom Feinde gesäubert, dann wären solche Huldigungen an der Tagesordnung gewesen, und ich würde selber mein Knie vor ihm gebeugt haben; da er aber bisher absolut gar nichts gethan, wodurch er sich die hingebende Liebe und Dankbarkeit eines mannhaften Volkes erwerben konnte, waren die Ovationen geradezu absurd. Schleicht man aber gar hinterher und hört man die dithmarser Bauern einige Monate nach ihrem Paroxismus sagen: „Wären wir doch lieber dänisch geblieben —" und erfährt man, daß die, welche diese Aeußerung thun, wegen ihrer deutschen Gesinnung besonders angesehen sind, dann freilich findet man, daß man es mit Faktoren zu thun hat, die eine Lösung des Rechenexempels nicht zulassen.

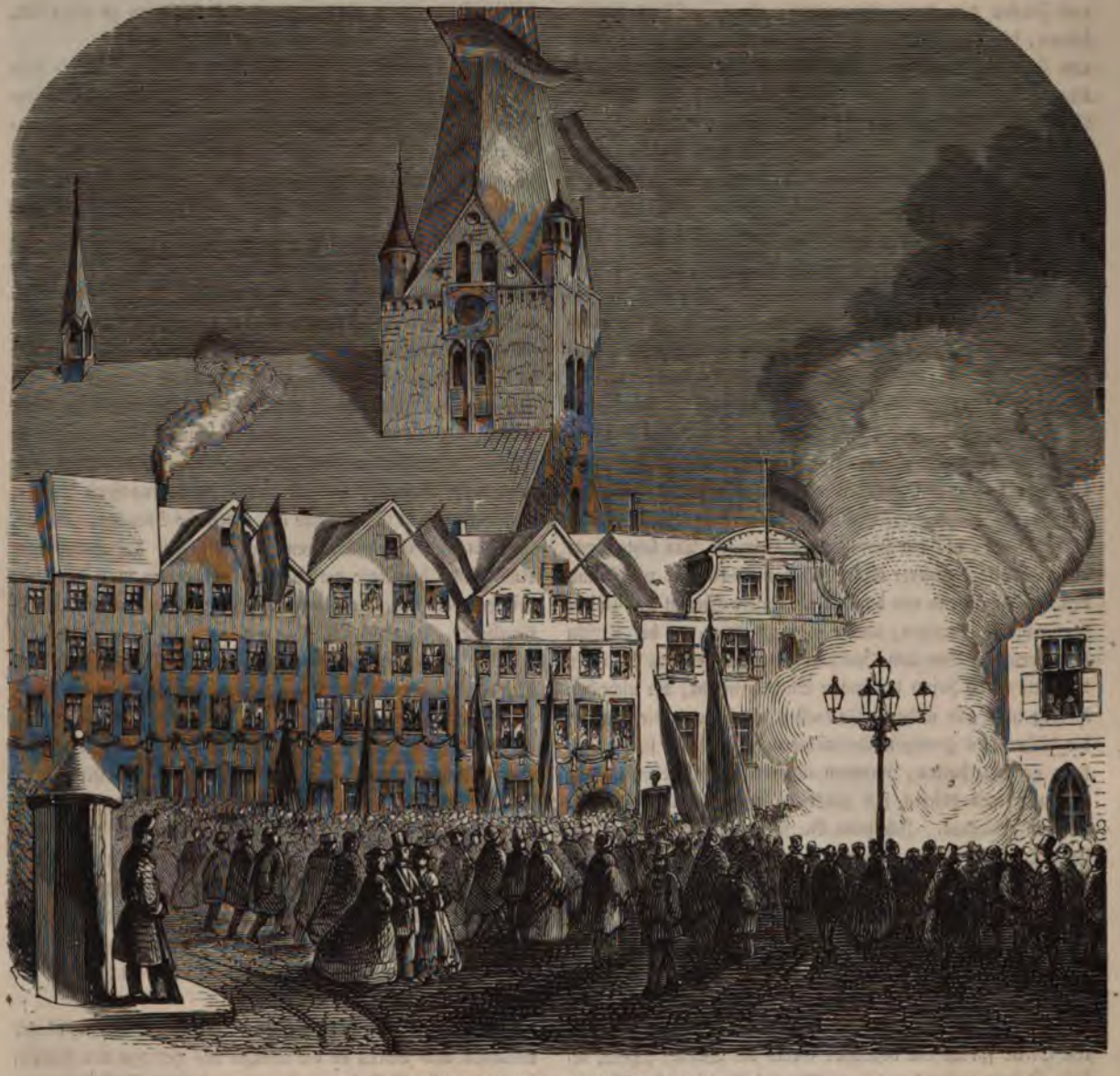
Kurz vor seiner Abreise nach Dithmarsen hatten die Hofbauern des südlichen Holsteins dem Herzoge gehuldigt. Hunderte von wohlhabenden Landleuten waren nach Kiel gekommen und hatten durch eine Deputation ihre Treue und Anhänglichkeit ausgesprochen; gleich nach der Einnahme Alsens kamen Männer dieser vielgeprüften Insel mit einer Loyalitätsadresse nach Kiel, und als der Herzog sie in ihrem Alsener Dialekt anredete, ging es wie ein Lauffeuer durch die loyalen Kreise, daß er seine eigene Muttersprache oder vielmehr die Sprache seiner Heimat nicht vergessen habe. Die Mitglieder des Comités in Hamburg hielten sich von allen solchen Demonstrationen fern; nur einmal machten sie dem Herzoge ihre Aufwartung; der Empfang, der ihnen zu Theil wurde, veranlaßte sie nicht, zum zweiten Male nach Kiel zu reisen. Sie schickten den Alsenern und Sundewittern eine bedeutende Summe, — ich meine fünfzehntausend Thaler, und traten vom Schauplatze ab, indem sie Sammer, Francke, Schmidt und vielen Anderen, die zur Zeit der Hamburger Ausstellung die Nase gerümpft hatten, wenn man des Erbprinzen von Augustenburg erwähnte, das Parquet allein überließen.

Ein altes wahres Wort sagt: „Jede Revolution frißt ihre eigenen Kinder", und wer sich die Mühe geben will, Geschichte zu studiren, der wird finden, daß es kaum zehn Menschen gegeben hat, die in zwei sich diametral gegenüberstehenden Epochen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Nur in England und Amerika ist es möglich, daß ein Minister über Nacht seine Politik ändert, ohne daß er gezwungen wäre abzutreten; in Deutschland und Frankreich ist so etwas unmöglich, und wer 1848 unter der provisorischen Regierung mit dem deutschen Parlamente und dem Reichsverweser unterhandelte, der kann 1864 nicht hoffen, unter ganz neuen Verhältnissen dieselben Dienste zu leisten, die er vor sechzehn Jahren leistete.

Sammer und Francke hatten 1852 die Herzogthümer verlassen und waren in die Dienste des Herzogs von Koburg getreten. Zwölf Jahre lang waren sie den Schleswig-Holsteinern entfremdet, der ungeheure Umschwung in dem Charakter des Volkes war ihnen unbekannt geblieben, und sie betraten ihre Heimat mit Erwartungen, die sie nicht gehegt haben würden, wenn sie ihre Landsleute gekannt hätten. Zu ihnen hatte sich Major v. Schmidt gesellt, ein ehemaliger preußischer Offizier, der mit ausgezeichneter Tapferkeit in der schleswig-holstein'schen Armee gekämpft, das Land und seine Bewohner aber nicht kennen gelernt hatte. Sammer und Francke, ein paar talentvolle Männer, die ihr Vater-

land mit ganzer Seele lieben, theilten sich in die Geschäfte; Samwer wurde Minister des Aeußern, Francke hatte die Finanzen und das Innere; Du Plat, ein Mann ohne hervorragendes Talent, wurde Kriegsminister, und Schmidt endlich übernahm die Rolle des Hofchefs; da er aber keine zwanzig Männer im Lande kannte, war er zu diesem Posten durchaus ungeeignet.

Die politischen Schritte, welche der Herzog seit dem 16. November 1863 gethan, fallen auf Samwer zurück; gelingt es ihm, einen souveränen Kleinstaat zu gründen, so wird die Nachwelt ihn segnen oder verdammen, je nachdem der Kleinstaat gedeiht oder nach kurzem Bestehen abermals ein Opfer der dänischen Propaganda wird. Ich will nur wünschen, daß, was immer erreicht wird, zu Deutschlands Ehre und Größe gereichen möge, und daß nicht dereinst ein Geschichtschreiber die Worte niederschreiben wird: „Die Schles-



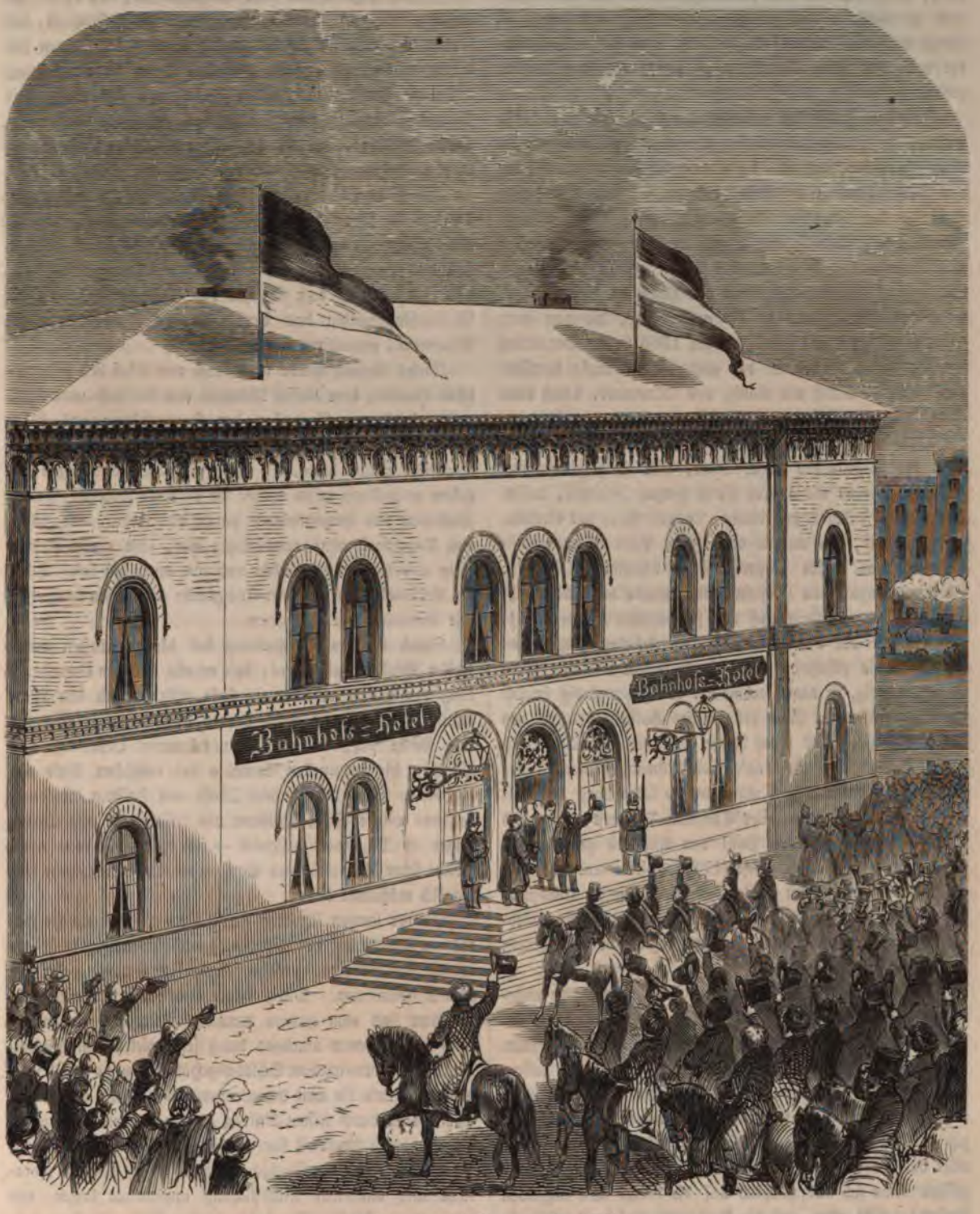
Fackelzug der Bürgerschaft. (S. 269.)

wig-Holsteiner hatten aus ihrer tausendjährigen Geschichte nicht gelernt, daß ihre einzige Rettung im engsten Anschlusse an Deutschland bestand; die Errichtung eines souveränen Kleinstaats war der erste Schritt zu ihrem Untergange."

Der Friede war geschlossen, und was in den Herzogthümern und im übrigen Deutschland vor einem Jahre Niemand für möglich gehalten hätte, war in Erfüllung gegangen. Schleswig-Holstein war von Dänemark getrennt! Aber die Oesterreicher und Preußen hatten den Frieden erkämpft, und deßwegen nahmen die Anhänger des Herzogs die Nachricht von seinem Abschlusse auf, ohne irgend welche Freude über das welthistorische Ereigniß an den Tag zu legen. Nur hier und dort wurden die Flaggen aufgezogen; in Holstein war man gleichgültig, ja sogar mißvergnügt, und die schleswig-holstein'schen Blätter in Altona durften sich erdreisten, den Frieden einen Leichenstein der deutschen Ehre

zu nennen, weil man im Austausche der Grenzdistrikte von Dänemark eben so viel bekommen, als man weggegeben hatte. Daß die herzogliche Partei während des Waffenstillstandes den ganzen Norden ohne irgend einen Ersatz abtreten wollte, hatte man vergessen.

Erst am 16. November, am Jahrestage des Regierungs-



Huldigung der Hofbauern. (S. 271.)

antritts Herzogs Friedrich, feierten die Holsteiner den Frieden; ja, die Stadtkollegien schickten ihre Deputationen und wünschten ihm Glück zu dem Friedensschlusse, an dem er doch wahrlich ebenso unschuldig war, wie an den Siegen der Alliirten.

Die Unparteilichkeit erfordert, daß ich zweier anderer

Parteien gedenke, welche der herzoglichen schroff gegenüberstehen, der preußischen und der oldenburgischen, und da ich bereits erwähnt habe, daß der Großherzog von Oldenburg bei dem Tode Friedrich VII. seinen Entschluß ausgesprochen hatte, sein Recht auf den schleswig-holstein'schen Thron geltend zu machen, will ich zur Orientirung des Lesers in Kürze anführen, worauf dieser Fürst seine Ansprüche gründet und was seine Anhänger zu seinen Gunsten hervorheben.

Nach dem Aussterben des dänischen Königshauses (1448), wählten die Dänen den Grafen Christian von Oldenburg zu ihrem Herrscher, und als 1460 auch die Regentenfamilie in den Herzogthümern ausstarb, erkoren sich die Schleswig-Holsteiner den dänischen König als Herzog. Die Nachkommenschaft Christian I. theilte sich in zwei Linien, in die glückstädter mit ihren beiden Seitenästen, den Herzogen von Sonderburg-Augustenburg und den Herzogen von Sonderburg-Glücksburg, und in die gottorp'sche, die von dem Enkel Christian I. abstammt, welcher 1586 starb. Der ältere Bruder dieses Gründers der gottorp'schen Linie herrschte von 1533—1559 als König von Dänemark, besaß aber einen Theil des Erbes in den Herzogthümern und ward Gründer der holstein-gottorp'schen Linie. Von dem Urenkel des Begründers dieser Linie, dem Herzog Christian Albrecht, stammt als älterer Sohn Herzog Friedrich, dessen Sohn Karl Friedrich mit Anna, Tochter Peter des Großen, vermählt war, aus welcher Ehe Kaiser Peter III. von Rußland entsproß. Ein jüngerer Sohn Christian Albrecht's, Christian August von Holstein-Eutin, wurde durch die Wahl seines Sohnes Friedrich auf den schwedischen Thron (1751) Stammvater der mit Gustav IV. vertriebenen schwedischen Königsfamilie (Wasa). Der jüngste Sohn endlich, Prinz Georg Ludwig, ist der Stammvater der gegenwärtig in Oldenburg regierenden Linie des Hauses Holstein-Gottorp, wo bis zum Jahre 1667 Graf Anton Günther von Oldenburg regiert hatte. Da der König von Dänemark damals der nächste Erbe des Thrones war, wurde Oldenburg mit Dänemark vereinigt, und unter Christian VII. erst wurde das Land an den Großfürsten Paul von Rußland gegen seinen Antheil an Holstein vertauscht (1773); dieser trat aber das Land Oldenburg seinem Vetter Friedrich August, Coadjutor von Lübeck ab; diesem folgte wieder sein Vetter Peter Friedrich Ludwig, dessen Enkel der jetzt regierende Großherzog von Oldenburg ist.

Die Vertheidiger der oldenburgischen Erbansprüche argumentiren nun, 1) daß der Großherzog von einer Linie abstammt, welche in den Herzogthümern die Regierung geführt hat, während die augustenburgische Linie als eine „abgefundene" bezeichnet wird, welche durch die Güter auf Alsen und im Sundewitt dafür entschädigt wurde, daß sie nicht zur Regierung zugelassen wurde; 2) daß die Primogenitur oder das Erbrecht des ältesten Sohnes in der augustenburgischen Linie sich ausschließlich auf die Güter und liegenden Gründe, nicht aber auf die Regierung beziehe, welche sie niemals gehandhabt hat; 3) daß wohl zwischen der glückstädter und der gottorp'schen, niemals aber zwischen der glückstädtischen und der augustenburgischen Linie Verträge über die Erbfolge abgeschlossen wurden, und 4) daß die eventuellen Erbansprüche, welche Rußland auf einzelne Theile von Holstein erheben kann, auf den jetzt regierenden Großfürsten ohne weiteren Vorbehalt übertragen worden sind.

Außer diesen Argumenten für die wirklichen Erbansprüche des Großherzogs führen seine Anhänger an, daß er ein gerechter, milder, freisinniger und ächt deutscher Fürst ist, der seinem Volke die freieste Verfassung gegeben hat, deren sich ein deutsches Land erfreut, und daß durch seine Erhebung auf den Thron das Eutiner Land und Oldenburg mit Schleswig-Holstein vereinigt werden würden, woraus ein Staat entstände, der für sich allein den Kampf mit Dänemark aufnehmen könnte.

„Nach Beendigung des schleswig-holstein'schen Krieges 1851," so sagen die Anhänger des Großherzogs, „wurde dem jungen, damals erst dreiundzwanzigjährigen Prinzen von den Großmächten die dänische Krone angeboten, mit dem Hinzufügen, daß sie ihm den Bestand der dänischen Monarchie, mithin das Verbleiben der Herzogthümer bei Dänemark, garantiren wollten."

Dieses Projekt wurde namentlich vom Chef des gottorp'schen Hauses, dem Kaiser Nikolaus von Rußland unterstützt, und würde zum Verderben der Herzogthümer ausgeführt worden sein, wenn der Erbprinz nicht auf das Allerentschiedenste erklärt hätte, erst dann auf Unterhandlungen eingehen zu wollen, wenn vorher die absolute staatliche Selbstständigkeit der Herzogthümer garantirt würde. Sie sollten von Dänemark ganz unabhängig sein, ihre eigene Verfassung und Verwaltung haben und nur durch ein loses Band der Personalunion mit dem Königreiche verbunden sein, etwa wie Norwegen mit Schweden.

Durch die deutsche Haltung des jungen Fürsten wurde Kaiser Nikolaus so erzürnt, daß er alle weiteren Unterhandlungen mit dem oldenburger Hofe abbrach und den Warschauer Vertrag und bald darauf das Londoner Protokoll in's Leben rief; durch Ersteren erkannten Oesterreich und Preußen die eventuellen Erbrechte der russischen Linie auf den Kieler Hafen und andere Theile von Holstein an; durch Letzteres wurde Prinz Christian von Glücksburg zum Thronfolger in Dänemark designirt — unter Modalitäten aber, welche seine Ansprüche auf die Herzogthümer immerhin sehr fraglich erscheinen ließen.

In der langen schweren Zeit, die jetzt für die Herzogthümer folgte, hat der Großherzog von Oldenburg mehr als irgend ein anderer deutscher Fürst für Schleswig-Holstein Partei genommen. Durch seine Briefe an Friedrich VII., die ihrer Zeit vom ganzen deutschen Volke mit Enthusiasmus aufgenommen wurden; durch seine vielen Unterstützungen, die er vertriebenen Schleswig-Holsteinern zu Theil werden ließ, und die weit bedeutender waren, als man ahnt, und endlich durch seinen Antrag bei dem deutschen Bunde, das Londoner Protokoll für nichtig und Dänemark den Krieg zu erklären, hat der Großherzog den Herzogthümern moralische und materielle Unterstützung angedeihen lassen, wie kein anderer Fürst. Durch die seinem Volke erhaltene freie Verfassung, namentlich aber durch seine Ueberlassung des Jahdebusens an Preußen hat er bewiesen, daß ihm das Wohl seines Volkes und des ganzen Deutschlands mehr gilt, als seine eigene Souveränität. Die wesentlichsten und größ-

ten Dienste leistete er aber Deutschland, indem er den Kaiser Alexander vermochte, die eventuellen Erbansprüche Rußlands auf die regierende oldenburger Linie zu übertragen; denn durch diese Verzichtleistung schwand für Deutschland die Gefahr, daß der schönste Ostseehafen unter russische Oberhoheit käme, und von dem Augenblicke, wo Rußland ein Interesse daran haben mußte, daß die oldenburgische Linie auf den Thron der Herzogthümer käme, hörte es auf, das Londoner Protokoll zu stützen. England, das hin- und herschwankte, ob es sich für Dänemark in einen Krieg stürzen sollte, erfuhr kaum von der Cession Rußlands, als es sofort seine Sprache änderte und den Dänen anzeigte, daß sie von ihm keine materielle Unterstützung zu erwarten hätten.

„Wenn wir nun sehen," so argumentiren sie weiter; — „daß ein freisinniger, durch und durch rechtlicher und liberaler Fürst, der den Herzogthümern zu Liebe einer Königskrone entsagt, der Deutschlands Interessen zu Liebe seinen Hafen an Preußen abgetreten hat, damit eine Seemacht in der Nordsee möglich wird; wenn wir sehen, daß dieser Fürst die Einmischung Englands in den deutsch-dänischen Streit verhindert, daß er die russische Erbfolge in Holstein beseitigt hat, dürfen wir dann nicht erwarten, daß er als Herrscher über Schleswig-Holstein dieselbe deutsche Gesinnung bewähren und Hand in Hand mit Preußen eine Flotte schaffen wird? In dem Augenblicke, wo der Großherzog die Herzogthümer bekommt und mit Preußen eine Flottenkonvention schließt, durch welche es für ewige Zeiten dem Könige das Recht einräumt, Matrosen auszuheben und die Seehäfen wie preußische zu benützen, in dem Augenblicke werden Bremen und Hamburg sich dieser Konvention anschließen, und Preußen erhält, ohne zu inkorporiren, eine Macht, die unsere beste Garantie ist, Deutschland bekommt eine Flotte, und unsere Selbstständigkeit im Innern wird uns vollständig gewahrt.

„Der Großherzog hat dem Erbprinzen von Augustenburg auf seine Bitte um Anerkennung als Herzog von Schleswig-Holstein angezeigt, daß er seine eigenen Ansprüche geltend zu machen gedenke; wenn trotzdem der Erbprinz die Regierung angetreten hat und sich huldigen ließ, so ist das ein unloyales Verhalten gegen den Großherzog, das um so weniger gerechtfertigt werden kann, als dieser jetzt, wo er seine Ansprüche begründet, bei der Bevölkerung von Schleswig-Holstein in ein schiefes Licht gestellt worden ist, die doch ihm mehr als einem Anderen für das zu danken hat, was ihr durch das Aufgeben des Londoner Protokolls zu Theil geworden ist. Nur wenn Preußen über die maritimen Kräfte der Herzogthümer, Oldenburgs, Hamburgs und Bremens verfügen kann, wie über seine eigenen, ist an eine wirkliche Machtentfaltung Deutschlands zu denken; nur wenn der Großherzog von Oldenburg Herzog von Schleswig-Holstein wird, ist eine solche Vereinigung der Marinestaaten möglich, es sei denn, daß der deutsche Bund eine Flotte organisirte."

Mit der herzoglichen und großherzoglichen Partei im strikteſten Widerspruche stehen Diejenigen, welche sich von einem bloßen Anschlusse an Preußen Nichts, von einem gänzlichen Aufgehen in den preußischen Staat aber Alles versprechen. Ihre Argumente lauten etwa folgendermaßen:

„Wenn heute oder morgen Herzog Friedrich die Regierung auf Grundlage des von ihm beschworenen Staatsgrundgesetzes übernimmt, so muß sein erster Regierungsakt der sein, das Fundament zu zerstören, auf welchem sein Thron ruht; denn mit dem Staatsgrundgesetze läßt sich nicht regieren. Es liegt auf der Hand, daß die demokratische Partei, welche jetzt hauptsächlich zum Herzoge hält, durch Abänderung des Staatsgrundgesetzes verletzt werden wird; die eifrigsten Anhänger des Herzogs werden also nach kurzer Zeit seine entschiedensten Gegner werden. Hiezu kommt, daß der Adel des Landes und die Bevölkerung Nordschleswigs in der großen Majorität durchaus gegen den Augustenburger eingenommen sind, und daß die Dänen, welche jetzt schon ihre Propaganda offen betreiben, leichtes Spiel haben werden, wenn sie es versuchen wollen, den Norden des Herzogthums auf ihre Seite zu ziehen. Unzufriedenheit, Parteiungen, wahrscheinlich sogar Ruhestörungen im Norden würden die ersten Folgen der herzoglichen Regierung sein.

„Der Herzog würde einen Hofstaat, eine Armee, eine Flotte und tausend Dinge in's Leben rufen, deren Unterhalt dem ohnedieß mit Schulden belasteten Lande schwere Opfer kosten würde. Anstatt daher den materiellen Wohlstand zu heben, würde seine Regierung ihn untergraben; der schleswig-holstein'sche Kanal, wie ihn Preußen zu bauen beabsichtigt, würde nicht gebaut werden, und die ganze Errungenschaft der Herzogthümer würde in Abschüttelung des Dänenjoches, in einem eigenen Throne und in einem Bündnisse mit den Kleinstaaten bestehen, wodurch sie gegen die Angriffe Dänemarks keinen nachhaltigen Schutz gewännen. Nehmen wir an, daß der europäische Krieg ausbricht, daß Oesterreich in Italien und Preußen am Rhein beschäftigt sind: Napoleon wird in diesem Falle Skandinavien zu seinem Bundesgenossen machen und einen Angriff auf Schleswig unterstützen. Wer soll bei einer solchen Eventualität zu unserer Vertheidigung herbeieilen? Preußen? Wir haben es um Preußen nicht verdient, daß es zum zweiten Male für uns in's Feld zieht, und selbst wenn wir uns anders gegen unsere Befreier benommen hätten: — sind wir sicher, daß Preußen eine Armee von sechzigtausend Mann und seine Flotte zu unserem Schutze herschicken kann? Aber angenommen, es könnte dieß und es siegte in einem blutigen Kriege über Frankreich und Skandinavien, würde es dann wieder aus den Herzogthümern abziehen und Herzog Friedrich den Thron zurechtsetzen, damit er zum andern Male Bündnisse mit den Kleinstaaten schließt?

„Angenommen aber, Preußen kann uns nicht schützen, dürfen wir dann mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Bund es thun kann und wird? Was wir bisher vom Bunde gesehen und erfahren haben, widerspricht dieser Annahme, und dient vielmehr dazu, uns mit Zweifeln an seiner Macht und Energie zu erfüllen.

„Es bleibt uns nur übrig, unsere eigene Kraft zu messen. Welcher vorurtheilsfreie Mann wird glauben, daß wir Dänemark, Schweden, Norwegen und Frankreich trotzen können? Wer zweifelt daran, daß ein großer Theil Nordschleswigs zu den dänischen Waffen eilen, oder sich wenigstens dem Dienste unter deutschen Fahnen entziehen würde, wenn wir es allein mit Skandinavien zu thun hätten? Wenn heute ein Regiment Franzosen, begleitet von dänischen Truppen, den Danebrog im Norden erhöbe, würde es um die

Sympathieen für einen Staat Schleswig-Holstein übel aussehen. Wissen die Nordschleswiger aber, daß Preußen sie schützt, daß Preußen sie züchtigt, wenn sie Landesverrath begehen, so werden sie sich zweimal besinnen, ehe sie zum Feinde übergehen.

„Die Errichtung eines schleswig-holstein'schen Kleinstaats ist gleichbedeutend mit Unruhe, Unzufriedenheit und gänzlichem Untergange der Herzogthümer, — wenn Preußen nicht wieder herbeieilt und das Land mit dem Blute seiner Krieger tränkt. Da mithin Preußen unter allen Verhältnissen berufen ist, Schleswig-Holstein zu vertheidigen: da es aber eine schlagfertige Armee halten muß, um uns schützen zu können, so ist es nur logisch gedacht, wenn wir das, was doch kommen muß, gleich herbeiführen, weil die materiellen Interessen der Herzogthümer, die Sicherheit des Nordens und die Machtentwicklung Deutschlands zur See erst dann auf gesunden Fundamenten ruhen, wenn Preußen die Herzogthümer ganz unter seine Obhut genommen hat.

„Hiebei ist nicht zu vergessen, daß die Aufnahme einer so zähen Bevölkerung, wie die schleswig-holstein'sche in den preußischen Staat, namentlich aber die Gründung einer Flotte bedeutenden Einfluß auf das politische Leben Preußens haben würde; die Anerkennung, welche die Flotte sich verschaffte, würde auf die Stellung des Linienmilitärs insofern einwirken, als dieß nicht ganz allein Gegenstand der öffentlichen Besprechung bliebe, und da die schleswig-holstein'schen Seeoffiziere und Matrosen wahrscheinlich nicht die zweite Rolle auf der Flotte spielen würden, steht zu erwarten, daß sie eher vorgezogen und protegirt, als in den Hintergrund gestellt werden würden.

„Die Sicherheit der Herzogthümer, namentlich Schleswigs; die Ohnmacht Deutschlands zur See und die Zukunft des deutschen Gesammtvaterlandes erheischen es gebieterisch, daß Preußen die Herzogthümer inkorporirt; es mögen Preußen aus einem solchen Schritte arge Verwicklungen erwachsen: ärgere vielleicht würden es treffen, wenn es einen Kleinstaat zwischen sich und Skandinavien begründete, dessen Regierung und Volk mit den Mittelstaaten Deutschlands gegen Preußen Front machen."

Stellen wir nun drei patriotische Männer einander gegenüber, welche die herzogliche, die großherzogliche und die preußische Partei repräsentiren, so finden wir, daß die herzogliche das Erbrecht des Fürsten als Palladium erhebt und gegen Preußen stimmt, weil dieß eine preußische, nicht aber eine deutsche Politik verfolgt. Preußen lehnt sich gegen den Bundestag auf; die Regierung steht mit dem Volke in Konflikt und hat in der herzoglichen Partei keine Sympathieen, wogegen Sachsen, Hannover und Baiern als Verbündete betrachtet werden, welche das Deutschthum stützen und aufrecht halten. Also Ueberzeugung von dem Rechte des Herzogs und Sympathieen für Deutschland sind die Haupttriebfedern der herzoglichen Partei.

Die Oldenburger sprechen ihrem Prätendenten das Erbrecht zu und behaupten, daß nur durch seine Erhebung auf den schleswig-holstein'schen Thron eine deutsche Flotte zu erzielen ist, und die Vertreter der preußischen Partei endlich stellen über das Erbrecht eines Fürsten das Interesse Deutschlands, namentlich Preußens, welches sie als den Mittelpunkt betrachten, an den sich die übrigen Kleinstaaten anschließen müssen, wenn überhaupt aus Deutschland eine Macht werden soll.

Und frägt man mich, welcher Partei ich angehöre? Nun, derjenigen, welche mein Vaterland gegen dänische Eroberungsgelüste sicher stellt, welche Deutschlands Seemacht entwickeln hilft; derjenigen, welche Einheit der Macht schafft, jedem einzelnen Staate aber seine innere Entwicklung erleichtert. Würde plötzlich der Herzog von Bückeburg im Stande sein, dieß Alles zu erreichen, so würde ich für ihn zu Felde ziehen und zur bückeburgischen Fahne schwören. Ich bin kein Preuße, kein Oldenburger und kein Scheswig-Holsteiner im partikularistischen Sinne des Wortes, sondern ein Deutscher; der es noch zu erleben hofft, daß die Souveränität der Kleinstaaten ein Ende nimmt, und ich stimme dem Vater des jetzt regierenden Großherzogs von Oldenburg vollkommen bei, welcher die Souveränität der Kleinstaaten einen Raub am deutschen Vaterlande nannte. So unklug es sein würde, die verschiedenen deutschen Volksstämme über einen Kamm scheeren und alle kleinen Höfe aufheben zu wollen, so unzweckmäßig muß es dem Unparteiischen erscheinen, wenn ein „einig Volk von Brüdern" dreiunddreißig verschiedene Armeen unterhält, die zum Theil verschiedene Bewaffnung, verschiedene Kommandos, verschiedene Signale, verschiedene Uniformen haben und eine so bunte Musterkarte abgeben, daß eine einheitliche Verwendung zu dem gemeinschaftlichen Zwecke der Vaterlandsvertheidigung kaum — ja gar nicht möglich ist.

Die Kieler Universität, vom Herzog Christian Albrecht gestiftet und nach ihm Christiana Albertina genannt, wurde um's Jahr 1665 feierlich eingeweiht. Bisher hatten die Schleswig-Holsteiner vorzugsweise in Rostock studirt, wo sie deßwegen besonders willkommene Gäste waren, weil ihre Väter ihnen statt eines Wechsels — Brennholz schickten, was damals in den Herzogthümern für 15 Sgr. die Klafter zu haben war, während es in Rostock mit theurem Gelde bezahlt wurde. Später, als die Jugend im eigenen Vaterlande studiren konnte, hörte der Besuch der Rostocker Universität auf, und nur die wohlhabenden Studenten pflegten ein paar Semester in Heidelberg, Bonn oder Jena zuzubringen, wo sie nicht durch das Holz, sondern durch die blanken Thaler, die ihnen aus der Heimat zugeschickt wurden, und durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie ihre Schulden zahlten, willkommene Gäste waren und noch bis zu dieser Stunde sind. Ein Schleswig-Holsteiner hat auf allen deutschen Universitäten „offenen Pump", wie ich leider selber habe erfahren müssen, als ich „achtzehn Jahre zählte". Mein vortrefflicher Oheim, der die Bären losband, die ich so leichtsinnig angebunden, und mir statt einer Menge wohlverdienter Vorwürfe nur das eine Wort „Brrr!" schrieb, kann sich aber gratuliren, daß ich es nicht machte, wie einer meiner Landsleute, der ein ganzes Semester in Heidelberg blieb, — „um eine blaue Laterne einzuschlagen!" Die Laterne wurde von ihrem egoistischen Besitzer mit Argusaugen bewacht; er und sein Sohn standen bei ihr förmlich Schildwache, und es kostete viel Mühe und List, um das heißersehnte Ziel zu erreichen. Mit Beharrlichkeit ist aber viel durchzusetzen, und mein Landsmann feierte den Triumph,

nach fünfmonatlichen vergeblichen Feldzügen gegen die blaue Laterne das zu erreichen, wornach seine Seele dürstete. Ein lautes Klirren überzeugte den Philister und Laternenbesitzer, daß der Stolz seiner Brust dahin sei; einen Augenblick blieb er wie gebannt stehen, — aber die Verzweiflung gab ihm Kraft, er eilte seinem Feinde nach und glaubte ihn zu erkennen.

In Heidelberg bestand und besteht vielleicht noch heute das akademische Gesetz, daß Jeder, der bei dem Einwerfen einer Laterne betroffen wird, alle Laternen bezahlen muß, die bisher „unbekannt von wem" zertrümmert wurden, und mein Landsmann, oder vielmehr sein Vater empfing einige Zeit nach der letzten Stunde der blauen Laterne eine Rechnung über 3000 fl., die er mit großen Augen anstarrte, aber ohne Seufzer bezahlte!

Bis 1848 hatte in den Herzogthümern das Gesetz gegolten, daß Niemand in Schleswig-Holstein angestellt werden könne, der nicht wenigstens zwei Jahre in Kiel studirt habe; nach dem Frieden von 1852 wurde Kiel eins der gemeinschaftlichen nichtpolitischen Bande, welche Schleswig mit

Fischerhaus in Ellerbeck. (S. 279.)

Holstein verbanden; die lieben Dänen stellten aber in Schleswig Niemanden an, der auf der Landesuniversität studirt hatte und erschwerten ihren Besuch durch alle erdenkliche Mittel. Ein dänischer Major wurde Kurator der Universität; dänische Professoren verdrängten die deutschen, das freie Wort ward in den Bann gethan, und es sah um das „gemeinschaftliche, nichtpolitische Band" traurig aus. Trotzdem beschlossen die Vaterlandsfreunde, in beiden Herzogthümern einen Fond für ein neues Universitätsgebäude zu sammeln, und das arme gedrückte Schleswig steuerte mit einer Bereitwilligkeit zu dem patriotischen Zwecke, die wahrhaft ergreifend war; ja selbst während des dreijährigen Krieges trugen die Friesen der Nordseeinseln von „ihrem bischen Armuth" bei, um zu zeigen, daß ihnen auch in dieser Beziehung der Sinn für das Allgemeine nicht abginge. Seit fast zwei Jahren wird gesammelt; der Bau des Universitätsgebäudes ist gesichert; das Geld ist da, und nur eins fehlt — der Platz, auf dem es stehen soll. Der Streit um diesen Platz hat viel Aehnlichkeit mit dem politischen Hader der einzelnen Parteien; alle wollen von Dänemark los und sich an Deutschland anschließen, wissen aber nicht wie? Alle wollen ein Universitätsgebäude errichten, wissen aber nicht

wo? Und wir, die wir beigetragen haben, um eins zu bauen, wissen, daß wir eins bekommen, aber wir wissen nicht wann?

Unter den Professoren, welche in diesem Augenblicke in Kiel angestellt sind, dürfte Professor Esmarch der bekannteste und bedeutendste sein, und es wird kaum einen österreichischen, preußischen oder dänischen Verwundeten geben, der nicht gelernt hätte, den Namen dieses ebenso geschickten als humanen Arztes mit dankbaren Lippen auszusprechen. Es ist ein eigen Ding, die Verdienste eines noch Lebenden hervorzuheben, weil man Gefahr läuft, ihn zu verletzen; ich will mich daher bescheiden und es Denen überlassen, welche dem Professor Esmarch ihr Leben und die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu danken haben, sein Lob durch ganz Deutschland zu verbreiten.

Die übrigen Koryphäen der Wissenschaft, welche in diesem Augenblicke an der Christiana Albertina glänzen, sind ihren Fachgenossen hinreichend bekannt und haben für das allgemeinere Publikum kein hervorragendes Interesse. Um übrigens zu beweisen, daß die Kieler Universität nicht so verwahrlost ist, wie man meinen sollte, nachdem sie so lange unter dänischer Herrschaft gestanden, will ich bemerken, daß sie vierzig Lehrer zählt, von denen einundzwanzig ordentliche und zwölf außerordentliche Professoren sind; außer dem Freitische oder Konvikt, das seit der Stiftung der Universität besteht und seine Einnahmen aus den jährlichen Beiträgen der schleswig'schen Friesen hat, und dessen Partizipienten jährlich sechzig Thaler genießen, hat die Universität noch mehrere Stipendien. Zu den praktischen Lehranstalten gehören: das homiletische Seminar, das philologische Seminar, die beiden klinischen Institute, das Krankenhaus, das Friedrich's-Hospital, die Entbindungsanstalt mit der Hebammenschule, die Bibliothek mit gegen hunderttausend Bänden, das naturhistorische Museum, das anatomische Theater, das chemische Laboratorium und endlich der botanische Garten, der in den letzten Jahren sehr erweitert worden ist. Die Forstakademie, die ehemals in Kiel bestand, ist aufgehoben und nach Dänemark verlegt worden, wird aber hoffentlich jetzt bald wieder in's Leben gerufen werden.

Neben der Universität bestehen eine Menge von Vereinen, die für den regen Geist der Kieler zeugen, wie: der Gustav-Adolph-Verein, der Bibelverein, die Gesellschaft der Missionsfreunde, der schleswig-holstein-lauenburgische Verein für vaterländische Geschichte, der schleswig-holstein-lauenburgische Verein für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, der ein recht hübsches Museum angelegt hat, — und endlich der Bildungs- und der Gewerbeverein. Man muß den Kielern das Verdienst lassen, daß sie durch ihr reges geistiges Leben viel dazu beigetragen haben, das Volk beider Herzogthümer auf die Kulturstufe zu heben, welche es vor vielen anderen deutschen Volksstämmen einnimmt.

Außerhalb der Stadt, in dem zauberisch schöngelegenen Dorfe Dorfgarten (ehemals Hemmighestorp), liegt die Irrenanstalt Hornheim, welche von dem berühmten Irrenarzte Professor Jessen angelegt wurde und bis zu dieser Stunde von ihm verwaltet wird. Das Institut ist leider zahlreich besucht, und es werden von nah und fern Unglückliche nach Hornheim gebracht, von denen freilich nur die Wenigsten Heilung ihres gestörten Geistes finden. Die zauberisch-schöne Lage der Irrenanstalt, von welcher man einen lohnenden Blick auf den Kieler Hafen hat, und die ausgezeichnete Pflege, welche die Kranken bei Professor Jessen finden, mögen freilich viel dazu beitragen, den Unglücklichen ihr Loos zu erleichtern; in unserem materiellen Zeitalter aber, wo Materialismus und Sucht nach äußerem Glanz den Menschen die Köpfe verrückt und den „Größenwahnsinn" erzeugt, stehen die Zahlen der Geheilten mit denen der stets neu Hinzukommenden in keinem Verhältnisse, und wenn man über die Straße geht, und eine Mutter mit seidener Schleppe das Trottoir kehren sieht, deren Kinder zu Hause an einer trockenen Brodrinde nagen, möchte man sich bisweilen darüber wundern, daß die Zahl derer, welche frei umhergehen dürfen, noch immer so groß ist.

Was Kiel einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist die wundervolle Abwechslung von Wald und Feld, welche die Höhen zu beiden Seiten des Hafens und tief in das Land hinein in ihrer vollen Schönheit hervortreten lassen, und auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden, will ich ihn einladen, mir nach einigen der schönsten und interessantesten Punkte zu folgen.

Wir waren eben bei Hornheim, haben also nur einen kurzen Weg nach dem Sandkruge, der auf einem hohen Hügel auf der Südseite des Hafens liegt und eine unvergleichliche Aussicht auf das Meer gestattet. Hier finden sich namentlich die Schützen Kiels ein, die Freunde der Kegelbahn und Studenten, die sich „pauken", aber nicht vom Pedell abfassen lassen wollen. Da sie meistens mit den Bauern auf vortrefflichem Fuße stehen, hat der Pedell gewöhnlich das leere Nachsehen, wenn er Böses brütend den „Füchsen" folgt, welche Schläger und Paukapparat über den Hafen fahren, um oben auf lichter Höhe den „Touche" auszuwetzen, den ein ergrauter und bemooster Bursche dem anderen angethan. Daß hier aber nicht bloß geschossen, gekegelt und gepaukt wird, sondern daß der jugendliche Uebermuth im Sandkruge bisweilen komische Szenen aufführt, möge folgende Anekdote beweisen.

Ein Bauer hatte ein Schwein, das er selbst groß gezogen, mit Trebern und Milch gefüttert und auf dessen Gewicht er Jedem, der nach dem Sandkruge kam, Wetten anbot. Da er ein einfältiger, leicht zu bethörender Mensch war, beschlossen ein paar Studenten, ihn für seine endlosen Gespräche über sein „Fettswiin" zu bestrafen, und als sie ihre Vorkehrungen getroffen, sprachen sie dem Bauern so lange zu, bis er sich entschloß, seinen Liebling und Zögling auf einen Wagen zu packen und auf den Markt nach Kiel zu fahren. Tag und Stunde seiner Abfahrt von Hause war den Studenten und ihren Helfershelfern genau bekannt, und es war Alles so geschickt eingeleitet, daß an ein Fehlschlagen ihres Schelmenstreiches nicht zu denken war.

Voll Stolz auf sein „Fettswiin" und voll Begierde, Wetten auf das Gewicht des Schweinjünglings anzustellen, ehe er es verkauft hat, fährt der Bauer nach Kiel, und kaum ist er in der Stadt, als ein niedliches Stubenmädchen ein Fenster aufreißt, und ihm zuruft: „Bader, hal still." — „Brr!" sagt der Bauer und zieht den Zügel an; „brr! Wat is da los?" — „Wat kost de Gander (Gänserich), de

he up de Wagen hät?" frägt das Mädchen, indem es mit der Hand nach dem „Fettſwiin" zeigt.

„Ganber?" antwortet der Bauer. „Wonehm (wo) is en Ganber?"

„Up den Wagen," antwortet das Mädchen.

Der Bauer ſieht ſich um, und dreht ſich faſt das Genick ab, um den Ganber zu entdecken, findet aber nichts als ſein Schwein und antwortet dem Mädchen: „Dat is ja en Swiin!"

„Narr!" ſagt das Mädchen und ſchlägt das Fenſter zu.

„De Dern (Mädchen) iſt wul unklook," murmelt der Bauer vor ſich hin; er gibt den Pferden die Peitſche und fährt im Zuckeltrab weiter. Kaum iſt er fünfzig Schritte gefahren, als eine Köchin, mit einem Korbe auf dem Arme, an den Wagen tritt, dem Bauern Halt zuruft und beide Hände zuſammenſchlägt, indem ſie ausruft: „Dat wär en Ganber för unſer Gös (Gänſe). Wat ſchall de Ganber koſten?"

„Plagt di der Deuvel?" ruft der Bauer; „de Lüd (Leute) in Kiel ſind ja wul narriſch wure," und ohne ſich aufzuhalten, treibt er die Pferde wieder an.

Er iſt nicht weit gekommen, und ſchon wieder begegnet ihm ein Mädchen, das den „Ganber" bewundert und einen Handel abſchließen will; der Bauer ſchwingt aber die Peitſche und jagt, was die Pferde laufen können, nach dem Marktplatze, wo der Schlachter ihn erwartet, der ſchon ſeit Jahren Kälber und Ochſen von ihm eingehandelt hat.

Kaum hat der Bauer Zeit gehabt, die Stränge ſeiner Pferde loszumachen und eine Decke über ihre dampfenden Weichen zu werfen, als der Schlachter an den Wagen herantritt, das Schwein beim Schwanze zieht, daß es laut quick-quick ſchreit — und nach genauer Beſichtigung des Thieres, während welcher dem Bauern das Herz vor Freude gehüpft iſt, frägt: „Handelſt du nu mit Gös?"

„Mit Gös?" frägt der Bauer, indem er zurückprallt; gleich darauf fährt er aber ſeinem Schweine mit der Hand über die Augen und ſagt: „Schlachter, iſt dat en Gos?"

„Kann uk ſin en Ganber," antwortete der Schlachter. „Töf (warte) bis to'n (zum) Frühjahr. Legt dat Deert (Thier) Eier, denn ſo is dat en Ganber; legt en keen, denn ſo is it en Gos."

„Ganber? Gos?" ſagte der Bauer. „Min Gott und Vader, — de Gös legt de Eier —"

„Bi de Höhner legt ſe dat Seken (Weibchen), bi de Gös legt ſe dat Heken (Männchen)," ſagte der Schlachter. „Minſch, weetſt du dat nich?"

„It dreit ſik Allens mit mi," antwortete der Bauer; „de Ganders legt de Eier — und wat ik up den Wagen häf —"

„Hol (halte) ik för en Ganber," antwortete der Schlachter, indem er dem Schweine ein paar Borſten auszieht, ſie zwiſchen den Fingern hält und darauf bläst, wie auf Dunen.

„Na, denn man to," ſagte der Bauer, indem er ſich die Schweißtropfen von der Stirn wiſchte; „denn man to. De Ganber ſchall ſon den Wogen heraf. Ik häf glooft (geglaubt) it wär en Fettſwiin; aber wenn it en Ganber iſt — heraf ſon min Wagen!" Damit zog er ſeinen Liebling vom Wagen und fuhr aus der Stadt hinaus, als wenn der leibhaftige Gottſeibeiuns hinter ihm drein wäre.

Daß die Studenten noch am ſelben Abend Schweinsrippen von des Bauern Gänſerich aßen, verſteht ſich von ſelbſt.

Steigt man die Höhe vom Sandkruge herab und nähert man ſich dem Ufer des Meeres, ſo betritt man das Dorf Ellerbeck, das vorzugsweiſe von Fiſchern bewohnt wird, die im Kieler Hafen manchen leckern Fiſch, beſonders aber die weit und breit berühmten „Sprott" fangen, welche ſich von den „Bücklingen" dadurch unterſcheiden, daß ſie kleiner, fetter und wohlſchmeckender ſind als jene. Friſchgeräucherte Sprott ſind eine wahre Delikateſſe; man bricht ihnen den Kopf ab, zieht die Haut weg, entfernt die Gräten und legt den Reſt auf Schwarzbrod, das mit friſcher Maibutter beſtrichen iſt, und wer ſich vor Indigeſtionen nicht fürchtet, treibt dieß kindliche Spiel länger fort, als ſich mit der Rückſicht auf die Damaſtſerviette der Hausfrau verträgt. Leider verlieren die Sprott ſchon nach den erſten Tagen ihren feinen zarten Geſchmack; ſie werden trocken und hart, die Haut geht nicht mehr ſo leicht ab, wie im Anfange, und die Exemplare, welche ſüdlich der Elbe verzehrt werden, würden einem Schleswig-Holſteiner eben ſo wenig zuſagen, wie die Auſtern, die man mitten in Deutſchland bekommt. Ich habe vor vielen Jahren, ehe noch die Eiſenbahnverbindung zwiſchen dem Norden und dem Süden hergeſtellt war, in Prag Auſtern eſſen ſehen, die ein Eau de Cologne-Bad ſehr nöthig gehabt hätten; und es ſind mir in Caſſel Sprott vorgeſetzt worden, die ich für ungenießbar erklärte; der Wirth meinte aber: „Vielleicht kennen Sie den Fiſch nicht? Ich beziehe ihn direkt aus Hamburg — es iſt ganz friſche Waare."

Außer den Sprott werden Häringe, Dorſch, Bütt, Braſſen, Schleien, Hechte und viele andere Fiſche in großer Menge gefangen, die theils in Kiel verkauft, theils aber nach Hamburg verſchickt werden. Während nun die Männer in die See hinausfahren, Netze ſtricken und ausbeſſern, Kähne zimmern, und während des Häringfanges die Rauchhäuſer bewachen, trifft die Weiber und Mädchen das Loos, den glücklich heimgebrachten Fang zu ſortiren und in Kähnen nach Kiel zu fahren, und es ſieht ſpaſſig genug aus, wenn eine kleine Flottille von Böten, die zum Theil aus ausgehöhlten Baumſtämmen beſteht, und nur von Weibern geführt wird, mit vollen Segeln im Hafen hin- und herkreuzt. Wer aber die Kähne genauer betrachtet, findet, daß ſie vollkommen der Beſchreibung entſprechen, welche Tacitus von den Fahrzeugen der alten Deutſchen entwirft, und wer ſie gar beſteigt und ſich davon überzeugt, daß ſie wie Eierſchalen hin- und herſchwanken, ſo wie man ſich nur im Geringſten bewegt, der wird ſich ſchwerlich entſchließen, den ſchönen Ellerbeckerinnen Geſellſchaft zu leiſten, wenn ſie bei Wind und Wetter das Segel aufziehen und ihre Waare nach Kiel bringen. Ich für mein Theil habe es immer viel angenehmer gefunden, die holländiſche Reinlichkeit in den Wohnhäuſern der Fiſcher und Bauern zu bewundern und mich mit den urgemüthlichen Bewohnern zu unterhalten. Die Häuſer ſind nach altſächſiſcher Weiſe eingerichtet; tritt man durch einen Flügel des

Doppelthors auf die Tenne, so sieht man zur Rechten und Linken das Vieh, Fischernetze und allerlei Hausgeräth untergebracht; wo die Tenne zu Ende geht, ist ein unendlicher Kamin, an dessen beiden Seiten Messing- und Kupfergeschirr hängt, das so blank ist, daß man sich darin spiegeln könnte; auf dem Herde brennt ein unausstehliches Torffeuer, dessen bläulicher Qualm Einem den Athem versetzt. Rechts und links vom Kamin sind kleine, niedrige, braune — bisweilen auch grasgrün angestrichene Thüren, welche in die niedrigen Wohn- und Schlafzimmer führen. Ein eigenthümlicher, wunderlicher Geruch kommt Einem entgegen, so wie man eines dieser Zimmer betritt. In den niegeöffneten Fenstern, deren Rahmen fast ohne Ausnahme braun angestrichen sind, stehen Rosen, Geranium, Nelken und Pantoffelblumen. Unter dem Querbalken, der mitten durch's Zimmer geht, hängt ein Käfig, in welchem ein „Kanaillenvagel" oder ein „Grau-Fritzsch" (Hänfling) sein Leben vertrauert und aus Verzweiflung lustige Lieder singt. Der ungeheure Kachelofen ruht auf hohen eisernen Füßen; unter dem Ofen liegt ein Kissen für „Perle", den Hund. Neben dem Fenster steht ein brauner Klapptisch, in dessen Schublade das Tischtuch, Messer, Gabeln und Löffel aufbewahrt werden; in der dunkelsten Ecke des Zimmers hängt die Wanduhr, dann folgt eine Kommode aus Föhrenholz, auf welcher ein künstliches Blumen-

Ellerbecker Fischermädchen, nach Kiel fahrend. (S. 279.)

bouquet aus Federn paradirt; darüber an der Wand hängt ein Schlachtbild aus dem letzten Kriege; die Soldaten sehen alle aus wie Zwillingsbrüder, und wo ein großer gelber Kleck mit rothen Strichen an den Rändern sichtbar ist, platzt eine Bombe. Der Kommode gegenüber, auf der anderen Seite der Stube steht eine grüne Kiste, die mit zierlich gearbeiteten eisernen Bändern beschlagen ist. Zu beiden Seiten des Schlosses, das groß genug ist, um ein Burgthor zu verschließen, steht der Name der Besitzerin mit weißen Buchstaben geschrieben; der Schlüssel zu dieser Kiste hängt an einer Hummerscheere neben der Wanduhr. Der Fußboden ist mit feinem weißen Sande bestreut; die weißen Stühle *haben eine gerade* Lehne, hölzernen Sitz und sind so blank und sauber, als wenn sie eben erst vom Tischler abgeliefert worden wären.

Trotz ihres geringen Wohlstandes sind die Fischer in hohem Grade gastfrei, und die reichen Marschbauern könnten von ihnen Vieles lernen; nähert man sich einem Hause und frägt: „Kann ik för Geld und gude Wörd (Worte) en Glas Melk (Milch) und en Stück Brod kriegen?" so wird sicherlich die Antwort lauten: „Woför dat nich? Kamen Se man herin!" Hat man sich aber an Speise und Trank gelabt und will man in die Tasche greifen und bezahlen, so wird Einem der ehrliche Fischer oder seine eben so gastfreie Hausfrau in neunzig Fällen unter hundert sagen: „Dat wär jo en Schande werth, wenn ik daför wat nehmen wull;

Am Elerbecker Ufer. (S. 279.)

wenn Se förleev (fürlieb) nehmen wüllt, ſo god als wi it habben, denn is dat Dankens werth."

Ich hatte mich vor vielen Jahren nach Ellerbeck begeben, wo ich die Bekanntſchaft einer alten, geſprächigen Frau machte, die mich nöthigte, einzutreten und mit ihr zu plaudern. Im Laufe der lebhaften Unterhaltung äußerte ſie, daß ſie die Katzen nicht leiden könnte, und als ich nach der Urſache ihrer Abneigung fragte, erzählte ſie mir Folgendes:

„Min ſelige Mann wär en groten Kattenfründ, und wull bannig gern en dreſarbige Katt hebben. To hört he denn to ſin Freud, aber uk to ſin Unglück, dat up en Hof up gunt (jener) Sit dat Water en Katt veer Kitten kregen hät, de all dreſarbig ſind. It is god; he hät ja keen Ruh, bit he en von de Kitten hät; he nimmt ſik dat Boot, ſmit (wirft) en groten Kornſack herin, wo he de Kat in ſtecken will, und rudert richti öwer dat Water na den Hof hen, wo de Kitten ſind. Wi he up den Hof kummt, ſind de Kitten ja noch richti all da, de Meierſch giſt em en wunnerſchöne Kitt, un wi he ſe in ſin Kornſack in hät, giſt ſe em uk noch en Snaps. Na, da wär ja nu wieder nix bi, — aber it bleev nich bi en Snaps, he drunk wat gern, min ſelig Mann, un wi he ſo wat um de Middagstit von den Hof geit un na dat Boot toſtüert, hät he ja en Brand. Dat har (hätte) nu nix to ſeggen hat, denn he har doch ſinfullen (vollen) Verſtand; aber dat Unglück wär, dat it ſchrecklich warm wär, un dat em dat Rodern toveel wur; denn he wär ja warm in ſin Kup, nu de ohl Sunn brenn em aarig (tüchtig) up den Puckel. Na, wat wär to macken; min Mann denkt ‚ſchallſt de Kitt ut den Kornſack nehmen, denkt he, un den ohlen Sack an den Maſt uphängen; en beeten geit de Luft doch, wer weet, ob di de Wind nich na Ellerbeck driven deit'. He ſteit ja up, nimmt de ohl Kitt ut den Kornſack, makt den Sack faſt, und richti, de Wind weit en beten ſtärker, denn it wär recht ſo en Gewitterluft, un he ſätt ſik achter (hinten) in dat Boot und hölt dat Stüer. Na, it is god, min Mann fahrt ja los, aber ward ja möd bi dat Sitten und ſlöpt (ſchläft) endli in. Nu geit dat Spill aber erſt los; denn knapp is he inſlopen, da fangt it an to weihen, de ohl Wind dreit (dreht) ſik un jagt min Mann mit ſammt de Kitt ut den Hoſen herut, und wi he de Dogen upſleit, is Allens balkendüſter (finſter) und he weet nicht, wo he is. Nu fung dat Malör an; he kun ſik in dat ohl lütje (klein) Boot nich veel rögen (rühren), wil dat Water to unruhig wär, de ohle Kitt ſchreeg und lamenteer, und min ſelig Mann wuß' nich', wat he von dat Spill denken ſchull. Twee (zwei) Nachten und een Tag hät he ſo herumföhrt up dat Water, und wi he endli an't Land dreeven (getrieben) ward, is he — wat meenen Se wull, wo he is? — up Fühnen, bi den ohl Dän!

„Na, it wär ja en grote Gnad von Gott, dat it em nit ſlechter gaen wär, und ik wär uk froh, dat ik em man wedder kreeg; denn ſin Mann verliſt (verliert) man ja nich gern; aber de ohl Katten, de dat Unglück öwer em bracht hebben, de kann ik för den Dod nich utſtaen, und mi ſchall keen in't Hus kamen, wenn ik it helpen kann."

„Ehr Mann much wul uk nix mehr von Katten weeten?" fragte ich.

„De?" rief ſie aus vollem Halſe lachend; „de wär ſo en Narr mit de ohlen Katten! De wär gern noch mal na den Hof fahren und har ſik en von de bunten Kitten halt; aber ik har em helpen wullt; nä, nä, wat nich ſin ſchall, dat ſchall nich ſin, und man ſchall den leeven Gott nich in Verſökung föhren, dat he den Oevermod beſtrafen deit."

Ich ſtimmte der guten alten Frau bei, verwünſchte mit ihr alle Katzen und kehrte nach Kiel zurück. Als ich unlängſt Ellerbeck wieder beſuchte, war meine Freundin ihrem Gatten in ein beſſeres Jenſeits gefolgt.

Verfolgt man den Weg längs des Meeresufers weiter, ſo kommt man nach dem zauberiſch gelegenen Neumühlen (ehemals Zuentinemunde), wo die Schwentine eine bedeutende Kornmühle treibt und zur Anlage verſchiedener Fabriken Veranlaſſung gegeben hat. Das Flüßchen, über welches zwei Brücken führen, war während des dreißigjährigen Krieges Zeuge eines heftigen und erbitterten Kampfes, der damit endete, daß General Torſtenſon an der Spitze ſeiner Schweden eine Schanze erſtürmte, die den Uebergang über die Brücken vertheidigte. Von den Lachſen, die ehemals in großen Schaaren die Schwentine bevölkerten, iſt leider die letzte Spur verloren gegangen.

Nicht weit von Neumühlen liegt Laböe, ehemals Lubobne, und da dieſer Punkt geeignet ſein dürfte, dem Leſer einige kurze geſchichtliche Notizen zu geben, wollen wir in das erſte beſte Haus eintreten und an dem ſaubern Tiſche eines Bauern unſere Kenntniß des Landes zu erweitern ſuchen.

Das Herzogthum Holſtein, oder wie es ehemals hieß, die Grafſchaft Holſtein, zerfiel in drei Theile, Holſtein, Stormarn und Dithmarſen. Adam von Bremen gibt uns über dieſe drei Lande folgende Auskunft: „Die überelbiſchen Sachſen beſtehen aus drei Völkern; die erſten am Meere wohnenden ſind die Tedmarsgoer (Dithmarſer), deren Mutterkirche zu Melindorp (Meldorf) iſt; die zweiten ſind die Holceten, ſo genannt nach den Hölzungen, in denen ſie ihre Sitze haben. Durch das Land derſelben fließt die Sturia (Stör) und ihre Kirche liegt zu Scanafeld (Schönfeld in der Nähe von Itzehoe). Die dritten und angeſehenſten werden Sturmaren genannt, darum weil dieß Volk häufig vom Sturme des Aufruhrs bewegt wird."

Die Länder Holſtein und Stormarn hatten bis zum Jahre 1110 gemeinſame Grafen, welche in Hamburg reſidirten, woher ſie den Namen der Hamburger Grafen erhielten. Nach dem Ausſterben dieſes Regentenhauſes wurden die Schauenburger mit beiden Ländern belehnt, und allmälig verſchwanden die Grenzen zwiſchen Stormarn und Holſtein ſo, daß es unmöglich iſt, genau anzugeben, welche Dörfer und Diſtrikte einſt dem einen und dem anderen dieſer Lande angehört haben.

Beſtimmter laſſen ſich die Orte nachweiſen, welche ehemals von den Wenden und den Sachſen bewohnt waren, und wir finden heute noch deutliche Spuren des einſt mächtigen Wendenreiches, wo jetzt die letzte Spur des Volkes ſelbſt untergegangen iſt. Zu Karl des Großen Zeit waren die ganze Oſtküſte Holſteins und das Herzogthum Lauenburg von Wenden bewohnt, die ſich im Jahre 798 durch einen blutigen Sieg über die Sachſen auf dem Heiligengeiſtfelde bei Bornhöved freien Eingang in Holſtein und Stormarn

erzwangen. Trotz der Mühe, welche Karl der Große sich gab, das weitere Vordringen der Wenden zu verhüten, und trotz des Dammes oder Sachsenwalles, den er gegen sie aufführen ließ (812), breiteten sie sich immer weiter aus, so daß sie sogar bis Nortorf, in die Nähe von Rendsburg, kamen und Kolonieen anlegten. Ihre Hauptstadt hieß Starigrad (alte Burg), woraus der Name Oldenburg entstand, und lag in Wagrien, das von ihrem Hauptstamme den Namen bekommen hatte.

Zur Zeit, wo das Wendenreich in Holstein seine höchste Blüte erreicht hatte, zerfiel es in 1) das oldenburgische Land, 2) das Land Lütjenburg, 3) das Land Plön, 4) den Gau Faldera, 5) Zuentifeld, slavisch Srentipole, d. h. Heiligenfeld, von den Sachsen Burnehovede, d. h. Brunnenhaupt, jetzt aber Bornhövd genannt, 6) das Land Böle, das heutige Reinfeld, 7) den Gau Ranzwelt, 8) den Gau Ratkau, 9) den Gau Susle, und endlich den Gau Utin, das heutige Eutin.

Um das Jahr 940 wurde in Folge der Eroberungen der sächsischen Kaiser in Starigrad, dem heutigen Oldenburg, ein wendisches Bisthum errichtet, das sich bis über die Schlei erstreckte und Schleswig umfaßte; das ganze Bisthum wurde mit Burgen und zahlreichen Dörfern versehen und es schien, als ob das Christenthum und die mit ihm Hand in Hand gehende Kultur unter den Wenden Wurzel geschlagen hätten; aber schon gegen das Jahr 1000 hatte das Heidenthum wieder so überhand genommen, daß die Bischöfe von Oldenburg es gerathen fanden, außerhalb Landes zu wohnen, und als 1074 Bischof Eizo starb, blieb der bischöfliche Stuhl ein ganzes Jahrhundert unbesetzt. Erst im Jahre 1090 wurde das Heidenthum ganz ausgerottet, nachdem Oldenburg erobert und der wendische Fürst Kruto in Plön getödtet worden war; da es aber noch immer viele Fehden mit den Wenden gab, und diese hauptsächlich von den Adeligen Holsteins und den aus Dithmarsen vertriebenen Rittern besiegt wurden, theilten sich die Sieger, — ähnlich wie die in England eingefallenen Normannen, — in das eroberte Land, legten die Dörfer nieder und gründeten die bedeutenden Güterkomplexe, die heute noch an der Ostküste Holsteins angetroffen werden. Die besiegten Wenden wurden Leibeigene der sächsischen und dithmarsischen Adeligen, und als nach und nach die Geistlichkeit Klöster und Bisthümer errichtete, sorgte auch sie für möglichst vollständige Arrondirung großer Komplexe und Niederlegung der wendischen Dörfer. In den neuerbauten Städten ließen sich Friesen, Sachsen und Holländer nieder; in Segeberg und Neumünster niederländische Tuchmacher, die noch heute ihr Gewerbe treiben, und es entstand somit eine ganz neue, aus verschiedenen Stämmen gemischte Bevölkerung, die eigentlich nur aus adeligen Gutsbesitzern, wendischen Leibeigenen und Bürgern sächsischen Ursprunges bestand. Die wendischen Niederlassungen wurden fast ganz zerstört; wie bedeutend sie aber gewesen sind, sieht man erst, wenn man die unzähligen Ueberreste einstiger Burgen und Dörfer, die überall aufgefunden werden, mit einander vergleicht. An manchen Stellen, wo jetzt öde Haide angetroffen wird, findet man unter der Haide schwarze Gartenerde und Reste ehemaliger Wohnungen; in tiefen, schattigen Buchenwäldern ragen Reste alter Wälle empor, und der Alterthumsforscher hat an der Ostküste Holsteins ein so reiches Feld, wie vielleicht an keiner anderen Stelle Deutschlands.

Dadurch, daß der Adel in dem eroberten Wendenlande die Dörfer zerstörte oder niederlegte und die ehemaligen Besitzer zu seinen Leibeigenen machte, entwickelte sich der kolossale Reichthum, dessen sich die Rantzaus, Sehesteds, Pogwisch und andere Familien ehemals erfreuten, — und die bittere Armuth, die leider heute noch auf den Gütern im östlichen Holstein zu Hause ist, und die sonst nirgends in den Herzogthümern angetroffen wird. Erst im Jahre 1804 ward die Leibeigenschaft aufgehoben; sie hat aber noch manche Spuren zurückgelassen und den „kleinen Leuten" Holsteins einen Stempel aufgedrückt, der erst mit der Zeit verschwinden wird.

Die ganze Landschaft nun, welche wir von Kiel aus am Meeresufer durchwandert haben, gehörte zu dem Nonnenkloster zu Preetz, und erhielt den Namen „Propstei". Nach Einführung der Reformation wurde Preetz ein weltliches Kloster, aus dessen Einkünften die Töchter adeliger Familien Revenüen bezogen, und die bedeutenden Ländereien, die ehemals Eigenthum katholischer Nonnen waren, gehören insofern noch zu dem Preetzer Kloster, als sie einen Theil ihrer jährlichen Abgaben in die Klosterkasse zahlen müssen. Wandert man durch die Propstei, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Gründer des Preetzer Klosters wohl gewußt haben, wo sie Hütten bauen sollen; denn einen schöneren und zugleich reicheren Landesstrich als die Propstei gibt es vielleicht nicht, und selbst Angeln und Dithmarsen, ja sogar England holen ihr Saatkorn, als das schwerste, beste und reichste des ganzen Kontinents aus der Propstei. Für den Landmann muß es eine wahre Augenweide sein, die prachtvollen Waizen- und Rappsaatfelder zu betrachten, die in dem wellenförmigen Lande mit unvergleichlichen Buchenwäldern, Wiesen und Waiden abwechseln, während der Naturfreund an unzähligen Plätzen Halt macht, um die ewig wechselnden Bilder der anmuthigen Landschaft in seine Mappe zu zeichnen.

Was mich an der Propstei besonders anzieht, ist der fremdartige Typus seiner Bewohner, über deren Ursprung man nicht recht im Klaren ist, die ich aber eher für Friesen, als für Holländer halten möchte, weil sie alle guten Eigenschaften meiner Freunde an der Nordsee besitzen, ohne mit dem unausstehlichen Phlegma der Mynheers geplagt zu sein. Die Männer sind meistens große, gesund und robust aussehende, aufgeweckte, ehrliche und betriebsame Menschen, und zeichnen sich ganz besonders dadurch vor den eigentlichen Holsteinern aus, daß sie einen guten Witz begreifen und belachen, während jene abstrakte Denker sind, die an „den Funken des Gehirns" keinen Gefallen finden. Ein Propsteier führt nicht den langweiligen Hundetrab des Schleswigers oder Holsteiners, sondern treibt seine starken Gäule an, frisch auszugreifen; ein Propsteier ist gastfrei, traktirt seine Freunde im Wirthshause, renommirt auch wohl mit seinem Reichthume, ist aber auch in dieser Beziehung ein dreimalgesalbter Engel im Vergleich mit den Marschbauern. Wo es Eisenbahnen zu bauen, namentlich aber Erdarbeiten zu machen gibt, finden sich Propsteier ein, und es zeigt sich

schon in den ersten Tagen ihrer Arbeit, daß nur die Friesen mit ihnen wetteifern können. Die Eigenthümlichkeit der Friesen, besonders schwer graben zu können, habe ich schon hervorgehoben, und es spricht meiner Meinung nach für die Verwandtschaft dieser beiden Stämme, daß sie beide in dem Fache des Grabenaufwerfens und des Arbeitens im schweren Schlick excelliren. Die Propsteier sind ferner neben den Friesen die einzigen Bewohner der Herzogthümer, welche die Nationaltracht ihrer Weiber beibehalten haben, und wenn in dieser auch ein Unterschied besteht, so erinnern die Haarflechten, die rund um den Kopf gelegt werden, das bunte seidene Halstuch und die Verzierungen am Mieder doch wieder an die Tracht der Föhringerinnen. Auch die Mädchennamen Silk und Abel, die in der Propstei gang und gäbe sind, erinnern an die friesischen Namen, und sieht man gar erst in die — oft auffallend schönen und regelmäßigen Züge der Propsteierinnen, betrachtet man ihren weißen Teint, ihre prachtvollen Zähne und ihre weichen Formen, und lernt man ihre Gastfreiheit, ihr ungezwungenes Wesen, ihre vielen glücklichen Anlagen schätzen, dann möchte man darauf schwören, daß sie mit ihren Schwestern auf Sylt und Föhr eine Abstammung haben.

Einen kleinen Stoß leidet diese Annahme allerdings, wenn man ihre mancherlei Eigenthümlichkeiten näher kennen lernt, unter denen ich vor Allen das „Fensterln" erwähnen will.

Im Sommer, wenn die Nachtigall ihr göttlich Lied ertönen läßt, wenn der Kukuk den jungen Mädchen auf ihre Frage Antwort gibt, wie viele Jahre sie noch warten müssen, bis sie das Häubchen aufsetzen dürfen; im Sommer, wenn Primeln und Vergißmeinnicht die Wiesen schmücken, wenn schneeweiße Lämmer im grünen Anger umherhüpfen, wenn leise die Wogen der Ostsee gegen das Ufer plätschern, wenn schattige Lindenbäume ihren Duft entsenden und der Mond sich hinter dunkeln Wolken verbirgt, dann öffnet die Propsteierin das Fenster zu ihrem Kämmerlein und läßt den Freier herein.

Aber nicht nur die Töchter wohlhabender Bauern, sondern auch die Dienstmädchen haben das unbestrittene Privilegium, mit ihren Freunden oder Verlobten ein unbewachtes Stündchen wegplaudern zu dürfen und ihnen die besten Schätze der Vorrathskammer aufzutragen. Das Bild Seite 288 zeigt, daß die fremden Truppen bald in die Geheimnisse unseres Volkes eingedrungen sind, und ich wette darauf, daß ihnen die unvergleichliche Gastfreiheit der Propsteier, welche ihren Mägden erlauben, Abends Gesellschaft zu empfangen und ihre Gäste zu bewirthen, in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Weniger liebenswürdig erscheinen uns die Propsteier, wenn wir ihren ungemessenen Stolz und Hochmuth beobachten, durch welche sie ihre Knechte und Arbeiter von sich fern zu halten wissen. Ein ächter Propsteier, der seine silberbeschlagene Meerschaumpfeife und seine feine Tuchweste führt, Sonntags mit zwei dicken Pferden zur Kirche fährt und Nachmittags im Wirthshause Karten spielt, würde es für einen unauslöschlichen Schimpf halten, wenn ein Knecht oder „kleiner Mann" es wagte, sich in seine Tochter zu verlieben, und das Mädchen gar, das sich einem weniger Vornehmen „an den Hals würfe", wäre um Ehre und Reputation gebracht. Der Bauer arbeitet mit seinen Leuten im Felde und in der Scheune; er ißt mit ihnen an einem Tische und aus einer Schüssel, aber er spricht nicht mit ihnen, frägt sie nicht nach Dingen, die nicht ausschließlich vor ihr Forum gehören, und hat keine Spur von sozialer Gemeinschaft mit ihnen. Er ist Fideikommißbesitzer; wenn sein jüngster Sohn das einundzwanzigste Jahr erreicht hat, tritt er ihm das Erbe ab; die übrigen Kinder bekommen eine Abfindungssumme, er selbst begibt sich zur Ruhe und genießt seine ausbedungene Revenüe, und sein ganzes Streben geht darauf hinaus, seinen Töchtern die Kasten mit schönen seidenen Kleidern und silbernen Ketten und Knöpfen zu füllen, dem jüngsten Sohne aber das Erbe möglichst billig abzutreten, damit er sich ohne Sorgen durchschlagen und den guten Namen seiner Familie aufrecht erhalten kann. Wie seine Knechte und die „kleinen Leute" im Dorfe leben, ob sie glücklich oder unglücklich, zufrieden oder unzufrieden sind, das scheert den Propsteier wenig; denn er ist Aristokrat in des Wortes unliebenswürdigster Bedeutung und besitzt durchaus keinen Sinn für das Allgemeine, wie es den Friesen auf den Nordseeinseln in so hohem Grade eigen ist.

Betrachtet man die Kleidervorräthe einer propsteier Bauerntochter und erfährt man, daß ein vollständiger Anzug an die hundert Thaler kostet; sieht man die silbernen, mit Granaten besetzten Eßlöffel und die vielen kostbaren Dinge, die in den großen Kisten aufbewahrt werden, und untersucht man nachher die Schätze eines „kleinen Mannes": so ist es Einem nicht zu Muthe, als wenn man reiche und arme Bauern, sondern als ob man Gutsbesitzer und Arbeitsleute besucht hätte, und man kann nur wünschen, daß die Reichen endlich einmal auf den Einfall kommen möchten, ihren Arbeitern etwas mehr zu geben, als unumgänglich nothwendig ist, um das nackte Leben zu fristen. Die Armuth der kleinen Leute in der Propstei ist natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Moralität geblieben, und wer einen Spaziergang durch Kiel macht und die vielen propsteier Ammen in ihrem Nationalkostüm beobachtet, der findet schon hierin einen Beleg für die Sittlichkeit der ärmeren Klasse dieses von der Natur überschwenglich gesegneten Landstrichs.

Wie wohlhabend die Bauern aber im Allgemeinen sind, habe ich aus der Aeußerung eines Propsteiers erfahren, bei dem ich 1849 einquartirt war, als ich mit einer Kompagnie Jäger in Laböe lag, um etwaige Landungsversuche des Skjold zu verhindern. Mein Wirth zeigte mir seine Felder, und nachdem wir Alles besehen und ich ihn gefragt, ob ihn die Kriegslasten drückten, deutete er mit der Hand auf eine Rappsaatkoppel und sagte: „De Koppel betalt min Afgiften (Abgaben), min Kriegsstüer und min Deenstenlohn (Dienstbotenlohn); alles Andere is min! Kann de König von Dänemark tein (zehn) Jahr Krieg führen, denn kann ik it twintig (zwanzig) Jahr; mintwegen bruken se keenen Freden to maken."

Derselbe Bauer wettete mit mir um eine Flasche Champagner, daß ich nicht auf eine bestimmte Distanz seinem Enterich den Kopf abschießen könnte; und als ich es dennoch that, ließ er den Enterich braten und setzte statt einer zwei Flaschen

Champagner auf den Tisch. Er besaß einen vorzüglich dressirten Jagdhund, hatte die Jagd seines Dorfes gepachtet, war ein guter Jäger und Schütze, vortrefflicher Wirth und Patriot, und in Allem so gut unterrichtet, daß man sehr wohl mit ihm verkehren konnte. Füge ich diesem hinzu, daß die übrigen Bauern auf derselben Kulturstufe standen, so glaube ich zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß die Propsteier sich vor allen Bauern Holsteins ebenso vortheilhaft auszeichnen, wie sich die Friesen vor den übrigen Schleswigern hervorthun. Könnte man sie bewegen, ihren ungemessenen Stolz abzulegen, so wären sie geradezu Musterbauern, die man allen Landbewohnern Deutschlands zur Nachahmung empfehlen müßte; so lange bei ihnen aber der Besitz weltlicher Güter eine conditio sine qua non ist, lassen sie freilich sehr Vieles zu wünschen übrig.

Was einen Spaziergang durch die Propstei besonders anziehend macht, sind die ewig wechselnden Fernsichten auf den Kieler Hafen und die Ostsee, und ich kann mich von

Fischer auf Ellerbeck. (S. 280.)

Laböe nicht trennen, ohne den Leser auf die unvergleichliche Aussicht aufmerksam zu machen, die man aus dem terrassenförmig aufsteigenden Dorfe auf das Meer und das gegenüberliegende schleswig'sche Ufer hat. Ueberblickt man das ganze großartige Panorama, so hat man Kiel, Bellevue, Holtenau an der Mündung des schleswig-holstein'schen Kanals, eine Reihe der prachtvollsten adeligen Güter, Dörfer und Wohnhäuser, und im Hintergrunde stets die schönsten Buchenwälder, zuletzt aber die Festung Friedrichsort vor sich, die aus der Ferne betrachtet allerdings viel hübscher und anziehender ist als in der Nähe. Da es sich nicht der Mühe lohnen würde, diese Festung zu besuchen, will ich den Leser von Laböe aus mit ihrer Geschichte, soweit sie für ihn Interesse haben kann, bekannt machen.

Der Kieler Hafen und das Ufer zu beiden Seiten gehörte seit Jahrhunderten zu Holstein, also auch der Theil des Festlandes, auf welchem Friedrichsort erbaut wurde. Christian IV., König von Dänemark, stieß daher auf starken Widerspruch der gottorp'schen Herzoge, als er im Jahre 1632 die Feste anlegen ließ, welche nach ihm Christians-

priis genannt wurde; als mächtiger König setzte er aber seinen Willen durch und die holstein'schen Herzoge mußten sich die Verletzung ihrer Souveränitätsrechte ruhig gefallen lassen. Kaum war die Festung vollendet, als sie von Torstenson mit Sturm erobert wurde (1634); und nach dem Tode Christian's IV. hatte sie das eigenthümliche Schicksal, nach jedem neuen dänischen Könige umgetauft zu werden. Wie nämlich auf einen Christian immer ein Friedrich, und umgekehrt auf einen Friedrich wieder ein Christian folgte, so hieß die Festung bald Friedrichsort und bald Christianspriis, bis sie endlich von Friedrich V. Ruhe bekam und für alle Zeiten Friedrichsort genannt wurde. Aber selbst dieser Name schützte sie nicht gegen die Feinde Dänemarks, und als die Schweden am 17. Dezember 1813 Miene machten, sie anzugreifen, ergab sie sich ohne Schwertstreich. Nach dieser Zeit hatte Friedrichsort eine Besatzung von fünfundzwanzig Mann Infanterie und fünf Mann Artillerie, hundert und dreißig Einwohner und eine Zahl von Staatsgefangenen, die sich in dem entsetzlich langweiligen Neste vor Lebensüberdruß nicht zu lassen wußten.

Im Kriege von 1848—1850 wurde Friedrichsort stark befestigt, weil es den Eingang zum Kieler Hafen beherrscht; weil aber auch das gegenüberliegende Laböe befestigt, der Hafen also absolut abgesperrt war, hatte die Besatzung in den verschiedenen Batterieen niemals das Vergnügen, den Dänen einen Beweis ihrer Liebe abzulegen, und trotz aller schriftlichen Einladungen an den Kommandeur der dänischen Kriegsschiffe, sich den Kieler Hafen in der Nähe zu betrachten, zog er die offene See dem weit ruhigeren Fahrwasser bei Friedrichsort und Laböe vor. Daß Friedrichsort nach dem Frieden von 1852 als schleswig'sche Festung, daß die ganze Küste des Hafens als schleswig'sches Territorium angesehen wurde, trotzdem daß beides dem deutschen Bundeslande Holstein gehörte, versteht sich von selbst. Seit aber der Danebrog für immer aufgehört hat, in unserem Lande zu herrschen, nöthigen der Uebermuth unserer Feinde und die Geduld unserer Brüder in Deutschland uns nur ein Lächeln ab, und mit dem innigsten Wohlbehagen sehen wir unsere Fahne von den Wällen der Festung wehen, die recht eigentlich angelegt worden war, um die unrechtmäßige Herrschaft der Dänen aufrecht zu erhalten.

Wenn ich auch dem gewöhnlichen Touristen nicht empfehlen möchte, seine Wanderung längs des Kieler Hafens über Laböe auszudehnen, so würde ich doch eine große Sünde auf mein Gewissen laden, wenn ich es unterließe, den Jäger auf Bothsand und Salzwiesen aufmerksam zu machen, weil hier eine Menge von Gänsen, Enten, Möven und Seevögeln umhertreiben, denen die Kieler auf jede erdenkliche Weise nachstellen. Einen besseren Aufenthaltsort für Seevögel kann man sich in der That auch kaum vorstellen, und um dieß zu beweisen, will ich die eigenthümliche Beschaffenheit des in das Meer hinausragenden Vorlandes in wenig Worten schildern.

Salzwiesen ist eine Wiesenstrecke von zweitausend Tonnen (à dreihundert Quadrat-Ruthen), die von dem Wendtorfer See und dem baltischen Meere im Westen und Osten begränzt, aber durch einen breiten Strich unfruchtbaren Seesandes — die sogenannte Kolberger Haide — gegen die Wogen der Ostsee geschützt wird. Auf dieser sumpfigen und zum Theil wieder sandigen Ebene, deren Areal ein bedeutendes adeliges Gut ausmachen würde, steht nur ein einsames Schäferhaus; bei feuchtem Wetter gibt es unzählige kleinere und größere Wasserpfützen, und selbst bei großer Dürre ist es unmöglich, ohne bedeutende Umwege zu machen, von einem Punkte zum anderen zu gelangen; kein Wunder daher, daß die Seevögel, die hier Alles finden, wornach ihr Herz sich sehnt, sich in großen Schaaren einfinden und ihre Brut bestellen. Durch die ewigen Besuche der Kieler sind sie aber so gewitzigt, daß es oft trotz aller Mühe und List nicht gelingen will, auf Schußweite heranzukommen, und ich entsinne mich eines Tages, wo ich vom frühen Morgen bis zum Abend hinter einem Zuge wilder Gänse her war, ohne meinen Zweck erreicht zu haben. Wenn ich nach langem Kriechen auf Händen und Füßen bisweilen meinte, die klugen Thiere getäuscht zu haben und dann den Kopf empor richtete, um die Flinte an die Wange zu drücken, sah ich immer den Gänserich mit emporgestrecktem Halse Schildwache stehen und jede meiner Bewegungen bewachen. Seine Frau und die liebe Jugend hatten sich ungenirt satt gefressen, während er Wache hielt, und flogen auf sein heiseres Gekrächze sofort von dannen. Als ich endlich ermüdet und durchnäßt die Jagd aufgab und nach der Schäferhütte zurückkehrte, fand ich eine große Anzahl von Enten, Regenpfeifern und anderen Seevögeln neben der Thür aufgehängt, und als ich ganz verwundert fragte, wer eine so reiche Beute heimgebracht habe, sagte der Schäfer: „Dat häf ik dan! Man mut de besten Stellen kennen," sagte er; „und gans ruhig up eenen Placken (Fleck) sitten bliven; kommt dar denn wat, denn kommt dar wat; kommt dar nix, denn kommt dar nix; dat Herumloopen helpt (hilft) aber gar nix."

Der Rath kam zu spät; ich habe ihn aber nicht verheimlichen wollen, damit Jäger, die in Zukunft nach den Salzwiesen wandern, nicht mein, sondern des Schäfers Beispiel befolgen.

Im Grunde genommen hatte ich es aber gar nicht verdient, daß ich zum Schusse kam, denn ein wilder Gänserich hat auf dem Gute meines Vaters eine Rolle gespielt, die mich mit Hochachtung gegen alle seines Geschlechts erfüllen sollte, und da ich dem Leser keinen Gänsebraten vorsetzen kann, will ich ihn durch eine hübsche und wahre Anekdote zu entschädigen suchen.

Meine Eltern besaßen eine Gans, die wegen ihrer großen Zutraulichkeit und Zahmheit der Liebling der Dienstboten war und vor allen anderen Thieren den Vorzug hatte; ja, sie bekam sogar einen ihrem Charakter entsprechenden Namen und ward „Schnüffler" genannt, weil sie überall nach Futter umhersuchte und ihre Nase in Alles hineinsteckte. Besagte Schnüffler hatte das eigenthümliche Glück, die Liebe eines wilden Gänserich zu erregen, und ihr Umgang wirkte auf den lockeren Gesellen so wohlthuend ein, daß er dem Nomadenleben entsagte und nicht mehr von ihrer Seite wich. Ein paar Mal versuchte er es freilich, sie zu einem kühnen Fluge durch die Lüfte zu bewegen; sie ermahnte ihn aber, solchen Thorheiten zu entsagen; er ließ sich das Pantoffelregiment seiner Gattin gefallen und führte sie auf Wiesen und Felder umher und steckte zischend den Schnabel aus,

wenn irgend Jemand seiner Schnüffler zu nahe kam. Der Himmel segnete den Bund des liebenden Paares und schenkte ihm zwölf goldgelbe allerliebste Gänschen, die rasch heranwuchsen und alle Welt in Zweifel ließen, ob sie sich dem ruhigen Berufe ihrer Eltern widmen oder eines schönen Tages mit ihren wilden Vettern und Cousinen davonfliegen würden. Bevor dieß Räthsel aber gelöst war, kam ein Habicht auf den mehr als verruchten Einfall, eins von Schnüfflers Kindern zu rauben und durch die Lüfte zu entführen, und es wäre das theure Haupt unrettbar verloren gewesen, wenn der Vater sich nicht kreischend emporgeschwungen, den Räuber verfolgt und ihm nach hitzigem Kampfe den Geraubten wieder abgejagt hätte. Schnüffler hatte der ganzen Szene mit großem Geschrei zugesehen; als aber ihr Liebling klatschend auf die feuchte Wiese herabfiel und nach einigen vergeblichen Versuchen ebenso breitbeinig davonwatschelte, wie seine Geschwister, beruhigte sich ihr Gemüth wieder; auch der Papa kehrte zu seiner Gattin zurück, redete und schnatterte ein Langes und Breites, und da die Kinder nach erreichter Volljährigkeit sittsame und ordentliche Gänse wurden, die hübsch zu Hause blieben und ihre Eier in den Stall legten, darf ich annehmen, daß seine Lehren tiefen Eindruck auf ihr jugendliches Gemüth gemacht haben.

Ich kann von den Salzwiesen und der Kolberger Haide nicht Abschied nehmen, ohne dem Leser zu erzählen, daß König Christian IV. von Dänemark hier am 1. Juli 1644 seine berühmt gewordene Schlacht gegen die Schweden schlug und gewann. Der siebenundsechzigjährige König, welcher persönlich das Admiralschiff „Dreifaltigkeit" kommandirte, war schon mit Wunden bedeckt, als ein Splitter ihm das rechte Auge ausschlug. Trotzdem schwang er muthig sein Schwert und setzte den Schweden so hart zu, daß sie bei einbrechender Dunkelheit in den Kieler Hafen flüchteten. Diese Schlacht ist Veranlassung zu dem dänischen Nationallied geworden, welches wohl auch in Deutschland bekannt ist, und dessen erster Vers lautet: „Kong Christian stod ved höien Mast" (König Christian stand an hohem Mast).

Jetzt aber, wo ich mich so lange an den zauberischen Ufern des Kieler Hafens aufgehalten, will ich eiligst zurückkehren und den Weg nach Knoop einschlagen; beim Abschiede fallen mir aber die Worte unseres Dichters Gardthausen ein:

„O schöner Osten! Summe alles dessen,
Was uns Natur an Lieblichkeit bescheert,
Du Inbegriff von Reizen, unermessen,
So unberühmt und doch so rühmenswerth,
Du Höltylied, Du Garten für Prinzessen,
Du Stück vom Himmel, unsrer Welt verehrt —
Gegrüßt mit Deines Edens Wonnebildern,
Entzückend Alle, wenn auch keins zu schildern.

„Das rauhe Meer, Dir hat es huld'gen müssen,
Und Liebesarme zärtlich ausgestreckt;
Sein friedlos Herz wird nur zu Schmeichelküssen
In jeder friedevollen Bucht geweckt.
Die prangt mit Eichen, Buchen, Haselnüssen,
Ein ganzer Wald hält euer Glück versteckt,
Nur hin und wieder hinter wilden Rosen
Verräth ein Blick das Küssen und das Kosen.

„Ich seh' die Fluren, hüglig hingegossen,
Bekleidet überall mit saft'gem Grün,
Die sanften Hügel von Gehölz umschlossen,
Mit Blumen übersäet die Wiese blüh'n,
Das dunkle Thal vom Silberbach durchflossen,
Am Mühlensturz die Wasserfunken sprüh'n, —
Den Rehbock aus dem Walde hetzen,
In süßer Welle seinen Durst zu letzen."

Aber wir haben den Weg nach Kiel schnell zurückgelegt und stehen an der Knooper Schleuse, und vor uns liegt das zauberische Knoop wie ein Märchen im grünen Hain, eine Idylle, ein wunderbar schönes Plätzchen, dem sich kein anderes in beiden Herzogthümern vergleichen kann, und mir im innersten Herzen lieb, weil dort in dem von Gaisblatt und Rosen, von schwellenden Rasen und altehrwürdigen Bäumen umgebenen Schlosse „meiner Väter Wiege stand". Nirgends in der Welt habe ich schönere Baumgruppen und prachtvolleren Rasen gesehen, nirgends hat mich eine so idyllische Ruhe angewandelt wie hier, und wenn ich bisweilen im Schatten einer mächtigen Buche ausgestreckt lag und dem Jubelchor der Singvögel lauschte, während die Segel der Kauffarteischiffe langsam vor meinem Auge vorüberzogen, bald hinter blühenden Hecken, bald hinter dem Schlosse verschwanden und dann wieder durch das saftige Buchenlaub sichtbar wurden, habe ich geglaubt, ein Märchen zu erleben, und es hat mir Mühe gekostet, in das jämmerliche Alltagsleben zurückzukehren und dem schönen Traume zu entsagen. Knoop ist über alle Beschreibung schön und ansprechend, und um dem Leser von dem eigenthümlichen Reize seiner Waldpartieen einen Begriff zu geben, will ich eine Szene erzählen, die ich selbst mit erlebt habe. Eine reiche Dame in Hamburg, die eine Sammlung der reizendsten Federzeichnungen besitzt, ließ mich in ihrem Album blättern und fragte eine neben mir sitzende Dame, indem sie auf eine Baumgruppe deutete: „Finden Sie den Baumschlag nicht meisterhaft gezeichnet?" Die Gefragte lobte die Meisterschaft des Künstlers, sagte aber nach kurzem Bedenken: „Was Sie mir da zeigen, muß eine Partie von Knoop sein, denn ich habe nur in den dortigen Wäldern ähnliche Baumgruppen gesehen."

Neugierig, ob sie sich in ihrem Urtheile geirrt, lösten wir die Zeichnung vorsichtig von dem Album ab und fanden auf der Rückseite die Worte: „Partie aus dem Knooper Walde".

Die außerordentlich schöne Lage und namentlich die unvergleichlichen Waldpartieen zu beiden Seiten des Kanals ziehen während der Sommermonate nicht nur aus Kiel, sondern sogar aus weiter Ferne Besucher nach Knoop, und es sollte Niemand, der die Herzogthümer bereist und den sein Weg nach Kiel führt, unterlassen, diesem idyllischen Punkte einen Tag zu widmen.

Nach Knoop dürfte die Rastorfer Papiermühle, was idyllische Ruhe und Schönheit der Landschaft betrifft, der anziehendste Punkt in Schleswig-Holstein sein, und da wir auf unserer Wanderung von Kiel nach Preetz den Weg durch das Schwentinethal der staubigen Chaussee bei weitem vorziehen, dürfte es in der Ordnung sein, wenn wir einen Augenblick ausruhten, um uns mit der Lage Rastorfs und seiner Papiermühle vertraut zu machen. Das adelige Gut Rastorf ist geschichtlich dadurch merkwürdig, daß es seit fast

fünfhundert Jahren im Besitze der gräflich Rantzau'schen Familie geblieben ist, welche — wie ich später bei Itzehoe umständlich erzählen werde — eine Zeitlang reichsunmittelbar war, und viele berühmte Männer aufzuweisen hat, von denen ich den Feldmarschall Schack Rantzau, Otto Rantzau — der gegen die Dithmarser fiel — und Detlev Rantzau erwähnen

Fensterln. (S. 284.)

will, der im Jahre 1721 von einem durch seinen Bruder Wilhelm Adolph gedungenen Meuchelmörder erschossen wurde. Zu dem Gute, welches eins der werthvollsten Holsteins ist, gehört die Papiermühle, welche in einem tiefen, romantischen Einschnitte des Schwentinethals liegt, und wegen ihrer ausgezeichnet schönen Umgebung viel von Fremden und

Einheimischen besucht wird. Was dem Bilde einen besonderen Reiz verleiht, ist, daß die Schwentine sich oberhalb der Mühle in zwei Arme theilt, die sich nach kurzer Trennung wieder vereinigen und gerade da einen dritten Kanal aufnehmen, wo die rastlosen Räder der Mühle sich schäumend durch den rasch dahineilenden Strom Bahn brechen. Hat

Propsteierinnen auf dem Kirchgang. (S. 284.)

man sich an dem Anblicke der Mühle ergötzt und folgt man der stummen Einladung des Waldes, in seinem dunklen Grün zu schwelgen, athmet man den balsamischen Duft des Maiglöckchens und des Waldmeisters ein, horcht man dem Locken der geschäftigen Meise, dem sanften Rufe der Wachtel und dem munteren Hämmern des Spechtes, und stößt man

hin und wieder auf Hünengräber und Monumente längst untergegangener Geschlechter, die Jahrtausende vor uns lebten und eben so verschieden von uns waren, wie unsere Nachkommen nach Tausenden von Jahren von uns verschieden sein werden: dann empfindet man im tiefsten Innern, daß nur Eins auf dieser wandelbaren Erde von ewiger Dauer ist — die Pracht und Schönheit, mit welcher der allgütige Vater Feld und Hain geschmückt, und es ist mir wenigstens in solchen Augenblicken ein unendlicher Trost, daß dem Aermsten und Unglücklichsten die Natur eben so schön und erhaben erscheint, wie dem Reichsten und Mächtigsten. Die künstlerischen Schöpfungen der Menschen sind nur dem Begüterten und Bevorzugten zugänglich, und wer die Meisterwerke eines Rubens, Beethoven oder Thorwaldsen bewundern will, muß sich zuvor eine Einlaßkarte verschaffen. Was Gott der Herr aber schuf, das ist Gemeingut der Menschen, und der ärmste Schlucker hat dasselbe Recht, sich im tiefen Waldesdunkel auf die Kniee zu werfen und inbrünstig zu beten, während der fröhliche Chor der Sänger ihm Trost und Hoffnung in's Herz zaubert, — wie die reiche Excellenz. Der einzige Unterschied, der bisweilen zwischen beiden besteht, ist der, — daß der arme Schlucker im fadenscheinigen Rocke, der nothdürftig die nackte Brust deckt, kaum wagt, den Singvögeln des reichen Edelmannes zu lauschen, während dieser es nicht der Mühe werth hält, dem Jubelchore sein Ohr zu leihen. Frägt man aber, wer reicher ist: der arme Teufel, der nach sechs sauern Wochentagen am siebenten in den Wald pilgert und in seligem Genusse der Natur sein kümmerliches Mittagsbrod verzehrt, oder der reiche Besitzer, der seinen Wald nur besucht, um die Bäume zum Tode zu verurtheilen, aus deren Erlös er eine Badereise machen will: so wird Einem die Antwort nicht schwer.

Der Rastorfer Wald gehört nun freilich einem Besitzer, der alles Mögliche zu seiner Erhaltung und Pflege thut, und es wäre undankbar und ungerecht, wenn ich den Verdacht auf ihn wälzen wollte, daß er, der so viel zur Verschönerung seines kleinen Paradieses beigetragen hat, gefühllos gegen die Pracht der Natur wäre. Leider sind nicht alle Besitzer großer Güterkomplexe in Holstein von demselben Geiste beseelt, und ich hätte dem Leser, als wir bei den Salzwiesen waren, eine große Strecke öden Landes zeigen können, die einst einen prachtvollen Buchenwald trug, der aber von 1774—1780 und von 1800—1806 bis auf den letzten Baum niedergehauen wurde. Jetzt, wo die jungen Pflanzungen den Stürmen des Meeres schutzlos ausgesetzt sind, will es nicht gelingen, einen neuen Wald hervorzurufen, und die verödete Strecke, die den Besucher einst vielleicht eben so sehr entzückte, wie jetzt die Knooper und Rastorfer Waldungen, wird noch für lange Zeit ein sprechender Beweis der unverantwortlichen Forstwissenschaft sein, welche in beiden Herzogthümern zu Hause gewesen ist. Es gab einst eine Zeit, wo die Polen ihre Schweineheerden nach Holstein trieben, weil die reiche Eichelmast, die sie in unsern Wäldern fanden, die Kosten des weiten Transports reichlich bezahlte; es gab eine Zeit, wo ein Eichhörnchen von Itzehoe nach Kiernförde von einem Ast auf den anderen springen und ohne die Erde zu berühren den vierzehn Meilen langen Weg zurücklegen konnte; aber diese Zeiten sind vorüber, und wo einst die mächtigen Wälder standen, findet man jetzt größtentheils unwirthbare Haide, auf welcher der Landmann ein kärgliches Leben fristet.

Es ist eigenthümlich genug, daß unsere reichen Adeligen des östlichen Holsteins, die doch in mancher Beziehung so viel Aehnlichkeit mit den englischen Grundbesitzern haben, erst in neuester Zeit anfingen, ihre Wälder zu schonen, dagegen aber für die Sports ihrer Kollegen jenseits des Kanals fast gar keinen Sinn haben. Wie schön auch die Ostsee ist, wie wundervoll namentlich die kleinen Meeresbuchten sind, die in die Güterkomplexe einschneiden, wie prächtig auch unsere großen Landseen sich zwischen den waldbewachsenen Hügeln ausdehnen — niemals fällt es einem Gutsbesitzer des östlichen Holsteins ein, eine Jacht zu halten und mit schwellenden Segeln das Meer zu durchschiffen. Wie fischreich unsere Seen und Bäche auch sind, — nirgends trifft man einen Forellenfischer an, und nur in ihrer Vorliebe für schöne Pferde, Rinderzucht und Fuchsjagden sympathisiren die holsteinischen Adeligen mit den englischen Lords.

Den ganzen Sommer hindurch wird der Fuchs mit der größten Zärtlichkeit geschont, und es gibt Gutsbesitzer, die es Einem niemals verzeihen würden, wenn man in der Schonzeit einen Reinecke erlegte. Frißt die Bestie auch Hasen, Rehkälber und Rebhühner, schleppt sie auch den Bau voll, damit die Söhne „Rossel und Reinhard" üppig gedeihen, und ruiniren die großgewordenen Schelme auch die ganze Jagd: so denkt doch Niemand daran, diesem Unwesen zu steuern, und Einer erzählt sogar dem Anderen mit sichtlichem Wohlgefallen, daß er zehn, zwanzig oder gar noch mehr bewohnte Baue auf seiner Jagd habe, und daß er im Herbst ein gutes Treiben anstellen werde.

Kommt endlich der Herbst heran und hört die Zeit der Schonung auf, so werden Rappsaatfelder, Moore, Brüche und schilfreiche Teiche abgetrieben; ganze Meuten englischer Bracken, von Jägern geführt, die lustig in das Horn blasen, daß es weit durch Feld und Wald ertönt, werden losgelassen, und ich will nicht läugnen, daß eine holsteinische Fuchsjagd amüsant und sogar aufregend sein kann. Gewöhnlich haben wir aber gerade um die Zeit der Fuchsjagden kaltes, trübes, nebeligtes Wetter, und wer sich nicht mit Wollenshawls und Filzsohlen versehen hat, kann ziemlich sichere Rechnung auf den schönsten Schnupfen machen.

Daß die Fuchsjagden aber bisweilen hinter den gehegten Erwartungen zurückbleiben, mußte ein holsteinischer Bauernjunge erfahren, und da die Anekdote unsere Dorfjugend charakterisirt, will ich sie zum Besten geben.

Ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren, dem das schwere Amt des Gänsehütens anvertraut war, kam athemlos nach Hause gerannt und erzählte seinem Vater, daß der Fuchs eine junge Gans geholt habe. Der hierüber erzürnte Bauer gab seinem Sohne eine mit vielem Pulver und Schrot geladene Flinte, band dem Haushunde einen Strick um den Hals, ließ den Knaben das andere Ende des Strickes in die Hand nehmen und sprach die „geflügelten" Worte: „Leg' Dich hinter den Knick; rühr' Dich nicht; sieh' immer grad' aus; lass' den Fuchs dicht heran kommen, und wenn er nah' genug ist, dann schieß ihn auf den Kopf. Sollte er nicht todt sein, dann lass' den Hund los, wag' Dich aber nicht in

die Nähe des Fuchses, denn er hat scharfe Zähne. Die Hauptsache ist, ruhig liegen bleiben, und nicht das Auge im Kopfe drehen."

Kein angehender Ritter empfing jemals mit größerer Ehrfurcht Lanze und Roß, als „Chrischan", so hieß der Knabe, Flinte und Hund; er streckte sich in die Länge und richtete das wonnestrahlende Auge auf seinen Vater, als dieser ihm „Rath und gute Lehr'" gab, und schritt mit einem Selbstbewußtsein zum Hause hinaus, wie es vor ihm noch kein Bauernjunge besessen hat. Kaum war er aber vor der Thür, als sein jüngerer Bruder, ein kleiner rothbäckiger, blauäugiger, blondhaariger, barfüßiger und viereckiger Bengel von vier bis fünf Jahren seine Hand ergriff und flehentlich bat: „Chrischan, lat mi mitgaen."

„It geit nich an," antwortete Chrischan. „Fatter hät säggt, dat ik gans ruhig sin schall, — Du bist nich ruhig."

„Doch, Chrischan, ik bin ruhig — gewiß ik bin ruhig; leeve Chrischan, lat mi mitgaen."

Chrischan blickte in das Auge seines Bruders und fand darin einen ganzen Himmel voll seliger Erwartungen; eine Freudenthräne stand schon bereit herabzurollen, sobald er nur ja sagte, der Mund des Kleinen zog sich zum Lächeln und zum Weinen, seine rothen Wangen glühten vor Hoffnung und Lust, — und er sagte. „Wenn Du gans ruhig sin willst, dann kannst Du mitgaen."

Der Kleine umklammerte Chrischans Hand, wackelte unverdrossen neben ihm her durch Pfützen und Brennnesseln, wagte es aber nicht über Beides zu klagen, und unterließ es sogar, Feldmann, den Hund, zu streicheln, damit er durch nichts Veranlassung gäbe, daß ihm das Mitgehen verboten würde. Endlich kamen sie an dem Orte ihrer Bestimmung an. Chrischan legte den Finger an den Mund zum Zeichen, daß jetzt kein Wort gesprochen werden dürfe; der Kleine nickte beistimmend, die Flinte wurde auf den Knick gelegt, Feldmann wurde festgehalten, und vor den beiden Knaben auf dem Stoppelfelde waideten die Gänse.

Eine Stunde war vergangen, Nichts hatte sich geregt und gerührt; Feldmann war eingeschlafen und verscheuchte halb träumerisch die Fliegen, indem er die Ohren auf- und niederklappte; aber Chrischan hatte kein Auge bewegt und der Kleine kaum zu athmen gewagt. Das selige Lächeln seines Mundes war aber verschwunden, die Wangen glühten nicht mehr wie vorher, und das blaue Auge hatte einen melancholischen Ausdruck bekommen.

„Chrischan!" flüsterte er endlich so leise, daß nur das wachsame Ohr seines Bruders ihn hören konnte.

Chrischan blieb unbeweglich und antwortete nur durch ein leises „Pst!"

Wieder war eine Stunde vergangen; die Sonne entsandte glühenden Brand, rechts und links prangten Haselnüsse und Brombeeren, es war um die Mittagsstunde, im fernen Dorfe läuteten die Glocken zum Essen, und „Chrischan" wisperte der Kleine im leisen, weinerlichen Tone.

„Pst!" antwortete Chrischan.

„Wann schall dat Voßjagen (die Fuchsjagd) losgaen?" fragte der Kleine.

„Dumme Jung', dat is ja all lang losgaen," antwortete Chrischan.

„Dann will ik leever (lieber) wedder na Hus gaen," weinte der Getäuschte, und ohne sein Versprechen, ganz ruhig zu sein, zu respektiren, eilte er spornstreichs nach Hause, wo er noch zur rechten Zeit ankam, um Buchwaizenklöße mit Syrup vorzufinden.

Wie es Chrischan und seinem Bruder, so ergeht es Manchem, der sich von einer Fuchsjagd viel Vergnügen verspricht, und ich ziehe bei Weitem eine Hühner- oder Entenjagd vor, freue mich aber jetzt, wo der Regen vom Himmel herabströmt, daß ich wohlbehalten in Preetz angekommen bin und die alten Gesichter wiedersehe, die ich 1849 habe kennen lernen, und von denen ich dem Leser einige vorstellen will, wenn ich ihn erst mit der Stadt selbst bekannt gemacht haben werde.

Preetz war ursprünglich ein Dorf, welches im Jahre 1226 dem Nonnenkloster geschenkt wurde, das um das Jahr 1150 gestiftet sein mag, mithin zu einer Zeit, wo die Wenden im östlichen Holstein noch am Heidenthume festhielten. Zur Zeit der höchsten Blüte hatte das Kloster siebenzig Nonnen und so ausgedehnte Besitzungen, daß es den frommen Schwestern schwerlich an Mitteln gefehlt hat, sich das Leben angenehm zu machen; nach der Reformation wurde das Kloster eine Stiftung für Töchter des eingebornen und des recipirten schleswig-holsteinischen Adels, und da die vierzig Konventualinnen jede eine jährliche Revenüe von 700 bis 1100 Thaler preußisch Courant beziehen, wird man wohl kaum zu hoch greifen, wenn man das Gesammtvermögen der Stiftung auf anderthalb Millionen Thaler anschlägt.

Man merkt von diesem Reichthum aber nichts, wenn man das alte Kloster, die Kirche und die Häuschen betrachtet, in welchen die Damen wohnen, und geht man gar erst durch den Flecken selbst und macht man die haarsträubende Entdeckung, daß in den vierhundert und achtzehn Häusern einhundert und sechzig Schuhmachermeister mit ihren Gesellen und Lehrburschen wohnen, stellt man sich den sauern Ledergeruch, die Wasserkugeln über der dampfenden Thranlampe, das Hämmern, Pochen und Klopfen in den Werkstätten vor und weiß man gar, daß es rindlederne, kalblederne und pferdelederne Stiefel gibt, daß man Wasserstiefel, Schmier-, Juchten-, Glanz- und Wichsstiefel trägt, feine, ordinäre und Mittelsorten, genähte und gepflockte Stiefel mit eisenbeschlagenen Absätzen und ohne Absätze, Stiefel mit doppeltem und einfachem Oberleder, Stiefel, die bis an die Hüfte reichen und Stiefel bis auf den halben Waden; — weiß man dieß Alles und sieht man die blassen Gesichter der Schusterjungen, die bei Ohrfeigen und kalten Kartoffeln groß geworden, das Baby der Meisterin warten und ihm den Mehlbrei einlöffeln müssen, den sie gern selbst aufäßen; weiß man, daß die paar Preetzer, die nicht mit dem Pechdraht umgehen, Lohgerber sind, die für jene das Leder zurecht machen, und kommt man gar zur Zeit des Jahrmarktes nach Preetz, wo die einzige Straße, die den Namen einer Straße verdient, mit einer doppelten Reihe von Zelten angefüllt ist, in denen statt Lebkuchen, Pfeffernüssen und bleiernen Soldaten Stiefel und nichts als Stiefel aufgehängt und ausgestellt sind; und frägt man sich am Ende, wer in aller Welt diese ungeheure Quantität von Stiefeln tragen soll und wo die Beine und Füße stecken, die in sie hineinpassen, — nun, wenn man

das Alles weiß, sieht und frägt, dann kennt man Preetz von einem Ende zum anderen und man kann mit Beruhigung sagen: „In Preetz wohnen Schuster!“ Warum aber in Preetz nichts als adelige Damen, Schuster und Lohgerber wohnen, wer die Stiefel kauft, die in Preetz gemacht werden, und wie es überhaupt möglich ist, in einem Orte binnen fünf Minuten durch die Lärmtrommel hundert und sechzig Schustermeister, hundert und sechzig Schusterjungen und dreihundert und sechzig Schustergesellen zusammen zu trommeln, das sind Fragen, die Jeder an das Schicksal frei hat, auf die aber keine Antwort erfolgt.

Ich habe als Offizier einen ganzen Winter in Preetz gewohnt und bin bei einem Schuster im Quartier gewesen, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, — ich habe nie ein besseres Quartier gefunden, als bei ihm; ich habe einen ganzen Winter Abends l'Hombre gespielt — mit einem Schuster, und der Schuster spielte seine Spadille mit eben so vielem Geschick auf den Tisch, wie der reichste Gutsbesitzer; ich habe nach dem Sturm auf die Düppeler Schanzen einen schwerbeladenen Wagen mit Lebensmitteln ankommen sehen, die den preußischen Soldaten geschickt wurden von Preetzer Schustern, — aber eins habe ich in Preetz weder für Geld noch gute Worte bekommen können — ein Paar erträgliche Stiefel.

Während meines Aufenthalts in Preetz lernte ich drei Menschen kennen, die keine Schuster waren, einen pensionirten dänischen Hauptmann, einen Rentier und einen Jäger. Alle drei waren solche Originale, daß ich ihrer eingehend erwähnen muß, um zu beweisen, daß die eigenthümliche Industrie eigenthümliche Charaktere erzeugen kann.

Ich will mit dem Rentier anfangen, der jeden Morgen zur bestimmten Stunde mit großen, gelben, hirschledernen Handschuhen an den Händen in's Gasthaus ging und sich einen Pfeffermünzschnaps gegen den bösen Nebel geben ließ. Er setzte diese Kur bis gegen vier Uhr Nachmittags fort und trank eines Tags in meinem Beisein vierundzwanzig Gläser Pfeffermünzschnaps. In Folge dieser Unmäßigkeit sprach er Dinge, die ein Fremder, der zufällig zugegen war, übel nahm; sie sagten sich Malicen und das Ende vom Lied war, daß der Rentier den Fremden auf Pistolen forderte, was dieser auch mit vielem Anstande annahm.

Am folgenden Morgen hatte der Rentier eine unbestimmte Ahnung, daß er Jemanden gefordert habe; er ging daher aus, um einen Sekundanten zu suchen, begegnete aber dem Fremden, mit dem er sich schlagen sollte, und bat ihn, nachdem er ihn auf das Freundlichste begrüßt hatte, ihm in seinem Duelle als Sekundant zu dienen. Die Sache wurde begreiflich beigelegt; ich erfuhr aber bei dieser Gelegenheit von dem Wirthe, der den Pfeffermünz schenkte, daß der Rentier seit fünfzehn Jahren täglich, ohne einen einzigen Tag ausgesetzt zu haben, zwölf bis zwanzig Schnäpse getrunken und auf diese Weise ein ansehnliches Vermögen durch die Gurgel gejagt habe. Ob es möglich wäre, in einer Stadt, die weniger Juchtengeruch verbreitet, solche Quantitäten zu trinken, will ich dahingestellt sein lassen.

Mein zweiter Freund war der pensionirte dänische Hauptmann, ein alter Hagestolz, der dreißig Jahre lang Artillerie-Lieutenant gewesen war, bei seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum eine Perrücke aufgesetzt und beim Abschiede den Kapitänstitel bekommen hatte. Die gute Seele war auf den Einfall gekommen, sich ein Reitpferd zu kaufen, und hatte von einem Gutsbesitzer einen plumpen Jütländer erstanden, der zu Allem auf der Welt, nur nicht zum Reitpferde taugte. Ich bildete ihm aber ein, daß er einen wahren Schatz in ihm besäße, ein Mecklenburger Gestütspferd, und daß er auf jedem Wettrennen den Preis gewinnen würde; und der Gutsbesitzer that mir den Gefallen, sich zu stellen, als ob ihn der Handel gereue; ja er bot ihm zweihundert Thaler Neugeld und schickte ihm Kunz und Peter zu, die ihn bewegen sollten, sich von seinem Gestütpferde zu trennen.

Aber der brave Däne war zu Nichts zu bewegen: „Nä, mein Seel ßoll ich nich,“ sagte er; „mein Ferd is ein ßöner Ferd, ihm is Mecklenburger Rase und ich will ihm somen behalten, for (denn) ihm kann unfernünftig laufen, wenn ihm man (nur) will.“

Wir hatten den ehemaligen Artillerie-Offizier endlich so weit, daß er seinem Pferde sogar die Unart verzieh, auf der Straße kehrt zu machen oder stehen zu bleiben, wenn ihm die liebe Schuljugend begegnete, und je unartiger, träger und bockbeiniger der Jütländer wurde, desto mehr war sein Landsmann von seinen Tugenden und seiner edlen Abstammung entzückt. Das Gehirn des braven Kapitäns hatte also offenbar durch den Juchtengeruch eben so viel gelitten, wie die Nerven des Rentiers profitirt hatten.

Die dritte Person, die ich in Preetz kennen lernte, und die nicht zum Schusterhandwerke geschworen hatte, war der Klosterjäger, ein langer, hagerer Lederstrumpf mit einer Thränenfistel und ewig lächelndem Gesichte. Er hatte einen Sohn, der ihm zum Verwechseln ähnlich war; der Hauptunterschied zwischen Vater und Sohn bestand darin, daß der Eine älter war als der Andere.

Einen unermüdlicheren Jäger, als den Vater, hat es wohl niemals gegeben, und einen schlechteren Schützen, als den Sohn, habe ich nirgends angetroffen. Eine wahre Anekdote aus dem Leben wird Beide näher kennzeichnen.

Auf der Preetzer Klosterjagd lebten viele Dachse und es war von dem Jäger beschlossen worden, an einem schönen Augustmorgen eins dieser Thiere auszugraben. Er machte sich daher mit Sonnenaufgang auf den Weg; in der Jagdtasche trug er einen kleinen schiefbeinigen Dachshund „Kuhle“, in der Rechten hatte er einen starken Spaten, und sein Sohn und Ebenbild hatte Flinte, Pulver und Schrot aufgepackt und wandelte wie der lebendig gewordene Schatten seines Vaters hinter ihm her. Nach einem Marsche von einer guten Stunde hielten die Jäger vor dem Dachsbau an; Kuhle wurde aus der Jagdtasche herausgelassen und durch freundliche Schmeichelworte veranlaßt, die Nase in den Bau hineinzustecken. Er sträubte die Haare auf dem Rücken, knurrte, gab laut, — und das Faktum war konstatirt, daß Grimbart zu Hause sei.

Vater und Sohn berathschlagten jetzt, wie sie den Dachs am leichtesten ausgraben könnten, und wurden darüber einig, daß sie abwechselnd graben und mit der Flinte Schildwacht stehen wollten, damit er ihnen nicht entwischte, wenn er plötzlich zum Loche herausführe; und als sie auch den Platz ausfindig gemacht, den sie für ihre Arbeit am geeig-

netſten hielten, fing der Vater an, den ſchweren Lehmboden aufzuwühlen, während ſein Sohn unverwandten Blickes die „Haupttröhre“ oder den Eingang des Baues beobachtete.

Eine halbe Stunde war vergangen, ohne daß die Arbeit des Vaters von ſonderlichem Erfolge gekrönt geweſen wäre; ermattet und vom Schweiß triefend nahm er die Flinte und reichte dem Sohne den Spaten. Kuhle ſchlief, Vater und Sohn arbeiteten um die Wette, vom Dachs war noch Nichts zu entdecken, aber die Sonne brannte glühend, und da kein Waſſer in der Nähe war, ſchien es den beiden Jägern, daß ſie noch nie ſo peinlichen Durſt ausgeſtanden hätten. Ein paar Mal hatte der Sohn vorgeſchlagen, der mühſamen Arbeit zu entſagen, aber der Vater hatte ihn ſo grimmig angeblickt und mit ſo vielen Eiden beſchworen, nicht von der Stelle zu weichen, bis er den Dachs habe, daß er es nicht wagte, ſeine Vorſchläge zu wiederholen. Je länger die Arbeit dauerte, deſto heftiger und ungeduldiger wurde der Vater; er grub mit der Emſigkeit eines Schatzgräbers; und wenn er endlich ermattet den Spaten aus der Hand ſinken ließ, konnte er es nicht erwarten, bis der Sohn ihn erfaßte und mit gleichem Eifer zu graben anfing.

Sie mochten auf dieſe Weiſe drei bis vier Stunden ſich abgemüht haben, ohne auf den Dachs geſtoßen zu ſein. Der alte Jäger war mit dem Spaten beſchäftigt, ſein Sohn

Schloß Knoop. (S. 287.)

ſtand Schildwacht, — da plötzlich gab die Erde unter dem Vater nach, es rührte und bewegte ſich unter ſeinen Füßen und ſchnell wie der Blitz fuhr der Dachs zum Loche hinaus. Der Sohn, der mehr an einen Trunk Waſſer, als an den Dachs gedacht haben mochte, legte an, ſchoß den linken Lauf, den rechten Lauf ſeines Gewehres ab; — aber unverſehrt, ja ohne daß ihm ein Haar ſeines Hauptes gekrümmt worden wäre, eilte Grimbart von dannen und retirirte in ein zweites, noch feſteres Schloß, das ihm an der anderen Seite des Hügels gehörte.

Ein lauter Schmerzensruf entwand ſich dem Vaterherzen, als er die That ſeines Sohnes gewahrte, und mit einer Kraft und Ausdauer, die man ihm nach ſo viel angeſtrengter Arbeit nicht hätte zumuthen ſollen, fiel er über ſein eigen Fleiſch und Bein her und tagelte ihn mit der Peitſche, die für Kuhle beſtimmt war.

Als ihm endlich die Kraft verſagte, fragte er: „Wonehm (wo) is de Dachs?“

„In de annere Bu (Bau),“ antwortete der Sohn.

„Utgraben,“ ſagte der Vater. „De Dachs mut her, und wenn it min Leben koſten däh, — fang an!“

Der Sohn fing wieder an zu graben und der Vater grub; der Sohn ſtand Schildwacht und der Vater ſtand Schildwacht, und als endlich ſpät am Nachmittage [illegible] vor Erſchöpfung hinzuſinken drohten, flog der Dachs wie ein Blitz aus dem Loche, knallte der Sohn [illegible]

dem linken und dann mit dem rechten Lauf in's Blaue. Ein neuer Schmerzensruf des Vaters erfüllte die Luft; der Sohn aber, der sich vor einer Wiederholung dessen fürchtete, was auf den ersten Ausruf gefolgt war, schlug sich seitwärts in's Gebüsche und jagte spornstreichs nach Preetz. Nicht so der Vater. Schnaubend vor Wuth rannte er dem Dachs nach; Kuhle war ihm schon auf den Fersen gewesen, hatte ihn eingeholt und gezwungen, sich gegen seine Angriffe zu vertheidigen, und da Grimbart bergab lief, und auf seiner Flucht beständig zu kämpfen hatte, gelang es dem Jäger, ihn einzuholen. Er stolperte zwar und fiel der Länge nach über den Dachs und seinen Hund; aber der Instinkt führte seine Rechte an die Kehle des armen Grimbart und er würde ihn in seiner Wuth erdrosselt haben, wenn er nicht zufällig mit Zeigefinger und Daumen in den offenen Rachen seines Erzfeindes gerathen wäre, der nicht lange auf sich warten ließ, sondern die Kinnladen schloß und seinem Peiniger so heftige Schmerzen verursachte, daß er laut den Namen seines Sohnes ausrief.

„Heinerich! — Hei—ne—rich!" ertönte es durch Feld und Wald; aber Heinrich hielt beide Hände vor die Ohren und lief mit verdoppelter Anstrengung gen Preetz.

Was die Situation des Jägers verschlimmerte, das waren die ewigen Angriffe Kuhles auf den Dachs. Während der Jäger nämlich mit seiner Linken die Kehle Grimbarts umfaßt hielt und ihn zu erdrosseln suchte, biß Kuhle den Dachs bald hier, bald dort und veranlaßte ihn dadurch, den Kopf bald rechts, bald links zu wenden. Da er dieß aber that, ohne den Rachen zu öffnen, schleuderte er die fest eingeklammerte Hand des Jägers schonungslos hin und her und verursachte ihm wahrhaft unerträgliche Schmerzen. Erst nach langem Kampfe unterlag der Dachs, und als der Jäger endlich seine Hand befreit hatte, fand er sie auf das Uebelste zugerichtet, und namentlich Daumen und Zeigefinger schwer verletzt. Er stöhnte vor Schmerz, lud aber den sauer erworbenen Dachs auf die Schulter und schlug den Weg nach der Heimat ein.

Unterwegs begegnete ich ihm. „Mein Gott, was fehlt Ihnen?" fragte ich. „Was ist mit Ihrer Hand? Die Finger sind ja dreimal dicker, als sie sein sollten — sind Sie verwundet?"

„Häfft Se Heinerich sehen?" fragte er mit schmerzlich zitternder Stimme.

„Heinrich? Nein. Was ist geschehen? Was soll Heinrich?"

„Prügels!" antwortete der Jäger.

Länger als eine ganze Woche wagte Heinrich sich nicht in das Haus seines Vaters, und wenn er ihm zufällig auf der Straße begegnete, flüchtete er vor ihm, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Der Alte lächelte aber mit siegesbewußter Miene, denn er wußte, daß er seinen Sohn eben so sicher erwischen würde, wie den Dachs; er lauerte ihm auf, wie einem jagdbaren Wilde, und als er ihn endlich in seine Gewalt bekam, zählte er ihm mit Zinsen und Zinseszinsen die Schläge zu, die er ihm im innersten Herzen gelobt, als er durch den Dachs so schwere Pein ausstehen mußte.

Man sieht aus dieser Geschichte, daß die vielen Gerber, die in Preetz wohnen, auf die Erziehung der Kinder den wohlthätigsten Einfluß üben.

Es würde übrigens undankbar von mir sein, wenn ich die prächtigen Enten- und Gänsejagden verschweigen wollte, zu denen mich der Klosterjäger einlud, und jetzt, wo jene Zeit weit hinter mir liegt, will ich bekennen, daß ich manchen Hasen und manches Rebhuhn heimlich verzehrt habe, die von den Jägern meiner Kompagnie erlegt worden waren. Die braven Bursche haben später bei Idstedt und Friedrichsstadt ein edleres Wild erlegt und reichlich für alle ihre Sünden gebüßt; weßwegen ich denn auch hoffe, daß das adelige Kloster zu Preetz mich nicht nachträglich wegen Hehlens und Verzehrens unbefugt geschossenen Wildprets vor Gericht ziehen wird.

Ich könnte noch Manches von der Umgebung, den Wäldern und Seen sprechen, die Preetz einen eigenthümlichen Reiz verleihen; aber ich will einen Seitensprung machen und Bornhöved besuchen, das an der Landstraße von Kiel nach Segeberg, drei Meilen östlich von Preetz mitten in einer flachen Haide liegt, auf welcher drei Schlachten gekämpft wurden, deren eine jeden Freund der Herzogthümer mit Stolz erfüllen muß, ich meine die Schlacht, welche Graf Adolph IV. von Schauenburg am 22. Juli 1227 gegen Waldemar II., König von Dänemark, gewann.

Dieser König, der wegen der vielen glücklichen Kriegszüge, die er gegen seine Feinde unternommen, den Namen des Siegers erhielt, hatte den Grafen Adolph III. aus seinem Erblande Holstein vertrieben, Hamburg und Lübeck erobert, sich als König der Wenden huldigen lassen, und seinen unversöhnlichen und schändlich mißhandelten Gegner in schmählicher Gefangenschaft gehalten, bis dieser endlich gelobte, seinem Rechte auf Holstein zu entsagen und sich nach der Nesselburg in der Grafschaft Schauenburg zurückzuziehen. In Holstein ward jetzt gerade eben so gewirthschaftet, wie sechshundert Jahre später in Schleswig. Dänische Amtleute regierten das Land und sprachen nach dänischem Gesetze, das doch in dem deutschen Lande keine Geltung hatte, Recht; sie plünderten und mißhandelten die Edelleute und Bauern auf das Unerträglichste, und erregten endlich so allgemeinen und glühenden Haß, daß die Holsteiner nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um loszubrechen und ihre Rache zu kühlen.

Eine holsteinische Frau, die Freifrau Derst von Kellingdorp war es, welche den ersten Impuls zur Vernichtung des Landesfeindes gab. Sie lud die Edelleute, auf deren Gesinnung sie sich verlassen zu können glaubte, zu sich nach Kellingdorp, einem adeligen Gute in der Wilstermarsch, und ließ sie wissen, daß sie gesonnen sei, ihnen ein ritterliches Bankett zu geben. Als aber die Gäste in feiner höfischer Tracht in den Schloßhof einritten, hingen von der Zinne des Thurmes lange Trauerfahnen herab; schwarzgekleidete Diener führten sie über die mit Trauertuch belegte Treppe in die große geräumige Halle, und ehe sie noch Zeit gehabt, sich nach der Ursache des unerwarteten Empfanges zu erkundigen, trat ihnen die Hausfrau im vollen Harnisch entgegen; in der Linken hielt sie einen Schild, der durch einen schwarzen Flor verdeckt war, in der Rechten schwang sie ein Schwert. Einen Augenblick herrschte peinliches Schweigen;

da riß sie den Flor von dem Schilde und zeigte den überraschten Gästen das holsteinische Landeswappen, das von einem dänischen Söldlinge mit Füßen getreten und mit einer Keule zerschmettert wurde.

„Sehet hier eure Schande, eure Schmach!“ hub sie an. „Deutsche Männer und Ritter, ein schwaches, hülfloses Weib vermag die Schmach nicht länger zu ertragen; ein deutsches Weib schwört in eurer Gegenwart zum allmächtigen Gotte, deutsches Land von dänischer Herrschaft zu befreien; sie schwört, im Leben wie im Tode deutsch zu sein und treu zu Deutschland zu halten. Ihr seid nur Sklaven, so lange ihr die Sklavenkette tragt. Werft sie von euch, edle holsteinische Männer, ergreifet das Schwert und zeigt, daß ihr der Liebe deutscher Weiber werth seid.“

Die begeisterte Sprache der Burgfrau verfehlte ihren Zweck nicht; wie aus einem Munde riefen die Ritter: „Deutsch und frei! Nieder mit den Dänen!“ und als die edle Frau in diesem Augenblicke in ihre Mitte trat und mit lauter Stimme einen feierlichen Eid schwur, nicht zu rasten und nicht zu ruhen, bis Holstein den Dänen entrissen sei, legten sie ihre Hände auf das entblößte Schwert und wiederholten den Schwur: „Deutsch und frei!“

Als die Freifrau die Ritter willig und entschlossen fand, das dänische Joch abzuschütteln, verabredete sie mit ihnen, daß eine Gesandtschaft an Graf Adolph geschickt werden solle, um ihn zu bewegen, in sein Erbland zurückzukehren und sich an die Spitze der Vaterlandsfreunde zu stellen; und so groß war die Begeisterung, die sie hervorzurufen gewußt hatte, daß die Gesandtschaft schon am folgenden Tage nach der Nesselburg aufbrach, um dem vertriebenen Landesfürsten von dem Geschehenen Kunde zu bringen. Graf Adolph war aber nicht zu bewegen, sein gegebenes Wort zu brechen, und traurig und niedergeschlagen kehrten die Ritter nach Kellingdorp zurück und berichteten, welch' unerwarteten Erfolg ihre Reise gehabt habe. Da entschloß sich die Freifrau, selbst an den Rhein zu pilgern; da sie aber bereits den Argwohn der dänischen Amtleute erregt hatte, ließ sie aussprengen, daß sie gefährlich und auf den Tod erkrankt sei; die Dienerschaft mußte Trauer anlegen; Aerzte wurden von weither nach dem Schlosse gerufen, und man glaubte allgemein, daß das letzte Stündlein der edlen Frau geschlagen habe, — während sie als Pilger verkleidet den Weg nach der Nesselburg einschlug und nach unendlichen Mühen und Beschwerden das Stammschloß der holsteinischen Grafen erreichte.

Alle Ueberredungskünste der hochherzigen Patriotin scheiterten aber an dem unbeugsamen Entschlusse Adolph's, sein gegebenes Wort zu halten, und es gelang ihr erst nach langen vergeblichen Bitten, den Grafen zu bewegen, daß er ihr seinen ältesten Sohn Adolph, damals noch einen zarten Knaben, anvertraute und nach Holstein zu führen gestattete. Der feurige Geist des Jünglings, seine laut ausgesprochene Vorliebe für sein Vaterland und der grimmige Haß, den er gegen die Dänen in der Brust trug, hatte ihm die Liebe der Freifrau schnell erworben, und sie hatte sich gesagt, daß er dereinst den Schimpf rächen würde, welchen der Dänenkönig seinem Vater angethan hatte.

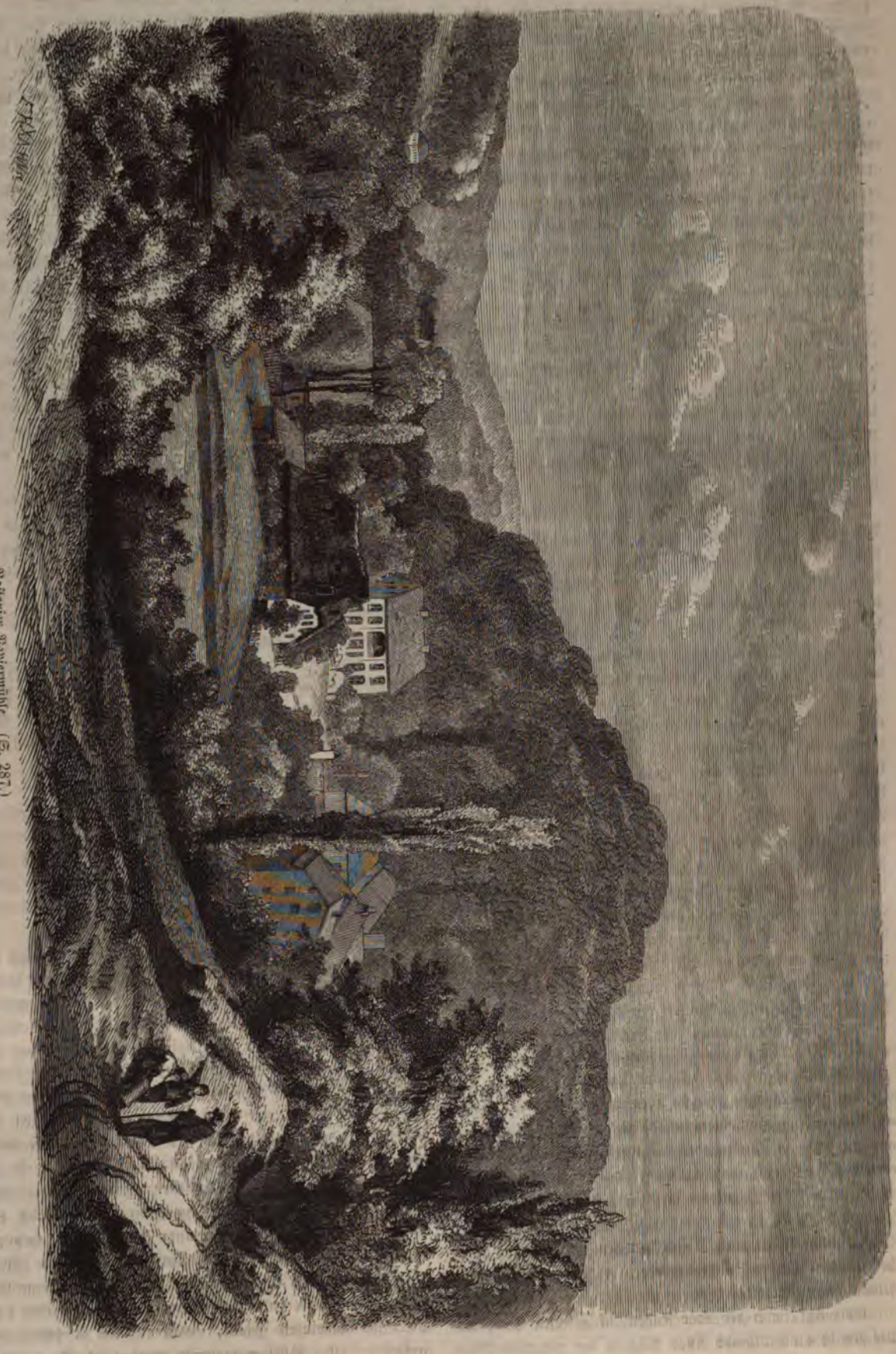
Es mag ein ergreifender Augenblick gewesen sein, als der Knabe an der Hand eines Pilgers die väterliche Burg verließ, um dem ungewissen Schicksale entgegen zu gehen, und schwer mag es dem Vater angekommen sein, in der entscheidenden Stunde seinem Versprechen treu zu bleiben, nicht wieder gegen Dänemark die Waffen zu führen. Aber die edle Holsteinerin belebte den Muth des Knaben und beruhigte das schwergeprüfte Herz des Vaters, und als sie mit dem ihr anvertrauten Kinde niederkniete und die Gnade des Himmels für den jungen Fürsten erflehte, legte Adolph seine Hände auf das Haupt seines Sohnes und weihte ihn zum Opfer für sein Vaterland.

Die Heimkehr nach Kellingdorp ward vom Glücke begünstigt, und bald verbreitete sich unter den Eingeweihten die Nachricht, daß der junge Graf Adolph in sein Vaterland zurückgekehrt sei und von seiner Erzieherin in den Waffen geübt und zum mannhaften Ritter herangebildet werde. Das Geheimniß wurde treu bewahrt, und während die Dänen fortfuhren, die Landeseinwohner zu plagen, wuchs die Zahl der Verschworenen in dem Maße, daß sie über eine ansehnliche Streitmacht verfügen konnten, ehe noch der junge Graf, den wir jetzt Adolph IV. nennen müssen, das männliche Alter erreicht hatte.

Aus Furcht, daß ein längeres Zaudern den Eifer der Patrioten abkühlen möchte, beschloß die Burgfrau von Kellingdorp, zur That zu schreiten, und da der Amtmann von Segeberg seine Untergebenen auf wahrhaft unmenschliche Weise geschunden und gequält hatte, beschloß sie, mit seiner Vertreibung den Anfang zu machen. Eine auserlesene Schaar holsteinischer Edelleute begleitete die muthige Frau nach Segeberg, wo sie vor den Amtmann trat und ihm im Namen der Holsteiner verkündete, daß sie fortan nur deutschem Rechte huldigen würden und daß sie gesonnen seien, Gewalt gegen Gewalt zu setzen, falls er ihrer gerechten Forderung nicht genügte.

Die Antwort des dänischen Amtmanns war eine so rohe, daß sie bis zu dieser Stunde noch nicht von dem holsteinischen Volke verziehen worden ist. „Ich will euch deutschen Rebellen von einem räudigen Hunde euer deutsches Recht vorbellen lassen,“ rief er. „Ihr seid dänische Unterthanen, und der Wille des Königs von Dänemark ist das lebendige Recht, dem ihr gehorchen müßt.“

Es waren seine letzten Worte. Die Holsteiner rissen das Schwert aus der Scheide und hieben den Amtmann sammt seinen Schergen schonungslos nieder. Einen Augenblick war das Volk durch die Kunde des Geschehenen wie betäubt; es hatte sich so an die Herrschaft des für unbesiegbar geltenden Dänenkönigs gewöhnt, daß es eine Erlösung aus den Sklavenketten für unmöglich hielt; als aber urplötzlich geharnischte Ritter mit ihren Knappen und Reisigen auf allen Landstraßen erschienen und wie auf ein gegebenes Zeichen nach Itzehoe zogen, ja, als die Nachricht durch das Land flog, daß Graf Adolph seinen ältesten Sohn geschickt habe, um gegen die Dänen zu kämpfen, da stand mit einem Male das ganze Land unter den Waffen, und wo man der dänischen Schergen habhaft wurde, ward schreckliche Rache für die vielen Unbilden genommen, die man bisher geduldig hatte ertragen müssen. Die Stadt Itzehoe war die erste holsteinische Stadt, welche sich den Verschworenen anschloß. Ihre Befestigungswerke wurden schnell erweitert



Rastorfer Papiermühle. (S. 287.)

tiefe Gräben wurden ausgeworfen, was Hände hatte zu arbeiten, half Brustwehren und Schanzen aufwerfen, aber ehe noch Alles vollendet war, was zur Vertheidigung der Stadt beitragen sollte, rückte eine starke dänische Abtheilung heran, und vermaß sich, in einem Tage erstürmen zu wollen, was die deutschen Hunde in einer ganzen Woche erbaut hatten.

Der Sturm, der mit großer Tapferkeit unternommen und mehrmals wiederholt wurde, scheiterte an der heldenmüthigen Tapferkeit der Ritter und Bürger, die unter Anführung der Freifrau von Kellingdorp Alles daran setzten, dem jungen Grafen den wichtigen Punkt zu erhalten; aber das Häuflein der Holsten war noch klein, es war in der Stadt eingeschlossen, die Dänen waren zahlreich genug, um sie durch eine langwierige Belagerung auszuhungern und endlich zur Uebergabe zu zwingen. Geschah dieß aber, fielen die Häupter der Verschwornen den Dänen in die Hände, dann war jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Unternehmens verloren.

Die Noth hatte schon einen bedenklichen Grad erreicht, als den Holsteinern eben so unerwartete wie wunderbare Hülfe kam. Die Stör, welche durch ihr Gewässer die dänischen Schanzen von den holsteinischen trennte, trat zweimal an einem Tage so weit über ihre Ufer, daß sämmtliche Belagerungsarbeiten des Feindes zerstört wurden und daß die

Ansicht von Preetz. (S. 291.)

dänische Armee in die größte Gefahr kam, zu ertrinken. Dieses Naturereigniß erschreckte die Dänen so, daß sie am folgenden Tage abzogen; da sie aber wußten, daß eine Frau das Banner der Holsteiner im dichtesten Schlachtgetümmel getragen und ihr flammendes Schwert geschwungen habe, redeten sie sich ein, daß ein Engel des Himmels gesandt sei, der es mit den Deutschen hielte und über die Wasser der Stör Macht hätte.

Der junge Fürst hatte freilich an dem Kampfe noch nicht Theil nehmen können; nichtsdestoweniger setzte ihm die heldenmüthige Freifrau bei dem Siegesfeste zu Kellingdorp den Grafenhut auf, und die anwesenden Ritter und Edelleute huldigten ihm als Adolph IV.

Die Holsteiner würden aber wahrscheinlich nach kurzer Ruhe wieder von den Dänen angegriffen worden sein, und sie wären ohne Zweifel in dem ungleichen Kampfe gegen die hundert und sechzigtausend Mann zählende Armee des dänischen Königs unterlegen, wenn dieser selbst gegen sie zu Felde hätte ziehen können. Zum Glück für die Holsteiner hatte dieser treulose König aber selbst die Wandelbarkeit des Glückes erfahren müssen, indem er vom Grafen Heinrich von Schwerin auf einer kleinen Insel in der Ostsee überfallen, in Ketten gelegt und nach Schloß Danneberg geführt worden war, wo er über zwei Jahre (von 1223—1226) in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Als er endlich die Freiheit erhielt, mußte er fünfundvierzigtausend Mark löthi-

gen Silbers Lösegeld versprechen und außerdem schwören, allen Ansprüchen auf Mecklenburg, Holstein und dem Elbstrom zu entsagen; kaum hatte er aber den Fuß auf dänischen Boden gesetzt, als er sich durch den Papst seines Eides entbinden ließ und mit aller Macht gegen die Holsteiner in's Feld zu ziehen beschloß.

Jetzt glaubte auch Graf Adolph III. von Schauemburg seines Schwures entbunden zu sein, und obgleich er und sein Sohn in den Bann gethan, mithin des Himmelreichs verlustig erklärt wurden, weil sie ihr Vaterland gegen einen feindlichen Einfall vertheidigten, ging er nach Lübeck, dessen wackerer Bürgermeister Soltwedel die Bürger ermuthigt hatte, das dänische Joch abzuschütteln und mit den Holsteinern gemeinschaftliche-Sache zu machen. Den rastlosen Bemühungen der Frau von Kellingdorp gelang es, Graf Heinrich von Schwerin und die Hamburger Bürger zur Theilnahme am Krieg gegen Dänemark zu bewegen, und ihr allein ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Dithmarser, welche in des Königs Heerfolge dienten und von früherer Zeit her geschworene Feinde Adolph's III. waren, sich verpflichteten, in entscheidender Stunde mit umgekehrten Schildern zu den Holsteinern übergehen zu wollen. Außerdem gesellten sich zu den Holsteinern der Erzbischof von Bremen, Herzog Albrecht von Sachsen, Graf Heinrich von Werle und Burewin, Fürst zu Mecklenburg, wogegen Herzog Otto von Braunschweig mit seinen Truppen zu den Dänen hielt.

Der Krieg begann auf gewöhnliche und von den Dänen bis in die spätesten Zeiten beibehaltene Weise. Waldemar der Sieger fiel in Holstein ein, sengte und mordete sonder Gnade und Barmherzigkeit und lagerte sich endlich in der Nähe von Bornhöved mit einer Macht, welche an Zahl der holsteinischen bei weitem überlegen war. Der siebenzigjährige Graf Adolph III. führte den Oberbefehl über das bunt zusammengewürfelte holsteinische Heer, unter ihm kommandirten der Bürgermeister von Lübeck und die einzelnen Fürsten, welche mit ihren Fahnen zu ihm gestoßen waren. Adolph IV. hatte sich das Vorrecht ausbedungen, als einfacher Ritter mit Lanze und Schwert für sein Vaterland kämpfen zu dürfen; ihm zur Seite, treu wie sein Schatten, hielt sich die Burgfrau von Kellingdorp.

Es war am Maria-Magdalenentage, als die Heere auf der Haide von Bornhöved aufeinander trafen. Die Dänen hatten den Vortheil, daß ihnen die Sonne auf den Rücken schien, während die Holsteiner durch ihre Strahlen geblendet wurden; zudem waren sie ihren Gegnern vierfach an Zahl überlegen; ihre Armee bestand aus sieggewohnten Truppen, die unter dem erfahrensten Feldherrn der damaligen Zeit kämpften. Aber alle diese Vortheile wurden durch den unbeugsamen Muth der Deutschen reichlich aufgewogen, die wie eine eherne Mauer alle Angriffe des Dänenkönigs zurückschlugen. Namentlich Adolph IV. und der Bürgermeister von Lübeck zeichneten sich durch unerschrockene Tapferkeit aus; wo die Reihen der Ihren zu weichen begannen, sprengten sie herbei und stellten die Ordnung wieder her; wo ein Feiger es wagte, auf die ungeheure Uebermacht der Dänen aufmerksam zu machen, beschämten sie ihn durch glänzende Thaten, und wo ein dänisches Treffen in Unordnung gerieth, warfen sie sich unter die Weichenden und verbreiteten Furcht und Entsetzen. Aber mochte Adolph im dichten Schlachtgetümmel sein Schwert schwingen oder in brausender Eile von einem Flügel seines Heeres zum andern sprengen, überall begleitete ihn die hehre Gestalt der Burgfrau von Kellingdorp, überall war sie ihm zur Seite, und wenn der Arm des Heldenjünglings zu erlahmen drohte, war sie es, die ihm Muth und Kraft einflößte und zu erneuerter Thätigkeit anspornte.

Das Getöse der Schlacht hatte schon viele Stunden gedauert; die Holsteiner hatten längst ihre ganze Reserve in den Kampf geführt, während die Dänen stets neue Schaaren zum Angriff vorgehen ließen. Die muthigsten Kämpfer verzweifelten an einem glücklichen Ausgange der Schlacht, und selbst Graf Adolph III. dachte an den Rückzug; da war es sein Heldensohn, der den Sieg gewann. Er entblößte sein Haupt, betete inbrünstig zu Gott und gelobte, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen, so ihm die heilige Jungfrau beistehen wolle, den Feind seiner Heimat zu besiegen. Als er sein Gebet beendet, sammelte er eine Schaar entschlossener Ritter um sich und warf sich den Dänen mit solchem Ungestüm entgegen, daß sie zurückprallten und daß selbst König Waldemar nebst seinem Sohne Christopher in Gefahr kamen, den Holsteinern in die Hände zu fallen. Der fliehende König ritt zu den Dithmarsen, die im dritten Treffen standen und bisher unthätig dem Kampfe zugesehen; er forderte sie auf, ihre Pflicht zu thun und seine weichenden Schaaren zu unterstützen, — aber dicht hinter ihm drein sprengten Graf Adolph — und die Burgfrau von Kellingdorp. Das Heldenweib hatte im Getümmel der Schlacht den Helm verloren; das goldene Haar umflatterte ihre Stirn, in ihrer Rechten flammte das blutgetränkte Schwert, — und als sie mit lauter Stimme ihren Landsleuten zurief, ihr gegebenes Wort wie Männer zu lösen, — da stürzten sich die Dithmarser mit wildem Schlachtgeheul auf das weichende Treffen der Dänen und metzelten schonungslos in ihren Reihen.

Nach kurzem Morden und Würgen war die Schlacht zu Gunsten der Deutschen entschieden. Der schwerverwundete Dänenkönig entkam mit genauer Noth; mehrere Tausend seiner Krieger waren gefallen, unendlich war die Zahl der Verwundeten und Gefangenen und unermeßlich die Beute, die den Siegern in die Hände fiel.

Adolph IV. bewies nach der Schlacht, daß er ein eben so edler wie tapferer Fürst war. Durch einen Zufall kam er an die Stelle, wo der verwundete Dänenkönig, von allen seinen Leuten verlassen, neben seinem tödtlich getroffenen Streithengste auf dem Boden lag und den Tod herbeisehnte. Der Graf erkannte seinen Feind, labte ihn und hub ihn auf sein Pferd; er selbst ging zu Fuß neben her und geleitete den König nach Kiel, wo er ihn auf ein Schiff brachte, das im Begriff war, die Anker zu lichten und nach Kopenhagen zu segeln. „Wer seid Ihr?" fragte Waldemar, als sein Retter sich von ihm verabschiedete. „Laßt mich Euer Antlitz sehen, damit ich Euch wiedererkenne und Euch mit Beweisen meiner Dankbarkeit überhäufen kann."

Adolph schlug sein Visir auf und zeigte dem überraschten Könige die Züge seines Todfeindes. „Vergeßt die Züge nicht," sagte er; „Ihr werdet ihnen stets begegnen, wenn

Ihr es wagt, in meine Heimat einzufallen. Lebt wohl und gedenkt des Tages Mariä-Magdalenä."

Im nächsten Jahre wiederholte der König seine Raubzüge gegen Holstein; Adolph schlug ihn aber zurück und gab seinem Vaterlande die Ruhe, deren es nach den langen blutigen Fehden, die während der Regierung seines Vaters gewüthet hatten, so sehr bedurfte. Als seine Söhne herangewachsen waren, stiftete er ein Mönchs- und ein Nonnenkloster; in ersteres trat er ein, in letzterem nahm seine Gemahlin den Schleier. Einige Tage, nachdem er als Bettelmönch Profeß abgelegt, ritten seine Söhne mit stattlichem Gefolge in die Stadt, und der Zufall wollte es, daß sie ihrem Vater begegneten, der eben mit einer Schale Milch über die Straße ging, die er sich von einer mitleidigen Bürgersfrau erbettelt hatte. In einer augenblicklichen Anwandlung falscher Scham verbarg der Mönch seine irdene Schale unter der Kutte; als aber seine Söhne von ihren Pferden zur Erde sprangen und die Hand ihres Vaters ehrfurchtsvoll küssen wollten, goß er sich zum Zeichen seiner Demuth die Milch über das Haupt. — Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt!!!

Schleswig-Holsteins Heldin, die Freifrau von Kellingdorp, durch deren Muth und Beharrlichkeit die Macht Dänemarks gebrochen wurde, ist von ihren undankbaren Nachkommen vergessen; kaum daß ein Gelehrter ihren Namen kennt. Sie wäre es wohl werth, daß ein deutscher Dichter sie besänge!

Die letzte Schlacht, die auf der Haide von Bornhöved geschlagen wurde, fand am 7. Dezember 1813 statt und wurde durch die Allianz Dänemarks mit Napoleon I. veranlaßt. Der dänische König Friedrich VI., der sich im Gegensatz zu den deutschen Kaisern, welche sich „allzeit Mehrer des Reiches" nannten, recht gut „allzeit Minderer des Reiches" hätte tituliren lassen können, hatte bereits seine ganze Flotte eingebüßt und Kopenhagen in Rauch und Flammen aufgehen sehen, hielt aber trotz dieser empfindlichen Lehren am französischen Bündnisse fest und war perfid genug, den Franzosen die Thore von Hamburg zu öffnen, wodurch er die reiche Handelsstadt in unsägliches Elend stürzte, sich selbst aber den Namen „Schuckelmaier" zuzog, der jetzt noch jedem rechtschaffenen Dänen in Hamburg beigelegt wird.

Als endlich die große Koalition gegen Napoleon stattfand, erklärte Bernadotte, nur gegen seinen ehemaligen Waffenbruder und Kaiser kämpfen zu wollen, wenn man Norwegen von Dänemark losrisse und mit Schweden vereinigte, und da auf der ganzen Welt Niemand aufzufinden war, der sich Gammeldanmarks annahm, marschirten Schweden, Russen und Mecklenburger nach Holstein und zwangen Friedrich den Sechsten zum Abschluß des Kieler Friedens (Januar 1814), in welchem er seinen Rechten auf Norwegen entsagen mußte. Ehe es aber zum Friedensschlusse kam, machten die Dänen den thörichten Versuch, mit einer Handvoll Soldaten den Alliirten Widerstand zu leisten, und die holsteinischen, oldenburgischen und schleswig'schen Regimenter wurden in zwei nutzlosen, aber rühmlich bestandenen Gefechten der Ehre der dänischen Regierung geopfert. Eins dieser Gefechte fand bei Bornhöved statt, wo eine schwache Abtheilung der obengenannten Regimenter sich durch die schwedische Armee den Weg bahnte, und zur Erinnerung an den Tag, wo Deutsche für Dänemark kämpften, ward ein Monument errichtet, das leider noch nicht entfernt worden ist.

Bornhöved ist aber nicht nur durch die drei Schlachten geschichtlich berühmt geworden, die ich im Vorstehenden kurz erwähnt habe, sondern auch durch die holsteinischen Landtage, die hier schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf dem sogenannten „Vierth" gehalten wurden. Dieser eine halbe Stunde von Bornhöved entfernte Punkt scheint das Zuantifeld der Wenden gewesen zu sein und ist als eine der ergiebigsten Fundgruben von Alterthumsgegenständen im ganzen Herzogthum Holstein berühmt. Im Jahre 1816 wurden hier in einem irdenen Gefäße Münzen gefunden, die aber leider an Hamburger Juden für tausend Reichsthaler verkauft wurden; 1837 fand man siebentausend alte Silbermünzen, die zusammen fünfzehn Pfunde wogen und größtentheils aus alten Stadtmünzen bestanden; die seltenste war aus der Stadt Ripen. Würde der Punkt, wo die Landesversammlungen ohne Zweifel stattgefunden haben, und der sich durch eine Reihe eigenthümlicher Erhöhungen auszeichnet, systematisch untersucht werden, so dürften noch viele interessante Funde an's Tageslicht kommen.

Bei meinem letzten Besuche in Bornhöved entging ich nur mit Mühe der Ehre, zu einer Bauernhochzeit eingeladen zu werden, die, nach den getroffenen Vorkehrungen zu schließen, nichts zu wünschen übrig lassen würde. Ein Hochzeitsbitter, der sich für einen unübertrefflichen Witzbold hielt, ritt auf einem mit bunten Bändern geschmückten Klepper von einem Bauernhause zum andern und forderte die Freunde, Gevattern und Nachbarn des Bräutigams und der Braut auf, mit vollen Händen und Taschen, aber mit leeren Magen und durstigen Kehlen an der Hochzeit Theil zu nehmen, lieber ein Dutzend als einen einzelnen silbernen Eßlöffel, und lieber einen Zentner als ein Pfund Flachs mitzubringen, alle ernsten und verdrießlichen Gedanken aber zu Hause zu lassen, damit Alle insgesammt und Jeder für sich so heiter, vergnügt und zufrieden sei, wie vor ihm noch kein Christ gewesen wäre und nach ihm keiner sein würde. Wer aber weder silberne Löffel, Flachs, leeren Magen, volle Taschen, guten Appetit noch fröhliche Laune besäße, den möge der Teufel holen, der passe nicht auf die Hochzeit und möge um Gottes und aller Heiligen willen bleiben, wo er sei. Sollte sich aber von den versammelten Mädchen eins in ihn, den Hochzeitbitter, sterblich verliebt haben, so schmeichle das allerdings seiner „Wenigkeit", aber er könne sein Herz nicht verschenken, weil es nicht mehr ihm, sondern seiner angebeteten Gattin gehörte; mit Küssen könne er aber aufwarten, und es käme ihm auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht an.

Die Bauern lachten herzlich über die Witze des ihnen wohlbekannten Schneiders, der auf den Taglohn arbeitete und von einem Bauern zum andern zu gehen pflegte, um zu flicken und zu nähen; die Mädchen kreischten laut auf, als er ihnen Küsse anbot, die verheiratheten Weiber schmunzelten, und die Dorfjugend schwamm in Wonne und Seligkeit, weil sie dem Schullehrer durchgegangen war und vor jedem Hause stille stehen und stets dieselben Witze des Schneiders mit anhören konnte. Ich wurde auch eingeladen und

hätte am Ende eingewilligt, wenn ich nicht ein halbes Dutzend halberwachsener Bauernjungen gesehen hätte, die bereits so nach Grog und pfälzer Tabak rochen, daß ich mir von einer näheren Bekanntschaft nichts Gutes versprechen durfte.

Ich war froh, leichten Kaufs davon zu kommen, und ging nach Preetz zurück, von wo ich den Weg nach Plön einschlug, einem Städtchen, das trotz seiner wundervollen Lage — so unermeßlich langweilig ist, daß ich absolut nicht begreife, wie es möglich ist, es darin auszuhalten. Hin und wieder wohnt noch eine Familie, die an die alte gute Zeit erinnert, wo es weder Eisenbahnen noch Schnellposten gab, daher es denn auch ganz einerlei war, ob man die Zeitung einen halben Monat zu spät bekam oder ob sie ganz ausblieb, denn es war damals eine Zeit, in welcher — ich weiß nicht gleich welcher Dichter, mit Recht singen konnte:

Wie interessant, wie interessant
Ist doch das liebe Vaterland!
Der Major hat einen Orden bekommen,
Der Hauptmann ist durch's Wasser geschwommen,
Der Baron hat den Abschied genommen —
Wie interessant, wie interessant
Ist doch das liebe Vaterland!

In jener idyllischen Zeit, wo Alles billig war und wo eine Dame ein und dasselbe Kleid drei Jahre und länger tragen durfte, ohne die Ehre ihrer Familie zu kompromittiren, mag es in Plön ein Götterleben gewesen sein. Jeden Nachmittag kamen die Mama's mit ihren konfirmirten Töchtern zum Kaffee zusammen, und da man keine Reifröcke hatte, war für eine zahlreiche Gesellschaft selbst in der kleinsten Hütte Platz. Wer es recht nobel treiben wollte, hatte dänische Handschuhe, die nur die Hand und ein Fingerglied bedeckten; der Daumen und seine Kameraden guckten in's nackte Leben hinaus und waren mit Stricken, Sticken und Nähen beschäftigt. Es gab Gesellschaftsspiele, Schreibspiele — blutiger Heiland, — ich habe solche „Unterhaltungen" mit durchgemacht; Räthsel und Charaden wurden aufgegeben, und Einer fragte den Andern, ohne Furcht beohrfeigt zu werden, wie viele Pfund der Mond wiege, und wenn der Andere nicht gleich antwortete, sagte der Eine eins, denn er hat vier Viertel. Fortepianos mit sechs Oktaven und ohne Pedal wurden gehämmert, o du lieber Augustin war noch in der Blüte; die Männer spielten den ganzen Nachmittag und Abend Boston — gerechter Himmel! Boston! — und wenn man sich an den Spieltisch setzte, mußte Jeder den Mitspielern durch eine steife Verbeugung „Glück" wünschen! Es gab noch Möpse in jener Zeit, und wenn Jahrmarkt war, ging man hinaus und kaufte Honigkuchen, die aus Syrup und Mehl bestanden und nicht von den Zähnen los zu bringen waren; man applaudirte den miserabeln Witzen des Bajazzos und sah Kunstreiterinnen auf alten steifen Gäulen die schauerlichsten pas de deux machen; man machte Wald-, Feld- und Wasserpartieen und spielte im Freien: „Jakob, wo bist du?" und Blindekuh; man gab Bälle und Theedansants, auf denen der Stadtmusikus die Klarinette blies, die ein „Hausfreund" um eine halbe Oktave zu hoch oder zu tief auf der Violine akkompagnirte; man tanzte, trotz einem Tanzbären, und machte den nächsten Morgen Visiten, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen; statt der jungen Mädchen, die noch schliefen, bekam man aber nur die Mama's zu sehen, und zwei Tage nachher besuchte einen der Justizrath mit gelben Glacéhandschuhen. Man las Kotzebue's Lustspiele und führte Fritz Hurlebusch auf, und wenn man den König gesehen oder mit einer Prinzessin gesprochen hatte, konnte man monatelang von dem Eindruck erzählen, den die allerhöchsten Herrschaften auf Einen gemacht hatten. Man wußte, wo Leipzig, Berlin und Wien lagen, und einige Auserwählte waren sogar über Hamburg hinaus gekommen; Metternich regierte damals die Welt, und Amerika lag wie ein Zauberland in nebelgrauer Ferne.

Ja, damals war es schön in Plön; damals lebten pensionirte Beamte, wohlhabende Gutsbesitzer und gemüthliche Rentiers in der alten, schief und krumm gebauten Stadt, und spazierten täglich nach dem Schlosse, das noch immer einen fürstlichen Nimbus hatte, weil hier 1823 Herzog Peter Wilhelm von Oldenburg gestorben war. Abgedankte Hofdamen, lendenlahme Kammerherren, mit dem Danebrog begnadigte Kammerjunker, ehemalige Hofgärtner und Hofköche und sonstige Appendixe eines Hofes hielten Anstand und Würde aufrecht und zwangen den Kreis ihrer Bekannten zu einem steifen Ceremoniell, und da Eins zum Andern paßte, war es in Plön „recht angenehm zu leben". Seit aber eine neue Epoche angebrochen ist, gehört Plön zu den Orten, in denen man es absolut nicht aushalten kann.

Es wird jetzt eine Eisenbahn angelegt, die den alten Schlendrian auf den Kopf zu stellen droht; „erbärmliche Spießbürger", die früher den Hut zogen, wenn Herren und Damen des alten Schlags an ihnen vorüber gingen, haben Spekulationen im Kopfe und denken an Gasthäuser und Kegelbahnen, statt an Reverenzen und Ausweichen auf dem Trottoir; wer irgend im Stande gewesen ist, den Staub von seinen Füßen zu schütteln, ist von Plön weggezogen, und wer zu alt und zu konservativ ist, um sich dem neuen Zeitalter anzuschließen, bleibt in seinen vier Pfählen, um den „Skandal" nicht mit ansehen zu müssen.

Noch vor einem Jahre schien es, als ob Plön vom Schicksal dazu ausersehen sei, eine Rolle in der Welt zu spielen, als die von den Dänen beliebte Regierung für Holstein auf dem Schlosse ihren Sitz nahm. Die guten Plöner vergaßen, daß die Regierung im direkten Widerspruche mit ihren Rechten und früher so laut ausgesprochenen Wünschen stand, und der Gedanke, Kämmerchen vermiethen und einen Thaler verdienen zu können, drängte bei Vielen den Patriotismus zurück. Lange dauerte die Freude aber nicht, und nach kurzem und an humoristischen Erlassen reichen Schwelgen fanden es die von Kopenhagen hergesandten Herren in ihrem Interesse, auf das Regieren zu verzichten und den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Einige von ihnen waren ehrenhaft genug, sich nach Dänemark zu wenden und uns mit ihrer Gegenwart zu verschonen; Andere, die Christian IX., König von Dänemark, den Eid der Treue geschworen, hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Kommissären des deutschen Bundes ihre Dienste anzubieten und die Brust mit den schleswig-holsteinischen Farben zu schmücken. Zur Ehre unseres Beamtenstandes wiederhole ich, daß nur Einzelne diesen Weg einschlugen; die Zahl derer, welche — um im Amte zu bleiben — dem Dänenkönige schwuren, ist

eine sehr geringe und im Vergleich zu denen, welche ihre Existenz auf's Spiel setzten und ihre Ehre höher schätzten als das tägliche Brod, — eine verschwindende Minorität.

Nur der, welcher die Verhältnisse in den Herzogthümern seit 1848 persönlich hat kennen lernen, weiß aber, was es im Herbst 1863 sagen wollte, wenn fast alle holsteinischen

Die Freifrau von Kellingdorp läßt die holsteinischen Adeligen schwören. (S. 295.)

und sogar viele schleswig'sche Beamte den Eid verweigerten. Wer weiß, was aus den Herzogthümern geworden wäre, wenn die Beamten der dänischen Regierung gehuldigt hätten! — Weil wir es aber Alle in dankbarem Herzen empfinden, daß die große Mehrzahl mit rühmlicher Selbstverläugnung für ihr Vaterland eingestanden sind, können wir

Männern, welche 1848 gegen Dänemark die Waffen führten, dann durch die Gunst der Rasmussen in Gnaden aufgenommen und mit fetten Aemtern bedacht wurden, 1863 Christian IX. schwuren und bei dem Einmarsche der Bundestruppen die schleswig-holsteinische Kokarde aufsteckten, nie und nimmermehr unser Vertrauen schenken, und es würden ihnen wenig Thränen nachfließen, wenn sie sich dahin begäben, wo sie um die Gunst des Kopenhagener Janhagels buhlten, während ihr Vaterland unter dänischen Sklavenketten seufzte.

Wen die gegenwärtigen Verhältnisse Plöns langweilen — und wen langweilen sie nicht? — findet bei dem Studium der Geschichte manches Interessante, was die ehemaligen Verhältnisse des östlichen Holsteins versinnlichen hilft. Ich will dem Leser Einiges aus Plöns Vorzeit mittheilen.

Plön, ehemals Plune, auch Plone genannt, ist wahrscheinlich von den Wenden angelegt worden, die hier ihren Gott Podaga verehrten und ein festes Schloß hatten, das mitten im See lag und durch eine einzige Brücke mit dem Festlande in Verbindung stand. Im Jahre 1071 nahm Buthun, Sohn des Wendenkönigs Gottschalk, die Burg in Besitz; er wurde aber von dem heidnischen Slavenfürsten Kruto belagert, zur Uebergabe gezwungen und am 6. August 1071 mit seiner ganzen Mannschaft umgebracht. Erst zwanzig Jahre später erfuhr Kruto, der inzwischen fast ganz Holstein erobert hatte, dasselbe Schicksal, indem er von Buthun's Bruder Heinrich in Plön ermordet wurde. Heinrich hatte wieder vor seinem Bruder Swantipolk keine Ruhe, sondern wurde von ihm belagert und zu einem Vergleiche gezwungen. Graf Heinrich von Badewide machte endlich um das Jahr 1138 dem heidnischen Götzendienste ein Ende, indem er ganz Wagrien verheerte, und im folgenden Jahre eroberten die Holsteiner die Plöner Burg und legten den ersten Grundstein zu einer sächsischen Kolonie. Das alte Schloß ward abgerissen und dafür ein neues näher der Stadt aufgeführt, das aber 1181 von Heinrich dem Löwen erobert und stärker befestigt ward; nach Heinrich nahm es Adolph III. in Besitz, und in dem langwierigen Kriege dieses Fürsten, den wir in der Schlacht bei Bornhöved haben kennen lernen, fiel die Burg in die Gewalt Waldemar's II., der sie indessen wieder an Adolph IV. abtreten mußte. Um das Jahr 1313 wurde Plön bleibender Sitz der Plöner Grafenlinie, die unter Johann dem Milden ihre Blütezeit hatte, und 1757 endlich wurde mit König Friedrich V. von Dänemark ein Erbfolgevertrag geschlossen, nach welchem das Fürstenthum Plön bei dem Tode des damaligen Herzogs Friedrich Karl der königlichen Linie zufiel (1761).

Seit jener Zeit waren die Tage von Aranjuez für Plön vorüber, und selbst der mehrmalige Aufenthalt des durch seinen offenen Brief übel berüchtigten Königs Christian VIII. konnte nur vorübergehend neues Leben in das Städtchen bringen.

Plön, das noch vor siebenhundert Jahren heidnischen Götzendienst in seinen Mauern treiben sah und damals wendischen Fürsten huldigte, hat demnach seit jener Zeit unter der Botmäßigkeit gestanden von holsteinischen Grafen, dänischen Königen, schleswig-holsteinischen Herzogen, Plöner Herzogen, dänischen Königen, der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft und des Reichsverwesers, österreichischer und preußischer Kommissäre, dänischer Könige, der Kommissäre des deutschen Bundes und steht gegenwärtig unter den Civilkommissären Oesterreichs und Preußens.

Was die Lage der Stadt und des Schlosses betrifft, so gibt es vielleicht in Deutschland keinen Punkt, der schöner und malerischer ist. Zwischen zwei Landseen, dem großen und dem kleinen Plöner See, deren Ufer von den prachtvollsten Buchenwäldern geziert werden, liegt das Städtchen, als wenn es recht eigentlich zur Hebung der imposanten Landschaft angelegt worden wäre, und steigt man gar den Schloßberg hinan und blickt man von der Zinne des Thurms in die lachenden Gefilde und die mit einigen zwanzig größeren und kleineren Landseen geschmückten Fluren, so würde man sicherlich nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ein Gastfreund erschiene und Einem in's Ohr flüsterte: „Dieß Alles ist dir unterthänig!“ Man mag seine Schritte von Plön lenken, in welche Himmelsgegend man immer will, überall hat man die entzückendste Landschaft, die reizendste Aussicht auf das Schloß und einen Theil des Sees vor sich, und man würde nicht Tage und Wochen, sondern monatelang zu thun haben, wenn man alle die Punkte besuchen wollte, welche darauf Anspruch machen, die schönsten zu sein. Rudert oder segelt man über den See, so wechseln die Bilder unaufhörlich; hier ist eine tiefe, schattige Schlucht, die ihren dunklen Schatten auf die spiegelklare Fläche des Wassers wirft, dort lächelt ein reizendes Fischerhäuschen im hellen Sonnenschein; hier stehen altehrwürdige Bäume und wiegen ihr laubgekröntes Haupt im lauen Winde, dort schwingen kräftige Schnitter die Sense und mähen die goldene Saat; hier heben sich kreischende Züge von wilden Enten, dort schwebt der Reiher mit regungslosen Flügeln über dem spiegelblanken See; hier wieder sind blühende Wiesen, die ihren lieblichen Duft weithin entsenden, Waiden mit zahlreichen Viehheerden, die vom Hirten zur Tränke getrieben werden, — überall Wohlstand, Ruhe, Friede und unvergleichliche Pracht der Natur. — Die Gegend um Plön ist so zauberisch schön, daß es schwer ist, sich von ihr einen Begriff zu machen, ohne sie selbst gesehen und bewundert zu haben!

Der schönste der beiden Seen ist ohne Zweifel der „große“, welcher fast sechs Meilen im Umfange hat und eine halbe Quadratmeile Flächeninhalt besitzt, und der durch fünf verschiedene Ausflüsse sich in den kleinen See ergießt. Mehrere waldbewachsene Inseln, von denen die größere bewohnt ist, während die andern mit Pavillons und Lusthäusern geziert sind, tauchen aus dem krystallklaren Wasser hervor und tragen durch die Schönheit ihrer waldbekränzten Höhen nicht wenig dazu bei, dem See ein festliches Aussehen zu geben. Wenn ich diesem Allem hinzufüge, daß der Plöner See sehr fischreich ist und außer den schönsten Aalen Hechte, Barsche, Rothaugen, Brachsen, Sturen und Stinte in großer Menge enthält, und daß in den benachbarten Wäldern zahlreiches Reh- und Damwild umhertreibt, so glaube ich meine Vorliebe für diesen schönsten Landsee Norddeutschlands gerechtfertigt zu haben. Selbst wer die Seen des Salzkammerguts mit ihren hohen Felsenwänden, dem Alpenglühen und all' ihren unbeschreiblichen Reizen kennt, kann am Plöner See

alles Erlebte und Gesehene vergessen und sich einbilden, daß er in ein Paradies versetzt worden ist, und ich würde es Jedem verzeihen, der eine poetische Ader besitzt, wenn er versuchte, die unaussprechlich liebliche Umgebung von Plön zu besingen.

Ich will den Leser mit meinen Gedichten verschonen und ihm lieber von dem „Isern Hinrik" oder dem eisernen Heinrich, ältesten Sohne Graf Gerhard's des Großen erzählen, der einst in den Waldungen bei Plön zu jagen pflegte, den stolzen Engländern aber eine Probe seines Muthes ablegte, die des Aufzeichnens werth ist.

Isern Hinrik, ein thatendurstiger Ritter, der sich schon in früher Jugend die Ritterſporen verdient hatte, sehnte sich nach einer Gelegenheit, Lorbeeren zu erkämpfen, und ging, als der Krieg zwischen Philipp von Frankreich und Eduard III. von England ausbrach, mit stattlichem Gefolge von Rittern und Bogenschützen nach London, wo er dem Könige seine Dienste anbot. Der britische König hieß den jungen Fürsten willkommen und räumte ihm willig eine Oberbefehlshaberstelle in seiner Armee ein; als bald nachher die mörderische Schlacht bei Cressy geschlagen wurde, waren es die Holsteiner, die im ersten Treffen standen und ihren jungen Grafen so tapfer unterstützten, daß selbst der „schwarze Prinz" von ihrem Muthe entzückt war und Isern Hinrik das Zeugniß gab, daß er mit seinen Holsteinern den Sieg entschieden habe. Nicht lange nach dem glänzenden Siege bei Cressy erfochten die Engländer neue Vortheile über die Franzosen, und wieder war es Isern Hinrik, der durch seine Bogenschützen Calais erobern half; er hatte durch seine unerschrockene Tapferkeit die Aufmerksamkeit der französischen Armee auf sich gezogen und ward von seinen Feinden mit dem Beinamen des Eisernen belegt, hatte aber auch die Genugthuung, vom englischen Könige mit Ehren überhäuft und zum Oberfeldherrn des Reiches ernannt zu werden.

Die eifersüchtigen Engländer, welche nie bei der Hand gewesen sind, wenn es galt, fremde Verdienste anzuerkennen, konnten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß ein fremder Ritter, und noch dazu ein deutsches Gräflein, ihre eigenen Helden überstrahlte, und versuchten alles Mögliche, um ihn aus dem Wege zu räumen oder bei dem Könige zu verdächtigen.

Isern Hinrik hatte längst gemerkt, wo die stolzen Lords hinaus wollten, und beschloß, sich glänzend zu rächen. Als daher eines Tages großes Gelage bei Hofe war und einzelne Höflinge sich wieder laut genug, so daß Isern Hinrik ihre Worte hören konnte, zuflüsterten, er sei kein Graf, sondern ein Miethsoldat und Söldner, der für Geld in den Krieg zöge, lud er die Anwesenden ein, ihm in des Königs Zwinger zu folgen, wo er ihnen etwas zeigen wolle, was sie gewiß Alle interessiren würde. Da der König der Einladung Isern Hinrik's Folge leistete, sahen sich die Lords gezwungen mitzugehen, und nach wenigen Augenblicken stand die ganze auserlesene Schaar von Höflingen vor einem großen eisernen Käfig, in welchem ein Löwe des Königs gefangen gehalten wurde. Als Isern Hinrik sah, daß die Gäste des Königs alle zur Stelle waren, öffnete er rasch die Thür zum Löwenzwinger und trat der wüthenden Bestie mit unerschrockenem Muthe entgegen. Der Löwe sprang brüllend gegen den Ritter und schlug mit seinen Tatzen nach ihm; aber Isern Hinrik donnerte ihn mit den Worten an: „Leg' dich, Hund!" und als der Löwe sich knurrend und schnaubend in die Ecke seines Käfigs zurückzog, bedeckte der kühne Holsteiner das Löwenhaupt mit seinem Hute und sagte: „Wer von euch, meine Herren, den holsteinischen Grafenhut anzurühren wagt, der will ich für einen eben so guten Edelmann halten, wie mich selber," — und als keiner der Anwesenden Neigung verrieth, das Wagestück zu bestehen, näherte Isern Hinrik sich abermals dem Löwen, nahm den Hut mit fester Hand von seinem Haupte und trat ruhig und gelassen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, aus dem Käfig heraus.

Diese Probe von Muth und Todesverachtung genügte den Engländern; sie drängten sich an Isern Hinrik heran und wollten ihm ihre Bewunderung aussprechen; er stieß sie aber zurück und sagte: „Spart euere Worte, Lords. Morgen kehre ich nach meinem Vaterlande zurück, wo selbst die Tapferkeit des Feindes in Ehren gehalten wird, Mißgunst und Verrath aber unbekannt sind!" und trotz der dringenden Vorstellungen, die Eduard III. ihm machte, schied Isern Hinrik am folgenden Tage mit seinen Getreuen und kehrte nach den Plöner Wäldern zurück.

Daß ein See, wie der Plöner, an dessen Ufern durch ein paar Jahrhunderte Christen- und Heidenverfolgungen stattfanden, zu vielen Sagen und Mythen Veranlassung gegeben hat, möchte man versucht werden, als selbstverständlich anzusehen. Ich habe aber trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, keine erträgliche Sage auffinden können, muß daher auf das Vergnügen verzichten, dem Leser von Seejungfern und ihren bethörten Opfern zu erzählen. Es scheint überhaupt, daß das östliche Holstein viel ärmer an Sagen und Märchen ist, als das westliche und der Rücken des Landes. Möglich, daß die ungeheure Bedrückung des gemeinen Mannes durch den übermüthigen Adel jeden poetischen Anflug des Volkes erstickt hat. Daß aber mit den Junkern und Gutsbesitzern nicht gut Kirschen-essen war, möge folgende wahre Geschichte beweisen.

Vor etwa dreihundert Jahren (1555) klagte die Stadt Lübeck bei dem kaiserlichen Kammergerichte in Speier gegen den Junker Paul Ritzerow auf Hasselburg, weil er auf Lübeckischem Grund und Boden einen armen Taglöhner gefangen, übel geschlagen und ohne rechtmäßige Ursache zum Tode habe richten lassen. Das kaiserliche Kammergericht ließ den Beklagten vorladen; da der Junker aber nicht lesen konnte, mußte ihm die Citation vorgelesen werden, und sieben Jahre nachher überreichte er seine Vertheidigungsschrift. Der Unmensch hatte den Taglöhner Eddeler vor ein Bauerngericht gestellt, das von ihm abhängig war und dessen Erkenntniß er selbst bestätigen mußte, ehe es vollziehende Kraft erhielt; nachdem er also Kläger und Richter in einer Person gewesen, ließ er seinen Taglöhner, weil er ihm entlaufen war, auf ein Rad legen, beide Beine aufschlitzen, so daß, nach den Worten eines Zeugen, die „Beine also längs als Lanzknechthosen zugeschnitten" waren.

Daß dem Junker wegen dieser ungeheuren Ruchlosigkeit kein Haar gekrümmt wurde, versteht sich von selbst; daß aber seine Leibeigenen sich nicht sonderlich mit poetischen Ge-

danken beschäftigten, darf man auch wohl als ausgemacht betrachten. Man braucht aber nicht dreihundert Jahr zurückzugehen, um im östlichen Holstein Junker zu finden, die ein Regiment führten, das der geistigen Entwickelung des Volkes hindernd im Wege stand, und wer heutigen Tages die Dorfschulen einzelner adeliger Güter besucht und den Bildungsgrad der Jugend kennen lernt, wird sich gewiß die Mühe sparen, bei den alten Leuten nach lieblichen Märchen zu forschen.

Eines der schönsten Güter Holsteins, das adelige Fideikommißgut Rantzau (ehemals Rantzowe, auch Wendischen-Rantzown genannt), auf dem Wege von Plön nach Lütjenburg, verdient wegen seiner romantischen Lage und seines hohen Alters erwähnt zu werden. Es ist das Stammgut des einst so mächtigen und berühmten Geschlechts der Rantzau's, die übrigens nicht immer diesen Namen geführt haben, sondern sich nach ihren Besitzungen Vizzowe, Dissau und Dytsouwe nannten, und erst 1284 den Familiennamen

Schlacht bei Bornhöved. (S. 298.)

Rantzau annahmen. Der erste Besitzer des Gutes Rantzau, der sich mit Bestimmtheit nachweisen läßt, war der Feldmarschall Schack Rantzau; im Jahre 1530 verkaufte es Hertwig Rantzau an Jasper Rantzau für ca. 5000 Thlr. pr. Cour. oder 13,000 Mark; 1649 wurde es für 210,000 Mark verkauft, 1728 für 240,000 Mark; 1760 kam es als niemals veräußerliches und niemals zu beschwerendes Fideikommißgut an die Baudissin'sche Familie und ward von dem Testamentserben, General Heinrich Baudissin, in Besitz genommen. Gegenwärtig, wo es im Steuerwerthe von 535,000 Thlr. steht, gehört es dem bekannten Schriftsteller und Uebersetzer Shakespeare's, dem Grafen Wolf Baudissin, nach dessen Tode es sein Bruder Otto erben wird, der sich als General der schleswig-holsteinischen Armee durch seine Unerschrockenheit einen Namen gemacht hat. Die Untergehörigen dieses prachtvollen Gutes sind fast ohne Ausnahme Zeitpächter, es gereicht aber dem Besitzer zur höchsten Ehre, daß sie keinen höheren Pacht bezahlen, als ihnen 1804 zur Zeit, wo die Leibeigenschaft in Holstein aufgehoben ward, auferlegt wurde, und man darf sich deßhalb nicht wundern,

wenn man bei den Bauern einen Wohlstand antrifft, wie er sonst im östlichen Holstein nicht leicht vorkommt. Das ausgezeichnet schöne und ehrwürdige Schloß ward 1592 vom Statthalter Heinrich Rantzau neu erbaut, erlitt aber seitdem mehrfache Veränderungen, die aber nur dazu beitrugen, es äußerlich wie innerlich zu verschönern.

Die Ueberreste der einstigen Befestigungen sind nur zum Theil mehr sichtbar; dagegen umgibt das Schloß ein ungewöhnlich großer und schöner Park, der in einem wahrhaft großartigen Style angelegt ist und sich durch die wundervollsten Edeltannen auszeichnet, die sich hier in seltener Schönheit vorfinden. Die Waldungen, die einst so reich an Eichen waren, daß jährlich 2—3000 Schweine mit Eicheln gemästet werden konnten, sind allerdings sehr gelichtet, ge-

Adolph IV. geleitet den verwundeten Waldemar nach Kiel. (S. 298.)

hören aber noch immer zu den größten und schönsten beider Herzogthümer und bergen einen vortrefflichen Wildstand.

Es macht einen melancholischen Eindruck, wenn man nach einem langen, durch die reichste und schönste Gegend Holsteins führenden Spaziergange das schöne Gut betritt und sämmtliche Fenster des prächtigen Schlosses verhängt findet. Der Besitzer, der von König Friedrich VI. auf die Festung Friedrichsort geschickt wurde, weil er sich weigerte, eine Gesandtschaft zu übernehmen, die er als deutscher Edelmann nicht ausführen konnte, verließ nach wiedererlangter Freiheit seine Heimat und lebt seitdem nur der Kunst und den Wissenschaften und hat seinen bleibenden Wohnsitz in Dresden aufgeschlagen. Die Zeiten liegen freilich hinter uns, wo die Edelleute auf ihren Gütern wie unabhängige Fürsten residirten und nur für Jagd und Gastereien Interesse hatten, und wir haben alle Ursache uns darüber zu freuen, daß der Besitzer eines so ausgedehnten Gutes, wie Rantzau, sich mit den „Kleinigkeiten" einer shakespeare'schen Uebersetzung „ab-

geben" mag. Leid thut es Einem aber doch, wenn man über den verödeten Schloßhof schreitet und von dem Inspektor in Erfahrung bringt, daß der Besitzer seit vielen Jahren nicht auf dem Schlosse gewohnt hat und daß all' die schönen Zimmer und Bilder, die rings an den Wänden hängen, weder von Sonne noch von Mond beschienen werden, daß Niemand da ist, der Hirsche und Rehe, Gänse und Wildenten erlegt, und daß die Gutsunterthanen so selten oder fast nie Gelegenheit finden, ihrem großmüthigen Herrn einen Beweis ihrer Dankbarkeit abzulegen.

So viel weiß ich, wäre ich Herr von Rantzau, so würde ich alle Zugänge zum Schlosse mit Kanonen besetzen lassen, die bis an die Mündung mit Kartätschen geladen wären, und wenn Mucker, Heuchler, Renegaten, Dänenfreunde, Gesammtstaatler, Kieler Professoren und Plöner Spießbürger des Weges kämen, um mich in meinem Paradiese zu langweilen, so ließe ich sonder Gnade und Barmherzigkeit Feuer geben. Im Uebrigen würde ich fischen, jagen, reiten, fahren, lesen, schreiben, im Walde umherstreifen und für jeden vernünftigen Menschen offene Tafel halten; da ich aber nicht Herr von Rantzau bin, will ich den Weg unter die Füße nehmen und nach Lütjenburg wandern, um zu sehen, ob das alte Rathhaus noch steht, das schon 1848 so baufällig war, daß ich mich fürchtete, in seine Nähe zu kommen.

Gott sei gedankt! Es steht noch und wundert sich selbst darüber, daß es noch nicht zusammengefallen ist; die Wände drohen nach allen Strichen der Windrose auseinanderzugehen, das Dach will brechen, die Grundmauern suchen sich zu emancipiren, aber ein paar tüchtige Strebepfeiler gebieten Halt, — und das Lütjenburger Rathhaus steht noch! Wohl ihm! und wohl mir, daß ich nicht Lütjenburger Bürger bin, weil ich dieses Glück mit der Theilnahme an der 63,000 Thlr. betragenden Stadtschuld aufwiegen müßte. Dreiundsechzigtausend Thaler? Sollte ganz Lütjenburg so viel werth sein? Nach meinem Dafürhalten nicht, denn ein ärmlicheres Nest habe ich „zwischen Holland und Frankreich" nicht angetroffen. Recht mitten in der reichsten und fruchtbarsten Gegend des östlichen Holsteins belegen, von unzähligen adeligen Höfen umgeben, die an Größe, Pracht, Reichthum und unvergleichlicher Lage mit den meisten Gütern Deutschlands einen Vergleich aushalten könnten, ist Lütjenburg ein Bild der Armuth und der Dürftigkeit und unterscheidet sich von allen anderen Städten der Herzogthümer eben so, wie die Bauerndörfer des östlichen Holsteins sich von den übrigen schleswig-holsteinischen Dörfern unterscheiden. Es sind noch immer die Nachwehen der Vergangenheit, die Einem entgegen treten: die Macht und der Uebermuth der siegreichen Adeligen, und die Leibeigenschaft und Unterthänigkeit der gedrückten Slaven und Wenden, und es wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis die letzten Spuren der einstigen Feudalherrschaft verwischt sein werden.

Lütjenburg hieß ehemals Liutcha, von dem slavischen Worte ljut, d. i. stark, und wird zuerst im Jahre 1113 erwähnt, wo der dänische König Niels von dem Wendenkönige Heinrich bei Liutcha geschlagen wurde. Ursprünglich mag hier nur eine Burg gestanden haben, in deren Nähe sich im Laufe der Zeit Kolonisten ansiedelten; im Jahre 1156 wurde die erste christliche Kirche gebaut, und da das Städtchen nun 1275 das Lüb'sche Recht annahm, scheint es, daß die Mehrzahl seiner Einwohner um diese Zeit sächsischen Ursprungs gewesen sind. Mächtige Adelige theilten sich in die den Wenden gehörenden Ländereien, machten die Besiegten und Unterdrückten zu ihren Leibeigenen und sorgten wohl für Erbauung prachtvoller Schlösser und Arrondirung ihrer weitläufigen Besitzungen, hatten aber an dem Aufblühen der Stadt so wenig Interesse, wie an dem geistigen Gedeihen ihrer „Insten" oder Gutsunterthanen, die sich noch immer nicht so vollständig mit den Sachsen verschmolzen haben, daß man nicht hin und wieder ausgeprägte slavische Physiognomieen erkennen könnte. Ja sogar der slavische Charakter hat sich in seiner Eigenthümlichkeit erhalten, und wenn man die Landbewohner des östlichen Holsteins mit den Sachsen, Dithmarsen, Angelsachsen und Friesen vergleicht, findet man nicht nur, daß sie in der Kultur weit hinter ihren Brüdern zurückgeblieben sind, sondern daß sie weniger Elastizität und Energie besitzen und sich bei dem ärmlichsten Looſe zufrieden geben. Ein sächsischer Bauer fühlt sich als freier, unabhängiger Mann und kennt keine knechtische Unterwürfigkeit; er ist so gesetzliebend, daß er im Grunde genommen gar keiner Obrigkeit bedarf; der Wende dagegen muß geleitet, zur Thätigkeit angespornt werden, sieht den Edelmann wie seinen Herrn und Gebieter an und läßt sich tausend Dinge gefallen, die man einem Sachsen nicht ungestraft bieten dürfte.

Die große Armuth der Bauern auf den Gütern um Lütjenburg ist schuld daran, daß die Stadt nicht vorwärts gekommen ist, und wenn ich ihr einen Besuch abgestattet habe, so geschah dieß nur, um mich an der unvergleichlichen Lage von Helmsdorf, Neudorf, Neversdorf, namentlich aber Pankers zu ergötzen, lauter Edelhöfe, die mit einander in der Schönheit ihrer Schlösser, Wälder und Wiesen wetteifern.

Für das schönstgelegene Gut gilt allgemein Panker (ehemals Pan kuren, d. h. Herren Winkel), Fideikommißgut des Landgrafen Wilhelm zu Hessen-Kassel und früher im Besitze der Rantzau'schen Familie. Panker ist Hauptgut der sogenannten Hessenstein'schen Fideikommißgüter und kam auf eigenthümliche Weise in Besitz der Landgrafen von Hessen-Kassel.

Karl XII., König von Schweden, hinterließ eine Tochter, Ulrike, welche den Prinzen Friedrich Karl von Hessen-Kassel heirathete, bald nach ihrer ehelichen Verbindung von ihrem Gemahl aber auf das Schändlichste betrogen wurde. Der galante Prinz hatte in der Nähe von Stockholm eine junge Dame von ausgezeichneter Schönheit, die Gräfin Hedwig von Taube, kennen lernen, ihr aber seinen wahren Stand und Namen verheimlicht und sich endlich mit ihr trauen lassen. Ein Bruder der betrogenen Gräfin war in das Komplott verwickelt und hatte seine Schwester zu überreden gewußt, daß ihr Gatte ein hochgestellter Hofmann sei, der, wenn er der Königin Ungnade nicht auf sich laden wolle, seine eheliche Verbindung geheim halten müsse. Um aber ganz sicher zu sein, daß die Königin nichts erführe und nicht einmal Verdacht schöpfe, sei es durchaus nothwendig, daß sie, die Gräfin,

verspräche, niemals nach Stockholm zu kommen. Die Schwester traute den Vorstellungen ihres Bruders und lebte mehrere Jahre auf ihrem Landsitze in Glück und Frieden, bis die immer seltener werdenden Besuche ihres Gatten ihr Mißtrauen erweckten und sie eines Tages unvermuthet in Stockholm erschien, wo sie bald den schamlosen Betrug entdeckte, den der Gemahl der Königin mit ihr getrieben hatte. Sie verließ sofort mit ihren beiden Söhnen ihr Vaterland, ging nach Holstein und kaufte (1741) Panker nebst mehreren angrenzenden Gütern, die sie in ein immerwährendes Fideikommiß verwandelte, das erst auf ihre Söhne und dann auf den alten Landgrafen und schleswig-holsteinischen Statthalter Karl von Hessen-Kassel überging. Nach ihm erbte es sein Sohn Friedrich, und als dieser 1845 mit Tod abging, trat der Landgraf Wilhelm zu Hessen-Kassel den Besitz des wundervollen Güterkomplexes an. Es kursiren im Munde des Volkes wunderliche Gerüchte über Fälschungen und gänzliches Verschwinden des Testamentes, welches der jüngste Sohn der Gräfin Taube hinterlassen haben soll, und es würde mich gar nicht wundern, wenn über kurz oder lang ein Schriftsteller den reichhaltigen Stoff zu einer anziehenden Novelle verwendete.

Das alterthümliche, mit Thürmen versehene Gebäude liegt, von einem Park umgeben, hart an dem Panker'schen See, der in die Ostsee abfließt, und erinnert den Besucher an eines jener schottischen Schlösser, die Walter Scott so meisterhaft geschildert hat. Der schönste Punkt bleibt aber der Hessenstein, ein Pavillon mit einem steinernen Thurme auf dem vierhundert Fuß hohen Pilsberge. Von dem zweiundsiebenzig Fuß hohen Thurme hat man eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf die Ostsee, die dänischen Inseln, die schleswig'sche, holsteinische und mecklenburgische Küste und über die Landschaft von Kiel nach Segeberg.

Wer an einem schönen Frühlingsmorgen vom Hessenstein den Sonnenaufgang begrüßt und Phöbus Apollo wie eine große goldene Kugel aus dem dunklen Meere emporsteigen sieht; wer den Nebel der Ostsee allmälig vor den Strahlen der Sonne verschwinden und in rosafarbenen Wolken aufwärts steigen, nach einander aber die nahen und fernen Küsten, die Spitzen der Kirchthürme, die Felder und Wälder deutlicher und immer deutlicher hervortreten sieht; wer den tausendstimmigen Jubelchor der Vögel, den Triumphgesang der Nachtigall, das Locken der Wachtel und den fröhlichen Ruf des Kukuks anhören kann, ohne im tiefsten Herzen Gottes Allmacht zu bewundern und die Hände zum Gebete zu falten: der muß vorher viel Schönes und Erhabenes gesehen, oder allen Sinn für die Natur verloren haben.

Nicht weit von Panker, auf dem Territorium des adeligen Gutes Neudorf, liegt das Ostseebad Haßberg, das deßwegen vor allen anderen Ostseebädern den Vorzug verdient, weil es in Folge der gegenüberliegenden Mündung des großen Belt die stärkste Strömung, mithin auch den stärksten Wellenschlag hat. Das Logirhaus sowie die ganze Einrichtung lassen freilich Manches zu wünschen übrig; dafür ist aber die Umgebung eine so ausgezeichnet schöne, daß man ihr zu Liebe recht gern auf Luxus und Comfort verzichten kann. Die Badegäste, welche sich mit den benachbarten Gutsbesitzern und Förstern zu verständigen wissen, finden Gelegenheit, die vortrefflichsten Jagden mitzumachen; denn während die Wälder voll Damwild und Rehe sind, nisten auf den Teichen unzählige Enten, Gänse und Sumpfvögel. Vor fünfzig Jahren hatten sich in einem Holze bei Haßberg so viele Kormorane eingefunden, daß der Wald auszusterben drohte; es mußte von der Regierung ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen diese unberufenen Ansiedler eröffnet werden.

In Lütjenburg erlebte ich 1851 die Auflösung meines Jägerkorps und einiger anderer Bataillone, die in Stadt und Umgegend konzentrirt gewesen waren. Die Offiziere der verschiedenen Bataillone hatten die Nacht vorher zum letzten Male an dem Ufer der Ostsee bivouakirt, und als sie Morgens beim Aufgehen der Sonne das Haupt entblößten und zu Gott im Himmel beteten, daß er sich Schleswig-Holsteins erbarmen möge, floß manche Thräne über die ernsten, wettergebräunten Soldatengesichter. Wir legten die Hände in einander und schwuren Dänemark ewigen Haß, ewige unversöhnliche Feindschaft, Deutschland aber ewige Liebe, ewige unvergängliche Treue. Als wir nach Lütjenburg kamen, standen die Bataillone aufmarschirt. Niemand sprach ein Wort; die braven Schleswig-Holsteiner, die so mannhaft für ihr Vaterland gekämpft hatten, blickten jetzt, wo Alles verloren war, bleich und starr vor sich hin. Die Musik spielte „Schleswig-Holstein", und als die letzten Töne verklungen waren, rief ein Offizier dem nächsten Hornisten zu: „Blasen Sie das Ganze sammeln!"

Der Hornist gehorchte, das Signal erklang, die schrillen Töne durchzuckten Aller Herzen, als aber das Signal verstummte, sprach der Offizier mit thränenerstickter Stimme: „Kameraden! Möge über uns verhängt sein, was da wolle, — Alles wollen wir ertragen, Alles verzeihen, Alles vergessen! Wenn aber einst dieß Signal geblasen wird, wenn einst das Horn euch zu den Waffen ruft, dann, meine Freunde, eilt herbei und kämpft zum zweiten Male für Deutschlands Ehre. Viele von euch haben Weib und Kind; sorgt dafür, daß sie das Signal kennen lernen, damit eure Söhne seinen Ruf verstehen und zu den Waffen greifen, wenn es einst durch Wald und Wald ertönt: „Das Ganze sammeln!"

Aber es hieß nicht das Ganze sammeln, — es hieß Bataillone trennen, die 1848, 1849 und 1850 mit Blut zusammengeleimt waren, es hieß die siegreichen Schleswig-Holsteiner in dänische Sklavenketten schmieden. Männer sanken sich schluchzend an die Brust, Offiziere und Soldaten drückten sich den Scheidekuß auf die Wangen, — wie ausgestoßene, von Germania mit einem Fluche beladene Waisenkinder traten die Schleswiger aus den Reihen und legten zuerst ihre Waffen nieder; ihnen folgten die Holsteiner; nur eine kleine Schaar blieb zurück; sie war für die Kontingentbataillone bestimmt. Ich will mich bei der Jammerszene nicht aufhalten; die Erinnerung an jenen schrecklichsten Augenblick meines Lebens macht mich jetzt noch weinen wie ein Kind.

Hätten die Rathgeber Herzog Friedrich's die Schleswig-Holsteiner gekannt, hätten im Herbst 1863 die Hörner durch Feld und Thal geblasen: Das Ganze sammeln! dann würde eine Armee aus der Erde gewachsen sein, die mit

unſern Befreiern um die Lorbeerkrone gebuhlt haben würde. Jetzt, wo Alles unterlaſſen worden iſt, wodurch wir ſelbſtſtändig, d. h. ein unmächtiger Kleinſtaat hätten werden können, wäre es an der Zeit, daß einmal „Hahn in Ruh“ geblaſen würde, damit das Land ſich von den ſchweren Opfern erholen kann, die es in den letzten Jahren hat bringen müſſen.

Wofür wir gerungen und geſtritten, gekämpft und gebetet haben, um Trennung von Dänemark, das haben wir erreicht, und wenn wir auch müßig die Hände in den Schooß legen mußten, als die Oeſterreicher bei Oberſelk, Oeverſee und Veile, die Preußen aber bei Düppel, Rakkebüll und Kjär mit dem Kolben drein ſchlugen. Eines können wir zu unſerem Troſte ſagen: wir haben durch unſern unbeugſamen Widerſtand gegen die Kopenhagener Pöbelherrſchaft und durch unſer treues Feſthalten zu Deutſchland den Arm unſerer Befreier bewaffnet und ſomit moraliſch über unſere Feinde geſiegt.

Etwa drei Meilen von Lütjenburg, zwiſchen der Trave und dem mehrere hundert Fuß hohen Gypsberge, liegt Segeberg (ehemals Siegburg), ein Städtchen, das wohl erſt nach Unterjochung der Wenden angelegt und hauptſächlich von Weſtphalen gegründet wurde. Der eigenthümliche, wie ein Pilz aus der großen Ebene emporgeſchoſſene Berg, der zur Anlage einer Burg gegen die Wenden beſonders geeignet erſchien, veranlaßte Kaiſer Lothar zu einer Reiſe nach Holſtein, die er im Jahre 1136 unternahm und deren Reſultat in der Erbauung einer ſtarken Feſte auf dem höchſten Punkte des Gypsberges und der Anlage einer Kirche am Fuße des Berges beſtand. Die Burg wurde unzählige Male von den Wenden, den Dänen, den Holſteinern, Lübeckern und ſogar von den Schweden belagert, erſtürmt, niedergebrannt, wiedergenommen und aufgebaut, bis ſie endlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Trümmer zerfiel; jetzt findet man nur ſchwache Ueberreſte des einſt impoſanten Gebäudes und des Brunnens als letzte Reminiscenzen einer längſt vergangenen Zeit. Für die einſtige Bedeutung Segebergs ſpricht der Umſtand, daß König Chriſtian IV. ſich hier mit ſeinen Bundesgenoſſen wegen der Theilnahme am Kriege gegen die katholiſche Ligue beſprach und ferner, daß die Landesarchive in dem größten der Feſtungsthürme aufbewahrt wurden. Wenn wir in alten Chroniken leſen, daß König Chriſtian II. den wichtigſten Theil des Archivs durch den Odenſeer Dompropſten Andreas Glob entwenden und vernichten ließ (1521), ſo finden wir, daß die Dänen vor dreihundert Jahren eben ſo brave Leute waren wie heute; und daß ihre Pfaffen ſich ſeitdem ſo ähnlich geblieben ſind, wie ein Ei dem andern.

Statt aber mich post festum über die däniſchen Paſtoren zu ärgern und dem Leſer ein Bild des langweiligen und unſchönen Segeberg zu entwerfen, will ich ihm von einem Seifenſieder erzählen, der 1849, als ich eine Zeitlang im Schatten des Gypsberges im Quartier lag, die Umgegend von Segeberg unſicher machte. Der Mann Gottes litt unter der fixen Idee, daß er ein großer Dichter ſei, ſchmierte jeden Streifen Papier, deſſen er habhaft werden konnte, voll der betrübendſten Reime und quälte ſein beſſeres Ich, daß ſie den Knopf vom Beutel nehmen und ihm geſtatten möge, ſeine Werke dem Druck zu übergeben. Da ſie verſtändig genug war, dieß nicht zu thun, ſtrafte er ſie mit Verachtung und revanchirte ſich dadurch, daß er die friedlichen Bürger ſeiner Vaterſtadt attakirte und ihnen Proben ſeines Dichtertalents ablegte; weil ihm aber auch dieſes Vergnügen genommen wurde und weil die Bürger vor ihm entflohen, ſowie ſie ſeiner anſichtig wurden, verfiel er auf den ſchlimmſten Gedanken, der je von einem Böſewicht ausgeheckt wurde; er ſchlich ſich Nachts in offenſtehende Häuſer, ging in die Schlafzimmer ſeiner argloſen und im tiefen Schlummer ruhenden Nebenmenſchen, und weckte ſie aus ihren Träumen von gewonnenen Lotterielooſen und entdeckten Schätzen, indem er ein neues Kind ſeiner Phantaſie vorzutragen begann.

Man hatte mir von dem Unglücklichen erzählt; ich ſpottete aber der Gefahr, bis ich eines Morgens zwiſchen zwei und drei Uhr einſehen lernte, daß ich übel daran gethan hatte, meine Stubenthüre offen zu laſſen. Der Seifenſieder ſetzte ſich auf den Rand meines Bettes und hub an:

„Wenn Sie einmal heirathen,
So will ich Ihnen rathen,
Ein Mädchen zu wählen,
Das Sie nicht thut quälen.

Wenn Sie Gedichte machen,
Denn das ſind ſo Sachen,
Die die Frau von einem Seifen-
Sieder nicht thut begreifen.“

„So könnte ich ewig fortfahren,“ ſagte der Poet nach augenblicklicher Pauſe. „Paſſen Sie auf:

Draußen fließt der Regen,
Für's Feld iſt das ein Segen,
Auf dem Dache ſitzt ein Spatz
Und ſagt: wir werden naß, mein Schatz.“

„Iſt es nun nicht ewig Sünd' und Schande, daß ſolche Verſe vor die Hunde gehen ſollen? Habe ich deßwegen Lichter gegoſſen und Dochte geſponnen, damit meine Frau den Schlüſſel zu den ‚Muſikanten‘ führt und mit allen Verlegern unter der Decke ſteckt, die ſich ſtellen, als wollten ſie meine Gedichte nicht?“

„Ich verſtehe nichts von Gedichten,“ erwiederte ich, — „haben Sie Dank für Ihren Beſuch, aber laſſen Sie mich gefälligſt ſchlafen.“

„Schickt es ſich für einen Grafen,
So lange zu ſchlafen?

„Sehen Sie, ich kann auf Alles einen Reim machen, — die Reime fliegen mir nur ſo zu, — was ſagen Sie von meiner Frau? Iſt ſie nicht — ein Böſewicht? — Schon wieder ein Reim; es iſt merkwürdig, — aber was ſagen Sie zu meiner Frau? Kann ich lieben eine böſe Sieben? — es reimt ſich Alles! Und das ſoll nicht gedruckt werden? Soll nicht? Nun, meinetwegen! Es wird aber doch gedruckt, und Sie ſollen ein Freiexemplar haben; ſoll ich Ihnen mein Gedicht ‚vom kleinen Neſt‘ vortragen?“

Ich hielt es nicht länger aus, ſondern expedirte den Seifenſieder zur Thüre hinaus; er blieb aber noch lange vor meinem Schlafzimmer ſtehen und wünſchte mir in Verſen alle Strafen der Hölle, und als ich am folgenden Morgen zum Fenſter hinaus ſah, erblickte ich ihn, wie er einen

Der Hochzeitritter. (S. 296.)

ſchwediſchen Lieutenant, der in unſerer Armee diente und nur einzelne deutſche Worte verſtand, bei dem Uniformsknopf feſthielt und ihm wahrſcheinlich das Gedicht vortrug, das ich ihm großmüthig erlaſſen hatte.

Ich könnte noch manche humoriſtiſche Perſönlichkeit Segebergs nennen und z. B. eines Vaters erwähnen, der ſechs Söhne hatte, von denen er die geraden Zahlen in der ſchleswig-holſteiniſchen und die ungeraden in der däniſchen Armee dienen ließ, damit er nach jeder Schlacht ſagen konnte: „Meine Söhne haben den Sieg mit erfochten", — da aber die geraden Zahlen ſpäter auch nach Dänemark gingen und während des dießjährigen Krieges hart vom Schickſal betroffen wurden, will ich meiner Satyre den Zügel anlegen und Segeberg das wohlverdiente Zeugniß ausſtellen, daß es eine ſehr geſunde Lage haben muß, weil es Menſchen gibt, die trotz der tödtlichen Langeweile, die in ſeinen Mauern herrſcht, mehrere Jahre ausgehalten haben, ohne an der galoppirenden Schwindſucht zu ſterben. Trotz alledem wäre es aber nur ein gerechtfertigter Akt der Philanthropie, wenn Bürgermeiſter und Rath von Segeberg an die Thore der Stadt ſchreiben lieſſen:

„Wanderer, — kehre um!"

Lübeck.

Wer könnte wohl an London denken, ohne einen liebenswürdigen Engländer in karrirten Sommerhoſen mit einer Fiſchangel vor ſich zu ſehen, und ohne vom Tower, Lord Palmerſton und Steinkohlenrauch zu träumen? Wem ruft der Name Paris nicht Erinnerungen an Louis und die demi monde wach? Gibt es einen Gelehrten, der über Athen Vorträge hält, ohne zugleich an die Akropolis und König Georgios zu denken? Iſt München nicht gleichbedeutend mit bairiſchem Bier und Lola Montez? Hannover nicht ſynonym mit Katechismus und Langerweile? Dresden nicht ein und daſſelbe mit romantiſcher Lage, äſthetiſchen Thees und ſchöner Ausſicht? Kann man an Wien erinnert werden, ohne Sehnſucht nach einem Backhänderl zu verſpüren? Ruft Konſtantinopel nicht das Verlangen nach einer Pfeife türkiſchen Tabaks in uns wach? Und kann man an Rom denken, ohne den geſunden Menſchenverſtand zu bedauern und die ewige Stadt um ihre Klöſter und Pfaffen zu beneiden?

Woran denkt man aber, wenn man Lübeck nennen hört? — Als Heinrich Heine ſein Seegeſpenſt ſchrieb, und „bedächtige Männer, ſchwarz bemäntelt, mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten und langen Degen und langen Geſichtern über den wimmelnden Marktplatz nach dem treppenhohen Rathhauſe" vor ſeiner Seele vorüberſchreiten ſah, da war er noch nicht in Lübeck geweſen; denn es ſchreiten keine Rathsherren, es wandeln keine ſeidenrauſchende Jungfrauen mit gülden Band um den ſchlanken Leib; es ſtolziren keine bunte Geſellen in ſpaniſcher Tracht, und es trippeln keine bejahrte Frauen in braunen verſchollenen Gewändern mit Geſangbuch und Roſenkranz nach dem großen Dome, mit einem Worte, — ich bin drei Tage in Lübeck geweſen und habe in der „alterthümlich niederländiſchen Stadt" — mehr Pudel gefunden, als an irgend einem andern Orte, und entſinne mich nicht, eine menſchliche Seele auf der Straße angetroffen zu haben. Nur einmal begegnete ich einem Soldaten, der den Wachtrapport zum Kommandanten trug, was mich ſo lebhaft an die Wullenwever'ſche Zeit erinnerte, daß ich alle Kirchen und öffentlichen Gebäude nach einem Porträt des großen Lübeckers durchſtöbert haben würde, wenn mir nicht zum Glück eingefallen wäre, daß die lieben Patrizier jedes Andenken an ihren Erzfeind zerſtört haben. Der Soldat erſchrak, als er meiner anſichtig wurde; denn da es Morgens neun Uhr war und um dieſe Stunde Maſſenverſammlungen in Lübeck ſelten oder nie vorkommen, ſo war es begreiflich, daß er mich für ein lebendig gewordenes Steinbild hielt, das, der Langeweile ſatt und überdrüſſig, einen Spaziergang unternommen habe.

Drei Tage hatte ich es in Lübeck ausgehalten, als ich erfuhr, daß Abends Konzert ſein würde. Ich ließ mir das Programm geben und ſah, daß die Kaſſa um Sechs geöffnet werden, das Konzert aber um halb ſieben Uhr anfangen würde. Schlag Sechs ſtand ich vor dem Konzertſaal; es war aber Alles finſter, die Straße war noch leerer als am Tage — denn die Pudel gehen in Lübeck früh ſchlafen und dürfen Nachts nicht auf der Straße bellen, — es war alſo finſter und die Thür war feſt verriegelt. Bei dem matten Schimmer einer Gaslaterne überzeugte ich mich, daß ich mich im Datum nicht geirrt habe; ich ſchob die Schuld auf meine Uhr und ging in eine Konditorei, wo ein kleines Mädchen für einen Schilling „verſchiedene Bonbons" kaufte. Sie ſprach das Wort verſchieden aber wie Faſchinen aus, und als ich zu meiner Belehrung nachforſchte, ob man in Lübeck Faſchinenbonbons habe, bekam ich eine ſchnippiſche Antwort. Die Bonbons wurden gewogen, in buntes Papier gewickelt und dem kleinen Mädchen übergeben, nachdem es einen Schilling auf den Tiſch gelegt hatte; die Verkäuferin betrachtete das Geldſtück bei Licht, um ſich zu überzeugen, ob es auch kein „Mecklenburger Geld" ſei, was hier nicht kurſirt, und da ſie fand, daß es ein eingeborner Lübecker Schilling war, an welchem der anklebende Schmutz mehr wog, als das „ſchamrothe" Silber —, entließ ſie die Kleine mit freundlichem Kopfnicken.

„Lübeck iſt wohl eine bedeutende Handelsſtadt?" fragte ich, indem ich einen vertrockneten Othello zwiſchen den Zähnen hin- und herbewegte; „eine bedeutende Handelsſtadt?"

„Nun, es geht," antwortete die Verkäuferin.

„Handelt nach Mecklenburg, Lauenburg und Holſtein?"

„Doch nicht."

„Warum nicht? Dieſe drei ſelbſtſtändige Staaten gränzen doch an Ihren Raubſtaat an. Warum handelt Lübeck nicht mit Mecklenburg, Lauenburg und Holſtein?"

„Wegen des Zolls," ſchmollte die beleidigte Verkäuferin.

„Mit wem handelt Lübeck denn?"

„Weiß nicht."

„Hat jeder Kaufmann ſeinen Kunden im Hauſe wohnen? Sind die Kellerbewohner und die Glücklichen, die im dritten

und vierten Stock aus den kleinen Fenstern sehen dürfen, die Kunden des Hausherrn, der im ersten und zweiten Stock die Zahl seiner Ahnen zählt?"

„Hm!" antwortete die Verkäuferin.

Zwei Fremde traten ein, ließen sich einen „Breslauer" geben, und als sie ihn getrunken und die erforderlichen Grimassen geschnitten, sagte der Eine: „Lauenburg ist gerade siebenmal so groß wie Lübeck; unsere Regierung kostet sechzigtausend, und die Regierung von Lübeck kostet dreihundert sechzigtausend Reichsthaler. Es ist Zeit, daß der Wirthschaft ein Ende gemacht wird."

Ich würde noch mehr Staatsgefährliches und Hochverrätherisches gehört haben, wenn nicht eine Droschke vorbeigefahren wäre. Das Rasseln der Räder erinnerte mich an das Konzert; ich bezahlte mit dänischem Gelde, das in Lübeck kursirt, und fand die Thür zum Konzertsaale offen.

In der Loge angekommen, sah ich ein Fortepiano, eine Menge leerer Sessel und auf jedem Sessel ein Programm liegen. Nach einigem Warten ging die Thür auf, und eine Reihe eleganter Toiletten rauschte in den Saal und nahm Platz. Kein Bataillon Soldaten kann sich schneller und pünktlicher auf dem Allarmplatz einfinden; in wenig Minuten war der Saal gefüllt, und einige zwanzig „Dilettantinnen" stellten sich neben das Fortepiano und sangen. Als der Gesang zu Ende war, herrschte Todtenstille, denn in Lübeck darf man nur bezahlten Künstlern Beifall klatschen; dem Gesange und der Todtenstille folgte eine endlose Sonate, diesem wieder Gesang; dann spielte Miska Hauser den Karneval von Venedig, der von den Damen belacht wurde, und als Miska seinen Servus machte, klatschte das Auditorium, und das Konzert war vorbei.

Ich hatte schon von den ersten Klängen der musikalischen Abendunterhaltung vollständig zur Genüge und benutzte meine Zeit, indem ich Toiletten und Patrizier-Physiognomieen studirte. Es waren viele Hermelin- und Zobelpelze zugegen, aber auch viele schöne Augen und reizende Blumengesichter, — weit mehr, als man in Lübeck hätte vermuthen können. Gerade unter meiner Loge saß eine Blondine mit einem goldenen Kamme im Haar und zwei großen blauen Augen, die schwermüthig im Saale umherschweiften, — und es hätte nicht viel gefehlt, daß ich zu ihr hinabgeeilt und sie als die Immergeliebte, Längstverlorene, Endlichgefundene an mein Herz gedrückt hätte, — und Gott weiß was ich gethan hätte, wenn nicht plötzlich, wie auf ein gegebenes Signal, der ganze schöne Damenflor sich empfohlen und mich in meiner Loge allein gelassen hätte.

Eine Zeit lang blieb ich sitzen, wie Marius auf den Ruinen von Karthago und fragte mich, ob Alles Täuschung gewesen sei? Als aber eine Gasflamme nach der anderen erlosch, und ein altes Weib zwischen den verwaisten Stühlen nach verloren gegangenen Taschentüchern, Ringen und Armbändern suchte, und nichts fand, — da schlich ich aus dem Saale und eilte in meinen Gasthof zurück. Der Kellner fragte mich, ob ich mich gut amüsirt hätte; ich antwortete aber:

„Doktor, sind Sie des Teufels?" —

Lübeck liegt am Zusammenfluß der Wakenitz mit der Trave und zählt dreißigtausend Einwohner, die sporadisch in den alten Giebelhäusern auftreten und gewöhnlich nur in Hinterzimmern des Erdgeschosses angetroffen werden. Die übrigen Räume werden nur von geschnitzten Möbeln bewohnt, welche aus der guten alten Zeit stammen. Was die Lübecker während der Tagesstunden treiben, ist noch nicht erforscht worden; daß sie Abends in's Konzert gehen, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen.

Daß in Lübeck überhaupt nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sieht man schon von Weitem, wenn man die Kirchthürme erblickt, von denen kein einziger den Kopf gerade in die Höhe streckt, und die vielmehr alle das lebhafteste Verlangen ausdrücken, sich endlich einmal schlafen zu legen. Sie würden meiner Meinung nach schon längst einen heillosen Purzelbaum geschossen haben, wenn sie nicht fürchteten, mit dem Senat, der Staatskanzlei, der Bürgerschaft, dem Bürgerausschuß, dem Ober-Appellationsgericht, dem Stadtgericht, dem Wettgericht, dem Landgericht, dem Landamt, dem Polizeiamt, dem Finanzdepartement, dem Kommerzkollegium, der Verlehnten-Deputation, dem Militär-Departement und dem Appartement in Kollision zu kommen, und warten nur einen günstigen Augenblick ab, wo sie ungenirt zur Ruhe gehen können.

Ich habe die Kirchen alle der Reihe nach besucht und bin zuerst in die Marienkirche gegangen, wo ich viel Schönes und viel Lächerliches gesehen habe, wie z. B. den Altar und die Kanzel, die beide aus schwarzem Marmor gefertigt sind, ferner den Kirchenstuhl für die Herren Senatoren mit der Ueberschrift: Magnifici locus hic patrum sedesque senatus 1577; einen Christus mit der Hanseatenfahne in der Rechten, prächtige Glasmalereien, Overbeck's Einzug in Jerusalem, und endlich hinter dem Altar eine Uhr, auf deren Scheibe alle Sonnen- und Mondfinsternisse bis zum Jahre 1999 berechnet und angegeben sind. Mit dem Schlage Zwölf öffnet sich ein kleines Thürchen, ein Männchen in dem Anzuge eines Lübecker Rathsdieners verbeugt sich, zwei Posaunenengel setzen die Trompete an den Mund, und hervor treten die sieben Kurfürsten, die Einer nach dem Anderen vor dem Christusbilde stehen bleiben und sich verneigen. Den Kurfürsten von Hessen habe ich unter den Sieben nicht entdecken können; die Anderen waren alle sprechend ähnlich.

Am besten gefiel mir der Todtentanz; ein Gemälde, auf welchem der Tod die Querpfeife bläst und seelenvergnügt den Reigen öffnet; dem Vortänzer folgen Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts vom Kaiser und Papst bis auf den Lübecker Patrizier hinab; der Eine folgt willig, der Andere sträubt sich; aber die Querpfeife des Spielmannes bricht doch jeden Widerstand und macht, daß die ganze bunte Schaar im Takte bleibt. Veranlassung zu diesem Bilde gab eine Seuche, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte in Lübeck grassirte, an welcher z. B. am St. Lorenztage 1450 von einer Vesper zur anderen fünfzehnhundert, und im Jahre 1505 vom Fronleichnams- bis zum St. Martinstage gegen achtzehntausend Menschen starben.

Nächst der Marienkirche ist der Dom die größte und interessanteste Kirche der Stadt. Sie wurde 1173 von Heinrich dem Löwen gegründet und später durch Heinrich von Bockholt und andere Bischöfe bedeutend erweitert. Sage erzählt, daß Karl der Große gerade da, wo

unſern Befreiern um die Lorbeerkrone gebuhlt haben würde. Jetzt, wo Alles unterlaſſen worden iſt, wodurch wir ſelbſtſtändig, d. h. ein unmächtiger Kleinſtaat hätten werden können, wäre es an der Zeit, daß einmal „Hahn in Ruh“ geblaſen würde, damit das Land ſich von den ſchweren Opfern erholen kann, die es in den letzten Jahren hat bringen müſſen.

Wofür wir gerungen und geſtritten, gekämpft und gebetet haben, um Trennung von Dänemark, das haben wir erreicht, und wenn wir auch müßig die Hände in den Schooß legen mußten, als die Oeſterreicher bei Oberſelk, Oeverſee und Veile, die Preußen aber bei Düppel, Rakkebüll und Kjär mit dem Kolben drein ſchlugen. Eines können wir zu unſerem Troſte ſagen: wir haben durch unſern unbeugſamen Widerſtand gegen die Kopenhagener Pöbelherrſchaft und durch unſer treues Feſthalten zu Deutſchland den Arm unſerer Befreier bewaffnet und ſomit moraliſch über unſere Feinde geſiegt.

Etwa drei Meilen von Lütjenburg, zwiſchen der Trave und dem mehrere hundert Fuß hohen Gypsberge, liegt Segeberg (ehemals Siegburg), ein Städtchen, das wohl erſt nach Unterjochung der Wenden angelegt und hauptſächlich von Weſtphalen gegründet wurde. Der eigenthümliche, wie ein Pilz aus der großen Ebene emporgeſchoſſene Berg, der zur Anlage einer Burg gegen die Wenden beſonders geeignet erſchien, veranlaßte Kaiſer Lothar zu einer Reiſe nach Holſtein, die er im Jahre 1136 unternahm und deren Reſultat in der Erbauung einer ſtarken Feſte auf dem höchſten Punkte des Gypsberges und der Anlage einer Kirche am Fuße des Berges beſtand. Die Burg wurde unzählige Male von den Wenden, den Dänen, den Holſteinern, Lübeckern und ſogar von den Schweden belagert, erſtürmt, niedergebrannt, wiedergenommen und aufgebaut, bis ſie endlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Trümmer zerfiel; jetzt findet man nur ſchwache Ueberreſte des einſt impoſanten Gebäudes und des Brunnens als letzte Reminiscenzen einer längſt vergangenen Zeit. Für die einſtige Bedeutung Segebergs ſpricht der Umſtand, daß König Chriſtian IV. ſich hier mit ſeinen Bundesgenoſſen wegen der Theilnahme am Kriege gegen die katholiſche Ligue beſprach und ferner, daß die Landesarchive in dem größten der Feſtungsthürme aufbewahrt wurden. Wenn wir in alten Chroniken leſen, daß König Chriſtian II. den wichtigſten Theil des Archivs durch den Odenſeer Dompropſten Andreas Glob entwenden und vernichten ließ (1521), ſo finden wir, daß die Dänen vor dreihundert Jahren eben ſo brave Leute waren wie heute; und daß ihre Pfaffen ſich ſeitdem ſo ähnlich geblieben ſind, wie ein Ei dem andern.

Statt aber mich post festum über die däniſchen Paſtoren zu ärgern und dem Leſer ein Bild des langweiligen und unſchönen Segeberg zu entwerfen, will ich ihm von einem Seifenſieder erzählen, der 1849, als ich eine Zeitlang im Schatten des Gypsberges im Quartier lag, die Umgegend von Segeberg unſicher machte. Der Mann Gottes litt unter der fixen Idee, daß er ein großer Dichter ſei, ſchmierte jeden Streifen Papier, deſſen er habhaft werden konnte, voll der betrübendſten Reime und quälte ſein beſſeres Ich, daß ſie den Knopf vom Beutel nehmen und ihm geſtatten möge, ſeine Werke dem Druck zu übergeben. Da ſie verſtändig genug war, dieß nicht zu thun, ſtrafte er ſie mit Verachtung und revanchirte ſich dadurch, daß er die friedlichen Bürger ſeiner Vaterſtadt attakirte und ihnen Proben ſeines Dichtertalents ablegte; weil ihm aber auch dieſes Vergnügen genommen wurde und weil die Bürger vor ihm entflohen, ſowie ſie ſeiner anſichtig wurden, verfiel er auf den ſchlimmſten Gedanken, der je von einem Böſewicht ausgeheckt wurde; er ſchlich ſich Nachts in offenſtehende Häuſer, ging in die Schlafzimmer ſeiner argloſen und im tiefen Schlummer ruhenden Nebenmenſchen, und weckte ſie aus ihren Träumen von gewonnenen Lotterielooſen und entdeckten Schätzen, indem er ein neues Kind ſeiner Phantaſie vorzutragen begann.

Man hatte mir von dem Unglücklichen erzählt; ich ſpottete aber der Gefahr, bis ich eines Morgens zwiſchen zwei und drei Uhr einſehen lernte, daß ich übel daran gethan hatte, meine Stubenthüre offen zu laſſen. Der Seifenſieder ſetzte ſich auf den Rand meines Bettes und hub an:

„Wenn Sie einmal heirathen,
So will ich Ihnen rathen,
Ein Mädchen zu wählen,
Das Sie nicht thut quälen.

Wenn Sie Gedichte machen,
Denn das ſind ſo Sachen,
Die die Frau von einem Seifen-
Sieder nicht thut begreifen.“

„So könnte ich ewig fortfahren,“ ſagte der Poet nach augenblicklicher Pauſe. „Paſſen Sie auf:

Draußen fließt der Regen,
Für's Feld iſt das ein Segen,
Auf dem Dache ſitzt ein Spatz
Und ſagt: wir werden naß, mein Schatz.“

„Iſt es nun nicht ewig Sünd' und Schande, daß ſolche Verſe vor die Hunde gehen ſollen? Habe ich deßwegen Lichter gegoſſen und Dochte geſponnen, damit meine Frau den Schlüſſel zu den ‚Muſikanten‘ führt und mit allen Verlegern unter der Decke ſteckt, die ſich ſtellen, als wollten ſie meine Gedichte nicht?“

„Ich verſtehe nichts von Gedichten,“ erwiederte ich, — „haben Sie Dank für Ihren Beſuch, aber laſſen Sie mich gefälligſt ſchlafen.“

„Schickt es ſich für einen Grafen,
So lange zu ſchlafen?

„Sehen Sie, ich kann auf Alles einen Reim machen, — die Reime fliegen mir nur ſo zu, — was ſagen Sie von meiner Frau? Iſt ſie nicht — ein Böſewicht? — Schon wieder ein Reim; es iſt merkwürdig, — aber was ſagen Sie zu meiner Frau? Kann ich lieben eine böſe Sieben? — es reimt ſich Alles! Und das ſoll nicht gedruckt werden? Soll nicht? Nun, meinetwegen! Es wird aber doch gedruckt, und Sie ſollen ein Freiexemplar haben; ſoll ich Ihnen mein Gedicht ‚vom kleinen Neſt‘ vortragen?“

Ich hielt es nicht länger aus, ſondern expedirte den Seifenſieder zur Thüre hinaus; er blieb aber noch lange vor meinem Schlafzimmer ſtehen und wünſchte mir in Verſen alle Strafen der Hölle, und als ich am folgenden Morgen zum Fenſter hinaus ſah, erblickte ich ihn, wie er einen

Der Hochzeitritter. (S. 299.)

ſchwediſchen Lieutenant, der in unſerer Armee diente und nur einzelne deutſche Worte verſtand, bei dem Uniformsknopf feſthielt und ihm wahrſcheinlich das Gedicht vortrug, das ich ihm großmüthig erlaſſen hatte.

Ich könnte noch manche humoriſtiſche Perſönlichkeit Segebergs nennen und z. B. eines Vaters erwähnen, der ſechs Söhne hatte, von denen er die geraden Zahlen in der ſchleswig-holſteiniſchen und die ungeraden in der däniſchen Armee dienen ließ, damit er nach jeder Schlacht ſagen konnte: „Meine Söhne haben den Sieg mit erfochten", — da aber die geraden Zahlen ſpäter auch nach Dänemark gingen und während des dreißjährigen Krieges hart vom Schickſal betroffen wurden, will ich meiner Satyre den Zügel anlegen und Segeberg das wohlverdiente Zeugniß ausſtellen, daß es eine ſehr geſunde Lage haben muß, weil es Menſchen gibt, die trotz der tödtlichen Langeweile, die in ſeinen Mauern herrſcht, mehrere Jahre ausgehalten haben, ohne an der galoppirenden Schwindſucht zu ſterben. Trotz alledem wäre es aber nur ein gerechtfertigter Akt der Philanthropie, wenn Bürgermeiſter und Rath von Segeberg an die Thore der Stadt ſchreiben ließen:

„Wanderer, — kehre um!"

Lübeck.

Wer könnte wohl an London denken, ohne einen liebenswürdigen Engländer in karrirten Sommerhoſen mit einer Fiſchangel vor ſich zu ſehen, und ohne vom Tower, Lord Palmerſton und Steinkohlenrauch zu träumen? Wem ruft der Name Paris nicht Erinnerungen an Louis und die demi monde wach? Gibt es einen Gelehrten, der über Athen Vorträge hält, ohne zugleich an die Akropolis und König Georgios zu denken? Iſt München nicht gleichbedeutend mit bairiſchem Bier und Lola Montez? Hannover nicht ſynonym mit Katechismus und Langerweile? Dresden nicht ein und daſſelbe mit romantiſcher Lage, äſthetiſchen Thees und ſchöner Ausſicht? Kann man an Wien erinnert werden, ohne Sehnſucht nach einem Backhänderl zu verſpüren? Ruft Konſtantinopel nicht das Verlangen nach einer Pfeife türkiſchen Tabaks in uns wach? Und kann man an Rom denken, ohne den geſunden Menſchenverſtand zu bedauern und die ewige Stadt um ihre Klöſter und Pfaffen zu beneiden?

Woran denkt man aber, wenn man Lübeck nennen hört? — Als Heinrich Heine ſein Seegeſpenſt ſchrieb, und „bedächtige Männer, ſchwarz bemäntelt, mit weißen Halskraufen und Ehrenketten und langen Degen und langen Geſichtern über den wimmelnden Marktplatz nach dem treppenhohen Rathhauſe" vor ſeiner Seele vorüberſchreiten ſah, da war er noch nicht in Lübeck geweſen; denn es ſchreiten keine Rathsherren, es wandeln keine ſeidenrauſchende Jungfrauen mit gülden Band um den ſchlanken Leib; es ſtolziren keine bunte Geſellen in ſpaniſcher Tracht, und es trippeln keine bejahrte Frauen in braunen verſchollenen Gewändern mit Geſangbuch und Roſenkranz nach dem großen Dome, mit einem Worte, — ich bin drei Tage in Lübeck geweſen und habe in der „alterthümlich niederländiſchen Stadt" — mehr Pudel gefunden, als an irgend einem andern Orte, und entſinne mich nicht, eine menſchliche Seele auf der Straße angetroffen zu haben. Nur einmal begegnete ich einem Soldaten, der den Wachtrapport zum Kommandanten trug, was mich ſo lebhaft an die Wullenwever'ſche Zeit erinnerte, daß ich alle Kirchen und öffentlichen Gebäude nach einem Porträt des großen Lübeckers durchſtöbert haben würde, wenn mir nicht zum Glück eingefallen wäre, daß die lieben Patrizier jedes Andenken an ihren Erzfeind zerſtört haben. Der Soldat erſchrak, als er meiner anſichtig wurde; denn da es Morgens neun Uhr war und um dieſe Stunde Maſſenverſammlungen in Lübeck ſelten oder nie vorkommen, ſo war es begreiflich, daß er mich für ein lebendig gewordenes Steinbild hielt, das, der Langeweile ſatt und überdrüſſig, einen Spaziergang unternommen habe.

Drei Tage hatte ich es in Lübeck ausgehalten, als ich erfuhr, daß Abends Konzert ſein würde. Ich ließ mir das Programm geben und ſah, daß die Kaſſa um Sechs geöffnet werden, das Konzert aber um halb ſieben Uhr anfangen würde. Schlag Sechs ſtand ich vor dem Konzertſaal; es war aber Alles finſter, die Straße war noch leerer als am Tage — denn die Pudel gehen in Lübeck früh ſchlafen und dürfen Nachts nicht auf der Straße bellen, — es war alſo finſter und die Thür war feſt verriegelt. Bei dem matten Schimmer einer Gaslaterne überzeugte ich mich, daß ich mich im Datum nicht geirrt habe; ich ſchob die Schuld auf meine Uhr und ging in eine Konditorei, wo ein kleines Mädchen für einen Schilling „verſchiedene Bonbons" kaufte. Sie ſprach das Wort verſchieden aber wie Faſchinen aus, und als ich zu meiner Belehrung nachforſchte, ob man in Lübeck Faſchinenbonbons habe, bekam ich eine ſchnippiſche Antwort. Die Bonbons wurden gewogen, in buntes Papier gewickelt und dem kleinen Mädchen übergeben, nachdem es einen Schilling auf den Tiſch gelegt hatte; die Verkäuferin betrachtete das Geldſtück bei Licht, um ſich zu überzeugen, ob es auch kein „Mecklenburger Geld" ſei, was hier nicht kurſirt, und da ſie fand, daß es ein eingeborner Lübecker Schilling war, an welchem der anklebende Schmutz mehr wog, als das „ſchamrothe" Silber —, entließ ſie die Kleine mit freundlichem Kopfnicken.

„Lübeck iſt wohl eine bedeutende Handelsſtadt?" fragte ich, indem ich einen vertrockneten Othello zwiſchen den Zähnen hin- und herbewegte; „eine bedeutende Handelsſtadt?"

„Nun, es geht," antwortete die Verkäuferin.

„Handelt nach Mecklenburg, Lauenburg und Holſtein?"

„Doch nicht."

„Warum nicht? Dieſe drei ſelbſtſtändige Staaten gränzen doch an Ihren Raubſtaat an. Warum handelt Lübeck nicht mit Mecklenburg, Lauenburg und Holſtein?"

„Wegen des Zolls," ſchmollte die beleidigte Verkäuferin.

„Mit wem handelt Lübeck denn?"

„Weiß nicht."

„Hat jeder Kaufmann ſeinen Kunden im Hauſe wohnen? Sind die Kellerbewohner und die Glücklichen, die im dritten

und vierten Stock aus den kleinen Fenstern sehen dürfen, die Kunden des Hausherrn, der im ersten und zweiten Stock die Zahl seiner Ahnen zählt?"

„Hm!" antwortete die Verkäuferin.

Zwei Fremde traten ein, ließen sich einen „Breslauer" geben, und als sie ihn getrunken und die erforderlichen Grimassen geschnitten, sagte der Eine: „Lauenburg ist gerade siebenmal so groß wie Lübeck; unsere Regierung kostet sechzigtausend, und die Regierung von Lübeck kostet dreihundert sechzigtausend Reichsthaler. Es ist Zeit, daß der Wirthschaft ein Ende gemacht wird."

Ich würde noch mehr Staatsgefährliches und Hochverrätherisches gehört haben, wenn nicht eine Droschke vorbeigefahren wäre. Das Rasseln der Räder erinnerte mich an das Konzert; ich bezahlte mit dänischem Gelde, das in Lübeck kursirt, und fand die Thür zum Konzertsaale offen.

In der Loge angekommen, sah ich ein Fortepiano, eine Menge leerer Sessel und auf jedem Sessel ein Programm liegen. Nach einigem Warten ging die Thür auf, und eine Reihe eleganter Toiletten rauschte in den Saal und nahm Platz. Kein Bataillon Soldaten kann sich schneller und pünktlicher auf dem Allarmplatz einfinden; in wenig Minuten war der Saal gefüllt, und einige zwanzig „Dilettantinnen" stellten sich neben das Fortepiano und sangen. Als der Gesang zu Ende war, herrschte Todtenstille, denn in Lübeck darf man nur bezahlten Künstlern Beifall klatschen; dem Gesange und der Todtenstille folgte eine endlose Sonate, diesem wieder Gesang; dann spielte Miska Hauser den Karneval von Venedig, der von den Damen belacht wurde, und als Miska seinen Servus machte, klatschte das Auditorium, und das Konzert war vorbei.

Ich hatte schon von den ersten Klängen der musikalischen Abendunterhaltung vollständig zur Genüge und benutzte meine Zeit, indem ich Toiletten und Patrizier-Physiognomieen studirte. Es waren viele Hermelin- und Zobelpelze zugegen, aber auch viele schöne Augen und reizende Blumengesichter, — weit mehr, als man in Lübeck hätte vermuthen können. Gerade unter meiner Loge saß eine Blondine mit einem goldenen Kamme im Haar und zwei großen blauen Augen, die schwermüthig im Saale umherschweiften, — und es hätte nicht viel gefehlt, daß ich zu ihr hinabgeeilt und sie als die Immergeliebte, Längstverlorene, Endlichgefundene an mein Herz gedrückt hätte, — und Gott weiß was ich gethan hätte, wenn nicht plötzlich, wie auf ein gegebenes Signal, der ganze schöne Damenflor sich empfohlen und mich in meiner Loge allein gelassen hätte.

Eine Zeit lang blieb ich sitzen, wie Marius auf den Ruinen von Karthago und fragte mich, ob Alles Täuschung gewesen sei? Als aber eine Gasflamme nach der anderen erlosch, und ein altes Weib zwischen den verwaisten Stühlen nach verloren gegangenen Taschentüchern, Ringen und Armbändern suchte, und nichts fand, — da schlich ich aus dem Saale und eilte in meinen Gasthof zurück. Der Kellner fragte mich, ob ich mich gut amüsirt hätte; ich antwortete aber:

„Doktor, sind Sie des Teufels?" —

Lübeck liegt am Zusammenfluß der Wakenitz mit der Trave und zählt dreißigtausend Einwohner, die sporadisch in den alten Giebelhäusern auftreten und gewöhnlich nur in Hinterzimmern des Erdgeschosses angetroffen werden. Die übrigen Räume werden nur von geschnitzten Möbeln bewohnt, welche aus der guten alten Zeit stammen. Was die Lübecker während der Tagesstunden treiben, ist noch nicht erforscht worden; daß sie Abends in's Konzert gehen, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen.

Daß in Lübeck überhaupt nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sieht man schon von Weitem, wenn man die Kirchthürme erblickt, von denen kein einziger den Kopf gerade in die Höhe streckt, und die vielmehr alle das lebhafteste Verlangen ausdrücken, sich endlich einmal schlafen zu legen. Sie würden meiner Meinung nach schon längst einen heillosen Purzelbaum geschossen haben, wenn sie nicht fürchteten, mit dem Senat, der Staatskanzlei, der Bürgerschaft, dem Bürgerausschuß, dem Ober-Appellationsgericht, dem Stadtgericht, dem Wettgericht, dem Landgericht, dem Landamt, dem Polizeiamt, dem Finanzdepartement, dem Kommerzkollegium, der Verlehnten-Deputation, dem Militär-Departement und dem Appartement in Kollision zu kommen, und warten nur einen günstigen Augenblick ab, wo sie ungenirt zur Ruhe gehen können.

Ich habe die Kirchen alle der Reihe nach besucht und bin zuerst in die Marienkirche gegangen, wo ich viel Schönes und viel Lächerliches gesehen habe, wie z. B. den Altar und die Kanzel, die beide aus schwarzem Marmor gefertigt sind, ferner den Kirchenstuhl für die Herren Senatoren mit der Ueberschrift: Magnifici locus hic patrum sedesque senatus 1577; einen Christus mit der Hanseatenfahne in der Rechten, prächtige Glasmalereien, Overbeck's Einzug in Jerusalem, und endlich hinter dem Altar eine Uhr, auf deren Scheibe alle Sonnen- und Mondfinsternisse bis zum Jahre 1999 berechnet und angegeben sind. Mit dem Schlage Zwölf öffnet sich ein kleines Thürchen, ein Männchen in dem Anzuge eines Lübecker Rathsdieners verbeugt sich, zwei Posaunenengel setzen die Trompete an den Mund, und hervor treten die sieben Kurfürsten, die Einer nach dem Anderen vor dem Christusbilde stehen bleiben und sich verneigen. Den Kurfürsten von Hessen habe ich unter den Sieben nicht entdecken können; die Anderen waren alle sprechend ähnlich.

Am besten gefiel mir der Todtentanz; ein Gemälde, auf welchem der Tod die Querpfeife bläst und seelenvergnügt den Reigen öffnet; dem Vortänzer folgen Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts vom Kaiser und Papst bis auf den Lübecker Patrizier hinab; der Eine folgt willig, der Andere sträubt sich; aber die Querpfeife des Spielmannes bricht doch jeden Widerstand und macht, daß die ganze bunte Schaar im Takte bleibt. Veranlassung zu diesem Bilde gab eine Seuche, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte in Lübeck grassirte, an welcher z. B. am St. Lorenztage 1450 von einer Vesper zur anderen fünfzehnhundert, und im Jahre 1505 vom Fronleichnams- bis zum St. Martinstage gegen achtzehntausend Menschen starben.

Nächst der Marienkirche ist der Dom die größte und interessanteste Kirche der Stadt. Sie wurde 1173 von Heinrich dem Löwen gegründet und später durch Heinrich von Bockholt und andere Bischöfe bedeutend erweitert. Sage erzählt, daß Karl der Große gerade da, wo

Dom steht, einen stattlichen Hirsch gejagt, und als er ihn gefangen, mit einem Halsbande von Gold und Edelsteinen geschmückt und dann wieder befreit habe. Fast vierhundert Jahre später erlegte Heinrich der Löwe diesen Hirsch, dem inzwischen ein goldenes Kreuz zwischen den Hörnern gewachsen war, und baute, wie sich das von selbst versteht, aus Dankbarkeit gegen den heiligen Hubertus ein Gotteshaus.

Die Glockenthürme des Doms sind vierhundert und sechzehn Fuß hoch und beherbergen eine im Jahre 1745 gegossene, fünfzehntausend vierhundert und dreiundvierzig Pfund schwere Glocke, deren tiefer Ton sich mit dem hellen Klang der übrigen Kirchenglocken zu einem ausgezeichnet schönen Geläute vereinigt.

Sehenswerth ist der Altarschrank mit Doppelthüren in der Greveradenkapelle; auf den Außenthüren ist Blasius mit Aegidius dargestellt; auf den inneren Thüren Johannes der Täufer mit Hieronymus, und wenn diese geöffnet werden, erblickt man die Leidensgeschichte Christi von seinem Zagen am Oelberge bis zu seiner Himmelfahrt. Das größte, wenn auch nicht das schönste Kunstwerk des Doms ist, meiner Meinung nach, ein Marienbild aus Töpferthon, welches so meisterhaft ausgeführt ist, daß man nur bedauern kann, daß es nicht mehr Thonkünstler gibt.

Das berühmte Bild von Hans Hemling habe ich nicht zu sehen bekommen; es wird nur gegen ein Trinkgeld gezeigt, und gehört demnach in die Kategorie derjenigen Dinge,

Ansicht von Plön. (S. 300.)

die verzweifelt wenig Besucher haben würden, wenn alle Touristen dächten wie ich.

Nachdem ich mich an den Kunstschätzen des Doms und der Marienkirche satt gesehen, ging ich in die heilige Geist-Kirche, die aber eigentlich keine Kirche, sondern ein Hospital für alte Männer und Weiber ist, und dessen Einrichtung mich lebhaft an die Harzer Vogelbauer erinnert hat. Es befinden sich nämlich eine große Zahl silbergrau angestrichener, aus Brettern zusammengeschlagener, zehn Fuß langer, zehn Fuß breiter und acht Fuß hoher Wohnungen in dem weitläufigen Gebäude, die wie Markt- oder Menageriebuden neben einander stehen. Jede Wohnung, d. h. jeder Raum von achthundert Kubikfuß hat vorn eine Thür, in welcher ein kleines viereckiges Fenster angebracht ist, das mit einem anderen, von oben herabfallenden Lichte korrespondirt. In jedem Käfig stehen ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch; der Name des zeitweiligen Bewohners ist an die Thür geschrieben, und man sieht auf den ersten Blick den armen Teufeln an, daß man mehr „als ein Bettchen, ein Stühlchen, ein Tischchen braucht, um glücklich zu sein".

Trotzdem, daß nur alte und gebrechliche Leute in diesem Hospital Aufnahme finden, sind die Geschlechter streng geschieden, und die Frauen leben in einem eigenen Viertel, wo sie eben so sorgfältig bewacht werden, wie die Tscherkesserinnen des türkischen Sultans. Ich halte diese Vorsicht für überflüssig!

Da es aber in besagten Menageriebuden im Winter vor Kälte nicht auszuhalten sein würde, hat man einen großen

Männer- und einen dito Frauensaal eingerichtet, der gut geheizt und als Gesellschaftszimmer benützt wird. In der Küche fand ich die größte Reinlichkeit und eine unglaubliche Masse von Rindfleisch, die am nächsten Tage mit Erbsen verspeist werden sollte.

Besser, als im heiligen Geist-Hospitale, gefiel es mir im Rathskeller, der unter dem Rathhause angebracht ist und neben unzähligen Fässern Rheinwein eine vortreffliche Restauration enthält. Der Keller wurde im vierzehnten Jahrhundert erbaut; die köstlichsten Weine wurden für Rechnung der Stadt eingelegt, ein Rathskellermeister stand dem Gewese vor und Ein Ehrbarer Rath konnte bei vorkommenden Ge-

Isern Hinrik setzt seinen Hut dem Löwen auf. (S. 303.)

legenheiten den Ehrenwein kredenzen lassen. Dieß scheint er in dem zellenartigen Gewölbe, welches noch heute der „Magistrat" heißt und das durch eine geheime Treppe mit dem Rathszimmer in Verbindung stand, auch gewissenhaft gethan zu haben, und es wird gewiß noch von manchem Patrizier bedauert, daß die Treppe vermauert worden ist. Andere Zellen heißen: der „Admiralstisch", die „Rose" und die „Lilie". Im Admiralstisch steht noch ein mächtiger Eichentisch, der aus den Ueberresten des letzten Lübeck'schen Kriegsschiffes gezimmert sein soll. Das Amüsanteste am ganzen Rathskeller ist aber ein finsteres, dumpfes Gemach, in welches vormals die neuvermählten Paare geführt wurden, um „eins zu trinken". Sowie man durch die enge Thür eintritt, gewahrt man einen großen, alterthümlichen Kamin,

über welchem ein Hahn und eine Henne in Stein ausgehauen sind; der Hahn kräht laut:

Mannich Man lude synghet,
Wen man em de Brudt bringet.
(Mancher Mann laut singt,
Wenn man ihm die Braut bringt.)

worauf die kluge Henne antwortet:

Wiste he, wat man em brochte,
Dat he lever weenen mochte.
(Wüßte er, was man ihm bringt,
Daß er lieber weinen möchte.)

Anstatt die Thränen der Lübecker Neuvermählten zu trocknen, ließ ich mir eine Flasche köstlichen Rheinweins vorsetzen, die ich mit der Zugabe von Austern sehr schmackhaft fand. Die Zeche war nicht übertrieben, und ich schlenderte guten Muths weiter und besichtigte das Schifferhaus und das Friedenhagen'sche Zimmer. Ersteres ist ein alterthümliches, durch seinen gothischen Zinnengiebel, noch mehr aber durch seine große Diele merkwürdiges Gebäude, das sich seit dreihundert Jahren unverändert erhalten hat und ein deutliches Bild des früheren Korporationslebens gibt. Wie aus einer aufgehängten Tafel ersichtlich ist, vereinigten die Schiffer sich hier schon Nachmittags um zwei Uhr zum festlichen Gelage, und es war dem Wirthe untersagt, Fremden und nicht zur Gilde Gehörenden nach ein Uhr Bier zu zapfen, damit den durstigen Seeleuten nicht der Platz beengt würde. Die große Halle, die einst von manchem tüchtigen Seefahrer besucht worden sein mag, ist jetzt mit einigen Raritäten angefüllt, unter denen ein ausgestopfter Grönländer den Hauptplatz einnimmt. Wie bei jedem Schritte, den man in Lübeck thut, möchte man beim Anblick der Modelle zu Lübeck'schen Kriegsschiffen, die überall unter dem Plafond angebracht sind, ausrufen: „Sic transit gloria mundi"; zu deutsch: „Mit der Kleinstaaterei will's nicht mehr".

Das Friedenhagen'sche Zimmer ist von vorn herein dadurch merkwürdig, daß es nicht, wie man glauben sollte, ein Zimmer ist, sondern daß es aus zwei an einanderstoßenden Zimmern besteht, deren Wände mit dem schönsten Schnitzwerk bedeckt sind, welches die fünf Sinne, Szenen aus der Bibel und der Mythologie darstellt und so kunstvoll ausgeführt ist, daß vielleicht nirgends in der Welt eine ähnliche Zusammenstellung von geschnitzten Bildern wiedergefunden wird. Wer diesen Kunstwerken eine Stunde widmen kann, sollte es nicht versäumen, sich vorher in der Buchhandlung die Beschreibung der einzelnen Tafeln zu kaufen, weil man unnöthige Zeit verliert, wenn man sich die verschiedenen Gruppen selbst zu erklären versucht — und doch nicht damit zu Stande kommt.

Von ausgezeichneter Schönheit ist das wohlerhaltene Holstenthor, dem die braven Lübecker den Untergang geschworen hatten und das unfehlbar niedergerissen worden wäre, wenn der König von Preußen nicht eine beträchtliche Summe zu seiner Wiederherstellung gespendet hätte. Das Thor war 1806 Zeuge der tapfersten Gegenwehr der Blücher'schen Schaaren; vor dem Hause unmittelbar neben dem Thore wurde der junge Bonin, der später in Schleswig-Holstein eine hervorragende Rolle spielte, schwer verwundet; das Thor sah deutsche Kaiser, Ritter und Fürsten, den wackern Wullenwever und den tapferen Bürgermeister Soltwedel in die alte Patrizierstadt einziehen und sollte billig der Nachwelt erhalten bleiben.

Weniger imposant, aber doch immerhin sehr sehenswerth ist das Burgthor, an welches das Burgkloster anstößt, in welchem ehemals die Herren Patres Bierbrauerei trieben, während jetzt der friedliche Hanseate in den dumpfen Hallen „gedrillt" wird. An der Außenseite des alterthümlichen Gebäudes — die Kirche ist den anderen Lübecker Kirchen mit gutem Beispiele vorausgegangen und mit Donnergepolter zusammengestürzt — befinden sich eine Menge grinsender Gesichter, mit denen es folgendes Bewandtniß haben soll. Die guten Mönche wollten Bier brauen, was aber die zünftigen Bierbrauer nicht leiden wollten. Darüber entspann sich ein Prozeß, der damit endete, daß die „Mutter Kirche" siegte, während die Kinder der Finsterniß verloren. Um aber den in ihren Rechten gekränkten Bierbrauern zu zeigen, wie sie die Sache auffaßten, ließen die frommen Mönche eine ganze Reihe lachender und höhnender Gesichter an ihre Klostermauer anbringen, — nach dem Spruche: „Wer zuletzt lacht, der lacht am besten". Die eingestürzte Kirche soll übrigens ein wahres Muster eines gothischen Baues gewesen sein und alle übrigen Kirchen der Stadt an Ebenmaß und Gliederung weit übertroffen haben.

Von nicht zu beschreibender Schönheit ist das altehrwürdige Rathhaus, in welchem einst die Kronen Dänemarks und Schwedens feil geboten wurden, und das ich nicht zu schildern versuchen will, weil es auf mich einen Eindruck gemacht hat, den ich in Worten nicht wiedergeben kann. Es ist vollendet, unbegreiflich schön, ehrwürdig und interessant und übertrifft Alles, was ich je an Gebäuden gesehen habe. Man würde nicht Tage, sondern Wochen und Monate gebrauchen, um die Façaden, Erker, Fenster, Thüren, Treppen und Giebel zu studiren, und bei einem späteren Besuche doch immer wieder Neues und Interessantes entdecken. Ich habe die prachtvollen, unvergleichlichen Gemälde von Torelli angestaunt, bin im Kriegssaal gewesen, der von zwei römischen Kriegern bewacht wird und in dem einst das Schicksal des Nordens entschieden wurde, während er jetzt hanseatische Rekruten ausheben sehen muß; ich bin von einem Zimmer zum anderen gegangen und habe wie einst im Kaisersaale zu Augsburg im innersten Herzen empfunden, daß wir Deutsche, anstatt den Untergang unserer Glanzperiode zu betrauern, lieber darnach streben sollten, sie wieder in's Leben zu rufen.

Sonst weiß ich von dem „heutigen" Lübeck nicht viel zu erzählen. Es ist eine Stadt von Raritäten und interessanten Gebäuden, deren ehemalige Größe und Macht man sich deutlich versinnlichen kann, wenn man die unzähligen Ueberreste der alten Herrlichkeit hat kennen lernen.

Um mich von dem Leben und Treiben der Kaufleute zu überzeugen, besuchte ich die Börse. Ein Hamburger Kind würde sofort umgekehrt sein; als vielgeprüfter Schleswig-Holsteiner hielt ich den Anblick aus und sah einem Rathsherrn zu, wie er sich von zwei anderen einen armlangen Zopf drehen ließ; als er fertig frisirt war, nahm er Kamm und Bürste und fing an, seinen Kollegen einen Zopf zu drehen, und als alle drei hoffähig zugestutzt waren, gingen

sie nach einem Goldschmiedladen unter dem Rathhause und kauften sich einen Mandarinenknopf. Ich wollte mir auch das Vergnügen machen, als Mandarin durch die Straßen zu wandeln, und durchstreifte Lübeck von einem Ende zum anderen, um einen Goldschmiedladen zu finden; erfuhr aber, nachdem ich dreimal in Verlegenheit gekommen war, das Lübeck'sche Gebiet zu überschreiten und mich in's Ausland zu begeben, daß die Goldschmiede in Lübeck Zünftler sind und daß das Gold, welches in der freien Reichsstadt verarbeitet wird, nur unter dem Rathhause zu haben ist. Zufällig waren aber an diesem Tage gerade alle Zöpfe neu geflochten und mit Mandarinenknöpfen versehen worden, so daß ich mich damit begnügen mußte, für meine Frau einen Ring zu kaufen.

Trotz Spießbürgern, Senatoren und Rathsherren ist Lübeck eine Stadt, in der ich mich sehr wohl niederlassen könnte. Es hat Alles einen antediluvianischen, gemüthlichen Anstrich, und ein Spaziergang durch die Straßen ist im Grunde genommen nichts Anderes, als ein mit gymnastischen Bewegungen verbundenes Studium der Geschichte, oder ein mit Regenschirm und Gummischuhen verknüpftes Blättern in einem alten Bilderbuche.

In historischer Beziehung ist Lübeck die interessanteste Stadt Norddeutschlands, und da sie namentlich als Haupt der Hansa eine weltgeschichtliche Rolle gespielt hat, dürfte es den Leser interessiren, Einiges über die Vergangenheit der guten freien Reichsstadt zu erfahren.

Ursprünglich stand da, wo jetzt die Stadt Lübeck liegt, eine slavische Burg, die vom Fürsten Kruto erbaut und Bucu genannt wurde. Bei dem endlichen Untergange des slavischen Reiches ward auch Bucu niedergerissen, und die Bewohner des nahe gelegenen Alten Lübeck wurden durch Graf Adolph II. bewogen, sich an dem weit bequemeren und der Schifffahrt günstigeren Punkte niederzulassen, der so lange unter slavischer Oberhoheit gestanden, jetzt aber für immer der Grafschaft Holstein einverleibt worden war. Das schnelle Aufblühen der neuen Kolonie erregte aber die Eifersucht Herzog Heinrich's des Löwen dermaßen, daß er eine zweite Kolonie anzulegen beschloß, welche er die Löwenstadt nannte, und die an der Wakenitz, einem Flüßchen, das aus dem Ratzeburger See abfließt und sich bei dem jetzigen Lübeck in die Trave ergießt, gegründet wurde. Die Löwenstadt hatte aber nur kurzen Bestand, denn Graf Adolph trat seinem Lehnsherrn Heinrich dem Löwen Lübeck ab und die Löwenstädter wurden gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und sich in Lübeck anzusiedeln. Als bald nachher (1181) Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde, nahm Kaiser Friedrich I. die Stadt Lübeck in unmittelbaren Besitz und ertheilte ihren unternehmenden Kaufleuten bedeutende Vorrechte. Nach verschiedenen Schicksalen kam die Stadt unter dänische Herrschaft (1201); als aber der wackere Bürgermeister Soltwedel bei Bornhöved den Sieg mit erkämpfen half, dessen ich oben erwähnt habe, wurde sie zur freien Reichsstadt erhoben (1227).

Seit dieser Zeit nahm Lübeck einen Aufschwung, der in mancher Beziehung an das alte Athen erinnert. Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe blühten, und ihre Entwicklung ging Hand in Hand mit dem Einflusse, den die umsichtigen Väter der Stadt sich durch ihre Flotte zu verschaffen und zu erhalten gewußt hatten. Das Zopfregiment der Patrizier mußte einer freisinnigeren Richtung weichen; Männer aus dem Volke, wie Wullenwever und Maier, hoben ihre Vaterstadt auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes, und als endlich das Blut der beiden Patrioten auf dem Schaffot vergossen worden war, als die Patrizier wieder die Zügel in ihre Hand nehmen konnten, sank die Stadt, welche einst dem Dänenkönige den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte, zu einem Städtchen herab, das um die Gunst Dänemarks buhlte, während Schleswig-Holstein sich im Riesenkampfe gegen seinen Todfeind verblutete.

Wir wollen den Faden der Geschichte von 1241 bis heute verfolgen.

König Waldemar II. von Dänemark war den Hamburgern, Dithmarsern und Lübeckern ein gefährlicher Feind, dessen sie sich nur dann erwehren konnten, wenn sie mit vereinigter Macht seinen Angriffen zu Lande und zur See begegneten. Zudem waren die Ostsee und die Nordsee voll skandinavischer Seeräuber, welche dem Handel unendlichen Abbruch thaten und den friedlichen Bürgern oft Angst und Schreck einjagten. Da von Kaiser und Reich eben so wenig Hülfe zu erwarten war, wie heutigen Tages vom deutschen Bunde, der sich selbst dann nicht zu einer Kriegserklärung gegen Dänemark ermannen konnte, als die dänischen Kriegsschiffe deutsche Kauffarteischiffe kaperten, vereinigten sich die beiden Städte Hamburg und Lübeck mit den Dithmarsern zu einer Hansa, d. h. zu einem Bunde, kraft dessen sie sich zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung gegen feindliche Angriffe verpflichteten.

Dem Bunde traten bald andere deutsche Städte bei; Lübeck wurde zum Haupte der Hansa erhoben; in seinen Mauern versammelten sich alle drei Jahre um die Zeit des fröhlichen Pfingstfestes Abgeordnete sämmtlicher Bundesstädte, deren Zahl sich allmälig auf fünfundachtzig belief, und es entstanden in London, Brügge, Nowgorod und in Bergen (Norwegen) Hansacomptoire, welche sich der ausgedehntesten Privilegien zu erfreuen hatten. So hatten die Hansastädte z. B. in England das ausschließliche Privilegium der freien Ausfuhr und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr. Die Comptoire bildeten in den verschiedenen Staaten, in denen sie ihren Sitz hatten, einen Staat für sich; die Angestellten standen unter hanseatischem Schutze und hanseatischer Jurisdiktion und lebten, ähnlich den europäischen Kaufleuten in Japan und China, in eigenen Quartieren und mußten sogar eine Zeitlang klösterliche Zucht aufrecht erhalten.

Der Bund übte die Polizei auf den beiden Meeren Ost- und Nordsee aus, bekämpfte die Seeräuber und vollzog Todesurtheile an den Störern des Land- und Seefriedens; wer sich gegen einen Spruch der Hansa auflehnte, wurde „verhanset", d. h. in den größeren oder kleineren Bann gethan, und wer es wagte, eine Hansastadt oder einen Schützling derselben anzugreifen, hatte gewöhnlich bald nachher alle Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen.

Die Ostsee war das eigentliche Handelsrevier der Hansastädte, und deßwegen war ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, sich in den Ländern, welche an dieses Meer gränz-

ten, besonders festzusetzen. Die Könige Erich und Hakon von Norwegen, die sich ihrem steigenden Einflusse zu widersetzen wagten, wurden durch Waffengewalt vertrieben, Waldemar III. von Dänemark unterlag nach langem blutigen Kriege, König Magnus von Schweden wurde abgesetzt, und Albrecht von Mecklenburg wurde von den Hansastädten statt seiner zum Könige ernannt. Schon im Jahre 1428 zählten die Hanseaten eine Kriegsflotte von zweihundert achtundvierzig Schiffen, die mit zwölftausend Streitern bewaffnet gegen Kopenhagen aufbrachen, und der Bürgermeister von Danzig, Niederhaff, kündigte König Christian von Dänemark den Krieg an! Ja, im Jahre 1370 erwarb die Stadt Lübeck sich den Besitz der reichen Provinz Schonen in Schweden auf fünfzehn Jahre und im Jahre 1560 den Besitz der Insel Bornholm auf fünfzig Jahre!

Die Zeit der höchsten Blüte des Hansabundes und namentlich Lübecks, und die während derselben geführten Kämpfe würden wir nicht verstehen können, wenn wir nicht einen flüchtigen Blick auf die drei Reiche würfen, mit denen die deutschen Städte in Fehde geriethen. Ich werde mich bemühen, den Ueberblick so kurz und verständlich wie möglich zu machen.

Königin Margaretha hatte im Jahre 1397 die Kalmar'sche Union gegründet, durch welche Schweden, Norwegen und Dänemark zu einem Reiche verbunden wurden. Nach ihrem Tode übernahm Erich von Pommern (1412), der Sohn ihrer Nichte, die Regierung; als aber bald nachher die Dänen sowohl wie die Schweden sich gegen ihn empörten, flüchtete er aus seinen Reichen und lebte bis an das Ende seiner Tage vom Seeraube. Die Dänen ernannten statt seiner Christoph von Baiern zum Könige, der auch später (1440) von den Schweden anerkannt wurde. Im Jahre 1448, als Christoph von Baiern gestorben war, wählte der dänische Reichsrath den Herzog Adolph VIII. von Schleswig-Holstein und, als dieser die Wahl ablehnte, seinen Schwestersohn Christian I. von Oldenburg, während die Schweden ihren Landsmann Karl Knutson auf den Thron hoben. Nach langen und blutigen Kämpfen, deren Schilderung uns zu weit führen würde, und während welcher bald das ganze Königreich Schweden, bald wieder nur ein Theil desselben mit Dänemark vereinigt war, trat im Jahre 1512 eine kurze Waffenruhe im Norden ein. Sten Sture war Reichsverweser Schwedens geworden, auf Christian I. war Johann I. als dänischer König gefolgt, und Lübeck, das bisher mit Schweden im Bunde gewesen war und die dänischen Inseln schonungslos gebrandschatzt hatte, sah sich genöthigt, Frieden zu schließen, weil die Hamburger im Trüben fischten und sich die üble Lage ihrer Schwesterstadt zu Nutzen machten. Ein Jahr nach diesem Frieden (1513) starb König Johann, dem sein Sohn Christian II. auf den Thron folgte, ein König, der durch die Ruchlosigkeit seines Charakters auf das Schicksal des ganzen Nordens einen so entscheidenden Einfluß übte, daß ich mir den Dank des Lesers zu verdienen hoffe, wenn ich den Lebenslauf dieses Wütherichs eingehend schildere.

Die Jugendgeschichte Christian's II. hat viel Aehnlichkeit mit der des im vorigen Jahre verstorbenen Friedrich VII. Er wurde einem Kanonikus Heinz anvertraut, der ihn bei einem Kopenhagener Bürger Hans Bokbinder in Kost und Logis gab. Hatte der junge Kronprinz sich den lieben langen Tag auf der Straße mit den Gassenbuben umhergetrieben, und paßte es dem Kanonikus, seinem Zöglinge einige Augenblicke zu widmen, so rief er ihn in die Kirche, wo er Chor singen und den Katechismus auswendig lernen mußte. Als dem Könige diese Art von prinzlichem Unterricht nicht mehr behagte, ließ er einen Magister Konrad aus Pommern kommen, der dem Knaben lateinischen Unterricht geben mußte; der Geschichtsschreiber Schlosser, der einige lateinische Zeilen Christian's gelesen zu haben scheint, bezweifelt aber, daß der Prinz nennenswerthe Fortschritte gemacht hat.

Später, als Christian bei seinem Vater auf dem Schlosse wohnte, trieb er sich Nachts in den Straßen umher und machte in Wirthshäusern und bei Bürgern den abscheulichsten Unfug. Erfuhr sein Vater von diesen Orgien, so züchtigte er ihn eigenhändig mit der Peitsche; die erlittenen Strafen scheinen aber auf das rohe Gemüth Christian's wenig Eindruck gemacht zu haben, denn er fuhr fort, das ärgerlichste Leben zu führen, bis er im kaum erreichten zwanzigsten Lebensjahre als Statthalter nach Norwegen geschickt wurde, um eine Empörung zu dämpfen.

Die Art und Weise, mit welcher der rohe Prinz gegen die Aufrührer verfuhr, spottet jeder Beschreibung. Er überfiel den Anführer Herluf Hyddefad, nahm ihn und seine Anhänger gefangen, folterte und peinigte sie auf das Unmenschlichste und ließ so viele Adelige und Ritter hinrichten, daß seit jener Zeit in Norwegen der Adelsstand ganz aufhörte zu existiren. Acht Jahre hatte der junge Nero mit gemeinen Menschen gewirthschaftet, getrunken und Unfug getrieben, als er 1507 zu Bergen die Bekanntschaft einer Amsterdamer Höckerin, Siegbritte, machte. Er verliebte sich in die Tochter, welche das Täubchen oder „Düveke" genannt wurde, lebte mit ihr in wilder Ehe und stand bald unter dem Einfluß der schlauen Siegbritte, die ihn ganz und gar zu beherrschen verstand und ihn mit Haß gegen den mächtigen dänischen Adel erfüllte. Als er 1513 den dänisch-norwegischen Thron bestieg, folgten ihm die beiden Weiber nach Kopenhagen; Düveke starb bald darauf (1517); Siegbritte behielt aber ihren Einfluß auf den jungen König und spielte nachher ungefähr dieselbe Rolle, die in unseren Tagen die Rasmussen gespielt hat.

Die demokratische Richtung Düveke's und ihrer Mutter blieb den Dänen kein Geheimniß und erfüllte den mächtigen Adel mit Haß und Eifersucht, und die Vornehmsten und Mächtigsten erinnerten Christian an die von ihm beschworene Wahlkapitulation, in welcher es ausdrücklich hieß: „Der König gewährt dem Adel Macht über Hand und Hals seiner Bauern; wenn er dieß nicht erfüllt, soll die Ritterschaft an ihren Eid nicht gebunden sein."

Während Christian mit der dänischen Ritterschaft auf keinem sonderlich guten Fuße stand, gaben ihm die Zustände in Schweden viel zu denken. Sten Sture war Reichsverweser und regierte sein Vaterland unabhängig von Dänemark; er hatte aber viele Feinde, die sich an den dänischen Hof wandten und mit Christian geheime Verbindungen schlossen. Da ihnen aber die Hülfe, die er von seinen Freunden und Anhängern erwarten konnte, nicht ausreichend schien, vermählte

er sich mit der Schwester Kaiser Karl's V., die ihm dreimalhunderttausend Dukaten Mitgift brachte, und schloß mit anderen Monarchen, sogar mit dem damals noch fast machtlosen Czaar von Rußland Bündnisse; um aber ganz sicher zu sein, daß es ihm bei seinem beabsichtigten Angriffe auf Schweden nicht ebenso ergehen würde, wie seinen beiden Vorgängern, verband er sich auch mit der Stadt Lübeck, welche sich verpflichtete, ihm bei der Eroberung des Königreiches behülflich zu sein, wenn er verspräche, die alten Rechte der Hansa zu schützen und namentlich keine neuen Zölle zu erheben. Die Lübecker hatten dieß auch auf das schwedische Reich bezogen, und es entstand später ein Krieg zwischen Christian II. und dem furchtbaren Städtebund, den wir weiter unten kennen lernen werden.

Gestützt auf die vielfachen Verbindungen, die er theils in Schweden selbst, theils in Deutschland, Rußland, den Hansastädten u. s. w. angeknüpft hatte, ging Christian endlich im Jahre 1518 mit einer ansehnlichen Flotte nach Stock-

Graf Wolf Baudissin. (S. 304.)

holm und lieferte dem Reichsverweser eine blutige Schlacht, in welcher er jedoch den Kürzeren zog (1518). Nach der Schlacht erbat er sich von Sten Sture eine Zusammenkunft und ließ sich den jungen Grafen Gustav Erichson Wasa nebst vier anderen schwedischen Adeligen als Geißeln übergeben, die ihm als Sicherheit dafür gelten sollten, daß er ungehindert zu seinen Schiffen zurückkehren dürfe; kaum hatte er aber die Geißeln in seiner Gewalt, als er die Unterhandlungen abbrach, auf sein Schiff eilte und die schändlich Getäuschten als Gefangene nach Kopenhagen schleppte.

Der Papst ließ sich bethören, die Schweden in den Bann zu thun, weil sie sich rühmlichst ihrer Haut gewehrt hatten, und Christian ließ sich den Auftrag ertheilen, an allen Kirchenthüren des Reiches das Interdikt anzuschlagen. Da er somit die katholische Geistlichkeit auf seiner Seite hatte und über die Klosterschätze verfügen konnte, rüstete er ein neues Heer, mit dem er 1519 abermals in Schweden einfiel. Auf dem Eise des Sees Asunden kam es zur Schlacht; weil aber Sten Sture gleich zu Anfang verwundet wurde, zogen sich die Schweden zurück. Sten Sture starb in seinem

Schlitten, schwedische Verräther zeigten den Dänen Engpässe, durch welche sie die feste Stellung des Reichsverwesers umgehen konnten, ein großer Theil des Landes mußte sich Christian unterwerfen, und nur Stockholm, das von der heldenmüthigen Wittwe Sten Sture's vertheidigt wurde, hielt sich neun Monate lang, ehe es kapitulirte.

Die Schweden hatten nämlich nach mehreren unglücklichen Gefechten einen Herrentag in Upsala gehalten, auf welchem sie übercin kamen, Christian als König anzuerkennen, wenn er verspräche, die Bedingungen der Kalmar'schen Union aufrecht zu erhalten und Allen, die am Kampfe gegen ihn Theil genommen, Amnestie und Vergessenheit des Geschehenen zu gewähren. Erst nachdem er feierlich gelobt hatte, diese Bedingungen einzugehen, öffnete ihm Sten Sture's Wittwe die Thore von Stockholm.

Christian zog unter Glockengeläute in die schwedische Hauptstadt ein und ließ sich feierlich als König krönen; er versprach nicht nur ein König, sondern auch ein Vater der Schweden sein zu wollen; während er aber die freundlichste Miene annahm und den Mund voll süßer Worte hatte, verabredete er mit seinem Barbier Dietrich Slagheck einen wahrhaft teuflischen Plan.

Am dritten Tage nach vollzogener Krönung ließ Christian plötzlich die Thore zum Schlosse sperren und sich vom Erzbischof Gustav Trolle eine Beschwerde über das Unrecht und die Gewalt vortragen, die ihm von dem Reichsverweser angethan worden wären; der würdige Bischof wollte freilich dem Papste die Bestrafung der Mitschuldigen Sten Sture's vorbehalten wissen, der König dachte aber anders und befahl, daß am folgenden Tage (8. November 1520) die ganze Sache abgethan werden solle, und ließ alle in Stockholm anwesenden Bischöfe und Geistlichen, welche die Absetzung Gustav Trolle's mit unterzeichnet hatten, in den Kerker werfen. Am andern Morgen wurde ausgerufen, kein Einwohner dürfe, bevor ein gewisses Zeichen gegeben sei, sein Haus verlassen; dänische Soldaten durchzogen die Stadt und schleppten zwei Bischöfe, zwölf weltliche Herren, den Bürgermeister, die Stadträthe, viele Bürger, ja Handwerker und Kinder auf das Schaffot, wo sie ohne Urtheilsspruch und ohne das Abendmahl genommen zu haben, enthauptet wurden. Vierundneunzig Menschen wurden an einem Tage geköpft, viele Andere wurden gehenkt, nachdem sie vorher auf das Grausamste gemartert worden waren, die Häuser wurden geplündert, Weiber und Mädchen wurden geschändet, und die dänischen Soldaten hausten in Stockholm auf wahrhaft entsetzliche Weise. Das Morden dauerte vier Tage, selbst nachdem man, um die Einwohner, die sich verborgen hatten, sicher zu machen, des Königs Frieden verkündet hatte. In Finnland und allen übrigen Provinzen wurde mit gleicher Grausamkeit verfahren, und an allen Orten, die Christian besuchte, wurden Galgen aufgerichtet, damit er ohne Verzug seine Opfer aufknüpfen lassen konnte. Bis zum 1. Januar 1521, also innerhalb sieben Wochen, ließ der blutdürstige Wütherich sechshundert Menschen hinrichten. Eine wahrhaft entsetzliche Tragödie spielte auf dem Schaffot in Stockholm. Zwei Knaben, Söhne eines geflüchteten Adeligen, sollten hingerichtet werden; der älteste zählte sechs, der jüngste vier Jahre. Als der Scharfrichter dem ältesten das Haupt abschlug, spritzte das Blut dem jüngern Bruder auf sein weißes Schürzchen, und voll Angst rief das Kind: „Ach, lieber Mann, beschmutze meine Schürze nicht, sonst bekomme ich Schläge von meiner Mutter."

Der Scharfrichter ward von diesen Worten so ergriffen, daß er sich weigerte, das unschuldige Kind zu enthaupten; Christian ergrimmte, als er dieß hörte, und ließ erst dem Kinde und dann dem „rebellischen" Henker den Kopf abschlagen!

Nachdem er auf diese Weise an den Schweden Rache genommen hatte, schenkte er Siegbritte den Sundzoll (!) und machte den Barbier Slagbeck zum Erzbischof von Lund (!), und als seine Gemahlin gegen diese an Wahnsinn gränzenden Eigenmächtigkeiten remonstrirte, — ließ er ihre Kammerfrau hinrichten!

Die Folge seines gewaltsamen Verfahrens war, daß fast zur selben Zeit in allen drei Reichen Empörungen ausbrachen, und daß Dänemark von dem tyrannischen Monarchen abfiel, sobald die Schweden sich um Gustav Erichson Wasa geschaart hatten. Dieser talentvolle und durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnete Jüngling war derselbe, den Christian als Geißel aus Schweden fortgeschleppt und bei einem dänischen Edelmann in Jütland in strengen Verwahrsam gegeben hatte. Er wußte aber seinen Gefangenwärter zu täuschen, entfloh und kam nach tausend Abenteuern nach Lübeck, wo er, trotz des Bündnisses der Hansastädte mit Christian, günstige Aufnahme fand und sogar ein Schiff bekam, das ihn nach Schweden brachte. Er landete bei Kalmar zu derselben Zeit, wo Sten Sture's Wittwe den Dänen die Thore von Stockholm geöffnet hatte; die Schweden waren aber durch die blutigen Vorgänge in ihrer Hauptstadt wie betäubt und wagten es nicht, gegen ihre Unterdrücker die Waffen zu ergreifen; Gustav mußte sich sogar als Bauernknecht verkleiden, um nicht von seinen eigenen Landsleuten aufgegriffen und an die Dänen ausgeliefert zu werden; ja, um sein Leben zu fristen, mußte er sich eine Zeitlang als Knecht vermiethen und als Drescher arbeiten. Erst als er bei den Dalekarliern ankam, fand er Gehör; mit glühenden Worten schilderte er die von den Dänen verübten Grausamkeiten, und der Eindruck, den seine Worte machten, war ein so gewaltiger, daß Greise, Männer und Knaben sich mit Aexten, Piken und Sensen bewaffneten, und mit unwiderstehlicher Tapferkeit auf die disciplinirten Heere des Königs eindrangen und für die Opfer, welche in Stockholm und dem ganzen Lande gefallen waren, furchtbare Rache nahmen.

Die Kunde der glänzenden und blutigen Siege, welche die armen Dalekarlier unter Gustav's Führung über die Dänen erfochten, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Schweden. Von allen Seiten strömten Bewaffnete herbei, die sich unter seine Fahnen stellten, und schon im Juni 1521 konnte der Held Schwedens, der heute noch wie ein Halbgott verehrt wird, es wagen, Stockholm einzuschließen und seine Streifkorps nach Finnland zu schicken. Der Adel und die Geistlichkeit des Landes boten dem Heldenjünglinge die Königskrone an; er aber, eben so verständig wie tapfer, schlug diese Würde aus und ließ sich nur zum Reichsverweser machen.

Was den Schweden sehr zu statten kam, das war die

an Tollheit gränzende Rücksichtslosigkeit, mit welcher Christian II. gegen die Dänen verfuhr. Er befahl, daß alle Landesprodukte nach Kopenhagen gebracht und nur an dänische Kaufleute verkauft werden dürften; ferner, daß die katholischen Geistlichen heirathen sollten, ehe sie Landeigenthum kauften, und als er endlich den übeln Eindruck empfand, den seine Stockholmer Schlächtereien auf die Gemüther machten, ließ er den Barbier Slagheck, den er kurz vorher zum vornehmsten Bischof des Reiches gemacht, auf das Empörendste foltern und dann lebendig verbrennen! Hierzu kam, daß er seinen Oheim, Herzog Friedrich von Holstein, gegen sich erbittert und die Hansastädte durch neue Zölle in ihren Privilegien gekränkt hatte. Das Maß war allmälig voll geworden; die Hansastädte hielten es heimlich mit Gustav Wasa, und die Adeligen Jütlands kündigten Christian den Gehorsam, wogegen sie den Herzog von Holstein zum Könige wählten (1523). Die übrigen Provinzen Dänemarks und das Königreich Norwegen befolgten das Beispiel des jütischen Adels, überall ward Friedrich als König und Christian als Feind des Reiches proklamirt; als aber die Schweden aufgefordert wurden, auf Grund der Kalmar'schen Union dasselbe zu thun, antworteten sie dadurch, daß sie Gustav Wasa zum Könige ernannten (1523), wodurch die Kalmar'sche Union thatsächlich aufgehoben wurde.

Christian war eben so feige wie grausam, und als er den Sturm gewahrte, den er gegen sich selbst heraufbeschworen hatte, verließ er seine Reiche und irrte acht Jahre lang umher, indem er bald hier bald dort Hülfe zu erbitten suchte. Es gelang ihm, den Kurfürsten von Brandenburg auf seine Seite zu ziehen; mit einem zahlreichen Heere rückte er gegen Holstein heran; Friedrich bot den Landsturm gegen ihn auf; — aber ehe es zum Treffen kam, waren die Söldlinge des Kurfürsten schon davongelaufen. Jetzt ging Christian zu den Niederländern, die er um so eher zu gewinnen hoffen durfte, als diese längst auf die Privilegien der Hansastädte eifersüchtig gewesen waren und sich umsonst bemüht hatten, ihren Handel auf die Ostsee auszudehnen. Sie gaben ihm Schiffe, mit denen er seine ihm treu gebliebene Hauptstadt zu entsetzen suchte; hierdurch wurden die Lübecker wieder gezwungen, mit dem neuen Könige Friedrich zu halten und ihm eine Flotte zu schicken. Dank der schlechten Leitung des veralteten Lübecker Senats war aber die Ausrüstung der Kriegsschiffe eine so ungenügende gewesen, daß es den Niederländern leicht wurde, sich den Eingang in den Kopenhagener Hafen zu erzwingen.

Durch diesen Erfolg kühn gemacht, warben die Niederländer ein Heer von sechstausend Mann für den flüchtigen König und schifften ihn nach Norwegen hinüber, wo er die Hauptstadt Christiania einnahm und sich kurze Zeit behauptete; als aber seine Truppen auseinander liefen, ergab er sich seinem Oheime, König Friedrich (1532), dem er vorher einen Brief geschrieben hatte, der mit den Worten anhob: „Wir kommen nunmehr zu Euch, lieber Herr und Bruder, als der verlorene Sohn, nicht allein als zu unserm werthen Oheim, sondern als zu unserm wiedergebornen Bruder und Glied in Jesu Christo, und begehren von Euch Rath, Hülfe und Trost."

Der Trost, den sein wiedergeborner Bruder in Jesu Christo ihm gab, war dem Geiste der damaligen Zeit angemessen; er ward in ein unterirdisches Gewölbe des Schlosses zu Sonderburg auf Alsen gebracht und mit einem Zwerge eingesperrt, der ihn belustigen sollte. Alle Fenster bis auf eins, durch welches ihm sein Essen gereicht wurde, wurden zugemauert; seine Möbel bestanden aus Bett, Stuhl und einem steinernen Tische. Während der zwölf Jahre, die er in diesem Kerker schmachtete, ging der Unglückliche fast beständig um den Tisch herum und scheuerte mit seinen Nägeln eine Furche rings um den Rand desselben. Von Sonderburg kam er nach Kallundberg, wo er anständig behandelt wurde und nach zehnjähriger Gefangenschaft starb.

Friedrich I. von Dänemark war 1533 in Schleswig gestorben, die Schleswig-Holsteiner hatten seinen Sohn erster Ehe, Christian, zum Herzoge gewählt, während die Dänen sich unter ihrer Adelsherrschaft so wohl fühlten, daß sie ein ganzes Jahr verstreichen ließen, ehe sie zur Königswahl schritten. Der Adel herrschte mit unumschränkter Gewalt, der Bauer war zum vollständigen Sklaven herabgesunken, so zwar, daß der Gutsherr ausschließliche Jurisdiktion über ihn hatte und ihn verkaufen konnte, ähnlich wie heutigen Tages die Sklavenhalter Amerikas ihre Neger auf den Markt bringen, um sie zu verauktioniren.

Diese Adelsoligarchie war den Lübeckern ein Dorn im Auge, die sich gerade damals durch zwei Männer, Markus Maier und Jürgen Wullenwever, zu dem Versuche hinreißen ließen, einen Lübeck'schen Schützling auf den dänischen Thron zu heben und dadurch die Macht der Hansa in den drei nordischen Reichen zu befestigen. Da aber an einen Erfolg nicht zu denken war, so lange die alte Patrizierregierung bestehen blieb, die ohnedieß im Widerspruche mit der von Heinrich dem Löwen gegebenen Verfassung war, so vereinigten sich die beiden Männer zum Sturze des alten Rathes und zur Einsetzung einer freisinnigen Regierung, und es muß unser ganzes Erstaunen erregen, wenn wir sehen, daß ein ehemaliger Hamburger Schmied, der nachher als gemeiner Soldat in Lübeck'sche Dienste getreten war, im Vereine mit einem einfachen und vermögenslosen Bürger nicht nur die Regierung der mächtigen Hansastadt stürzen, sondern sogar einen blutigen Krieg im Norden Europas entzünden konnte. Der Hamburger scheint derjenige gewesen zu sein, welcher Wullenwever zuerst für die kühne Idee begeisterte, und da er durch Heirath einer reichen Wittwe über Geldmittel verfügen konnte, die jenem fehlten, war er eine Zeitlang von den beiden Volksmännern der einflußreichere. Als Wullenwever aber erst in den Stadtrath gewählt worden war, übte er durch seine Beredsamkeit einen so mächtigen Einfluß, daß er schon drei Wochen nachher zum Bürgermeister ernannt wurde, und das ganze Streben der beiden außerordentlichen Männer war von jetzt an nur darauf gerichtet, Dänemark zu einer Provinz zu machen, die ganz und gar unter Lübeckscher Oberhoheit stände. Um sich außerhalb Lübecks Freunde und Anhänger zu schaffen, verbanden sie sich zunächst mit dem Bürgermeister von Kopenhagen, Ambrosius Bolbinder, und dem Bürgermeister von Malmö (in Schweden) Georg Mynter. Letzterer war früher Seeräuber gewesen, was aber damals für kein schimpfliches Gewerbe gehalten wurde; sein Sohn war von den Hamburgern gefangen genommen und

hingerichtet worden, trotzdem hatte Christian II. ihn zum Bürgermeister von Malmö gemacht und ihn zum Ritter geschlagen. Da er ein tapferer, verschlagener, unternehmender und reicher Mann war, betrachteten Maier und Wullenwever ihn mit Recht als einen Bundesgenossen, von dessen Hülfe sie sich wichtige Erfolge versprachen.

Als durch Wullenwever eine demokratische Regierung eingesetzt und durch Maier die Streitkräfte Lübecks geordnet waren, ließen sie sich als Gesandte nach Kopenhagen schicken, um die Dänen zu bewegen, daß sie den von den Schleswig-Holsteinern erwählten Herzog Christian auf den Thron setzten. Ihre Absicht war, dem Herzoge nöthigenfalls mit Waffengewalt den dänischen Thron zu erkämpfen, dafür aber von ihm Zugeständnisse zu erpressen, durch welche er zum Satrapen der freien Hansastadt herabgesunken sein würde. Da sie indessen den Herzog nicht für ihren Plan gewinnen konnten, suchten sie mit den Dänen ein Bündniß gegen die Niederländer zu schließen, und da auch dieses fehlschlug, kamen sie auf den Gedanken, den gefangenen Christian II. zu befreien und zum demokratischen Könige von Dänemark

Schloß Rantzau. (S. 304.)

zu machen, und als auch dieser Plan auf unbesiegbare Hindernisse stieß, kamen sie mit ihren beiden Vertrauten überein, eine weitaussehende Kabale zu spielen, die einen Krieg zur Folge hatte, welchen man den Grafenkrieg genannt hat, weil die Bürgermeister von Lübeck, Kopenhagen und Malmö den Königen von Schweden und Dänemark zwei Grafen, den von Hoya und den von Oldenburg, entgegensetzten.

Es klingt wie ein Märchen, daß zwei Volksmänner, die ohne alle Verbindung mit der herrschenden Partei waren und nichts besaßen, als ihr eigenes eminentes Talent, auf den Einfall kommen konnten, drei Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden, unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; aber man sieht auch, welche Macht selbst ein kleiner Staat gewinnt, wenn er über eine Flotte verfügt; denn nur durch ihre Schiffe wußten sich die Lübecker Einfluß und Ansehen zu verschaffen, und erst als ihre Flotte an Bedeutung verlor, war es um ihre Stellung als gefürchtete Macht geschehen.

Als die beiden Grafen (Graf Hoya war Schwager des Gustav Wasa) das Anerbieten der Lübecker annahmen, entspann sich sofort ein Seeräuberkrieg zwischen den Schweden und den Hansastädten. Gustav hatte nämlich namentlich

von Lübeck Geld geliehen und, so weit es ihm möglich war, die geliehenen Summen in Terminen zurückbezahlt; da das arme Schweden, das ohnedieß durch einen langwierigen Bürgerkrieg ausgesogen, aber nicht im Stande war, den Forderungen der Städte gerecht zu werden, sah sich Gustav gezwungen, in jedem zweiten Kirchspiele seines Reiches die Kirchenglocken einzuschmelzen und das Metall seinen harten Gläubigern einzuhändigen. Bei der endlichen Abrechnung glaubten die Schweden sich übervortheilt, die Lübecker stellten peremtorische Termine und legten Beschlag auf alle schwedischen Schiffe; alle mit Gustav unzufriedenen Schweden flüchteten nach Lübeck und vereinigten sich mit Wullenwever und Maier zur Vertreibung des Helden, der sein Vaterland von dänischer Blutherrschaft befreit hatte. Unterdessen hatte Graf Christoph von Oldenburg, der sich gegen die Türken rühmlichst bewährt hatte, und der, obgleich Protestant, Domherr zu Köln und zu Bremen war, mit Lübeck'schem Gelde ein Heer geworben, mit dem er in Dänemark einfallen und den gefangenen Christian II. befreien wollte. War der König erst aus seinem Kerker erlöst, so wollten die Lübecker ihn zwingen, Christoph zum Mitregenten anzunehmen, der dann dafür zu sorgen haben würde, daß Dänemark eine Lübeck'sche Provinz würde, deren nomineller Herrscher eine bedeutende jährliche Apanage von den Hansastädten bezöge.

Bad Haßberg. (S. 307.)

Die Patrizier Lübecks schracken im entscheidenden Augenblicke vor der kühnen Politik der beiden Demagogen zurück und wollten von einem kostspieligen und gefahrdrohenden Kriege nichts wissen; Wullenwever bestieg aber die Kanzel in der Marienkirche und begeisterte die Bürger durch sein ungewöhnliches Rednertalent dermaßen, daß die Patrizier sich gezwungen sahen, nachzugeben oder die Stadt zu verlassen. Als er sich durch nichts mehr in seinem Unternehmen gehindert sah, verband er sich mit König Heinrich VIII. von England, der Subsidien versprach, und als endlich Graf Christoph von Oldenburg mit seinen geworbenen Truppen in Lübeck angekommen war, übernahm Maier den Oberbefehl über das Heer, Wullenwever das Kommando über die Flotte, und am 19. Juni 1534 segelte die Armada nach Kopenhagen ab, das sich eben so wie Malmö für die Lübecker aussprach und Christoph als Mitregenten huldigte. Die Insel Seeland und Schonen, die südlichste Provinz Schwedens wurden im Nu erobert, Jütland stand für den gefangenen König auf, und die gepeinigten dänischen Bauern brachten ihren Adeligen eine blutige Niederlage bei, und ohne Zweifel wäre der Plan der beiden Volksmänner gelungen, wenn die von Lübeck geflüchteten Patrizier nicht den schmalkaldischen Bund, die Herzoge von Mecklenburg, Philipp den

Großmüthigen, und die Städte Hamburg, Lüneburg, Wismar, Stralsund und Rostock durch falsche Vorspiegelungen bewogen hätten, gegen Wullenwever aufzutreten. Rath und Bürgerkollegium in Lübeck wurden wieder geändert, und der Mann, der allein so viel werth war, wie die übrigen Krämer seiner Vaterstadt, wurde gezwungen, Lübeck zu verlassen. Der Triumph der Patrizier dauerte aber nur kurze Zeit; Maier führte neue Hülfstruppen nach Seeland und Wullenwever wurde im Triumph in seine Vaterstadt zurückgeführt und auf's Neue zum Bürgermeister erwählt.

Bis zum Ende des Jahres 1534 waren die Lübecker siegreich gewesen und hatten alle Anschläge ihrer offenen und heimlichen Feinde zu Schanden gemacht. Im Januar 1535 rückte aber Gustav Wasa in Schonen ein und kämpfte gemeinschaftlich mit den Dänen gegen die beiden Grafen und ihre Bundesgenossen; von England blieben die Subsidien aus, die Hansastädte gönnten den „übermüthigen" Lübeckern, die doch nur für sie die Kastanien aus dem Feuer holen wollten, eine Lehre, und als es in der Nähe von Helsingborg zwischen Maier und der vereinigten schwedisch-dänischen Armee zum Kampfe kam, wurden die Lübecker auf's Haupt geschlagen, Maier selbst aber gefangen und auf ein festes Schloß gebracht. Der kühne Soldat fand Mittel und Wege, seine zersprengten Schaaren zu sammeln und sie heimlich in die Burg führen zu lassen, in welcher er gefangen saß. Nach kurzem Kampfe mit der Besatzung war er Herr des Schlosses, das er schnell in Vertheidigungsstand setzen ließ, und in dem er sich noch lange tapfer vertheidigte, bis er sich endlich gegen das Versprechen, daß man seines Lebens schonen wolle, den dänischen Truppen ergab. Kaum war er in ihre Gewalt gegeben, als die Dänen ihn auf die Folter spannten und nach langem grausamen Martern enthaupteten.

Da Graf Christoph durch Maier's Niederlage in große Verlegenheit gekommen war und sich auf der Insel Seeland kaum halten konnte, fiel Wullenwever auf den Gedanken, sich nach einem neuen fürstlichen Führer umzusehen, und beredete den Herzog Albrecht VI. von Mecklenburg, sich auf einer Lübeck'schen Flotte nach Kopenhagen übersetzen zu lassen. Leider war Albrecht nicht geeignet, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, denn er nahm seine Jagdgeräthschaften: Hunde, Falken und Diener in großer Zahl mit auf die Schiffe, und verlor im Juni 1535 eine blutige Schlacht, in welcher die Lübecker 1500 Todte auf dem Platze liegen ließen und ihr ganzes Geschütz einbüßten.

Der Einzige, der bei diesen Unfällen den Muth nicht verlor, war Jürgen Wullenwever. Schnell eilte er nach Lübeck zurück, feuerte seine Mitbürger zur Ausdauer an und ging nach Bremen, um Hülfstruppen zu werben. Auf dieser Reise wurde er auf Anstiften des Bremer Domkapitels gefangen und dem Herzog von Braunschweig übergeben, welcher ihn wieder dem dänischen Könige überließ. Sein tragisches Ende ist bekannt. Er wurde grausam gefoltert, hingerichtet und geviertheilt!

Die Lübecker Patrizier hatten jetzt nichts Eiligeres zu thun, als mit den Dänen Frieden zu schließen und den König zu bitten, daß er an dem Gefangenen Rache üben möge. Daß sie einen glänzenden Frieden bekamen, daß ihnen die Insel Bornholm auf fünfzig Jahre überlassen, daß ihnen alle alten Privilegien erneuert wurden, und daß sie dieses Alles nur der Furcht zu verdanken hatten, welche Wullenwever den Dänen eingeflößt, das freilich vergaßen sie ob des Jubels über die Wiedereinführung des alten Zopfregiments. Im folgenden Jahre wurde auf einer glänzenden Bundesversammlung der Hansa, welcher Gesandte der Städte Danzig, Dortmund, Köln, Deventer, Zwoll und Kampen beiwohnten, der Beschluß durchgesetzt, daß der alte Rath von Lübeck wieder eintreten solle; auch erhielt Lübeck auf Verwendung des dänischen Königs die Privilegien in Schweden wieder; aber die Stadt sank von dieser Stunde mehr und mehr herab. Sie wagte es freilich, an dem nordischen Dreikronenkriege Theil zu nehmen (1563 bis 1570), und während des dreißigjährigen Krieges wurden die hartbedrängten Hansastädte von Lübeck mit großer Selbstverläugnung unterstützt; nach dem Frieden mit Dänemark (1629) brach aber die einst so mächtige Stadt zusammen, und es folgten auf die ehemalige Herrlichkeit die jammervollsten Tage. Erst im Laufe der Zeit brachten Wohlstand und Wohlsein den Schein des Lebens in den politisch gänzlich erstarrten Körper; ja, mit den gewaltigen Bewegungen der französischen Revolution kehrten sogar Lebensmuth und Lebenslust zurück, die auf's Neue unsere Sympathie für die Lübecker erregen. Eine kurze Uebersicht über die Ereignisse der Jahre 1801 bis 1813 dürfte dem Leser willkommen sein.

In Folge der nordischen Konvention, welche gegen England geschlossen war, besetzten dänische Truppen am ersten Ostertage 1801 unter dem Landgraf Karl von Hessen die alte Reichsstadt; es waren sechshundert Jahre verflossen, seit der Danebrog von Lübecks Mauern geweht hatte, und manchem braven deutschen Manne mag das Herz vor Unmuth über die Schmach seiner Vaterstadt gepocht haben. Zum Glücke dauerte die Besetzung nicht lange, und Lübeck erfreute sich von Pfingsten 1801 bis zum 5. November 1806 einer beneidenswerthen Ruhe. Nach der Schlacht bei Jena kamen schwere Zeiten über die unglückliche Stadt.

Schon am 3. November 1806 hatten zwölfhundert Schweden, die bisher im Lauenburgischen gestanden waren, den Durchzug durch Lübeck erzwungen und die Thorflügel des Mühlen- und Burgthores mit Kanonenkugeln eingeschossen, weil der Magistrat, auf die Neutralität der Stadt pochend, den Einlaß verweigerte. Zwei Tage später erschien ein Adjutant des Herzogs von Braunschweig-Oels, der die Ankunft des Blücher'schen Korps meldete; ihm auf dem Fuße folgten die todtmüden, durch Hunger, Kälte und lange Märsche ermatteten Preußen mit dem bereits vierundsechzigjährigen Generallieutenant Blücher. Der greise Held sprang vom Pferde, stürmte in den Rathssaal und begehrte in seiner derben Weise: Geld, Brod, Branntwein, Fourage und Schuhe für seine Truppen, und als der Bürgermeister von verletzter Neutralität zu sprechen anfing, fiel Blücher ihm mit den Worten in die Rede: „Wie soll ich das nehmen? Freundschaft oder Feindschaft?"

Die Bürger hatten indessen alles Mögliche aufgeboten, um die Preußen zu laben und zu erquicken, und man kam ihnen um so lieber entgegen, als sie — denen es an Allem

gebrach — dringend dazu riethen, alles Werthvolle auf die Seite zu schaffen, weil es wahrscheinlich bald heiß hergehen würde.

Der Zustand der Truppen war ein herzzerreißender; von wüthendem Hunger gequält, fielen sie gierig über die vorgesetzten Speisen her — sanken aber mit dem Bissen im Munde zur Erde und schliefen, von Müdigkeit überwältigt, ein.

Blücher selbst war in dem „goldenen Engel" am Marktplatze abgestiegen und ließ in größter Eile alle möglichen Vorkehrungen zur hartnäckigsten Vertheidigung der Stadt treffen. Wie groß aber auch der Eifer des greisen Feldherrn war, und wie willig seine ermatteten Truppen auch Hand anlegten — Bernadotte, Murat und Soult drangen mit einer siegestrunkenen Armee vor und überwältigten nach der wüthendsten Gegenwehr die zum Tode erschöpften Preußen, die sich endlich genöthigt sahen, die Stadt zu räumen und einige Tage darauf die Waffen zu strecken.

Die preußischen Soldaten hatten den Bürgern gerathen, ihre werthvolle Habe auf die Seite zu schaffen; sehen wir dagegen, wie sich die vielgepriesenen Franzosen benahmen!

Schon ehe die Stadt ganz von Blücher's Truppen gesäubert war, fingen die Franzosen an zu plündern. Die unschuldigen Einwohner wurden auf das Empörendste mißhandelt; einige zwanzig wurden schon am ersten Tage in ihren Häusern ermordet. Weiber und Jungfrauen erfuhren die viehischste Mißhandlung, Kinder wurden geschlagen und mit brutaler Rohheit verwundet, und was nur irgend die Habgier der „galanten" Franzosen reizen konnte, ward ohne Umstände für gute Beute erklärt und weggeschleppt. Drei Tage lang dauerte die Plünderung; drei volle Tage wütheten die Franzosen in einer friedlichen deutschen Stadt wie Indianer und Mordbrenner, und wenn einzelne Bürger es wagten, Soult, Bernadotte und Murat um Schonung zu bitten, erhielten sie zur Antwort, daß der Soldat sein „Vergnügen haben müsse".

Endlich gelang es den Bürgern, Bernadotte zu milderen Maßregeln zu bewegen; er befahl seinen Truppen, mit der Plünderung inne zu halten, und — begann in Kompagnie mit Soult und Murat selbst zu plündern!

Die Commissaires-Ordonnateurs verlangten zuerst Lebensmittel, Kleidungsstücke und Hospitalbedürfnisse; als dieß geliefert worden war, befahlen sie, alle englischen Waaren und Forderungen, bei Strafe militärischer Exekution, anzugeben. Als diesem Ansinnen Genüge geleistet worden war, verlangten die Herren eine ungeheure Geldsumme; da es absolut unmöglich war, das Geld herbeizuschaffen, übernahm der schlaue Bernadotte die Rolle des Vermittlers und bewog seine Kameraden, von der unsinnigen Forderung abzustehen.

Was eine Verständigung der Lübecker mit den drei kommandirenden Generalen besonders erschwerte, war, daß jeder von ihnen auf eigene Faust Kontributionen ausschrieb und sich den Anderen nicht unterordnen wollte. Bernadotte war der Zugänglichste und Menschenfreundlichste; Soult gab auf alle Vorstellungen entweder gar keine Antwort, oder er fuhr die Bittenden mit der Frage an: „Sollen meine Soldaten Steine essen?" Murat ließ sich die Privatbriefe von der Post holen, erbrach sie alle eigenhändig und durchsuchte sie nach Wechseln; wo er einen fand, kassirte er ihn auf seinen Namen ein. Daneben fluchte und tobte er wie ein Unsinniger und überschüttete Blücher mit den abscheulichsten Verwünschungen.

Am 6. November waren die Franzosen mordend und sengend in Lübeck eingezogen; am 9. erschien der Tagesbefehl des Stadtkommandanten General Maison:

„Die Einwohner der Stadt Lübeck und dessen Gebiet sind unter den Schutz Seiner Majestät des Kaisers und des Königs gestellt. Jeder Soldat, der ihre Ruhe stört, ist Verbrecher. Der Marschall, Fürst von Ponte-Corvo, erinnert die Truppen des ersten Korps, daß die Stadt Lübeck, obgleich mit Gewalt genommen, als eine feindliche Stadt nicht betrachtet werden darf, und daß der französische Soldat, weit entfernt sich als zügelloser Sieger zu betrachten, gefühlvoll und menschlich nach dem Siege sein muß."

Am 21. November erschien ein Dekret Napoleon's, durch welches die englischen Waaren konfiszirt wurden. Als ihm am 27. November eine Deputation angesehener Bürger in Berlin die Noth der Stadt und die erlittene Plünderung vorstellte, antwortete er: „Ich nehme einen Theil davon auf meine Seele! Ihr sollt nur ein Bataillon und eine Kompagnie behalten, aber euern Hafen muß ich streng verschließen, um England zu schaden."

Die Drohung wurde erfüllt und Lübecks Hafen blieb sechs ganze Jahre gesperrt; die Verheißung, die Einquartierungslast zu erleichtern, blieb unerfüllt, und die armen Lübecker wurden mit Lieferungen an die Truppen, Kontributionen, Tafelgeldern und Geschenken für die Offiziere überbürdet. Als die Truppen Bernadotte's sich hinlänglich gepflegt, wurden sie durch Holländer, Italiener, Spanier, Rheinbündler, Polen und Dänen ersetzt, die in längeren und kürzeren Zwischenräumen auf einander folgten und der Stadt die größten Opfer kosteten. Nach glaubwürdigen Zusammenstellungen betrugen die Requisitionen in den ersten sechs Monaten 11,089,704 Franken!

Fünf Jahre hatte dieser unerträgliche Zustand gedauert, als am 4. Juli 1811 das Dekret Napoleon's erschien, durch welches Lübeck dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, in Folge dessen eine Beamten-Hierarchie entstand, die geradezu unerträglich war.

Die Bürger Lübecks waren durch den unerträglichen Druck so niedergebeugt worden, daß alles Leben erstorben zu sein schien. Noch am. 15. August 1812 wurde Napoleon's Geburtstag durch Volksfeste, Illumination und Gastereien gefeiert, und man hörte die Kunde von der „rückgängigen Bewegung" der großen Armee mit Kopfschütteln erzählen, ohne der Hoffnung auf bessere Tage Raum zu geben. Erst als die Nachrichten sich wiederholten, daß die Franzosen wieder auf deutschem Boden ständen, und daß die siegreichen Russen sie verfolgten, und als man gar erfuhr, daß der König von Neapel sich aus Berlin zurückgezogen habe, fing man an, der Hoffnung Raum zu geben, daß auch für Lübeck die Stunde der Erlösung schlagen könne. Der gemeine Mann, der stets am Empfänglichsten für Hoffnungen und Befürchtungen ist, und dem es seit Jahren an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gefehlt hatte, zeigte sich zuerst gegen die

französischen Behörden schwierig, und als die Kunde von den Hamburger Vorgängen sich verbreitete, brach der langverhaltene Grimm endlich aus. Mit dem Schifferrufe: „Weih up, weih up!“ durchzogen Matrosen und Arbeiter die Stadt, mißhandelten die französischen Beamten und Gendarmen und zwangen sie, sich durch die Flucht zu retten. Einige Tage später kamen Deputirte aus Hamburg mit einem Gruß von Tettenborn, daß die Hansastädte ihre alte Verfassung wieder haben sollten und daß sie an dem Kampfe für Deutschlands Befreiung Theil nehmen möchten. Die Aufregung, welche diese Worte hervorriefen, läßt sich nicht beschreiben. Man fiel sich weinend und vor seliger Wonne schluchzend in die Arme; Männer, Frauen und Kinder legten ihren Sonntagsschmuck an und schmückten sich mit grünen Reisern; der alte Rath fuhr unter Glockengeläute nach dem Rathhause, und von dem ergreifenden Anblicke trunken, spannten die Bürger sich selbst vor den Wagen und zogen die Väter ihrer Stadt im Triumph durch die Straßen.

Zwei Tage später zog Benkendorf an der Spitze seiner Kosaken in Lübeck ein, und als ihm die Bürger mit dem Zeichen der ausgelassensten Freude entgegeneilten, leerte er einen Becher mit den Worten:

„Zum Wohle von Deutschlands und Lübecks Freiheit! Jetzt, ihr braven Lübecker, gilt es eure Freiheit zu behaupten, die Unabhängigkeit Deutschlands erfechten zu helfen. Das Schwert aus der Scheide, zeigt euch eurer tapferen Vorfahren würdig und gedenkt des Ruhmes, den Lübeck einst als hanseatische Bundesstadt genoß. Es wird ein hanseatisches Korps errichtet, und nur Freiwillige darin aufgenommen werden. Herbei demnach, wer sich wehrhaft fühlt und wem die Liebe zum Vaterlande und Schmach und Unterdrückung nicht leere Worte sind.“

Schon am anderen Tage hatten sich fünfhundert Freiwillige gemeldet, und bald standen zwei Schwadronen Reiter und ein Bataillon Infanterie auf dem Marktplatze von Lübeck versammelt. Die Frauen hatten ihren braven Brüdern eine Fahne gestickt, Professor Herrmann segnete die jungen Krieger ein, und es erfüllt mich mit Stolz und Freude, berichten zu können, daß die Lübecker Freiwilligen sich bald nachher mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen und so viel es in ihren Kräften stand, ihre Rache an den Franzosen gekühlt haben.

Die Tage von Aranjuez waren leider von kurzer Dauer. Davoust hatte Hamburg besetzt, und die Russen sahen sich genöthigt, Lübeck seinem eigenen Schicksale zu überlassen. Kaum waren sie abgezogen, als fünfhundert Mann dänischer Truppen die vertriebenen französischen Beamten wieder in die unglückliche Stadt führten; einige Stunden später kamen elfhundert Dänen mit zehn Geschützen nachgerückt, und jetzt begann eine Zeit, die Diejenigen vergessen zu haben scheinen, welche sich im Herbste 1863 an Napoleon wandten und um seine Unterstützung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit baten. Zu ihrem Nutzen und Frommen will ich noch einmal daran erinnern, daß die Preußen unter Blücher im November 1806 den Lübecker Bürgern gerathen hatten, ihr werthvolles Eigenthum zu retten. Sehen wir, wie es die Franzosen machten!

Lübeck wurde für eine rebellische, mit Waffengewalt zum Gehorsam gebrachte französische Stadt erklärt. Die Bürger mußten Schanzen zur Befestigung der Stadt anlegen und zunächst zehntausend Flaschen Wein, sechstausend Flaschen Branntwein und zwölftausend Brode für die lieben Dänen hergeben. Es wurde unter Trommelschlag verkündet, daß Niemand sich von zwölf bis zwei Uhr Mittags auf der Straße, oder auch nur am Fenster dürfe sehen lassen — bei Todesstrafe! Die Dänen schossen Pelotonfeuer in die leeren Straßen; die rückständigen Steuern wurden eingetrieben, alle Waffen eingesammelt, und als den Bürgern jede Möglichkeit genommen war, sich zu wehren, ward der Belagerungszustand über sie verhängt.

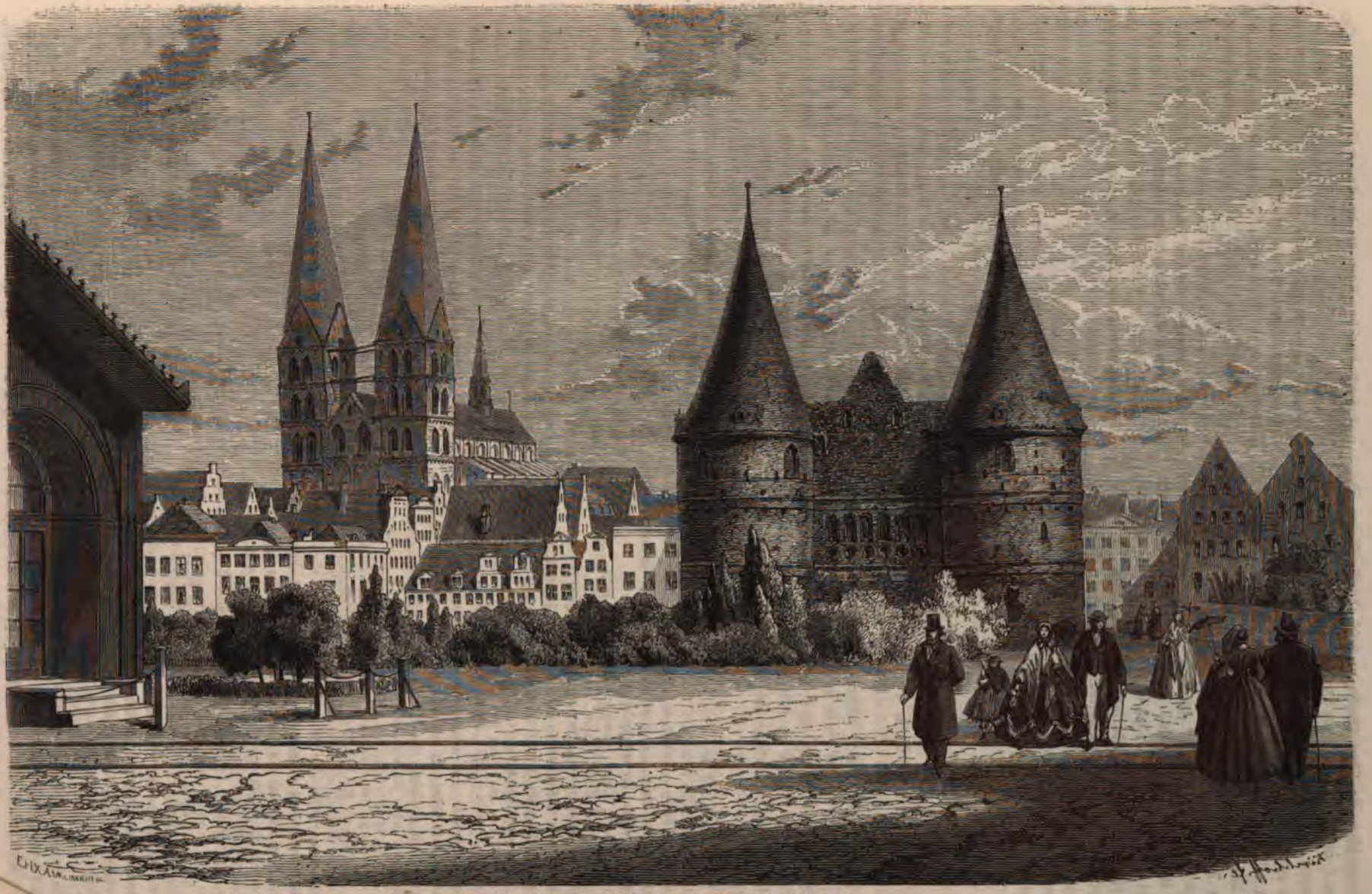
In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni wurden einige dreißig der angesehensten und begütertsten Männer durch dänische Soldaten aus den Betten geholt, bis zum Nachmittage des folgenden Tages eingesperrt und ohne Nahrung gelassen, und dann unter starker Eskorte nach Hamburg geschleppt. Als sie hier auf das Schiff Ceres gebracht worden waren, eröffnete ihnen Davoust, daß sie als Geißeln für die Bezahlung von sechs Millionen Franken dienten! Alle, welche in die hanseatische Legion getreten waren, wurden ihres Vermögens verlustig erklärt, und wer während der Abwesenheit der Franzosen ein Amt bekleidet hatte, war vogelfrei. Dabei mußten die Bürger den Sieg der Franzosen bei Lützen durch Gottesdienst und Illumination feiern; weil aber der Schlachter Prahl bei der Parade der französischen Soldaten zu laut gesprochen hatte, wurde er erschossen. Zwei Männer, welche Benkendorf willkommen geheißen, wurden zum Tode verurtheilt, und die Eltern der jungen Leute, welche in die hanseatische Legion getreten waren, mußten vierfache Steuer bezahlen. Zwangsmaßregeln wegen Beitreibung neuer Auflagen wechselten mit befohlenen Dank- und Freudenfesten zur Feier des Geburtstags Napoleon's ab.

Nach der Schlacht bei Leipzig kommandirte der Fürst von Eckmühl in Lübeck. Er verlangte als Strafkontribution viertausend Oxhoft Wein, vierzigtausend Flaschen Branntwein und für anderthalb Millionen Franken Waizen und Hafer; dabei betrugen die Unkosten für Verpflegung der auf siebenzehntausend Mann angelaufenen Besatzung täglich achttausend Thaler preußisch Courant. Man nahm den Bäckern das Getraide, den Bürgern Leinen und Bettzeug und schaffte es nach Hamburg; sechs Lübecker Bürger sollten allein zweimalhundert zehntausend Franken Steuer bezahlen!

Erst am 4. Dezember 1813 schlug Lübecks Befreiungsstunde, und man wird es mir wohl glauben, daß die Freiwilligen, welche im Juli des nächsten Jahres aus Frankreich zurückkehrten, von den Ihrigen herzlich empfangen wurden.

Ich habe diese Einzelnheiten erwähnt, um Denen, welche beständig von einer Einmischung der Franzosen in unsere deutschen Angelegenheiten träumen und täglich ausrufen: „lieber dänisch als preußisch“, die Variation vorzuschlagen: „lieber preußisch als französisch“.

Und da die gute Stadt Lübeck auf dem besten Wege ist, sich an den großen Nachbarstaat anzuschließen und ihren Kollegen, den übrigen Kleinstaaten, einen Fingerzeig zu geben,



Ansicht von Lübeck (mit dem Holstenthor). (S. 310.)

wie die Einigung Deutschlands praktisch durchzuführen ist, so will ich in Frieden von ihr scheiden und ihr den Spott abbitten, mit dem ich sie erst überhäuft habe. Böse gemeint war es ohnedieß nicht; da man aber eine gefallene Größe nur mit Thränen oder mit Lächeln betrachten kann, habe ich den besten Theil erwählt, indem ich über den Zopf lachte und Freudenthränen über die Tapferkeit der hanseatischen Legion vergoß.

Und somit: „Weih up! Weih up! Lübeck!“ Wirf den Zopf in die Trave, — oder wenn Du fürchtest, daß er die Schifffahrt hemmen wird, wirf ihn in's Meer, reiße die Zollschranken nieder und werde eine deutsche Stadt. Es mag schön sein, in geschnitzelten Armstühlen von der alten Herrlichkeit zu träumen; es ist aber vernünftiger, sie zu restauriren und mit einer neuen Herrlichkeit zu umgeben.

Eutin.

Ich bin nach Lübeck gekommen, ohne recht zu wissen wie, und sitze jetzt in Eutin und denke darüber nach, wie ich Stadt, Land, Wald, Feld, Wiese, Hain, See und Bach schildern soll. Dürfte ich stehlen, so würde ich Emanuel Geibel's Gedicht auf Eutin abschreiben, das folgendermaßen lautet:

Vom alten Lübeck, wenn die Zeit der Pfingsten kommt,
Hinaus in's Weite treibt mich stets die Wanderlust,
Im jungen Grün zu schwelgen. Nach Eutin zumeist,
Dem waldumkränzten, zieht es mich, wo mir der Freund,
Von Alters her, der rechtsgelehrte heimisch ist.
Ein Stündchen Weges kommt er mir entgegen wohl,
Und lenkt den offenen Wagen, der uns beide faßt,
Zum Thor des Gasthofs, wo im kühlen Saale schon
Auf sauberer Tafel, die ein Kelch mit Rosen schmückt,
Das Mahl der Wirth vorsorglich uns gerüstet hält.
Bei Tisch behaglich plaudern wir und nimmer geht
Der Stoff uns aus; denn sind wir alten Knaben auch
An Sinn und Neigung unverschieden, treu verknüpft
Der Boden uns, drin unsres Lebens Wurzel stehen; —
Und was ist süßer, als der goldenen Jugendzeit
Beim Wein gedenken, manchen tollen Knabenstreichs,
Und jener hohen Stunden, da sehnsüchtig uns
Des Herzens Ueberfülle schier die Brust gesprengt!

So dehnt — mit Lust verzögert, sich das Mahl hinaus.
Erst spät Nachmittags, wenn die Lüfte draußen sich
Gemach verkühlten und der pflichtgetreue Freund
Gewissenhaft noch einmal zu den Akten kehrt,
Mach' ich mich auf in's Freie. Zwar der Uglei ward,
Der wie ein Schild aus Edelsteinen im dunkeln Kranz
Des Waldes ruht, dem nächsten Abend aufgespart;
Doch ist lieblich jeder Weg, den Du betrittst.

Die lange Straße geht's hinab. Zur Rechten bleibt
Der Sitz Stollberg's, stattlich, wie der Adel baut,
Mit Steingesims und Wappenschildern ausgeziert;
Doch nah' dem Thor, im Lindenschatten, winkt mir dort,
Am Bug der Gasse still' zu stehn, ein ander Haus,
Bescheid'nen Ansehens, aber gern von mir gegrüßt;
Das Haus, in dessen seebespültem Garten einst
Am Sonnabend, voll idyllischer Heiterkeit
Aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte.

Sei mir gepriesen, Alter, der den Knaben Du,
Ein treuer Dolmetsch, in die sonnige Fabelwelt
Der Griechen führtest, wenn sich auch ihr Goldgewob
Ein wenig unter Deiner Hand vergröberte,
Und zu schwer Joniens flüssige Weise Dir
Von niederdeutscher Lippe quoll. Louisens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich Angesicht,
Voll derber Frische, manch' homerisch Lächeln spielt.
Nicht zu vergessen, daß an ihr emporgelehnt
Die schöne Schwester Dorothea, uns erwuchs,
Von anderem Vater freilich, dessen Hoheit ihr
Die Stirn umfloß, aber ihre Schwester stets.

Doch wo verweil' ich? Längst schon aus des Städtchens Thor
Hat unvermerkt hingleitend mich der Pfad gelenkt.
In offner Landschaft sind' ich mich, wo See an See
Mit holdem Gruß blauäugig aus der Tiefe lacht,
Und über sanften Hügeln schwebend, wipfelreich
Der Buchenforst auf säulenhohen Stämmen wogt.
Gelockt vom Schatten tret' ich in die Finsterniß
Des grünen Doms. O, welche Kühle säuselt hier
Vom Laubgewölbe! Welch' geheimnißvoller Duft
Umwebt die blauen Quellen und den blühenden
Waldmeisterteppich, der den ganzen Hang bedeckt,
Und füllt die Seele märchenhaft dem Rastenden
Mit allen Zaubern schauernder Waldeinsamkeit!
An dieser Stätte grüßte wohl zum ersten Mal
Die Muse Deinen tondegabten Sohn*) Eutin,
Auf weißem Zelter schwebend, die romantische,
Im wilden Laubkranz; hier erwuchs im Busen ihm,
Den ihrer Locken weithinflatternd Gold gestreift,
Die tiefe Waldhornstimme die Preciosen uns,
Den Schützen Max und Euryanthens Liebesang,
Und dann in Englands Nebeln, ach, zu früh verlosch.
Gedenkst Du seiner, schwermuthvolle Nachtigall,
Die Du vom See jetzt, silbern, durch die Blätternacht
Dein schmelzend Gramlied strömen läßt, Ton an Ton,
Wie Tropfen Thaus hinperlend? Oder klagst Du nur,
Daß wieder drüben jener Sonnen eine sinkt,
Daraus sich Dein kurzer Frühling webt? Du mahnst mich recht.

Auch unsre Tage sind gezählt. So laß uns denn
Der Stunde froh sein, die so schön nicht wiederkehrt.
Den Schritt beflügelnd, tret' ich aus den Stämmen schon
Des Hügelforstes auf den freien Rand hinaus,
Und wie sich flutend Heut'ges und Vergangenes mir
Im Herzen mischen, seh ich dort im stillen See
Des Abends Goldgewölk verglüh'n; doch über'm Wald,
Sein weißes Licht dreinträufelnd, schwebt der Mond empor.

Wie gesagt, wenn ich stehlen dürfte, würde ich Emanuel Geibel's Gedicht abschreiben, denn er sagt in wenig poetischen Worten, was ich in einer ganzen Reihe prosaischer Sätze aussprechen muß: Eutin ist eine Idylle, ein köstlicher Fleck deutscher Erde, auf dem blaue Seen mit grünen Wiesen und dunklen Wäldern in entzückender Mannigfaltigkeit abwechseln. Dort liegt der Uglei von hohen, ehrwürdigen Eichen und Buchen bewacht. Grabesstille herrscht in dem friedlichen Haine, kaum daß die Nachtigall wagt, ihre schmelzenden Akkorde ertönen zu lassen! Tausendschön und Waldmeister horchen dem fröhlichen Läuten des Maiglöckchens und blicken mit sehnsüchtigem Schauer dem Dornröschen zu, wie es, mit Jelängerjelieber bekränzt, den Hochzeitsreigen beginnt. Der Epheu umklammert mit seinen schwachen Armen den knorrigen Stamm der Eiche. Die Edeltanne prangt im Demantschmucke des Morgenthaus, die Jungfrau des Waldes, die Birke, badet den weißen Fuß im blauen Krystall

*) Karl Maria von Weber.

des Uglei, und vorsichtig lauschend tritt das schlanke Reh aus dem Dickicht und labt sich an den duftenden Kräutern. — Im fernen Osten zittert das erste Licht der Sonne; die goldenen Strahlen wecken den Chor der Sänger, Waldbrossel und Amsel singen ihr Hallelujah, der Kukuk ruft, geschäftig fliegt die Meise von Zweig zu Zweig, und aus dem nahen Kornfelde ertönt der Wachtel Ruf: „Fürchte Gott! Fürchte Gott!“ Und wenn der Mensch die Sprache der Blumen und Thiere versteht und andachtsvoll die Hände faltet und im innersten Herzen betet, dann rauscht es leise über seinem Haupte, die wonneathmenden Blätter der Buche besprengen ihn mit dem Weihwasser des Morgenthaus, und der kluge Goldammer setzt sich dicht neben ihn auf ein Aestchen und spricht: „Wie—wie—wie hab ich Dich lieb!“

Die Sonne steigt höher und entsendet glühenden Brand; der Chor der Sänger verstummt, ermattet lassen die Blumen die Köpfchen hängen, das dürre Laub rauscht unter dem leisen Tritt des Rehs. Im Süden thürmen sich schwarze Wolken, wehklagend zieht der Sturm durch die Kronen der Buchen, die schlanke Tanne beugt sich seiner Macht, der stolze Eichbaum bietet ihm muthig die Stirn. Blitze fahren sausend zur Erde, der Donner ruft das Echo des Waldes wach, die spiegelklare Fläche des Sees ist getrübt und die hüpfenden Wogen peitschen voll Ungestüm die moosigen Ufer. Ein Blitz — ein Schlag — und mit donnerähnlichem Getöse stürzt die Rieseneiche zu Boden, unendlicher Regen fällt vom Himmel herab, und erschrocken ruft die Wachtel: „Fürchte Gott! Fürchte Gott!“

Der Sturm ist vorüber; die Sonne küßt die Regentropfen von den Laubeskronen, von den Kelchen der Blumen; ruhig — ein Bild des Friedens — dehnt sich der Uglei von Ufer zu Ufer, und wie auf ein gegebenes Zeichen ertönt auf's Neue der Jubelruf der Sänger. Balsamische Düfte entsteigen dem Walde, Dornröslein hält den Buhlen fest umschlossen, Maiglöckchen läutet zum Nachtgebet, und wie im Leben, so im Tode umklammert Epheu den Riesenleib der Eiche. Amsel und Rothkehlchen singen den Abendsegen, aus dem Schlafe erwachend ruft die Waldbrossel: „Gute Nacht! — gute Nacht!“ — und mit heiserem „Wauwau! — Wauwau!“ zieht die Waldschnepfe auf die nahe Weide.

Es ist finstere Nacht; das blasse Licht des Mondes zittert auf dem blauen Spiegel des Uglei; von Glück und Liebe berauscht ist Dornröschen in den Armen des Buhlen entschlafen und nirgends regt sich ein Lüftchen; erstorben scheint der Wald, kein Ton ist vernehmbar, — da mit einmal stimmt die Nachtigall ihr Lied an, erst schüchtern und leise ihre Stimme versuchend, bis sie endlich aus voller Brust ihr entzückendes Lied erschallen läßt.

Aber sie ist nicht allein. Hier und dort ist eine Nebenbuhlerin erwacht; eine sucht die andere zu überbieten, jede will durch schmelzende Akkorde, durch sanft hinsterbende Töne die Bewunderung der anderen erregen, jede Dornröschens Beifall ernten; und erst wenn im fernen Osten das erste Licht des Tages zittert, fallen der liederreichen Künstlerin die Augen zu.

Und wie der Uglei den Menschen mit Bewunderung der Natur und Gottesfurcht und Gottesliebe erfüllt, so mahnen der Eutiner See, der Kellersee, der Kolksee, die Schlucht im Weinberge, das Wirthshaus am Uglei, Gremsmühlen, das Prinzenholz, das Beutiner Holz, der Eutiner Schloßgarten und tausend andere Plätze des wunderbar gesegneten Ländchens den Besucher, in stummer Andacht Gottes Werke zu loben.

Es herrscht ein Friede, eine Ruhe, eine idyllische Behaglichkeit in den von der Natur mit überschwenglicher Pracht gezierten Fluren des Eutiner Ländchens; jeder einzelne Punkt macht so gerechten Anspruch darauf, für den schönsten erklärt zu werden, daß es in der That schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein dürfte, dem Leser ein getreues Bild dieses Zauberlandes zu entwerfen. Hier sind wunderbar schöne Landseen, Buchen- und Eichenwälder von unbegreiflicher Schönheit; blühende Dörfer, reiche Kornfelder, duftende Wiesen, schwellende Hügel und liebliche Thäler wechseln beständig mit einander ab, und sehnt sich das Auge trotz der unendlichen Pracht der Natur nach einem wohlthuenden Ruhepunkte, so tauchen die schönsten Schlösser und adeligen Güter sicher immer da auf, wo wir sie am wenigsten erwartet hätten, wo wir sie aber am liebsten begrüßen; hat man sich aber an der Natur satt gesehen und mischt man sich unter die Bewohner dieses kleinen Paradieses, so hört man keine Klagen über Steuerdruck, Beamtentyrannei oder Chikanen der Regierung, sondern die einstimmige Betheuerung, daß sie glücklich und zufrieden sind, und daß ihr Landesherr, der Großherzog Peter von Oldenburg, im wahren Sinne des Wortes ihr Freund und Rathgeber ist, auf den sie in guten wie in bösen Tagen zählen können. Bei Betrachtung der nach allen Seiten so reich entwickelten sozialen und materiellen Zustände dieses so gesegneten Ländchens steigt unwillkürlich in uns die Frage auf, warum ist es bei uns nicht eben so — könnte es nicht noch eben so werden?

Der mit der Geographie Holsteins nicht vertraute Leser mag sich verwundert die Stirn reiben, wenn er statt holsteinischer Bilder Lübeck'sche und Eutin'sche Charaktergemälde findet; um mich daher bei Zeiten gegen den Vorwurf zu schützen, daß ich die Grenzen meines eigenen Vaterländchens nicht gekannt habe, will ich bemerken, daß Lübeck sowohl wie Eutin ursprünglich zu Holstein gehörten, ihrer Lage nach auch recht eigentlich einen integrirenden Theil dieses Herzogthums bilden, und daß Eutin rings von holsteinischem Gebiete eingeschlossen ist. Daß Eutin unter dem Fürstbischof von Lübeck mit Oldenburg vereinigt wurde, und daß wir es nur der Großmuth des russischen Großfürsten Paul zu danken haben, daß das russische Szepter nicht da herrscht, wo heute die milde Hand des Großherzogs von Oldenburg die Zügel der Regierung führt, habe ich bereits oben erwähnt.

Die Hauptstadt des nicht genug zu preisenden und Touristen nicht genug zu empfehlenden Fürstenthums heißt Eutin, ehemals Uthine, und war einst der Sitz slavischer Fürsten, nach deren Vertreibung Graf Adolph VI. von Holstein holländische Kolonisten in's Land rief. Im Jahr 1155 ward das eben neu entstandene Städtchen nebst anderen Besitzungen dem Bischof Gerold von Oldenburg abgetreten, der ein bischöfliches Schloß erbaute, von dem aber keine Spur mehr zu entdecken ist. Das jetzige, außerordentlich malerisch gelegene, vom Eutiner See bespülte und mit einem lieblichen Park umgebene Schloß ward zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aufgeführt und zeichnet sich vor allen anderen Schlössern der Herzogthümer durch den Kuppelthurm über

dem Eingang und seinem geschmackvollen Baustyl aus. Es enthält einen Ritter- und Königssaal, gegen siebenzig Zimmer und eine reiche Gemäldegallerie, namentlich aber vorzügliche Plafondgemälde von Tischbein. Die Nebengebäude des Schlosses sind zu Anfang dieses Jahrhunderts mit fürstlichem Aufwande im elegantesten Style erbaut. Außer dem Schlosse befindet sich in dem Städtchen noch eine andere fürstliche Residenz, und alle Gebäude, möchte ich sagen, haben einen wohlhabenden, comfortabeln Anstrich; die Bewohner leben wie die Vögel im Hanfsamen und interessiren sich weit mehr für ihre wunderbar schöne Natur, als für Politik und Kannegießerei. Sie fühlen sich als Oldenburger, weil es ihnen unter ihrer oldenburgischen Regierung gut geht; wo aber die großen Fragen des Gesammtvaterlandes an sie herantreten, sind sie mit Leib und Seele Deutsche, und als Schleswig-Holstein auf Leben und Tod gegen Dänemark kämpfte, stellte Eutin ein ansehnliches Kontingent von freiwilligen Streitern in's Feld.

Für die Erziehung der Jugend ist vortrefflich gesorgt. Eutin besitzt eine kombinirte Gelehrten- und Bürgerschule, die von fünfthalbhundert Schülern besucht wird; neben der Gelehrtenschule bestehen eine Freischule, deren Zöglinge die Zahl von hundert übersteigt, eine Bibliothek von sechzehntausend Bänden, einst eine Zierde des Schlosses Gottorp, Zeichenschule und Töchterschule. Die Kinder werden im Turnen und Schwimmen geübt und von Jugend an daran gewöhnt, weite Spaziergänge in die Umgegend zu machen, so daß man mit Wahrheit sagen kann, daß nirgends mehr und selten so viel für die geistige und körperliche Entwickelung geschieht wie hier.

Die idyllische Lage und das gesunde Klima Eutins haben seit jeher den Aufenthalt in seinen Mauern als einen beneidenswerthen erscheinen lassen; hier lebten Trede, Voß, Schlosser, Stollberg, Bredow, Christiani, v. Halem, Tischbein und Karl Maria v. Weber, und wenn Eutin erst durch eine Eisenbahn mit der übrigen Welt verbunden sein wird, werden ohne Zweifel manche von den durchreisenden Gästen im innersten Herzen ein Gelüste empfinden, sich in dem über alle Beschreibung reizenden Städtchen niederzulassen.

Sollten die Erbansprüche, welche der Großherzog von Oldenburg auf Schleswig-Holstein erhoben hat, zur Geltung kommen, dann würde Eutin mit Holstein wieder verbunden werden, und unser gesegnetes Vaterland um eine schöne Perle reicher werden. Die Eutiner wünschen natürlich nichts sehnlicher, als daß ihr Landesherr zu seinem Rechte kommen möge und prophezeien den Schleswig-Holsteinern, welche diese Eventualität in Frage stellen wollen, daß sie sich unter dem liberalen, ächt deutschen Fürsten wohler fühlen würden, als unter dem Augustenburger, dessen Liberalismus sie sehr in Zweifel ziehen. Als ich eines Tages mit einem warmen Verehrer des Großherzogs sprach und mich stellte, als ob ich ihn für einen Tyrannen hielte, gerieth der gute Mann außer sich und rief: „Wat? Min Grothertog en Tyrann? Dat seggen Se? Fragen Se jedes Kind in Oldenborg und Eutin, ob he nich en guden Man is, und denn so schamen Se sik."

Das Schifferhaus zu Lübeck. (S. 314.)

Ein anderer, weniger Exaltirter erzählte mir folgende hübsche Anekdote vom Großherzoge, die ich später bestätigt gehört, daher verbürgen kann. Vor mehreren Jahren reiste der Großherzog nach London, wo er sich länger inkognito aufhielt und unter dem angenommenen Namen eines deutschen Bürgers den oldenburgischen Konsul besuchte. Der steife Engländer fand großes Wohlgefallen an dem heiteren Deutschen, lud ihn in seine Familie ein und es dauerte nicht lange, bis der Großherzog täglicher Gast bei seinem Konsul war, der natürlich keine Ahnung von dem Range seines Gastfreundes hatte. Als endlich die Abschiedsstunde schlug, war der Engländer so gerührt, daß er seinen Freund um eine Photographie bat; die Bitte wurde gewährt, und nach einiger Zeit bekam der Konsul ein freundliches Schreiben des Großherzogs, in welchem dieser

für die dem deutſchen Bürger bewieſene Gaſtfreiheit in herzlichen Worten dankte. Die Ladies, die dem hübſchen jungen Manne ein zärtliches Andenken bewahrt haben mochten, werden große Augen gemacht haben, als Lord Beefſteak ihnen ſagte: „Do you know, who that young German gentleman was? Bless my heart! It was the Grandduke of Oldenburg himself, and nobody else!“

Daß die Schleswig-Holſteiner dem Großherzoge mit ſchnödem Undanke für die rege Theilnahme gelohnt haben, die er ihrem Vaterlande und vielen vertriebenen und in Armuth gerathenen Beamten während zwölf langer Schmerzensjahre bewieſen, darf uns nicht Wunder nehmen; denn Dankbarkeit iſt ſeit jeher eine ſeltene Waare geweſen. Aber die Nachwelt wird den Stab über die Elenden brechen, welche im Herbſte 1863 das männliche Auftreten des Großherzogs mit Jubel begrüßten und ihn mit Dankadreſſen überhäuften; über Nacht aber ihrem Enthuſiasmus eine andere Richtung gaben und dem Erbprinzen von Auguſtenburg wie einem Gotte huldigten, den ſie kurz vorher ebenſo beſchimpft hatten, wie ſie heute den „Peter von Oldenburg“ beſchimpfen.

Das Burgthor zu Lübeck. (S. 314.)

Ich bin kein Fürſtenknecht und haſſe auf der weiten Welt nichts mehr als loyales Anbeten eines Höhergeſtellten; wenn ich aber einen Fürſten ſehe, der den unendlich vielen Verſuchungen widerſteht und trotz der Miſerabilität der Menſchen Menſchenfreund bleibt und ſich ihrem Wohle widmet, ſo nehme ich den Hut vor ihm ab. Vom Großherzog von Oldenburg weiß ich, daß er ein humaner, gerechter und deutſchfühlender Mann iſt; ich weiß, daß Schleswig-Holſtein ihm unendlich viel zu danken hat, und daß wir wohl berathen wären, wenn alle deutſchen Fürſten ihm nacheiferten. Und deßwegen erkläre ich es für Infamie, ihn in der ſchleswig-holſteiniſchen Preſſe zu verdächtigen, weil er ſeine Anſprüche auf unſern Thron geltend macht; deßwegen füge ich das Porträt des Großherzogs bei, damit die im Auguſtenburgiſchen Souveränitätsſchwindel Untergegangenen die Züge des Fürſten vor ſich haben, der vor einem Jahre noch ihr Abgott war und heute das Ziel ihres Spottes iſt.

Mene, mene tekel! Es iſt noch nicht aller Tage Abend, und der Tag wird kommen, wo Herzog Friedrich den Werth der öffentlichen Gunſt auch wird ſchätzen — d. h. verachten lernen. Oder glaubt ein vernünftiger Menſch in Schleswig-Holſtein, daß Herzog Friedrich — und wenn er ein Gott wäre — all' die gereimten und ungereimten Hoffnungen erfüllen könnte, die von der großen Menge gehegt werden? — Ach, nicht nur die liebe Dankbarkeit, — auch der geſunde Menſchenverſtand iſt ſeltene Waare!

Seit über tauſend Jahren leben wir mit den Dänen in Feindſchaft, und unzählige blutige Kriege ſind um den Beſitz Schleswigs geführt worden. Endlich ſind wir von dem Dänenjoche erlöst; endlich iſt uns Gelegenheit geboten, in Deutſchland aufzugehen und für immer den Kriegen mit Dänemark ein Ende zu machen; wir wiſſen, daß Dänemark den Frieden nur wie einen Waffenſtillſtand betrachtet; täglich hören, leſen und ſehen wir, daß das ganze Dichten und Trachten unſeres Erbfeindes darauf gerichtet iſt, Schleswig wieder zu erobern; noch liegen unſere verwüſteten Fluren, eingeäſcherten Städte und Dörfer als mahnendes Denkmal vor unſeren Augen; wir werden mit unerträglicher Schuldenlaſt bedroht; finanzieller und politiſcher Ruin ſtarrt uns entgegen — und als Antidotum und Univerſalmittel gegen die troſtloſeſte Zukunft und den ſicheren Untergang unſeres Vaterlands wählen wir einen ſouveränen Herzog?

Anſtatt mich über den ſchnöden Partikularismus meiner Landsleute zu ärgern, will ich eine Anekdote erzählen, die ich von einem Eütiner Förſter gehört habe.

Wir waren zufällig im Walde zuſammengetroffen, hatten uns begrüßt, ein paar Worte über das Wetter miteinander gewechſelt und allmälig ein Geſpräch über den Wald und

die Vorliebe des Großherzogs für seine Forste angeknüpft. Ich hatte mir erzählen lassen, daß die Lage der sogenannten Insten oder Kleinen Leute auf den großherzoglichen Gütern im Vergleich zu der, in welcher sich die Insten auf den holsteinischen Edelhöfen befinden, eine beneidenswerthe, und daß der Großherzog recht eigentlich der Schöpfer der häuslichen Industrie sei, durch welche die armen Leute sich allmälig emporarbeiten. Mir war es schon selbst aufgefallen, daß die Kathen- und Instenwohnungen in besserem Stande, und daß ihre Bewohner besser genährt und gekleidet waren, als z. B. in der Lütjenburger Gegend, und ein paar Kinder, mit denen ich zufällig zusammen getroffen und en passant ein kleines Examen angestellt, hatten mir den Beweis geliefert, daß sie weit besser unterrichtet waren, als der Bauernjunge auf dem Gute Neudorf in Holstein, der mir auf die Frage: „Wo is Osten?" mit freudestrahlendem Gesichte antwortete: „Achter den groten Pappelboom" (hinter dem großen Pappelbaum), dessen übriges Wissen aber auch „achter den Pappelboom" zu liegen schien.

Wie gesagt, wir plauderten miteinander über dieses und jenes, und als ich endlich vor der Wohnung des Försters angekommen war und mich verabschieden wollte, legte er seine Hand auf meinen Arm und sagte: „Hier auf dieser Stelle ist mir etwas begegnet, woran ich Zeitlebens denken werde; setzen Sie sich zu mir und lassen Sie sich eine einfache, aber wahre Geschichte erzählen.

„Vor reichlich dreißig Jahren diente ich mit einem jungen Forsteleven bei einem Förster; wir waren wie Brüder miteinander und ich hätte für meinen Kameraden mein Leben gelassen, denn er war ein heiterer, guter und lieber Mensch. Ein paar Jahre waren wir unzertrennliche Genossen gewesen, als mein Kamerad plötzlich verschwand. Wir suchten ihn überall im Revier, weil wir nicht anders glaubten, als daß er von einem Wilddiebe erschossen worden sei; aber unser Suchen half zu nichts, — und als ich eines Tages meine Brieftasche aus dem Koffer nahm — du lieber Gott — da wurde mir Alles klar. Mein Kamerad hatte sich vom Teufel bethören lassen und mir mein sauer erspartes Geld gestohlen.

„Ich sagte keinem Menschen ein Wort; aber manche Nacht habe ich zu dem himmlischen Vater gebetet, daß er meinen Jugendfreund auf den rechten Weg lenken und ihm seine schwere Sünde verzeihen möge. Er ist mir auch bisweilen im Traum erschienen, aber wenn ich die Arme nach ihm ausstreckte, um ihn an meine Brust zu drücken, sah er mich so wehmüthig bittend an, daß ich vor Schrecken erwachte, und Sie mögen mir's nur glauben, — ich habe seinetwegen oft bitterlich geweint.

„Dreißig Jahre waren verstrichen, ich hatte geheirathet, meine Kinder waren schon groß und erwachsen, und es ging mir so weit gut; aber die traurigen Gedanken an meinen Jugendfreund verließen mich nicht, und wenn Andere um mich her tanzten und jubelten, saß ich oft still und in mich gekehrt und dachte, ob der liebe Gott meinen armen Kameraden wohl gebessert habe; daß ich ihn jemals wiedersehen würde, daran habe ich nie gedacht.

„Es wird nun bald ein Jahr. Ich hatte die Flinte über die Schulter geworfen und meine Diana an der Schnur und will eben den Fußsteig betreten, der hier über das Feld geht —, da kommt ein Mann auf einem Pferde geritten, hält still, sieht mich an, steigt ab und sagt: ‚Anton,' sagt er — ‚kennst Du mich?'

„Ich sehe in das alte blasse Gesicht, schüttle den Kopf und denke: ‚Ist es möglich? Aber nein —, es kann Christian nicht sein.'

„‚Kennst Du mich nicht?' frägt er wieder und legt seine Hand auf meine Schulter. ‚Anton, ich bin es — Christian.'

„Er fiel mir an die Brust und weinte wie ein Kind; ich fühlte sein Herz schlagen —, ja, und als ich beide Arme um seinen Hals schlang und ihn küßte —, einerlei, es war ein seliger Augenblick, das mögen Sie mir glauben.

„‚Hast Du an den dort oben gedacht?' fragte ich. ‚Darfst Du auf seine Verzeihung hoffen?'

„‚Ja, das darf ich,' sagte er; ‚kannst auch Du mir verzeihen?'

„Ich drückte seine Hand und führte ihn in mein Haus, setzte ihm einen Stuhl an meinen Tisch, holte Salz und Brod und theilte es mit ihm. Es war eine stumme Mahlzeit; keiner von uns sprach ein Wort, aber unsere Augen verriethen, was in unserem Innern vorging. Als wir einen Mundvoll gegessen, reichte der alte Mann mir die Hand und sagte: ‚Gottes Segen über Dich, Anton. Was ich ausgestanden und gelitten, vermag keine Zunge zu schildern. Ich glaube, ich hätte nicht sterben können, wenn Du mir nicht verziehen hättest.'

„Damit stand er auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Mir wollte es das Herz abdrücken, meinen Jugendfreund so wieder zu finden, ging also auf ihn zu und sagte: ‚Mein lieber, lieber Christian' — und wie ich das sage, breitet er die Arme aus, fällt mir um den Hals — und ist todt."

„Todt?" fragte ich — „der alte Mann todt?"

„Todt!" antwortete der Förster. „Die Reue hatte ihn nicht sterben lassen; als aber die Freude in sein Herz einzog, da erbarmte sich seiner der liebe Gott und nahm ihn zu sich in's Himmelreich."

Schwere Schweißtropfen perlten auf der tiefgefurchten Stirn des ehrlichen Försters, den die Erinnerung an seinen unglücklichen Jugendfreund mächtig bewegt hatte, — und es ist mir heute, wo ich die einfache Erzählung niederschreibe, als wenn die Worte mein Ohr träfen: „Mein lieber, lieber Christian," und als müßte ich antworten: „Gottes Segen über Dich, mein lieber, lieber Anton."

Ja, Gottes Segen über Dich und das schöne Land Eutin!

Dithmarsen.

In der schönen Zeit, als Wenden, Slaven, Sachsen, Holsten, Friesen, Hanseaten und Dänen sich gegenseitig in Holstein die Hälse abschnitten, war es Kleinigkeit, aus dem zauberisch schönen Eutin in die prosaischen Grasebenen Dithmarsens zu entfliehen, weil man den ganzen, sieben Meilen langen Weg im Schatten eines herrlichen Waldes zurücklegen

konnte. Jetzt, wo der Wald verschwunden ist und einer öden Haide Platz gemacht hat, ist es schwieriger, den Weg unbemerkt zurückzulegen, und dennoch muß ich den Versuch machen, weil ich mich vor den Steckbriefen der Altonaer, Femeraner, Neumünsteraner, Nortorfer, Itzehoer, Glückstädter, Elmshorner, Pinneberger, Cremper und Hohenwestedter fürchte, die mir die Frage vorlegen, ob sie nicht auch eines Besuches werth wären, und wie ich sie zum Subskribiren auf ein Werk hätte veranlassen mögen, in welchem von der ganzen übrigen Welt, — nur von ihnen nicht die Rede wäre? Ich fürchte mich vor dem Gespenste eines Kritikers, der mir mitten auf der Haide den Revolver auf die Brust setzt und mich frägt, wie ich mich erdreisten könnte, vier ganze Hefte meines Werkes im Dintenfaß ruhen zu lassen, die er bereits anticipando kritisirt und der Verdammniß preisgegeben habe? In jedem Nebelstreifen, der sich träumerisch aus dem Torfmoore erhebt, um mit seinen Genossen Wolken zu bilden, die sich nachher von kalten Nordwestwinden verleiten lassen, mich bis auf die Haut zu durchnässen, erblicke ich einen Wegelagerer; der heisere Unkenruf erfüllt mich mit Angst und Schrecken, — und trotz alledem trete ich heimlich und in aller Eile die Wanderung an, denn:

Soll ich die mörderische Langeweile schildern, die in Deinen Räumen waltet, Du Knotenpunkt der Eisenbahn, sandumflutetes Neumünster?

Soll ich von Dir erzählen, Nortorf, trübseligstes aller entsetzlichen Nester?

Willst Du es bekannt sein, Crempe, daß man Dir stets „Mit Erlaubniß zu sagen" voransetzt, und daß Dein Bürgermeister, weil der Eisenbahnzug seinem donnernden Halt! nicht gehorchte, voll sittlicher Entrüstung ausrief: „Jk bin der Börgermeister von Crempe! Weet ju dat?"

Darf ich der Welt verrathen, daß nur der glücklich zu nennen ist, der nicht in Glückstadt zu wohnen braucht?

Würde es euch freuen, ihr Lieben in Altona, wenn ich von eurem Kunstsinn, eurer schleswig-holsteinischen Zeitung und eurer Straßenbeleuchtung erzählte? O, laßt mich schweigen!

Und Du, Elmshorn, Sitz des mannhaften Philisteriums, Urquell des unmenschlichsten Spießbürgerthums, soll ich Deiner erwähnen?

Itzehoe, Du schönes Städtchen, in dem der Stör zu Hause; Pinneberg mit Deinem Wäldchen und ewigem Regen — glaubt ihr in allem Ernste, daß es euch freuen würde, euer eigenes Bild aufgerollt zu sehen?

Selbst Du, mein Hohenwestedt? Auch Du verlegst mir den Weg? Lieben Freunde, entschuldigt mich und bedenkt, daß ich meine Bilder mit Dinte zeichnen muß und nicht über Pinsel und Palette eines Malers zu verfügen habe, weßhalb es mir unmöglich ist, eure Lichtseiten durch lauter schwarze Schattenstriche hervorzuheben. Ihr seid mir lieb und theuer, wie Alles, was zu humoristischen Studien Veranlassung gibt; aber „ein andermal von euern Thaten"; — heute laßt mich von Dithmarsen erzählen und mit dem altehrwürdigen Chronisten Anton Viethen sagen: „Es ist das edle Land Dithmarsen wohl werth, daß gleich anderen, auch besten Provinzien unseres Deutschlandes eine umständliche Nachricht davon eingezogen werde."

Ehe ich aber die Gegenwart schildere, muß ich in die Zeiten Kaiser Karl's des Großen zurückgreifen, aus dessen den Dithmarsen ertheilten Privilegien wir die erste historische Nachricht über das urgermanische Völkchen bekommen, welches auf einem Flecken Landes von wenig mehr als fünfunddreißig Quadratmeilen für seine Freiheit mit einer Todesverachtung kämpfte, die nicht hinter jener oft besungenen Tapferkeit der Spartaner zurücksteht und sich dreist mit dem Heldenmuthe messen darf, welchen die Schweizer bei Morgarten an den Tag legten. Während alle anderen deutschen Stämme einem Fürsten unterworfen waren und den größten Theil ihrer Selbstständigkeit, wie Tacitus sie bei den Germanen hatte kennen lernen, verloren hatten, waren die Dithmarser zu Karl's des Großen Zeiten noch im Vollgenuß ihrer Freiheit, und was uns noch mehr überraschen muß, — sie haben sie bis zum Jahre 1559 trotz unzähliger Versuche ihrer Nachbarn, dem Bauernstaate ein Ende zu machen, mit ihrem Blute siegreich vertheidigt; und selbst heute, dreihundert Jahre nach ihrer Unterwerfung, sind die Dithmarser im Genusse von Freiheiten und von Kommunalverhältnissen, wie sie kein anderer deutscher Volksstamm besitzt.

Reizt es uns aber, in das Leben und die Verhältnisse der von uns — ob mit Recht oder mit Unrecht bewunderten Spartaner einzudringen, damit wir ihre Helden bis zu den Thermopylen begleiten und im Geiste dem Kampfe gegen die Perser beiwohnen können, so dürfte es für uns Deutsche auch der Mühe werth sein, unsere eigenen Landsleute genauer kennen zu lernen, ehe wir uns unter das Banner eines deutschen Mädchens stellen und Schulter an Schulter mit vierhundert freien Bauern gegen eine geschlossene Armee geharnischter Ritter und Söldlinge im offenen Felde einen Kampf wagen, in welchem der Feind über zwanzigtausend Todte auf der Wahlstatt zurückläßt. Mich wenigstens empört es im Innersten, wenn ich immer nur die Heldenthaten fremder Nationen lobpreisen höre und wenn ich sehe, daß meine Landsleute sich damit brüsten, in der Fremde besser Bescheid zu wissen, als in der eigenen verkannten und doch so unbeschreiblich schönen und lieben Heimat. Hoffentlich zähle ich unter meinen Lesern viele Gleichgesinnte, die mir zuhören werden, während ich ihnen von Dithmarsen und seinen Bewohnern erzähle, und die nicht ermüden, wenn ich sie stufenweise mit den Sitten und Gewohnheiten dieses merkwürdigen und ehrenwerthen Volksstammes bekannt mache. Um ganz sicher zu sein, daß ich nichts übergehe, was irgendwie von Interesse sein kann, habe ich meinen Danckwerth, Neocorus, Anton Viethen, Heimreich und andere Chroniken aufgeschlagen und rings umher auf Tisch und Stühle gepackt; die Zimmerthür ist verschlossen, der Ofen ist geheizt, gestopfte Pfeifen stehen neben meinem Stuhl, mein alter Hänfling zwitschert und der Orgeldreher, der vor meinem Fenster das Lied vom Gammel Sören Sörensen singt, mag sehen, von wem er einen Groschen bekommt; von mir bekommt er keinen, denn ich spaziere in Gedanken in Dithmarsen umher und sehe mir das Ländchen an, das noch vor drei Jahrhunderten so viel von sich reden machte. Da fällt mir denn vor Allem auf, daß es eigentlich in zwei, himmelweit von einander verschiedene Striche zerfällt, in die Geest und in die Marsch, oder mit anderen Worten in hochgelegenes,

wenig fruchtbares, mit Wäldern und Mooren bedecktes Land, und in eine flache Niederung, die, dem Meere abgewonnen, mit unzähligen Gräben und Wässern durchzogen, aber auch mit Deichen oder Erdwällen umgeben ist, welche dem Andrängen des Meeres Widerstand leisten sollen, damit die reichen Saaten nicht ein Opfer jeder Sturmflut werden. Auf der Geest liegen Dörfer und einzelne Höfe, die sich wenig von den holsteinischen unterscheiden; neben jedem Dorfe ragen Hügel empor, in denen die Asche der nach ihrem Tode verbrannten Krieger und Helden in thönernen und irdenen Urnen aufbewahrt wird; daß Streitroß und Jagdhund des Verstorbenen mitverbrannt wurden, ja daß die Gattin sich freiwillig dem Feuertode widmete, um den Geliebten auf seiner Wanderung nach Walhalla zu begleiten, sind bekannte Thatsachen, die ich nicht erst zu erzählen brauche. Ein merklicher Unterschied ist aber zwischen den Gebäuden auf der Geest und denen in der Marsch; während jene höchstens mit einem Erdwalle umgeben sind, der als Vertheidigungsmittel gegen räuberische Ueberfälle der Holsten dienen soll, ruhen diese auf hohen Erdaufwürfen (Werften, Wurfen), damit die Flut, wenn sie die Seedeiche durchbricht und die ganze Niederung überschwemmt, nicht zugleich die Wohnungen mit fortreißen kann. Bisweilen steht nur ein einzelnes Wohnhaus auf einem Wurf, oft wieder drei, vier und noch mehr; die Bewohner eines Wurfs sind treue Eidgenossen, eng mit einander verschwägerte und verbundene Freunde und bilden Sippen oder Geschlechter, die mit unbeugsamer Treue für einander einstehen und schreckliche Rache an Denen nehmen, welche einen der Ihrigen verletzt, beleidigt oder gar getödtet haben. Gehe ich weiter durch das Gebiet der Freibauern, so finde ich, daß es im Süden von der Elbe, im Westen von der Nordsee, im Norden von der Eider, im Osten von der Gieselau (einem unbedeutenden Flüßchen) und einem tiefen Graben begränzt ist, welcher deßwegen der Holstengraben genannt wird, weil er im buchstäblichen Sinne des Wortes Holstein von Dithmarsen trennt. Nur ein einziger Weg führt in das, einer großen Festung ähnliche Land; undurchdringliche Wälder und unergründliche Sümpfe dehnen sich längs des Holstengrabens und der Gieselau aus und machen das Vordringen einer Truppe oder gar geharnischter Reiter unmöglich.

Die Bewohner sind große, kernig gebaute Menschen, die mit dem Gebrauche der Waffen vertraut sind und Feigheit nur dem Namen nach kennen; ihre Weiber sind züchtig und ehrbar, voll Vaterlandsliebe und eben so bereit, ihrem Feinde mit dem Schwerte entgegen zu gehen, wie den Fremdling in ihr gastfreies Haus zu führen. Ueberall herrscht blühender Wohlstand, verbunden mit Einfachheit in Tracht und Sitten. Der Mann, der mit seinem Herzblute die Heimat vertheidigt, ist unbestrittener Herr über sein Eigenthum und kennt keinen Herrn über sich; stirbt er, so hinterläßt er seinem Sohne das Erbe; die Tochter hat keinen Theil an den Schätzen des Vaters, damit ein armes tugendhaftes Mädchen nicht weniger gelte, als ein mit Gütern gesegnetes, und weil ein Mann, der ein züchtig Weib heimführt, keines Reichthums bedarf, um glücklich zu sein.

Das ganze dithmarser Land ist in fünf Dösste oder Advocatus getheilt; nach den Dösften ist die Regierungsform und Kriegsverfassung eingerichtet. Jede Dösst stellt die ganze waffenfähige Mannschaft, zu welcher vierzehnjährige Knaben mitgerechnet werden, zur regelmäßigen Heerschau; für jeden fehlenden Mann werden dreißig, für jede fehlende Bauernschaft hundert und für jede fehlende Dösst tausend Goldgulden Strafe erlegt.

Nach diesem allgemeinen Ueberblicke wollen wir die Sitten der Freibauern näher kennen zu lernen suchen, und da ich gerade Anton Viethen's Chronik vor mir liegen habe, will ich die von ihm beobachtete Reihenfolge beibehalten und zuerst von „Freiwerben und Hochzeiten der alten Dithmarser" erzählen.

Wenn ein Junggesell sich in den Stand der Ehe begeben wollte, durfte er bei Leibe nicht mit der Thür in's Haus fallen und seiner Auserwählten in schönen Worten seine Hoffnungen und Wünsche vortragen, sondern mußte bedacht sein, sich der Fürsprache „unberüchtigter Personen, guter und ehrlicher Herkunft, Geblüts und Natur" zu versichern, um mit ihnen, den Eltern und Verwandten die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Nach langer und sorgfältiger Berathung ließ der Bräutigam in spe durch zwei seiner nächsten Freunde der Braut, ihren Eltern und nächsten Anverwandten sein Begehren vortragen; die Abgesandten wurden höflich empfangen, reichlich bewirthet und nach langem Hin- und Herreden mit der Weisung entlassen, in einigen Wochen wieder vorzusprechen. Obgleich nun während der langen und förmlichen Verhandlungen von den Eltern und Verwandten des Mädchens kein Wort gesprochen wurde, woraus man auf ihre Zustimmung oder Abneigung hätte schließen können, so erkannten die Brautwerber doch bei ihrem Abschiede aus dem Hause der Braut, welche Aufnahme ihr Antrag gefunden hatte, — sobald sie hinter die Thüre sahen. Stand hier eine Schaufel, dann war Hopfen und Malz verloren, und es wurde ihnen ihr ganzes Leben lang spottweise nachgerufen: „Se häfft de Schuffel bekamen!" War aber keine Schaufel zu sehen, so stand zehn gegen eins zu wetten, daß die Liebesseufzer des jungen Mannes nicht ungehört verhallen würden, und es war ihm gestattet, „seine Person durch fleißige Anforderungen an die Braut und ihre Anverwandten rekommandiren zu lassen". Nach Ablauf des festgesetzten Termins wurden die Freiwerber wieder gastlich empfangen und bewirthet; damit die ganze Angelegenheit aber nicht über das Knie gebrochen würde, setzte man einen neuen Termin von acht Wochen, — bei vornehmen Geschlechtern auch wohl einen dritten Termin an, um sich Alles reiflich überlegen zu können.

Diese Zeit wurde vom Bräutigam mit Geduld abgewartet und es blieb ihm nichts übrig, als sich durch fleißige Anforderungen in der Gunst seiner Auserwählten festzusetzen, wozu er sich selbstredend nur der Freiwerber bedienen durfte.

War endlich der zweite Termin verstrichen, ohne daß dem Bräutigam die „Schuffel" zugeschickt worden war, so erschien er selbst mit drei oder mehreren seiner Freunde, brachte seinen Antrag vor und bat, daß die „Bekenntniß" erfolgen möge. Der Vater oder nächste Blutsverwandte der Braut erfüllte diese Bitte, indem er einen neuen und noch ungebrauchten Becher aus Eschenholz mit Bier füllte und dem Bräutigam zutrank; er bekannte durch diese Handlung

die Braut dem Bräutigam im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu. Nach diesem Akte ward gespeist und getrunken, und wenn man sich endlich am folgenden Morgen trennte, wurde das Verlöbniß noch auf ein bis zwei Jahre aufgeschoben, „damit man sich so viel besser bereden und beiderseits genaue Umstände erkundigen möge, Gott auch mittlerweile als Stifter des heiligen Ehestandes könne angerufen werden, daß er Alles zu seiner Ehre und der jungen Leute zeitlicher und ewiger Wohlfahrt dirigiren wolle".

Am Tage der Verlöbniß erschienen beide Parteien in einem bestimmten Hause oder in der Kirche mit ihren Verwandten und Freunden und beredeten sich wegen der Aussteuer, des Brautwagens, und wie es bei dem Absterben des

Kamin im Brautgemach des Lübecker Rathskellers. (S. 313.)

Gatten solle gehalten werden. War dieß geschehen, und hatte der Bräutigam in zierlichen Worten für das Arrangement gedankt, so kehrten die Anwesenden in das Haus der Braut zurück, wo der „Löfftbecher" oder Verlöbnißbecher dem Bräutigam und allen Anwesenden im Namen der Dreifaltigkeit zugetrunken wurde. Diesen wiederum aus Eschenholz bestehenden Becher nahm der Bräutigam zu sich, um ihn zu Hause mit Gold- und Silbermünzen zu füllen und ihn dann der Braut wieder zu bringen, die ihn sorgfältig aufbewahrte und darüber wachte, daß er niemals wieder gebraucht wurde.

Jetzt endlich, nachdem dritthalb Jahre über Formalitäten verstrichen waren, die dem Asmodus oft Gelegenheit gaben, den Samen der Zwietracht auszustreuen, durfte an

die Vermählung gedacht werden; die Braut ordnete ihre Kleider, ihren Schmuck und ihr Leinen, der Bräutigam rüstete den Brautwagen und lud Freunde und Verwandte ein, wählte Brautknechte und Kleiderfrauen, um die Brautkleider zu besichtigen und in den Brautwagen zu legen, der Pastor verkündete das Paar zwei Sonntage nach der Reihe von der Kanzel, und am dritten Sonntage fand die Vermählung in der Kirche statt. Wer aber glaubt, daß der unglückliche Ehegatte mit dieser Handlung das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, der irrt sich gewaltig; er hatte vielmehr jetzt erst recht das Fegefeuer der Ceremonieen auszuhalten und mußte vorerst sechs bis zehn, auch wohl mehr Brautknechte, „köstlich zu Pferde ausgeputzet", nach dem Brauthause (nebst vier Wagen, darauf vier bis sechs Kleiderfrauen saßen) schicken. Mit dem einen Wagen wurden die Brautkleider abgeholt, der andere war für die Braut mit ihren beiden Spriddeldocken oder Beisitzerinnen bestimmt, auf dem dritten saßen die Spielleute und mit dem vierten kehrten die Kleiderfrauen wieder zurück. Waren die Wagen vor dem Brauthause angekommen und gehörig empfangen worden, so hielt der älteste Brautknecht mit entblößtem Haupte eine Rede, in welcher er bat, daß man ihm den Brautwagen wolle verabfolgen lassen, nachdem er zu diesem Zwecke von dem Bräutigam hergeschickt worden sei.

Diese Bitte ward freundlich gewährt und die Kleiderfrauen schafften das Brautbett, die Brautkleider, das Brautbrod — von eines Mannes Länge und mit verschiedenen Figuren geziert — und endlich den Brautkäse, der auch von monströser Größe war, auf den Wagen, „und befestigten Alles sehr wohl, damit nichts verwahrloset werde". Wenn nun der Brautwagen beladen war, und der älteste Brautknecht seinen Dank für die Gewährung der ausgesprochenen Bitte abgestattet hatte, wurde die ganze Gesellschaft eingeladen, an einem Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, bei dem „tapfer getrunken" wurde. Nach eingenommenem Mahle hielten die Brautknechte der Reihe nach einen Vortanz; der älteste Brautknecht hielt wieder eine Rede, dankte für erwiesene Ehre und bat endlich, die Braut in die „Hörne", d. h. in das Zimmer kommen zu lassen, „die denn auch endlich" — um mich Viethen's Worte zu bedienen — „weil's mit bescheidenen Worten zu verschiedenen Malen abgeschlagen und verlängert worden, mit ihren beeden Beisitzern sich in die Hörne verfüget, in jungfräulichen Kleidern geschmücket, ohne daß sie das Tuch, so ihr der Bräutigam verehret, um den Hals gehangen, ein weißes Tuch über den Peel geschlagen, darüber sie eine Kaplagel gesetzet, welche ihr das ganze Haupt und Angesicht bedecket, also daß Niemand ihr Gesicht sehen kann. Nicht lange hernach wird die Braut von ihrem Vater oder nächsten Blutsverwandten abgefordert und mit sonderlichen dazu gebräuchlichen Redensarten dem Brautknecht überantwortet, sie dem Bräutigam zuzuführen, auch des Bräutigams Hut ihr aufgesetzt. Also wird sie verkappet mit Pferde und Wagen, wie vorgedacht, dem Bräutigam zugeführet, von jedem Anwesenden gesegnet und ihr Glück und Heil gewünscht".

War endlich Alles so weit überstanden und hielt die Braut vor dem Hause ihres Gatten, so blieb sie vor der Thür stehen, bis er hinaustrat und dreimal laut gefragt hatte: „Vader und Moder, Schwester und Broder, darf ik wohl mit Ehren min Brut intrecken?" worauf ihm zu dreien Malen geantwortet wurde: „Trecket (ziehet) se hen in Gades Namen." Hierauf faßte er sein Weib um die Taille, schwenkte sie dreimal im Kreise und in das Haus hinein, führte sie nach dem Schlafzimmer, schwenkte sie wieder dreimal im Kreise, küßte sie — und begab sich zu seinen Gästen, denen er aufwarten mußte. Die Braut legte indessen ihre Kopfbedeckung ab und erschien mit ihren Beisitzerinnen in der Hörne, wo sie sich zu Tische setzte und von den vorschriftmäßigen beiden Gerichten kostete. Nach dem Mahle wurde getanzt, und wenn Männer und Frauen bunte Reihe gemacht hatten, verlor sich die Braut mit ihren Spriddeldocken in die Schlafstube und legte sich mit den Kleidern in's Bett. Der Bräutigam suchte seine Braut, legte sich ebenfalls angekleidet zu ihr in's Bett, ward aber von den übrigen Männern verfolgt, die sich stellten, als wollten sie ihn aus dem Bette ziehen. Darauf ward getrunken und der älteste Brautknecht zog ein Schwert, schnitt damit kreuzweise über das Bett und sprach zu dreien Malen: „Hier bewitte (segne) ik twe Kinder, twe salige Kinder; Gott geve enen Glück und Segen op allen ehren Wegen und Stegen; Gott geve enen Glück und Ehre, welken se sik wenden und kehren; Gott geve enen so veele junge Söhne, als de Kerkenledder häfft Treme (als die Kirchenleiter Sprossen hat); Gott geve enen so veele junge Töchter, als dat Hus häfft Rechter (Latten), darto sik freuen alle Geschlechter, sprekt Amen!"

War auch dieses überstanden, so mußte der Bräutigam seine zwei „Tobiasnächte" feiern, während die Spriddeldocken bei der Braut blieben, und hatten sich diese endlich entfernt, so folgten Feste und Gelage, die mit so vielen Ceremonieen verbunden waren, daß man kaum begreift, wie die freisinnigen, kriegerischen und gegen jeden fremden Druck sich auf das Aeußerste vertheidigenden Dithmarser sich dazu verstehen konnten, alle diese Ceremonieen zu ertragen, — oder überhaupt in den Ehestand zu treten.

Um denjenigen meiner Leser aber, welche in den Gastereien, welche mit der Brautwerbung verbunden waren, einen Ersatz für die endlosen Plackereien des Bräutigams finden möchten, zu beweisen, daß die Küche der alten Dithmarsen nicht zu den feinsten gehörte, will ich zweier Lieblingsgerichte und deren Zubereitung erwähnen. Wer des Herzens Gelüste nicht zähmen kann, wird nicht viel Mühe haben, einen praktischen Versuch zu machen. Den ersten Rang behauptete die saure Milch, eine sehr bequeme Speise, wie Viethen sich ausdrückt, insonderheit wenn sie geronnen, gewärmt und von der Waddicke abgesondert, mit Milch oder Bier genossen wird. Zur Sommerszeit stillet es den Durst und die Hitze, daher es denn auch von den Dithmarsen viel gebraucht und Kallor genannt wird.

Nach der sauern Milch nahm die Buttermilch den ersten Rang ein. Viethen gibt ein umständliches Rezept, welches also lautet: „Die sauere Buttermilch, wenn sie vorher von der Waddicke gesondert, ward in einen Beutel gethan, in einem Kessel gekocht und dann in der Luft, aber nicht in der Sonne aufgehängt, damit die übrige Feuchtigkeit vollends abziehen könne. Wenn dieß geschehen, ward die getrocknete Milch aus dem Beutel genommen und in ein

anderes Gefäß oder Laken (Tuch) gelegt, damit sie ferner austrocknen möge; darauf wurde sie klein gerieben, durch ein Sieb gesichtet und wieder in ein Laken gewickelt, bis sie sich von selbst erwärmte. Sobald der Gährungsprozeß eintrat, ward die Substanz mit warmem Biere und frischer Butter durchgeknetet und in eine Tonne gethan; vierzehn Tage darauf zum zweiten Male mit frischer Butter geknetet und dann als ‚Käsebutter' servirt." Der ehrliche Chronist schließt sein Rezept mit den Worten: „Es wird von einigen vor eine sehr schöne und angenehme Speise gehalten; doch, de gustu non est disputandum," woraus ich schließe, daß ihm bei dem Kosten ebenso zu Muthe geworden ist, wie mir beim Schreiben!

Während meiner Beamtencarrière in Oesterreich kam eines Tages ein schöner, schlankgewachsener steirischer Eisenarbeiter zu mir und sagte: „Gstrenger Herr, i that bitten um Heirathsbewilligung;" und als ich fragte, mit wem er sich verheirathen wolle, antwortete er: „'s Mensch steht draußt vor der Thür." Ich ließ „'s Mensch" hereinkommen und überzeugte mich bei dem ersten Blicke, daß die Auserkorene zwar einen ansehnlichen Kropf an jeder Seite des Halses hatte, konnte aber keine anderweitigen Reize an ihr entdecken; bei näherer Erkundigung erfuhr ich außerdem, daß sie bereits Wittwe und Mutter von fünf Kindern sei; Einige wollten sogar behaupten, sie hätte ihren Geliebten über die Taufe gehalten. Ich ließ den Heirathskandidaten daher kommen und suchte ihm seine Pläne auszureden, stieß aber auf den unbeugsamen Entschluß, mit „Nanderl" in den Stand der Ehe zu treten. „Sapperment," sagte ich endlich ärgerlich, „es gibt hier so viele hübsche Mädchen, warum willst Du denn gerade eine alte und häßliche Wittwe? Liebst Du sie wirklich?"

„Ja, i bin ihr weiter nit feind," antwortete er mit einem Lächeln, das mir deutlich bewies, daß es mit der Liebe nicht weit her sei.

„Hat sie etwa Vermögen?" fragte ich.

„Ziehe (zehn) Gulde, man munkelt von ölftehalbe," platzte der Steirer heraus, und ich sah es seinen funkelnden Augen an, daß die „ölftehalbe" einen unwiderstehlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatten! Drei Wochen später war Hochzeit; ich wurde zum Schmause eingeladen und schenkte dem Nanderl auf die Gefahr hin, ihr Vermögen zu verdoppeln, die Summe, die ihr einen sechs Schuh langen, bildhübschen Ehegatten von einigen zwanzig Jahren verschafft hatte.

Mein steirischer Freund hatte einen ostensibeln Grund zum Heirathen: erstens bekam er fünf Stiefkinder, zweitens ein „Vermögen", und drittens zum Hochzeitsschmause Kalbsnierenbraten und Salat. Was bekamen aber die alten Dithmarser? — Unendliche Scherereien, saure Buttermilch und keinen Pfennig an Vermögen. Ich habe absichtlich diese Parallele gezogen, um in der Brust des Lesers die Ueberzeugung wach zu rufen, daß die dithmarser Bräute Reize besessen haben müssen, auf welche Nanderl keinen Anspruch machen durfte; ja, wenn ich noch jung an Jahren wäre und die Wahl hätte, — wer weiß, ob ich nicht über kurz oder lang „fleißige Anforderung" thun ließe!

Statt einer Jungfrau in der Jugend Prangen steht aber eine alte, in Schweinsleder gebundene Chronik vor mir, und ich mag wollen oder nicht, ich muß lesen: „Es sind aber die Dithmarser sehr gastfrei gewesen, sowohl gegen Fremde wie gegen Freunde; der Eine hat den Anderen zu Gaste gebeten, mit einer Schüssel frischen und geräucherten Fleisches, die allewege dazu bereit gehalten wurde, auch wohl nach Gelegenheit des Hauses mit Fischen und anderen Speisen stattlich und wohl traktirt, wobei ein ziemlicher Trunk mit vorgefallen, den sie ihren Gästen aus einer hölzernen Schale und aus einer frischen Tonne Bier stark zugetrunken; diese Schalen, so aus Eschenholz fein artig und schlecht gedreht, sind bei ihnen in höherm Ansehen und Werthe gewesen, denn güldne und silberne Trinkgeschirre. Nach der Mahlzeit ist die Wirthin zu den Gästen mit einer weißen Schürze und sonsten wohl angekleidet in das Zimmer getreten, hat dieselben freundlich gegrüßt, und aus einer frischen Kanne Bier und frischer und ungebrauchter Schale zugetrunken und stark genöthigt, man möge doch fleißig die Schale ledigen, bittet zuweilen ihre Fremde, sie mögen doch die Fremden mit nöthigen helfen. Die Wirthin bleibt auch beständig vor dem Tische stehen und wartet den Gästen auf; es sei denn, daß eine Tochter im Hause, so die Wirthschaft in Obacht nimmt, alsdann sie sich mit niedersetzet. Solchem Gebrauche nach, und um ihren Gästen ihre Liebe sehen zu lassen, läßt die Wirthin ihre Söhne und Töchter nachgerade einkommen, welche, wenn sie die Gäste ehrerbietig gegrüßt, mit frischen Bechern, Schalen und Gläsern denselben von neuem zugetrunken und unaufhörlich genöthigt, daß ihnen Bescheid gethan würde. So von den Gästen Jemand aufzustehen von der Natur genöthigt, wird er vom Wirth begleitet, und wenn er wieder in die Stube kommt, gibt er einem jeden die Hand, sprechend: ‚Gott gröte unsern leven Wirth, sine leve dögthsame Frue und Werthine, sine leve Söhne, sine leflicke (liebliche) Töchter, alle gude Herren und Fründe, den einen sowohl als den andern, mit Ehren bin ik upstaen (aufgestanden), mit Ehren will ik wedder bi ju (euch) sitten gaen, sid (seid) gegrötet allteſamen.' Dann stehen alle Anwesende wieder auf, geben ihm die Hand, und bitten, er wolle sich wieder bei ihnen niederlassen. Und so geht das Trinken wieder an und bringt die Wirthin noch mehr Trinkgeschirre, daß zuweilen mehr Becher und Gläser auf dem Tische stehen, als Personen in der Gesellschaft zusammen. Wenn die Ausheimischen solcher Gestalt von Jemand in die zweite und dritte Nacht bewirthet worden sind, begleitet der Wirth sie, insonderheit so es seine Gelegenheit nicht weiter leiden wollen, in das nächste Haus (ob sie gleich nicht gebeten), werden daselbst ebenfalls sehr wohl, wie vorher, nach Vergnügen traktirt!"

Jetzt, wo der Kaffee eine Hauptrolle spielt, steht man allerdings nicht mehr so große Gefahren aus, wie ehemals, wenn man in Dithmarsen „nach Vergnügen traktirt wird". Ich kenne aber doch einen Arzt, der bei einer Kindtaufe siebenzehn Tassen Kaffee trinken mußte und sich in Folge dessen dreimal die Ader schlagen ließ! Wer daher nicht ganz sattelfest ist, der hüte sich vor dem „Nöthigen" und kehre lieber in ein Wirthshaus ein, wo er weniger Gefahr läuft, sich zu Grunde zu richten. Die meisten Gasthöfe Dithmarsens sind so schlecht, daß man in ihnen recht gut eine Vorkur für eine Karlsbader Badereise brauchen kann.

Das fünfte Kapitel meines lieben Viethen handelt von der Natur, Geschicklichkeit und insonderheit von der Poesie der alten Dithmarsen, ingleichen von ihren Tänzen, und er sagt von ihnen, daß sie verständige, vernünftige und sinnreiche Leute waren, bei denen eine natürliche Fähigkeit vorherrschte, auch die verborgenen Wissenschaften zu begreifen. „Mit welcher Klugheit und Vorsichtigkeit sie dieses Land regieret, erhellet ja aus dem sattsahm, daß sie in die vierhundert Jahre ein so kleines und unbewehrtes Land vor denen mannigfaltigen Anfällen der Könige und Fürsten muthig beschützet, und bei auswärtigen Kriegen eine solche vorsichtige Conduite geführet, wodurch ihre Freiheit nicht allein befestigt, sondern auch die Balance zwischen denen Puissancen zum Theil unterhalten worden. Kurtz, es zu sagen, sie sind ore et manu Consultores Patriae gewesen, ernsthaft, gravitätisch und zu wichtigen Geschäften sehr geschickt; die durch Jani Vorsichtigkeit alles zukünftige Unglück vorgebeuget, und durch kluge Rathschläge und tapfere Faust die angedrohte Gefahr von ihrem Lande abgekehret."

Ganz besonders wird die Beredsamkeit der alten Dithmarser gerühmt, und ein alter Chronist sagt von ihnen, daß sie mit durchdringender Anmuth eine Sache vorzustellen

Jürgen Wullenwever. (S. 321.)

wüßten, wie dieß von den Fürsten und Gesandten oft erfahren sei, die in Itzehoe und sonstwo mit ihnen verhandelt hätten. Sie wüßten vornehmlich „beredsame Zungen in Prozessen weidlich zu gebrauchen" und konnten durch ihre natürliche Verschmitztheit auch den erfahrensten Jctum in Konfusion setzen, weil die tägliche Uebung ihnen die Landesgesetze mehr denn bekannt gemacht; daher man von ihnen sagte:

„De Dithmarser sind gar wiet bekannt,
Se sind up alle Ding behandt,
Van Natur geschwind in Rechtegang,
Dat hangt ehnen an ehr Levelang."

Viethen behauptet sogar von seinen Vorfahren, daß sie sich in der Musik und Poesie stark geübt hätten, „wie solches die vielen alten Gesänge von ihren Kriegen, heldenmüthigen Thaten und wunderlichen Geschichten, künstlich nach damaliger Art gedichtet, ausweisen, so sie in ihren Freudentagen und Gesellschaften abgesungen, ihre Thaten nicht allein in frischem Gedächtniß zu erhalten, sondern auch die Jugend zu gleicher Tapferkeit anzufrischen und von Laster und Schande

abzumahnen". Damit dieſe Geſänge aber nicht in Vergeſſenheit geriethen, wurden ſie während des Tanzens von allen Anweſenden geſungen; eins dieſer Lieder, welches bei dem „Trümmecken-Tank", einer Art Ecoſſaiſe, geſungen wurde, lautet:

Wullenwever vor dem Schaffot. (S. 322.)

Herr Heinrich und ſeine Bröder alle drei, voll grone,
Se bunden een Schepken (Schifflein) tor See, um de adliche Rosen-Blome,

Da dat Schepken rede (fertig) was, voll grone,
Se ſetten ſik darin, ſe föhrden (fuhren) alle daher um de adliche Rosen-Blome,

Da se westwerts averkämen, voll grone,
Do stund dar een Goldschmieds Söhne vör de Döhr mit de adliche Rosen=Blome.
„Weset (seid) my willkamen ji Herren alle drey gar hübsch und schone,
„Will je Mede (Meth), essste (aber) will ji nun Wien, sprak de adliche Rosen=Blome."
„„Wy willen neen Mede, wy willen neen Wien voll grone,
„„Wy willen en Goldschmieds Tochter han, de adliche Rosen=Blome.""
„Des Goldschmieds Tochter krieg ji nich gar hübsch und schone,
„Se is Lütcke Leicke all togesägt, de adliche Rosen=Blome."
„„Lütcke Leicke de kriegt se nich, voll grone
„„Dar will wy drei unsre Halse um wagen um de adliche Rosen=Blome.""
Lütcke Leicke tog ut sin blankes Schwert, voll grone,
He haude (hieb) Herr Heinrich sien lütjen Finger af um de adliche Rosen=Blome,
Herr Heinrich tog ut sin blankes Schwert, gar hübsch und schone,
He haude Lütcke Leicke sin Hövende (Haupt) wedder af, um de adliche Rosen=Blome,
„„Ligge Du alldar, en Kruse Kroll, voll grone,
„„Myn Hart is hundert dusend Freuden voll, um de adliche Rosen=Blome.""
Lütcke Leicke sine Kinder werden also sehr voll grone;
„Morgen schälen (sollen) wy unsere Vader begraven, um de adliche Rosen=Blome."

Was ich bisher von den alten Dithmarsen erzählt habe, war nicht geeignet, dem Leser einen hohen Begriff von ihnen zu schaffen, und sie erscheinen mehr als langweilige Spießbürger und nimmersatte Prasser, denn als freie Republikaner, denen die Unabhängigkeit mehr galt, als das Leben. Um daher den übeln Eindruck zu verwischen, den meine bisherige Schilderung gemacht, will ich meinen Freund Viethen wieder zur Hand nehmen, dessen sechstes Kapitel mit den Worten anfängt:

„Es sind die alten Dithmarsen lange, starke und wehrhafte Männer gewesen, sehr streitbar, etwas keck und unverzagten Gemüths, den Kriegen ganz ergeben."

Aber auch die Bezeichnung, daß sie „etwas keck" waren, ist nicht zutreffend, denn nach dem übereinstimmenden Urtheile aller alten Geschichtsschreiber waren sie grausame, unerschrockene Räuber und Krieger, weßhalb Rantzow sie auch crudeles Barbaros, sceleratos hostes, Cyclopes, Gigantes, gentem ferocem nennt, was auf gut deutsch heißt: grausame Barbaren, frevelhafte Feinde, Cyklopen, Riesen und wildes Volk. Ihre Tapferkeit, Todesverachtung, Körperkraft und Unversöhnlichkeit machten sie bei ihren Nachbarn so gefürchtet, daß jeder sich zum Tode vorbereitete, der mit einem Dithmarser Streit bekam; ja, es galt für einen Beweis ungewöhnlicher Kraft und Tapferkeit, wenn ein holsteinischer Ritter einen Dithmarser besiegt oder sich seiner erwehrt hatte, und Herzog Adolph wußte wohl, was er that, als er seinen Soldaten zurief: „Ein Jeder sehe sich vor, thue die Augen auf und die Fäuste zu; wer einen Dithmarser erschlägt, der mag sagen, daß er einen Kerl erschlagen hat, drum schießt nicht, bis ihr das Weiße im Auge eures Feindes seht." Die dithmarser Geschichte ist voll von Beispielen, daß kleine Häuflein im offenen Felde den geschlossenen Angriff zahlreicher geharnischter Ritter und Reisiger stehenden Fußes erwartet und mit ihren furchtbaren Streitäxten zurückgeschlagen haben; war die Uebermacht ihrer Feinde zu groß, als daß sie hätten siegen können, so kämpften sie bis auf den letzten Mann und dachten nicht daran, Pardon zu nehmen.

Die Weiber gaben den Männern in dieser Beziehung nichts nach; statt ängstlich zu wehklagen, wenn der Feind ihr Heimatsdorf bedrohte, legten sie den Harnisch an und kämpften muthig an der Seite ihrer Brüder und Gatten, und mancher tapfere Krieger und Ritter, der sich rühmen durfte, gegen die Sarazenen gestritten zu haben, erlag den tödtlichen Streichen dithmarsischer Weiber.

Wie wir weiter unten sehen werden, war es eine dithmarser Jungfrau, welche im Jahre 1500 vierhundert ihrer Landsleute anfeuerte, dreißigtausend Dänen und Holsteinern Widerstand zu leisten, und wie einst Frau von Kellingdorp Holstein vom Dänenjoche befreien half, so half das Mädchen von Heide einen der glänzendsten Siege erkämpfen, von dem die Geschichte zu erzählen weiß.

Bevor wir aber auf die Kämpfe um ihre Selbstständigkeit übergehen, wird es nothwendig sein, einen Blick in die Verfassung und Regierungsform der Dithmarser zu werfen, und um dieß zu können, muß ich den Leser daran erinnern, daß Kaiser Karl der Große sie dem Stifte Bremen einverleibt hatte. Als die Bremer Bischöfe aber nicht im Stande waren, ihre Schutzbefohlenen gegen die unausgesetzten Angriffe der Dänen, Wenden und Holsteiner zu vertheidigen, wurden die Fürsten von Sachsen zu Schutzherren der Dithmarser bestellt, und als auch diese sich machtlos erwiesen, schlossen die Freibauern mit der Krone Dänemark ein Bündniß, welches in der Schlacht bei Bornhöved sein Ende fand, indem die Dithmarser, wie ich oben erzählt, im entscheidenden Augenblick zu Adolph IV. übergingen und dadurch die Niederlage Waldemar II. herbeiführten. Eine Zeit lang waren die Dithmarser nun ohne alle Schutzherrschaft; allmälig fühlten sie aber doch das Bedürfniß eines Rückhaltes, weßwegen sie den Bremer Bischof wieder als Herrn anerkannten. Damit aber die Geistlichkeit keinen Einfluß auf die Landesregierung gewänne, erließen die bestellten achtundvierzig Regenten eine Verordnung, in welcher es hieß:

„Wer nach diesem Tage Briefe oder Schreiben von Pröpsten oder Prälaten annimmt und lesen läßt, er möge sein wer er wolle, der soll verbrochen haben gegen unser Land sechzig Mark Lübsch und soll sein in unserem Lande gesetzlos und ehrlos, und sein Haus soll man brennen."

Gleiche Strafe traf die Geistlichen, welche sich um weltliche Angelegenheiten kümmerten, ferner Jeden, der geistlichen Schutz anrief oder Jemanden in den Bann thun ließ.

Die Einrichtung, daß achtundvierzig Männer das Land regierten, stammt aus dem Jahre 1164, wo nur achtundvierzig Familien oder Geschlechter in Dithmarsen wohnten, welche unter sich ausmachten, daß der Aelteste jedes Geschlechts über die Anderen herrschen sollte; später wurden die Regenten aus den vornehmsten Geschlechtern gewählt; es durfte aber kein Geschlecht mehr als vier Regenten stellen. Weil aber in der Schlacht bei Hemmingstedt die Bewohner des Kirchspiels Strand ihre Schuldigkeit nicht gethan, konnte aus den dort lebenden Geschlechtern keiner zur Regierung berufen werden, — nach dem Grundsatz, daß nur der über seine Nebenmenschen herrschen könne, welcher für die Freiheit seines Vaterlandes muthig zu kämpfen wisse.

Unter den Achtundvierzigen standen in jedem Kirchspiele sechzehn Männer, die Sechzehner, die wöchentlich einmal öffentliches Gericht hielten, Klagen anhörten und über streitige Fälle entschieden. War eine Partei mit dem Spruche der Sechzehner nicht zufrieden, so stand ihm die Appellation an das ganze Kirchspiel frei. Fiel der Spruch des Kirchspiels nicht nach Wunsch aus, so konnte der in seinen Rechten sich gekränkt Fühlende an die Achtundvierziger und endlich an das ganze Land appelliren. Sämmtliche männliche Bewohner wurden dann auf der Haide versammelt, ein Sechzehner aus dem ältesten Kirchspiele des Landes Webdingstedt mußte mit lauter Stimme ausrufen: „Höret jy Herren unsere Lande, dar is en Wort to seggen, dar dem Lande Macht anne ligget". Die Versammlung schloß nach diesem Rufe einen Kreis, die streitenden Parteien stellten sich in die Mitte, trugen ihre Sache vor und warteten den Spruch ihrer Landsleute ab. War der Kläger noch immer nicht zufriedengestellt, so stand ihm die Appellation an das kaiserliche Kammergericht frei.

Ueber die innere Ruhe wachten in jedem Kirchspiele vier Schlüter oder Exekutoren, welche Missethäter einzufangen und zu — verbrennen hatten. War der Delinquent den Schlütern eines Kirchspiels zu gefährlich, so vereinigten sich sämmtliche Kirchspiele, um über ihn herzufallen und ihn den Flammen zu übergeben.

Das erste geschriebene Gesetzbuch der Dithmarsen stammt aus dem Jahre 1447 und führt den Titel: „Anno Domini millesimo quadringentesimo septimo do ward dat Land to Dithmarsen entrechtigliken eins, des nachgeschrevenen Rechtens ewiglick to holdende, und darby to blivende, umb Nüttigkeit und Besteniſſe willen unses menen Landes to Dithmarsen, dat de ewige Gott so beſtänlick beholde, umme syner Gnaden willen, Amen." Damit Niemand sich mit Unkenntniß der in diesem Buche verzeichneten Gesetze entschuldigen könne, ward es im ganzen Lande verlesen. Einige dieser Gesetze waren so eigenthümlich, daß ich mir's nicht versagen kann, ihrer in kurzen Worten zu gedenken.

Wer im Verdacht stand, ein Verbrechen begangen zu haben, oder wer als Gotteszeuge auftreten mußte, wurde drei Tage eingesperrt, um sich durch Fasten und Beten gehörig vorzubereiten. Nach Ablauf dieser Frist ward er in's Freie geführt, von einem Geistlichen empfangen und aufgefordert, ein glühendes Eisen, das vorher durch besondere Sprüche gesegnet war, in die Hand zu nehmen und im Kreise umherzutragen. Verbrannte er sich die Finger, so war dieß ein sicheres Zeichen, daß er Verbrecher oder falscher Zeuge sei. Noch im Jahre 1479 mußten die Bauern von Wolderſen und von Lunden, die sich um den Besitz eines Deiches stritten, glühendes Eisen tragen, und die Achtundvierziger machten durch einen Brief bekannt, daß sie die Hände der Bauern von Wolderſen drei Tage nach der Feuerprobe „rein und unsträflich" befunden haben, weßhalb ihnen der streitige Deich für alle Ewigkeit zugehören solle.

Noch charakteristischer waren die Gesetze der „Schlachten" oder Geschlechter, welche vollkommen an die schottischen Clans erinnern. Nach diesen Bestimmungen mußten alle Diejenigen, welche in der „Klufft" oder Verwandtschaft waren, allen Schaden, den ihr Bundesgenosse angerichtet, es mochte an Gütern oder an Leben sein, erstatten und bezahlen, wie es deutlich durch den Artikel bestimmt wurde, der also lautet: „efft en Mann en Man dalschlagt, und he hat nicht Gut, dar he en mede betalen konde, so schälen syne Nechſten totaſten und betalen den Mann".

Fast noch schlimmer war die Einrichtung, daß das ganze Geschlecht verpflichtet war, für den Bundesgenossen zu schwören, ganz einerlei, ob es den Thatbestand kannte oder nicht. Solcher Geschlechtseide gab es verschiedene Arten, wie Eide über das Geschlecht, über das ganze Geschlecht, über die Klufft, Zwölfmännereide, Dreißigmännereide von dreißig eingeborenen Geschlechtern, Sechsmännereide, Eide der nächſten Blutsverwandten, Kircheneide u. ſ. w.

Durch besonderes Gesetz war es dem Beschädigten verboten, sich mit seinem Gegner zu versöhnen, ohne sein ganzes Geschlecht erst zu Rathe gezogen zu haben.

Es ist auffallend genug, daß die Dithmarser ihre Unabhängigkeit aufrecht erhielten, so lange sie durch ihre Klufften gezwungen waren, gegenseitig für einander einzustehen; erst als die Bande gelöst wurden, welche sämmtliche Bewohner bisher zu einer großen Familie vereinigt hatten, fand der böse Dämon Uneinigkeit seinen Weg in das durch Jahrhunderte mit unerschrockenem Heldenmuth vertheidigte Ländchen.

Mag man aber über die Gesetze der alten Freibauern denken wie immer, eins steht fest: „Manches wäre in Deutschland anders geworden, wenn Jeder, der einen Brief von einem Prälaten oder Propst empfangen und verlesen hätte, mit Landesverweisung bestraft worden wäre, und wir würden uns durch ein solches Gesetz höchstens um das Vergnügen gebracht haben, die Encyclica des heiligen Vaters zu lesen."

Die Dithmarser waren bisher Freibauern gewesen, d. h. Republikaner, die unter sich streng auf Ordnung und Ehrbarkeit hielten, ihren Nachbarn aber wegen der beständigen Raubzüge im höchsten Grade unbequem waren. Alle Versuche der Holsteiner, Wenden und Sachsen, die unruhigen Bauern zu unterwerfen, waren an ihrer löwenherzigen Tapferkeit gescheitert, und man hatte sich allmälig daran gewöhnt, die Dithmarser als ein Volk zu betrachten, mit dem man im Bösen nichts, im Guten aber nur wenig ausrichten könne. So lagen die Dinge, als Christian I. von Dänemark, Herzog von Schleswig und Graf von Holstein im Jahre 1474 eine Reise nach Rom antrat und auf seiner Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III. zu Rothenburg an der Tauber durch falsche Vorspiegelungen den Kaiser bewog, Dithmarsen und Stormarn mit Holstein zu einem Herzogthum zu vereinigen. Nach seiner Rückkehr aus Rom hielt Christian einen Landtag zu Rendsburg, zu welchem er Abgeordnete der Dithmarser einladen ließ, die natürlich nicht wenig erstaunten, als man ihnen verkündete, daß sie ihre Unabhängigkeit verloren hätten und Unterthanen des dänischen Königs geworden seien. Der König eröffnete ihnen, daß sie mit seinem Vorgänger Waldemar II. von Dänemark ein Bündniß geschlossen hätten, und daß ihre zweihundertjährige Unabhängigkeit seit der Schlacht bei Bornhöved in ihrer Stellung zur dänischen Krone nichts geändert hätte; er wolle ihnen aus besonderer Gnade ein Jahr Zeit lassen, um sich die Sache reiflich zu überlegen, würde sie aber nach Ablauf

dieſer Friſt nöthigenfalls durch die Waffen zum Gehorſam bringen.

Als die Abgeordneten mit ihrer unerwarteten Nachricht in der Heimat eintrafen, wurde ſogleich beſchloſſen, eine Geſandtſchaft an den deutſchen Kaiſer abgehen zu laſſen; dieſe reiste denn auch, „nicht ſonderlich mit Geld verſehen", nach dem Süden und ſetzte es durch, daß der Kaiſer die Belehnung des däniſchen Königs wieder aufhob und ihm befahl, binnen dreiundſechzig Tagen perſönlich vor ihm zu erſcheinen, um ſeine Gerechtſame darzulegen.

„Es haben aber," ſagt der Chroniſt, „die nachläſſigen Dithmarſer ein geringes Geld, um großen Nutzen zu gewinnen, zur Unzeit geſpart und die Citation des Königs bei ſeinen Lebzeiten nicht ordentlich verfolgt; denn hochgedachter König Chriſtian I. iſt den folgenden Sommer, als den 22. Mai 1482, darauf verſtorben."

Bald nach dem Tode Chriſtian's I. forderten ſeine beiden Söhne Johann und Friedrich, deren erſter König von Dänemark war, während Friedrich über Schleswig-Holſtein regierte, die Dithmarſer auf, ſich ihnen zu unterwerfen, und verlangten von ihnen eine Schatzung von fünfzehntauſend Mark und die Aufführung dreier Feſtungen, worauf die Freibauern erklärten, daß ſie lieber bis auf den letzten Mann zu Grunde gehen, als ſolche entehrende Bedingungen eingehen wollten, und es würde wahrſcheinlich ſchon in dieſem Jahre (1499) zum Kriege gekommen ſein, wenn der däniſche König nicht durch die Unruhen in Schweden verhindert worden wäre, bedeutende Streitkräfte nach dem Feſtlande zu ſchicken. Erſt als die Schweden zum Gehorſam gebracht worden waren, konnte Johann an ernſtliche Rüſtungen gegen Dithmarſen denken, und da ihm die „ſchwarze Garde" des Junker Schlentz bereits vor drei Jahren weſentliche Dienſte geleiſtet und unter den biedern Dalekarliern ein entſetzliches Blutbad angerichtet hatte, kam ihm das Anerbieten des Junkers, „Dithmarſen zu erobern, falls es nicht im Himmel läge", ſehr erwünſcht. Dieſe ſaubere Garde, die von den Chroniſten übereinſtimmend auf ſechstauſend Mann angegeben wird, beſtand aus Abenteurern aller Herren Länder, und hatte in dem unglücklichen Deutſchland bald für dieſen und bald für jenen Fürſten gekämpft, ſich aber durch ihre ruchloſen Plünderungen und Grauſamkeiten ſo verhaßt gemacht, daß man erſchrack, wenn man nur ihren Namen hörte. Sie nannte ſich ſelbſt die junge auserleſene Mannſchaft und that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſie nur zu Fuß kämpfte und weder Pardon gäbe noch nähme.

Bevor noch die Garde über die Elbe in Holſtein eingedrungen war, hatten der König und ſein Bruder eine Geſandtſchaft an die Dithmarſer abgeſchickt, welche den Fehdebrief verleſen mußte; da aber beide Theile noch nicht gehörig zum Kampfe vorbereitet waren, kam man überein, bis zum Maimonat von allen Feindſeligkeiten abzuſtehen. Kaum war aber die Waffenruhe von beiden Seiten zugeſtanden, als die ſchwarze Garde über die Elbe ſetzte und in Holſtein ſo arg zu wirthſchaften begann, daß der König dem eben geſchloſſenen Vertrage zuwider mit großer Heeresmacht in das Gebiet der Dithmarſer einfiel.

Die armen Freibauern, die ſich von einer weit überlegenen und wohldisziplinirten Armee ſo plötzlich bedroht ſahen, wollten anfangs verzagen und geduldig über ſich ergehen laſſen, was ein gnädiger Gott ihnen beſtimmt haben möchte; als ſie aber erfuhren, wie grauſam die ſchwarze Garde in dem verbündeten Holſtein hauste, und als es ihnen aus tauſend Wahrzeichen klar wurde, daß die Fürſten ihre Ländereien wie erobertes Land unter den Rittern und Adeligen vertheilen wollten, welche ſich dem Kriegszuge angeſchloſſen hatten, da entſagten ſie dem Kleinmuth und bereiteten ſich mit einer Ruhe und Reſignation auf den ungleichen Kampf vor, die unſere volle Bewunderung verdient. Ganze Kirchſpiele vereinigten ſich auf dem nächſten freien Felde und hörten in tiefer Andacht die Meſſe leſen; darauf traten die älteren Männer in die Mitte ihrer Landsleute, legten die Hände Derer in einander, die bisher in Zank und Unfrieden mit einander gelebt, ermahnten zur Eintracht, Liebe und Verſöhnung und veranlaßten alle Anweſenden, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Nach beendetem Gottesdienſte kniete Jung und Alt nieder und betete inbrünſtig zu Gott, er möge dem Rechte zum Siege verhelfen, und ergriffen von dem Ernſte des Augenblicks und der Liebe zur Heimat hoben Männer, Weiber und Kinder die Hände zum Schwur, jeden Fuß breit ihres Landes mit ihrem Herzblute zu vertheidigen. Die Begeiſterung war bald ſo allgemein geworden, daß einzelne Brautpaare ſich faſt Angeſichts der vordringenden Feinde trauen ließen, um zu beweiſen, daß ſie es nicht der Mühe werth hielten, ſich durch die drohende Kriegsgefahr beirren zu laſſen. Die Bewohner der Geeſt, oder des hochliegenden, an Holſtein angränzenden Landes, flüchteten mit ihrer ganzen Habe in die tiefliegende Marſch und ließen den Truppen der verbündeten Fürſten nichts als die leeren Wohnungen, die von dieſen ſchonungslos niedergebrannt wurden.

Wie groß die Armee Johann's und Friedrich's geweſen, iſt ſchwer oder wohl gar unmöglich, genau anzugeben. Am Wahrſcheinlichſten iſt die Angabe Viethen's, welcher dem Cilicius nacherzählt: „Die Herren haben zuſammengebracht an Herren, Rittern und Edelleuten bis in die Zweitauſend, ohne das Landvolk, deren faſt eine gleiche Anzahl iſt geweſen. Zu dieſen ſtießen die Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt, Adolph und Otto, mit vielen Reitern und Pferden; nächſt dem kamen aus der Mark und dem Fürſtenthum Braunſchweig und Lüneburg eine große Anzahl von Adel, zum Kriege insgeſammt wohl ausgerüſtet, wiewohl man nicht wiſſen kann, ob ſie von ihren Fürſten dem Könige von Dänemark als Hülfsvölker zugeſandt waren, oder ob ſie als Volontairs ihr Glück zu machen und Beute zu holen aus freiem Willen ſich in dem Kriege gebrauchen ließen. Wenigſtens ſteht dieß feſt, daß eine ſehr große Menge Volk beiſammen geweſen, denn ſo war die Garde ſechstauſend Mann auserleſen Volk, und ſonſt des Fußvolks aus allen Orten ungleich mehr, wie ſie denn auf fünfzehntauſend Mann gerechnet worden; nachdem waren die Fürſten, Ritter und Adelsperſonen aus Dänemark, Schleswig-Holſtein und Jütland zweitauſend, die ohne Zweifel ihre Knechte und Jungen bei ſich gehabt. Aus der Mark Oldenburg und Lüneburg haben ſich nicht weniger befunden; über dieſe alle ſind noch die Proviantwägen geweſen, auch dreitauſend, da bei jedem Wagen gewiß zwei Perſonen geweſen ſein, daß alſo

Hamelmann nicht unrecht zu haben scheint, wenn er schreibt, daß dieses Korps in die dreißigtausend Mann stark gewesen. Auf diese große Macht verließen sie sich gänzlich," erzählt Viethen weiter, „zogen gar sicher und freimüthig daher, wie zu einem Tanze, und waren des Sieges so sicher und gewiß, daß sie auch ihre Baarschaften bei sich führten, um Beute zu kaufen, hatten auch ihre Sigel und Petschaften bei sich, damit sie Handschriften, Kaufbriefe und Quittungen ausstellen könnten; allein sie machten die Rechnung sonder den Wirth und verkauften die Haut, ehe noch der Bär gefangen. Viele von Adel zogen ohne Waffen, mit goldenen Armbändern angethan, als wenn sie zum Schauspiel und Wohlleben, nicht aber zum Kriege und zur Schlacht berufen wären."

Zu Anfang des Februar im Jahre 1500 zog der König von Dänemark mit seiner zahlreichen Armee an die dithmarser Gränze, wo er einige Tage verweilte, weil er hoffte, daß die Bauern, das Unnütze eines Widerstandes einsehend, sich

Blücher verlangt vom Lübecker Rath Proviant für seine Soldaten. (S. 322.)

freiwillig unterwerfen würden. Nachdem er vergebens auf Friedensboten gewartet, ließ er seine Truppen aufbrechen und nach der Hauptstadt Meldorf ziehen. Die nur von einigen Miethstruppen besetzte Stadt fiel ohne die geringste Gegenwehr in des Königs Hände, ward aber trotzdem auf das Erbarmungsloseste geplündert. Die Frauen, Mädchen und Kinder, die im Vertrauen auf ihre eigene Wehrlosigkeit in der Stadt zurückgeblieben waren, wurden grausam mißhandelt und ermordet; selbst kranke Mütterchen wurden aus den Betten gerissen und von der schwarzen Garde niedergestoßen. Dieß geschah am 13. Februar.

Die Miethsoldaten, welche Meldorf eilenden Fußes verließen, sobald die Armee des Königs zum Angriff vorging, verbreiteten im ersten Augenblick unter den Dithmarsen, welche sich weiter westlich im offenen Felde versammelt hatten und über die fernere Kriegführung beriethen, panischen Schrecken, und bei der Schilderung der unabsehbaren Heeresmassen, welche sich über Dithmarsen ergossen, und der unmenschlichen Grausamkeiten, deren sie sich schuldig machten, entsank den besten Männern der Muth, so daß überall Stimmen laut wurden, die Männer dürften ihre Freiheit nicht höher schätzen, als das Leben ihrer Weiber und Kinder.

Als die Weiber aber merkten, daß ihre Männer und Brüder kleinmüthig zu werden begannen, ermunterten sie sie zur Ausdauer und begeisterten sie durch feurige Reden in dem Maße, daß Alle, welche von Unterwerfung gesprochen hatten, feierlich die Hände emporhoben und schwuren, bis zum Aeußersten zu kämpfen. „Der Feind verläßt sich auf seine Macht," rief ein bejahrter Greis; „wir aber verlassen uns auf Gott und den Apostel Petrus. Gesetzt, daß wir erschlagen werden, so gibt es ja keinen rühmlicheren Tod, als für das Vaterland zu fallen; tausendmal lieber im Kampfe für die Freiheit sterben, als den eigenen Kindern dänische Sklavenketten anlegen. Der Feind ist stark; aber wer unverzagt kämpft, darf auf Sieg hoffen. Wahrt eure Freiheit, Landsleute! Wer ein Mann ist, der schwöre mit mir, muthig für seine Heimat zu kämpfen."

Durch diese und ähnliche Reden und durch die Begeisterung der Weiber angefeuert, beschlossen die Dithmarser, ihre Feinde nicht zu zählen, sondern zu bekämpfen, und kaum war dieser Entschluß gefaßt, als ihnen ein Spion des Dänenkönigs in die Hände fiel, dem sie durch grausame Martern das Geständniß entlockten, daß die ganze feindliche Armee am folgenden Montage nach Hemmingstedt und von da nach Heide aufbrechen würde.

Kaum hatten sie diese für sie unendlich wichtige Nachricht erhalten, als sie auf Anrathen des tapfern Jesebrant vor dem Wege, den die Feinde passiren mußten, einen Wall aufwarfen, den sie mit zwei Geschützen armirten und einer Jungfrau aus Heide, Namens „Telsche", und vierhundert mit Streitäxten bewaffneten Männern anvertrauten.

Der Platz, wo diese Schanze lag, ist noch mit Bestimmtheit nachzuweisen und wird der Dusendüwelswall (Tausendteufelswall) genannt. Das Land ringsumher ist vollkommen flach und eben; der ziemlich breite Weg, der gerade auf die Schanze zuführte, war an beiden Seiten mit tiefen und breiten Gräben eingefaßt, welche durch die Meeresflut bis an den Rand mit Wasser angefüllt waren.

Der 17. Februar des Jahres 1500 war ein kalter, trüber Tag; heftige Westwinde trieben schwere Schnee- und Regenwolken vor sich her und verdunkelten die Sonne, die sich nur dann und wann Bahn brach und ihre matten Strahlen auf die schneebedeckten Gefilde fallen ließ. Die Wege waren durch den vorhergegangenen Wechsel von Thau- und Frostwetter schwer passirbar geworden, und namentlich die Kavallerie hatte mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um in dem zähen Lehmboden der Marsch vorwärts zu kommen. Die holsteinischen Ritter, welchen nichts Gutes ahnte, weil sich nirgends bewaffnete Dithmarser zeigten, und die auch besser mit den Marschwegen bekannt waren, als die Herren aus Dänemark, riethen dem König, besseres und helleres Wetter abzuwarten; Junker Schlentz überstimmte sie aber und bewog den König, mit klingendem Spiel und unter dem Donner der Geschütze aus Meldorf aufzubrechen und dem einmal gefaßten Plane, an diesem Tage Heide zu erreichen, treu zu bleiben.

Von dem Verräther Carsten Holms aus Heide geführt, trat die Armee früh am Vormittage den Marsch an. Die schwarze Garde hatte die Vorhut; ihr folgten fünfzehntausend Mann Fußvolk; darnach Bauern und Bürger mit Brettern und Latten, um die Gräben zu überbrücken; dann die Reiter mit der Artillerie, von welcher nur einige Geschütze der Garde zugetheilt waren. Den Schluß des langen Zuges bildete eine unglaubliche Menge von Wägen und Schlitten, die dazu bestimmt waren, die Siegesbeute zu transportiren.

Als die Armee die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und mit der eintretenden Flut ein starker Nordwest sich erhob, der mit Schnee und Hagel über das Land daherbrauste, zogen die Dithmarser die Schleusen auf und ließen das Meer herein. In wenig Augenblicken war das ganze Land in einen See verwandelt; selbst die Straße, welche auf die Schanze führte, stand unter Wasser und war nur schwer zu erkennen. Je näher die schwarze Garde der Schanze kam, desto dichter wurde das Schneegestöber, so daß die Leute Mühe hatten, die Augen aufzuhalten. Wind und Wetter kamen den Dithmarsen zu Hülfe, die unverzagten Herzens den Feind herankommen sahen und mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie ihre ersten Kanonenschüsse abgeben konnten. Als die Garde endlich nahe genug herangekommen war, um mit Erfolg beschossen werden zu können, kniete Telsche nieder und gelobte der Mutter Gottes ewige Keuschheit, wenn sie sich ihrer Landsleute erbarmen wolle; darauf erhob sie sich, ergriff die Fahne und ermunterte die kleine Besatzung, sich nicht durch ein schwaches Mädchen beschämen zu lassen. Eine Salve aus den beiden Geschützen war die Antwort Wulf Jesebrant's. Die Kugeln schlugen in die geschlossenen Massen der auf einen solchen Empfang nicht vorbereiteten Garde und streckten die vordersten Reihen zu Boden. Einen Augenblick stutzte Junker Schlentz; schnell entschlossen, befahl er aber seinen Leuten, ihre langen Lanzen über den Graben zu legen, um auf dieser improvisirten Brücke das Land zu beiden Seiten der Schanze zu erreichen. Als die Dithmarser dieß gewahrten, warfen sie sich den Angreifern entgegen und schlugen sie nach mörderischem Kampfe über die Gräben zurück. Ein Gemetzel entspann sich jetzt, wie die Geschichte kein zweites aufzuweisen hat. Von den nachrückenden Fußknechten vorwärts gedrängt, stürmte die Garde unter dem Rufe: „Wahr' di Bur, de Garde kommt!" unausgesetzt gegen die Schanze; die Dithmarsen, die wohl einsahen, daß sie endlich unterliegen würden, wenn sie nicht mit der äußersten Todesverachtung kämpften, warfen sich den Stürmenden entgegen und erwiederten den Ruf der Garde mit den Worten: „Wahr' di Garde, de Bur kommt!" Weil aber vierhundert gegen sechstausend kämpften, und weil sie fürchtete, daß ihren Landsleuten der Muth sinken würde, wenn sie sähen, daß ihre Waffengefährten, die nur in kurzer Entfernung von ihnen im Hinterhalt lagen, ihnen nicht zu Hülfe kämen, rief das muthige Mädchen beständig: „Seht euch nicht um, seht euch nicht um! Vor euch ist der Feind!"

Ueber den an Raserei grenzenden Widerstand der Dithmarser in Wuth versetzt, rief Junker Schlentz: „Ist von euch dithmarser Lümmeln Keiner, der mit einem Ritter und Edelmann zu kämpfen wagt?"

„Das will ich," antwortete ein Bauer aus Neuenkirchen, indem er einen furchtbaren Hieb auf das Haupt des Junkers führte. Die Kämpfenden beider Parteien wichen zurück und sahen dem Zweikampfe ihrer Führer zu. Auf der einen

Seite ſtand ein geharniſchter, in den Waffen wohlgeübter Ritter, auf der andern ein Bauer mit Schild und Streitaxt. Nach einigen vergeblichen Verſuchen, ſich gegenſeitig zu entwaffnen, umfaßten ſich die Kämpfenden, und nach langem Ringen hob der Bauer den Ritter auf und warf ihn zur Erde, und da er mit ſeiner Waffe den Harniſch nicht zu durchhauen vermochte, trat er ihn mit ſeinen Füßen in den Moraſt, daß er elend erſticken mußte.

Auf den Jubelſchrei, der dieſer That folgte, wagten ſich die Dithmarſer, welche bisher hinter der Hemmingſtedter Kirche ſich verſteckt gehalten, hervor und geſellten ſich zu dem Häuflein in der Schanze, und der Kampf, der von Minute zu Minute größere Dimenſionen annahm, wurde jetzt mit ſolcher Erbitterung geführt, daß die Garde bis auf den letzten Mann erſchlagen oder in die Gräben gedrängt ward. Von Mordluſt getrieben und mit dem Blute ihrer erſchlagenen Feinde beſpritzt, warfen ſich die Dithmarſer nun auf das fünfzehntauſend Mann zählende Fußvolk, erſchlugen viele Tauſend, drängten den Reſt in die Gräben und drangen mit dem Rufe: „Schlagt dat Perd (Pferd) und ſchont den Mann“ auf die Ritter ein. Nach wenig Augenblicken wälzten zum Tode getroffene Pferde ſich auf dem engen Wege; wer den furchtbaren Hieben der racheſchnaubenden Bauern ausweichen wollte, verſank in dem Moraſt der tiefen Marſchgräben; den Rittern war faſt alle und jede Gelegenheit benommen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, der Troß von Wägen und Schlitten, der ihnen auf dem Fuße folgte, verhinderte ſie, ſich durch die Flucht zu retten, und die Bauern hatten ſomit verhältnißmäßig leichtes Spiel mit Denen, welche ſich im Vornhinein in ihre Güter getheilt und ihre gänzliche Ausrottung beſchloſſen hatten.

Viethen bezeichnet die ſchreckliche Lage der Ritter treffend, indem er ſagt: „Solchergeſtalt hielten die Reiter in dem tiefen Wege gleich als gefangen und erwarteten nichts ſicherer, als den Tod, welchen zu ertheilen denn auch die Dithmarſer als muthige Schlachterknechte herbeiliefen. Nachdem die Pferde verwundet, wurden ſie ganz wüthend, ſprangen und ſchlugen grauſam, warfen die Reiter unter die Füße und in den Graben, da entſtand ein erbärmlich und klägliches Geſchrei, der Dampf von den ſchwitzenden Pferden, Schnee, Regen und Hagel verblendete ihre Augen, daß ſie zur Flucht keinen Weg finden konnten, alſo daß mancher tapfere Kriegsheld ſein Leben hat jämmerlich büßen müſſen, der nicht einmal ſein Schwert gezückt.“

Nur die Fürſten mit einigen wenigen Rittern entkamen über die mit Todten angefüllten Gräben; der ganze übrige Troß von Rittern, Edelleuten, Fußknechten u. ſ. w. wurde von den erbitterten Bauern mit Streitäxten zu Boden geſchlagen, oder in die Gräben gedrängt und ertränkt.

„Nach erfochtenem glorreichen Siege plünderten die Dithmarſer die erſchlagenen Feinde, und wo ſie einen Verwundeten fanden, ſchlugen ſie ihn vollends zu Tode,“ erzählt Viethen, „und wie die Nacht über ſolche Arbeit angefallen, kamen ſie des folgenden Dienſtags und plünderten etliche Tage nach einander. Des Fußvolks haben ſie etliche Tauſend begraben; die erſchlagenen Ritter, Herren Edelleute und andere Reiter ohne Zahl haben ſie nackt und bloß liegen und den Vögeln zur Speiſe werden laſſen. Es iſt aber des Raubes ein unendlicher Schatz geweſen an Gold, Silber, Perlen, Edelgeſtein, Pferden und Rüſtung, daß ſolches nicht zu zählen; in Summa des Goldes und Silbers iſt ſo viel geweſen, daß ſie es auch nicht geachtet und probiren laſſen, denn man nachhero an güldenen Ketten, dieweil ſie ſchwarz geweſen und vor Eiſen angeſehen worden, die Hunde angebunden, bis man es im Abtragen verſpürt und hernach beſſer genützt.“

Die werthvollſten Gegenſtände der Beute beſtanden in den fürſtlichen Kammerwägen, die reich mit Gold und Silber beladen waren, dem königlichen Wagen mit vielen Silberbarren, fünfundzwanzig großen ſilbernen Schüſſeln und vielen goldenen Bechern, anderem Gold- und Silbergeſchirr, dreitauſend Wägen mit Lebensmitteln, vier Laſt Büchſenpulver, dem ganzen Geſchütz und ſämmtlichen Fahnen und Panieren mit Inbegriff der Danebrogsfahne, welche unter König Waldemar II. den Dänen vom Himmel herabgeworfen wurde, als ſie vor den Ruſſen flüchteten.

Unter den erſchlagenen Rittern befanden ſich unter Anderen beide Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt, elf Herren von Ahlefeld, vier Buchwald's, vier Rantzau's, fünf Pozwiſche, ſechs Seheſtedter und drei Ritter aus Köln mit zweihundert und achtzig Pferden. Der Geſammtverluſt der Dänen und ihrer Verbündeten wird von dem glaubwürdigen Neocorus auf vierundzwanzigtauſend Mann angegeben; die Dithmarſer erkauften den Sieg durch den Tod von dreihundert Mann.

Vergleichen wir die That der kleinen Beſatzung im Duſendüwelswall mit der in allen Schulen und Gymnaſien bis in den Himmel erhobenen Vertheidigung der Thermopylen durch Leonidas und ſeine Helden, ſo finden wir, daß die Dithmarſer hinter den Spartanern um kein Haar breit zurückgeblieben ſind.

Der Schreck, den die furchtbare Niederlage dem däniſchen Könige einflößte, war ein ſo heilloſer, daß er ſich beeilte Frieden zu ſchließen, allen Anſprüchen auf Dithmarſen zu entſagen und in einem eigenhändig unterſchriebenen Dokumente zu erklären: „Demnach, um Aufruhr und Blutvergießen zu vermeiden, haben Wir allen und jeden Gram, Haß und Widerwillen, den Wir gegen die ehrſamen Achtundvierziger und die Inſaſſen des Landes Dithmarſen einigermaßen gehabt oder haben, niedergelegt, weggenommen und getödtet, wie Wir ihn Kraft dieſes Briefes niederlegen, wegnehmen und tödten, und niemals wieder wollen gedenken, noch mit irgend einem Rechte ausſprechen. Wir renonciren in höchſter und beſter Form, verpflichten uns zu guter Nachbarſchaft, wollen ſie nicht mit Ueberfällen oder Feindſeligkeiten ängſtigen oder bedrohen zu irgend einer Zeit, ſondern ſie gegen ihre Feinde getreulich ſchützen und beſchirmen.“

Die Dithmarſer hatten demnach alle Urſache, ſich ihres Sieges zu freuen und die ewigen Streitigkeiten mit den Dänen und Holſteinern für erloſchen zu betrachten. Die Privilegien, die Kaiſer Karl der Große ihnen gegeben, hatten ſie ſiebenhundert Jahre lang aufrecht erhalten und mit ihrem Herzblute vertheidigt; ihren Feinden hatten ſie aber eine ſo furchtbare Lehre gegeben, daß ein erneuerter Einfall in ihre Marſchen nicht zu befürchten ſtand. Leider hatte

der Sieg aber auch das zur Folge, daß die beutebeladenen Sieger unter einander uneinig wurden, und daß in dem Lande, welches bisher den Verrath nur dem Namen nach gekannt hatte, Neid, Mißgunst und Meuchelmord ihr Haupt erhoben. Der ehrwürdige Peter Swin, der mit Recht pater patriae genannt wurde, ward von seinen eigenen Landsleuten heimtückisch ermordet, die oligarchische Verfassung und Regierung begann in ihren Grundfesten zu wanken, und der gefährliche republikanische Grundsatz, daß in einem Staate alle Bürger gleiche Rechte und gleich viel zu sagen haben, untergrub das bisherige patriarchalische System in erschreckender Weise. Die Fürsten Dänemarks und Schleswig-Holsteins, welche wohl wußten, daß Dithmarsen unbezwinglich sei, solange seine Bewohner einig waren, erfuhren kaum von dem betrübenden Umschwung, der in Folge des Sieges am Dusendüwelswall eingetreten war, als sie, uneingedenk der feierlichen Verträge und Friedensinstrumente, einen neuen Kreuzzug gegen die „Rebellen" beschlossen. Nachdem sie im Geheimen alle Vorbereitungen getroffen, sandten sie einen Herold nach Heide, welcher den Achtundvierzigern ein Schreiben überbrachte, in welchem es heißt: Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, und Wir Adolph und Johann von derselben Gnade Herzoge zu Schleswig-Holstein. Nachdem ihr Achtundvierziger, wie ihr euch nennt, und alle und jede Einwohner des Landes Dithmarsen, Uns als eure erblichen Landesherren und von Gott verordnete Obrigkeit gegen Gottes Befehl und Verordnung der hohen Obrigkeit, zu euerm Seelenunheil, nicht allein vorsätzlich ungehorsam und widerwärtig, sondern auch in vielen Wegen unaufhörlich mit unchristlichen, schimpflichen und unleidlichen Handlungen an Unseren Vorfahren und Unserer Hoheit euch versündigt . . . Wir wären der Ankündigung unserer scharfen und ernsten Strafe gern überhoben gewesen; wollen euch aber, obgleich wir unsern ungehorsamen Unterthanen dieß nicht schuldig sind, hiermit nach Kriegsgebrauch gewarnt haben. Wornach ihr euch zu richten. Gegeben am 18. Mai 1559.

Dieses Schreiben, das mit dem Wortlaut des letzten Friedenstraktats im grellsten Widerspruche stand und den Dithmarsern, die sich im tiefsten Frieden glaubten, ganz unerwartet kam, rief eine solche Erbitterung hervor, daß es den Achtundvierzigern nur mit großer Mühe gelang, den Herold vor der Wuth des Volkes zu retten. Sie wußten die aufgeregte Menge aber endlich zu besänftigen und entsandten den Herold mit einem Antwortschreiben, in welchem sie sich, ähnlich wie die Fürsten, auf ihr göttliches Recht beriefen und den Beistand des Himmels als ihre beste Stütze gegen ihre Feinde und Angreifer betrachteten.

Die Fürsten, welche ihre zahlreiche Armee an der dithmarser Grenze zusammengezogen und den Vortheil des Angriffs auf ein ganz unvorbereitetes Volk hatten, rückten am 21. Mai mit viertausend Mann zu Pferde und fünfundvierzig Fahnen Infanterie, von denen Graf Anton von Oldenburg allein fünfzehn gestellt hatte, in die Marsch ein und begannen einen Vernichtungskampf, der an die Schrecken des Alba'schen Regiments erinnert, einer von Gott eingesetzten Obrigkeit aber wahrlich nicht zur Ehre gereichte. Alle Orte, Dörfer, Häuser und Mühlen wurden den Flammen übergeben, Weiber und Kinder schonungslos gemordet, Säuglinge aus den Wiegen gerissen und kaltblütig erwürgt, und wo die Dithmarser sich in Haufen von drei- bis vierhundert Mann versammelten und mit heroischer Tapferkeit kämpften, wurden sie bis auf den letzten Mann in die Pfanne gehauen. Selbst die Verwundeten und Schwachen, die sich in die Kirchen geflüchtet hatten, wurden durch Feuerbrände, welche man auf die Kirchendächer warf, gezwungen, ihr Asyl zu verlassen und sich in die Lanzen der dänischen Mordknechte zu stürzen. In Meldorf hatten sich eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder in die Kirche geflüchtet; die Dänen lagerten sich auf dem Friedhofe und ergötzten sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen, die durch das herabfallende geschmolzene Blei des Daches und den erstickenden Rauch zur Verzweiflung getrieben wurden. Von unerträglichen Qualen gepeinigt, ermannten sich die Unglücklichen; sie stürzten mit Feuerbränden in den Händen aus der Kirche und nahmen schreckliche Rache an ihren ruchlosen Feinden.

Die Bauern kämpften überall mit heldenmüthiger Tapferkeit gegen die wohlorganisirte fürstliche Armee, und wenn sie einig gewesen wären, wie im Jahre 1500, so würden sie ihre Unabhängigkeit ohne Zweifel behauptet haben. Dank der Zwietracht und der Eifersucht, die sich überall geltend zu machen wissen, wo Jeder Herr, Niemand aber Diener sein will, wurden ihre Kräfte zersplittert, und die Erfolge, die hin und wieder erkämpft wurden, konnten wegen mangelnder Unterstützung nicht ausgebeutet werden.

Die alten Chroniken sind voll von einzelnen glänzenden Episoden und wissen uns von geschlossenen Bauernschaaren zu erzählen, welche bis vor die Mündung der feindlichen Kanonen drangen, oder, von Kavallerie umzingelt, bis auf den letzten Mann Widerstand leisteten, so daß die Fürsten in Person zum Einhauen auf die unerschrockenen Vertheidiger ihrer Heimat ermuthigen mußten; wir erfahren von ihnen, daß der König nur durch die rasche That eines holsteinischen Edelmannes gerettet wurde, daß der Herzog eine schwere Wunde davontrug und daß abermals eine bedeutende Zahl holsteinischer und anderer deutscher Ritter auf dem Platze blieben. Anstatt aber den Leser durch Wiedererzählung der haarsträubenden Mordszenen gegen die für ihre vielen Missethaten hinlänglich gezüchtigten Dänen zu erbittern, will ich nur erwähnen, daß die Dithmarsen endlich am 14. Juni, nachdem Männer und Frauen volle drei Wochen mit unglaublicher Tapferkeit gekämpft hatten und nachdem über 3000 Männer von den Dänen erschlagen und verbrannt worden waren, zwei Prediger in das feindliche Lager schickten, um bis zum anderen Tage Waffenstillstand zu erbitten und Friedensunterhandlungen einzuleiten.

Die Fürsten waren über diese Botschaft ebenso erfreut, wie überrascht; denn einestheils hatten ihre Truppen sehr empfindliche Niederlagen erlitten, anderntheils waren sich die verschiedenen Korps, die sich über Vertheilung der Beute nicht einigen konnten, in die Haare gerathen, so daß es bereits bei verschiedenen Gelegenheiten zum Gebrauche der Waffen gekommen war; außerdem lag Herzog Adolph schwer darnieder, den König riefen die Krönungsfeierlichkeiten nach Kopenhagen, die oldenburger Hülfstruppen hatten über siebenhundert Mann todt auf dem Platze gelassen, die Kavallerie

war auf den Tod ermattet, und es stand, wenn man die Sache bei Licht betrachtet, übler und mißlicher um die Verbündeten, als um die Dithmarser. Als daher die Prediger um Waffenstillstand baten, traten Rantzau und andere Kriegsoberste vor und riethen dringend zum Frieden, indem sie die Fürsten darauf aufmerksam machten, daß die Frei-

Die Preußen vertheidigen sich in den Straßen Lübecks gegen die Franzosen. (S. 323.)

bauern bei ihrer unbeugsamen Tapferkeit leicht im Stande sein würden, den verlorenen Sieg wieder zu gewinnen. Der dänische König wollte zwar von Versöhnung und Frieden nichts wissen, sondern das ganze Volk über die Klinge springen lassen; auf die dringenden Vorstellungen Herzog Adolph's, des oldenburger Grafen und anderer menschlich

denkender Anführer ließ er sich jedoch bestimmen, einen für beide Theile gleich ehrenvollen Frieden einzugehen, kraft dessen die Dithmarser zwar Unterthanen wurden, ihre Selbstständigkeit, eigene Verfassung und Verwaltung, ihr Indigenat und Zollfreiheit behielten. Am folgenden Tage übergaben die Bauern den Siegern ihre Waffen und ihre aus zehn Feldschlangen bestehende Artillerie; das Vertrauen in ihre Redlichkeit war aber bei Rantzau so groß, daß er ihnen die Waffen sogleich zurückgab, damit sie sich selbst gegen die Marodeurs der vereinigten deutsch-dänischen Armee vertheidigen konnten.

Einige wenige Dithmarser hatten sich bei Ausbruch des Kriegs nach Holstein geflüchtet und bei den Bauern Schutz und Unterkommen gesucht, von denen sie ihr Vieh zu kaufen pflegten. Anstatt sich aber der Flüchtigen anzunehmen, zwangen die Holsteiner sie, ihr eigenes Grab zu graben, worauf sie sie als Zielscheiben aufstellten und auf sie feuerten, bis sie tödtlich getroffen zu Boden stürzten.

Dreihundert Jahre sind verflossen, seit die Dithmarser ihre Selbstständigkeit eingebüßt haben; wer aber heute den Fuß in die Marsch setzt und die stolzen Bauern kennen lernt, die in Reichthum und Ueberfluß leben und jeden Nichtdithmarser mit mitleidigem Achselzucken betrachten, erkennt gar bald, daß er mit einem eigenthümlichen Menschenschlag zu thun hat, von dem man im Guten *wenig*, im Bösen aber *nichts* erreicht, und dessen ganze Lebensweise sich merklich von der der übrigen Bewohner Schleswig-Holsteins unterscheidet. Jeder Bauer ist Herr im buchstäblichen Sinn des Wortes. Sein großes, äußerlich einfaches, innerlich aber mit fürstlichem Luxus ausgestattetes Haus, das zugleich als Wohnhaus, Scheune und Viehstall dient, liegt von der Landstraße ab mitten im Felde, und ist höchstens von einigen kümmerlichen Bäumen und einem mit großen Kosten, aber ohne allen Geschmack angelegten Garten umgeben. Je grellere Farben die Blumen haben, welche der Kunstgärtner von Heide unter den Fenstern der Frau Bäuerin pflanzt, desto lieber sind sie ihr; knallrothe Georginen und Klatschrosen, die kerzengerade emporschießen und ihre impertinente Farbe weit über's Kleefeld scheinen lassen, laufen dem bescheidenen Veilchen und Stiefmütterchen den Rang ab; Ziersträuden, Schattenbäume, blühende Bosquets, Schlingpflanzen, Trauerweiden und all' die Blumen und Pflanzen, die von der ganzen übrigen Menschheit geliebt werden, sind der dithmarser Bäuerin „dumme Dinger", die das Ansehen nicht werth sind.

Wie es mit den Blumen im Garten steht, so steht es mit allen anderen Dingen in Dithmarsen, mit Essen, Trinken, Kleidung, Silbergeschirr und Viehweide. Es muß prahlen, kräftig, fett, reich und theuer sein, muß glänzen und den Neid des lieben Nächsten erregen; alles Andere, Kunst, Wissenschaft, Musik und Lektüre, sind Erbärmlichkeiten, um die sich ein vernünftiger Mensch, der plattdeutsch sprechen, Ochsen mästen und Rappssaat bauen kann, nicht kümmern darf. Nirgends in der Welt herrscht unausstehlicherer Egoismus und Geldstolz. Humboldt wäre in den Augen eines Dithmarsers ein windiger Projektenmacher, der den Strang verdiente, wenn er sich unterstände, sich um die Hand einer Bauerntochter zu bewerben, und die einzige liebenswürdige Eigenschaft, die ein Freier besitzt oder besitzen kann, ist der Speziesthaler.

Selten, daß ein Paar sich aus Neigung heirathet. Er hat Geld, sie hat Geld; Geld gehört zu Geld, Hof zu Hof, und da er Vierundzwanzig und sie Zwanzig zählt, steht der Sache nichts im Wege, und das Paar reicht sich vor dem Altar die Hände — nur nicht das Geld und den Hof; denn durch Gütergemeinschaft würde sie in ihren Rechten verlieren und er auf den Gedanken kommen können, daß er einen Deut über ihr Eigenthum zu sagen hätte. „Dat is all min," sagte mir einst eine Dithmarserin, die sich eines enormen Reichthums erfreute — „dat is all min; von sin Lüd schall mi nyms up den Hof komen" (von seinen Leuten soll mir Niemand auf den Hof kommen). Die gnädige Frau hielt sich eine Equipage, hatte ihre Zimmer mit den theuersten Möbeln angefüllt, besaß ein prächtiges Fortepiano, auf dem ein halbes Dutzend theure Vasen standen, und hatte einen Vorrath von seidenen Kleidern, Sammetmänteln und Silbersachen, wie sie wohl nur die reichsten Frauen Deutschlands besitzen mögen. Im gewöhnlichen Leben kamen von diesen Schätzen nur sehr wenige an's Tageslicht; aber gnade Gott, wenn die Nachbarin zum Kaffee kam! Alles, was blinkerte und funkelte, wurde dann ausgekramt und ohne irgend eine Spur von Ordnungs- oder Schönheitssinn zur Schau gestellt; die Magd, die eben vom Kühemelken zurückgekehrt war, und barfuß, mit unfrisirtem Haar und ungewaschenen Tatzen in's Zimmer gerufen wurde, trat mit einer Wucht auf, daß der Fußboden unter jedem Tritt schwankte; aber das genirte die Bäuerin wenig, denn die Magd, die kein Geld und keinen Hof hatte, stand so unendlich tief unter ihr, daß sie sich ihretwegen nicht zu schämen brauchte. Waren die Tassen mit goldenen Rändern, die Thee- und Eßlöffel, silbernen Gabeln, Kannen und Kummen, das silberne Theebrett und die silberne Zuckerdose auf den Mahagonitisch gestellt, und hatte die Magd in aller Eile noch eine Kuh gemelkt, so ging es an's Auftragen von Kaffee, rother Grütze und Butterzwiebacken, die Einem schon durch ihren Anblick Magensäure verursachten; die seidenen Kleider, die hinten schief zugemacht waren, die schweren Goldringe auf den mit Nagelwurzeln reichlich garnirten Fingern, die Ohrbummeln, Hauben, Brochen, Uhrketten und sonstigen Schätze einer rechtschaffenen dithmarser Bäuerin wurden begafft, betrachtet und mit Neid oder Schadenfreude angesehen, und dazwischen ward gegessen, getrunken, wieder gegessen und wieder getrunken, daß man in Ohnmacht zu fallen glaubte, wenn die beiden Freundinnen, deren jede einem weiblichen Falstaff glich, über Nervenschwäche klagten und den Entschluß aussprachen, ein Seebad zu gebrauchen.

Die Konversation dreht sich um die Kühe, die Schweine, die Dienstboten und den Preis des Waizens; sind junge Mädchen zugegen, die in dem Pensionat von Heide Unterricht genossen haben, so wird auch wohl über einen Ball und den auf ihm vorgefallenen Skandal gesprochen; über einen „Butenminschen", d. h. einen Fremden, der sich in Dithmarsen niedergelassen und sich an kalten Klößen, die in Butter aufgebraten werden, den Magen verdorben, werden schlechte Witze gemacht; die Schneider und Schuster in Hamburg werden getadelt und gepriesen, und wenn es hoch

kommt, hört man erzählen, daß in dem „Blatt", d. h. den Itzehoer Nachrichten, diese oder jene Mordgeschichte gestanden hat.

Bringt der Zufall das Gespräch auf einen Beamten, Geistlichen oder gar auf einen Potentaten, so rümpfen die Bäuerinnen die Nase und sagen: „De is ok wat rechts! De deit ja alles für Betalung!" (Der ist auch etwas rechtes; der thut ja Alles für Bezahlung!) Daß der Mann, der für Bezahlung Alles thut, die halbe Welt gesehen hat und von den Gelehrten aller Universitäten als Autorität anerkannt wird, dafür gibt eine Dithmarserin keinen Pfifferling; „he hät keen Hof!"

Die Stellung der Dienstboten der Bäuerin gegenüber erinnert lebhaft an die der Sklaven Nordamerikas. Die Magd wird schlecht besoldet, ist ungeschlacht, schmutzig, ungebildet und im Grunde genommen nur Arbeitsmaschine, die dreimal täglich Nahrung bekommt und von Abends zehn bis Morgens drei Uhr schlafen darf. Kein freundliches Wort wird mit den unglücklichen Mädchen gewechselt; die von einem dithmarser Patrioten angeregte Idee, die Mägde in die Familien zu nehmen und auf ihre Bildung und Moralität einzuwirken, hat einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und dieselbe Wirkung gehabt, wie die Emanzipationsreden der Republikaner im Norden der Vereinigten Staaten, d. h. ihre Lage nur noch verschlimmert. Wie die Negersklaven Amerikas beständig Speck und Maisbrod, in einigen Gegenden auch wohl monatelang nichts als Fische und Maisbrod bekommen, so erhält der Dienstbote des dithmarser Bauern Jahr aus Jahr ein Grütze, Speck und Klöße, und nur bei besonderen Gelegenheiten „Mehlbeutel mit Rosinen". Dank den unverwüstlichen Verdauungswerkzeugen, mit denen Mutter Natur die dithmarser Säuglinge ausgerüstet hat, gedeiht die Generation bei diesen Speisen vortrefflich, so daß man nirgends größere und kräftigere Menschen antrifft; aber der Mensch bedarf etwas mehr, als rein animalischer Pflege und Kost, und wo die Frau Bäuerin jährlich Tausende für den „Staat" ausgibt, den sie nachher im Kleiderschrank von den Mäusen verderben läßt, wäre nichts natürlicher, als daß sie auch ihrer Nebenmenschen gedächte.

Ich habe eben gesagt, daß die Bauern im buchstäblichsten Sinne des Wortes Herren sind, fühle aber selbst, nachdem ich mir die Bäuerinnen in's Gedächtniß gerufen, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll. Um indessen meinen Ausspruch einigermaßen aufrecht zu erhalten, will ich erwähnen, daß der dithmarser Bauer durch die unübertreffliche Fruchtbarkeit seiner Felder und durch die geringe Hülfe, deren er bei dem Bestellen der Aecker gebraucht, vor allen anderen Landleuten Deutschlands bevorzugt ist. Mit zwei Knechten besorgt ein großer Hofbesitzer seine Rappssaat, Bohnen-, Erbsen- und Waizenfelder; er hat nur so viele Pferde, als er nothwendig bedarf, höchstens sechs bis acht Kühe, einige Schafe und einen großen Theil seines Landes in Ochsenwaide liegen. Kommt er mit den beiden Knechten nicht aus, so miethet er Taglöhner, die ihm seine Gräben rein halten und bei der Saat hülfreiche Hand reichen; zur Ernte miethet er am liebsten Braunschweiger, Propsteier und Lippebetmolder, die in Schaaren herbeiströmen und neben Grütze und Klößen reichen Lohn bekommen. Ist die Ernte besorgt, so gehen die Arbeiter nach Hause, das Geld fließt in den Kasten des Bauern, und er hat bis zur nächsten Ernte so gut wie nichts zu thun, weil sein Feld weder gedüngt, noch mit Mergel versehen zu werden braucht. Die wenigen Kühe, die er über Winter auf dem Stalle hält, sind leicht gefüttert und bedürfen nicht halb der Aufsicht, welche z. B. ein Angeliter Bauer seinen vierzig bis sechzig Kühen widmen muß; während diese in der besten Zeit sieben bis zehn Kannen Milch geben, gibt eine dithmarser Kuh sechzehn bis fünfundzwanzig Kannen per Tag, und wenn die Butter, die aus der Milch gewonnen wird, sich auch nicht so lange hält, wie die holsteinische, so ist sie doch fett und zum Einschmoren der kalten Buchwaizenklöße ganz vortrefflich geeignet.

Das Einzige, was ein dithmarser Bauer während der größten Hälfte des Jahres zu thun hat, ist, die Wünsche seiner Ehehälfte zu erfüllen, holländischen G zu rauchen und das „Blatt" zu lesen. Zu ihrer Ehre muß ich ihnen aber nachsagen, daß sie ehrliche, biedere, gastfreie Männer sind, und daß sie sich während der Kriegsjahre 1848 bis 1850 ausgezeichnet tapfer geschlagen haben. Eine Zusammenstellung hat bewiesen, daß Dithmarsen verhältnißmäßig das größte Kontingent an Todten und Verwundeten aufzuweisen hatte, während die Schleswiger die meisten Gefangenen verloren.

In neuerer Zeit haben die Dithmarser sich durch die Huldigungen, die sie dem Herzoge von Augustenburg brachten, besonders ausgezeichnet; bis zu dieser Stunde halten sie an dem Grundsatze fest, daß Schleswig-Holstein sich nicht an Preußen anschließen dürfe, und während fast im ganzen Lande die schleswig-holsteinischen Vereine sich auflösen, haben — wenn ich nicht irre — die Büsumer erklärt, daß der von Oesterreich und Preußen geschlossene Friede ihre Zustimmung nicht habe, und daß sie ihn nicht anerkennen könnten. Die abgeschiedene Lage der guten Büsumer von der ganzen übrigen Welt und die Erinnerung an die ehemaligen Thaten ihrer Vorfahren mögen wohl viel zu dieser Erklärung beigetragen haben. Was aber die Dithmarser veranlaßt hat, dem Herzoge in einer Weise zu huldigen, die dem Zuschauer den Eindruck machen mußte, daß er sich nicht unter einem stolzen, freisinnigen und unabhängigen, sondern unter einem despotisch geknechteten Volke befände, weiß ich nicht zu ergründen. Das passive Verhalten der ganzen dithmarser Bevölkerung während der letzten dänischen Herrschaft hätte alles Andere, als eine an Fanatismus gränzende Begeisterung für einen bis dahin ganz unbekannten Prinzen vermuthen lassen sollen. Von keinem Theile Schleswig-Holsteins wurden wenigstens noch in der letzten Stunde die von den Dänen requirirten Pferde so schleunig und bereitwillig gestellt, wie von den Dithmarsen, welche jetzt nach dem Dusendüwelswall wallfahrten und in Loyalitätsdusel gegen den „angestammten Herzog" unterzugehen drohen. Die guten Marschbauern, die vor edler Entrüstung erglühen, wenn sie in dem „Blatt" lesen, daß es in Preußen, Oesterreich, Baiern, Baden und Württemberg Menschen gibt, welche ihren Landesvater verehren, sollten sich einen Spiegel vorhalten, damit sie den Balken in ihrem eigenen Auge erkennen.

Von derselben Herzogsmanie befallen, sonst aber liebe,

gastfreie und aufgeweckte Menschen, sind die Bewohner der Flecken und kleinen Ortschaften in der Marsch; sie sind gesellig, mildthätig gegen Arme, zuvorkommend gegen Fremde, interessiren sich für Musik und Lektüre, und übertreffen ihre Vettern auf dem Lande um tausend Prozent an Liebenswürdigkeit und guten Manieren. Ich habe Bürger kennen lernen, die es als höchste und fast einzige Aufgabe ihres Lebens betrachteten, für ihre ärmeren Nebenmenschen zu sorgen, und die z. B. im Herbste bedeutende Vorräthe von Brennmaterial und Lebensmitteln kauften, um sie während des Winters, wenn Alles theuer geworden war, zum Einkaufspreise an arme Leute wieder abzugeben, oder große Ländereien pachteten, die sie wieder parzellirten und den Nothleidenden auf Kredit überließen. Solcher Menschenfreunde gibt es in Marne, Heide, Meldorf und wie die Flecken alle heißen mögen, eine überraschend große Zahl, so daß man um ihretwillen den engherzigen Stolz und Geiz der lieben Hofbesitzer verzeihen und mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken kann.

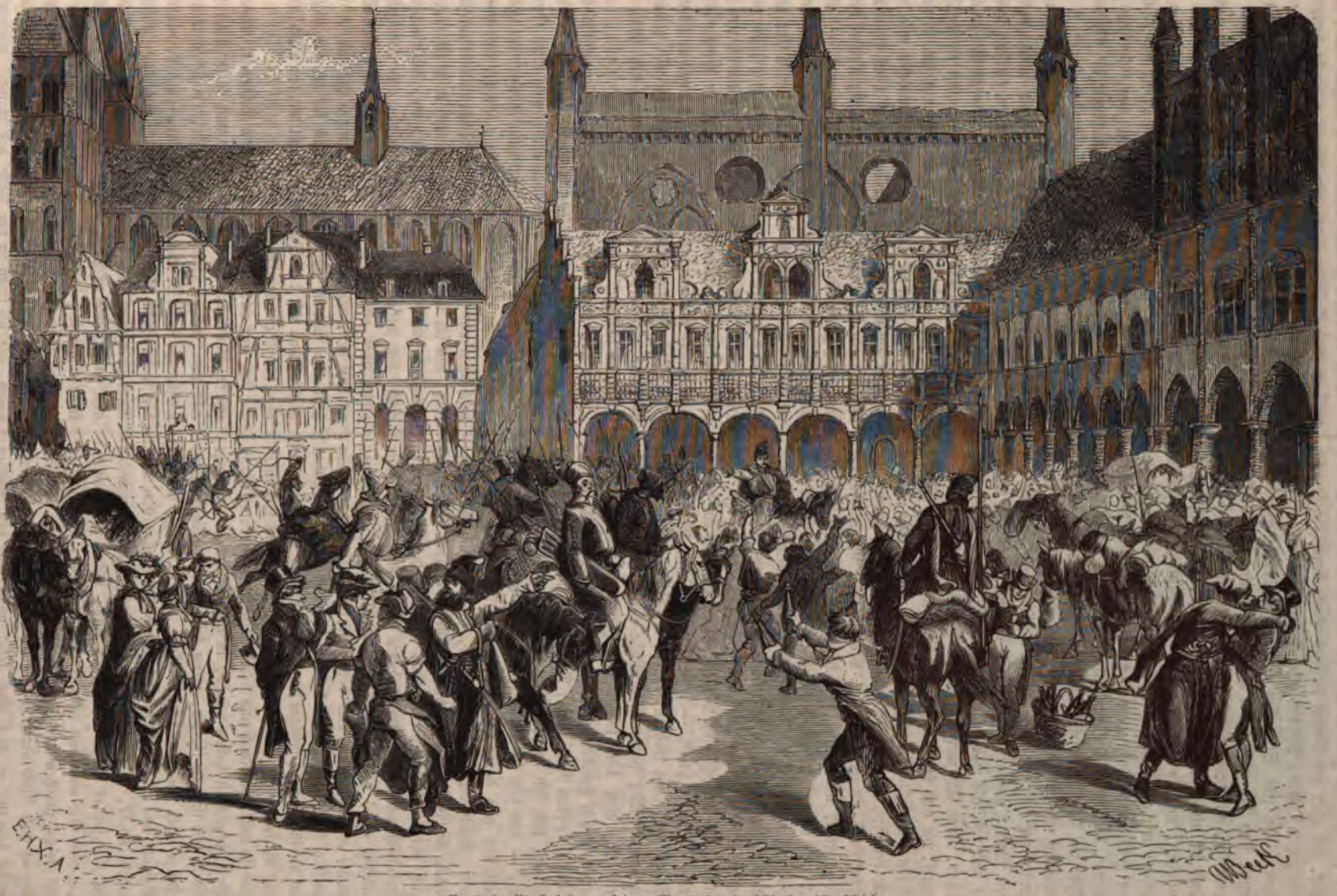
Es ist mir vergönnt gewesen, ein Stück von Dithmarsen kennen zu lernen, ehe es eingedeicht, d. h. gegen die Fluten der Nordsee geschützt war, und in der Hoffnung, daß der Leser mir bis zum letzten Athemzuge treu bleiben wird, will ich ihn einladen, mir nach Dieksand zu folgen und sich in Gedanken in das Jahr 1852 zurück zu versetzen. Wir treten unsere Wanderung von Marne an, sagen den drei Kirschbäumen, die im Garten des Wirthshauses voll reifer Früchte hängen, Lebewohl, verabschieden uns von den gastfreien, intelligenten und mir unvergeßlichen Bewohnern des kleinen Städtchens, und marschiren rüstig gen Westen, wo das Außenland, d. h. eine vom Meere angeschwemmte Fläche von beiläufig zwei Quadratmeilen, auf die fleißige Hand des Menschen wartet, um durch schützende Dämme gegen die Ueberflutungen des Meeres gesichert zu werden. Unser Weg führt uns durch Waizen-, Hafer-, Bohnen-, Erbsen- und Rappssaatfelder, die in solch' überreicher Fülle strotzen, daß wir eingestehen, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben; zwischen den Getraideäckern liegen Gras- und Kleewaiden, auf denen fette Ochsen und ungewöhnlich große, aber regelmäßig gebaute Kühe in wundervoller Weise gedeihen. Mägde mit zwei rothen Eimern, welche die gewöhnlichen Wassereimer um das Doppelte an Größe übertreffen, steigen auf schmalem und schwankem Brette über den wasserreichen und mit unzähligen Sumpfgewächsen angefüllten Graben, und die Kühe, denen die Milch schon aus dem Euter tropft und die längst durch lautes Brüllen ihre Ungeduld an den Tag gelegt haben, traben ihnen entgegen und lecken begierig die Hand voll Salz, die ihnen hingeworfen wird. Es lohnt sich der Mühe, dem Melken zuzusehen, denn wahrhaft unglaublich ist die Menge schäumender Milch, welche aus dem Euter in den Eimer strömt, und erst wenn man Zeuge gewesen ist, daß eine Kuh täglich dreimal gemelkt werden muß, und in dreimaligem Melken fünfundzwanzig Kannen Milch gibt, begreift man die enormen Preise, welche für sie gezahlt werden. Auf dem Felde neben der Kuhwaide tummeln sich alte und junge Pferde, die, von Mücken und Hornissen geplagt, prustend und wiehernd hin und her galoppiren. Die Pferde sind fast alle braun, aber ohne Ausnahme groß, breitbrüstig und ungemein kräftig gebaut; was uns besonders auffällt, sind ihre außerordentlich breiten Hufen, die zwar ein Schönheitsfehler sind, ohne welche sie aber nicht im Stande sein würden, in dem zähen Lehmboden der Marsch weiter zu kommen.

Nach den Pferden erregen die Schafe unsere Verwunderung; sie sind größer als alle anderen Schafe, die wir je gesehen, sehen auch nicht so unbeschreiblich dumm aus, wie ihre Vettern in Spanien und auf der Lüneburger Haide, und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie bis zu fünfzehn Pfund Wolle geben und ihren Herrn oft mit vier Lämmern auf einmal beschenken.

Der Anblick von Feld und Vieh hat uns bisher so in Anspruch genommen, daß wir den Fußsteig keiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben, der uns bis an den ersten Deich gebracht und sich plötzlich unter unseren Füßen verloren hat; er theilt das Loos alles Schönen und wird erst nach Verdienst gewürdigt, wenn es zu spät ist. Da wir aber gerade auf einem Deichrande Halt machen, will ich es übernehmen, dem Leser zu erklären, daß die Fußsteige in Dithmarsen deßwegen mit Ziegelsteinen belegt sind, weil bei regnerischem Wetter die Wege und sogar die Felder so aufweichen, daß absolut kein Durchkommen möglich ist. Es sind Fälle genug bekannt, daß Menschen und Thiere in dem zähen Lehmboden stecken geblieben sind, und selbst in dem kleinen Städtchen, von welchem wir unsern Ausflug antraten, versank vor nicht gar langer Zeit ein kleines Mädchen mitten in der Straße, so daß die Nachbarn herbeieilen mußten, um es zu retten. Als im Jahre 1852 eine Chaussee durch Dithmarsen gebaut wurde, mußten die Einwohner von Marne sich für mehrere Monate mit Lebensmitteln versehen, weil die Fußsteige an einzelnen Stellen aufgerissen wurden und der geringste Regen eine gänzliche Sperrung der Kommunikation befürchten ließ.

Von dem Deiche, den wir erstiegen, haben wir einen freien Blick über Dithmarsen, und wir sehen zum ersten Male, daß das ganze Land aus größeren und kleineren Strecken besteht, die nach einander dem Meere abgewonnen und mit starken Deichen umgeben wurden; jede für sich abgeschlossene und eingedeichte Fläche heißt ein Koog; die Güte des Bodens ist zwar fast überall dieselbe, doch hat man die Bemerkung gemacht, daß das Land, welches zu früh eingedeicht wird, sich allmälig senkt, wodurch es ungesund zu bewohnen wird. Die Wilstermarsch liegt z. B. mehrere Fuß tiefer als die gewöhnliche Meeresflut und ist deßwegen beständig mit Fiebern, Typhus und anderen Krankheiten heimgesucht. Außer den Deichen bemerken wir eine zahllose Menge von breiten und tiefen Gräben, die durch mächtige Schleusen mit dem Meere verbunden sind, und wenn wir im Geiste die namhaften Kosten berechnen, welche aufgewendet werden mußten, um das vom Meere ausgeworfene Land bewohnbar zu machen, so werden wir den Dithmarsen gern beipflichten, welche behaupten, daß ein goldener Ring von der Stärke eines Fingers nicht so theuer zu stehen kommen würde, wie die Außen- und Binnendeiche zusammen genommen.

Wir haben den Fußsteig verloren und befinden uns, nachdem wir den Deich verlassen haben, auf neuem Lande,



Benkendorf's Kosaken auf dem Marktplatz in Lübeck. (S. 324.)

das vor wenigen Jahren noch der Tummelplatz der Wellen war, jetzt aber mit kurzem salzigen Grase bewachsen ist und unzähligen Ochsen, Pferden, Schafen und Gänsen zur Waide dient. Da jede Sturmflut die ganze Strecke überspülen kann, sind hin und wieder hohe kreisförmige Erdwälle aufgeworfen, auf denen kleine Schäfer- und Hirtenhäuser liegen; sonst ist nirgends eine Spur menschlicher Wohnungen aufzufinden, und so weit wir auch den Blick umherschweifen lassen, wir entdecken nichts, als eine scheinbar gränzenlose, am Horizont aufsteigende und mit zahllosem Vieh bevölkerte Ebene, die überall Untiefen hat, welche selbst bei niedrigster Ebbe mit Wasser angefüllt bleiben. Gehen wir weiter und erreichen wir endlich die Meeresküste, so sehen wir, da es gerade zur Zeit der Ebbe ist, das Vieh weit draußen auf den Watten umhertreiben; durch die Luftspiegelung kommt es uns vor, als wenn es, mit unendlich langen Beinen versehen, einen Spaziergang in den Wolken machte; die Seevögel, die uns schon auf dem Außendeiche durch ihr heiseres Geschrei begrüßten, umschwärmen uns zu Tausenden; wohin wir den Fuß setzen, treten wir in Nester von Kiebitzen, Regenpfeifern, Austernfischern, Möven und vielen anderen Vogelarten; neben uns im Schlamm steht der Säbelschnäbler und bewegt seinen Schnabel wie einen Rahmlöffel horizontal hin und her; dort bohrt der Regenpfeifer seinen langen Schnabel in die Erde, um einen Wurm zu erhaschen, dessen leise Bewegung in der Erde sein Gehör ihm verrathen; hier taucht eine Möve in's Wasser, um ein munteres Fischlein zu holen, — überall Leben, Krieg, Geschrei und Getöse, daß man froh ist, endlich die Brutplätze hinter sich zu haben. Wir hatten uns Mühe gegeben, keine Eier zu zertreten; aber dort kommt der Hirte mit seinen grauen, langhaarigen Hunden von der Seehundsjagd zurück; er hat einen hölzernen Napf in der Nähe des Brutplatzes verborgen gehabt, holt ihn hervor, füllt ihn mit Vogeleiern, zerschlägt sie, — und setzt sie seinen Hunden vor, die begierig darüber herfallen und ganze Generationen von Seevögeln verschlingen. Sind die Hunde gesättigt, so sucht sich der Hirte leckere Kiebitz- und Möveneier, thut sie in sein Taschentuch und schreitet mit Beute beladen seiner Wohnung zu. Der herkulisch gebaute, wettergebräunte Mann sieht viel zu gutmüthig aus, als daß wir uns vor ihm fürchten sollten; wollte er uns tödten und berauben, so hätte er hier am nackten Meeresstrande die beste Gelegenheit, sein Vorhaben in Ausführung zu bringen, wo Niemand zur Stelle ist, der vor Gericht gegen ihn zeugen könnte; aber seine Gedanken sind so weit von Raub und Mord entfernt, daß er uns längst schon eingeladen haben würde, in seiner Hütte das einfache Mahl mit ihm zu theilen, wenn seine Verlegenheit ihm die Zunge nicht gelähmt hätte. Jetzt, wo er einige hundert Schritte von uns entfernt ist, und das Gewissen ihm Vorwürfe macht, weil er den Fremden nicht höflich angeredet hat, bleibt er stehen und winkt uns, näher zu kommen. „Wissen Sie auch den Weg?" frägt er — „Sie könnten sich leicht zwischen den Untiefen verlieren, wenn die Flut kommt und Alles unter Wasser setzt, — lange wird es nicht mehr dauern, — das Vieh kehrt schon von den Watten zurück; — es wäre eben so gut, die Herren kehrten bei mir ein und ruhten sich ein wenig aus."

Dem ehrlichen Hirten leuchten die Augen vor Freude, weil er seine Einladung an den Mann gebracht hat, und da die scharfe Seeluft uns angegriffen hat, das ewige Gekrächze der Seevögel uns aber unerträglich zu werden beginnt, sagen wir dem Strande Lebewohl, und treten mit dem Hirten in seine kleine, aber reinliche und behagliche Wohnung.

Ich habe schon gesagt, daß die Häuser der Schäfer und Hirten auf kreisförmigen Erdaufwürfen liegen; wir erfahren jetzt aber erst, daß in dem künstlichen, von Erdwällen eingeschlossenen Bassin ein geräumiges Reservoir für Süßwasser enthalten ist, aus welchem die Viehheerden Morgens und Abends getränkt werden; neben dem Bassin ist ein enger Raum eingefriedigt, in welchem die stößigen Ochsen gezähmt werden, bevor sie auf die Weide kommen dürfen, und es nöthigt uns ein Lächeln ab, wenn der breitschulterige Hirte uns erzählt, daß das Zähmen das Werk einer kleinen Viertelstunde ist. „Ich gehe zu dem Ochsen in die Einfriedigung," sagt er, — „packe ihn beim Schwanz und gerbe ihn mit einem Eichenstocke durch, bis er allen Widerstand aufgibt; ein Ochs, der einmal recht tüchtig Prügel bekommen hat, greift einen Menschen nie wieder an." — „Aber wehrt sich der Ochse nicht? Sucht er nicht, Sie nieder zu rennen?" — „Freilich wehrt er sich," lächelt der Hirte; „aber was will er machen? Will er gar nicht, so nimmt man ihn bei den Hörnern, wirft ihn zu Boden und gibt ihm doppeltes Traktament! Zahm muß er werden, denn sonst könnte ja Niemand sich hinauswagen zwischen die zwanzig- bis dreißigtausend Stück Vieh, und es würde schönes Malheur absetzen, wenn fremde Herren, wie Sie, nach Dicksand kämen."

So weit hatte ich eines Tages meine Kenntnisse bereichert, als ich nach einem leckeren Mahl von Kiebitzeiern und Schinken mich auf eine Bank hinstreckte und mich einer erquickenden Ruhe hingab. Die kleinen Töchter des Hirten, ein blondlockiges Zwillingspaar, hatten Freundschaft mit mir geschlossen und zeigten mir zum hundertsten Male den Schilling, den ich ihnen geschenkt, und den sie in zwanzig verschiedene Papiere eingewickelt hatten; die Mücken plagten mich, die zottigen Schäferhunde berochen und beschnüffelten mich; aber ich war müde und schlief auf der harten Bank, wie auf der schönsten Springfedermatratze. Ich mochte etwas über eine Stunde geruht haben, als ich an der Schulter berührt und mit den Worten angeredet wurde: „Stehen Sie auf, die Flut kommt!"

Ich war mit einem Satze auf dem Fußboden, mit einem zweiten vor der Hausthür und blickte noch halb schlaftrunken nach dem Meere, rieb mir die Augen, riß sie so weit wie möglich auf, blickte wieder nach Westen, sah aber nichts als den herrlichsten Sonnenschein. Nur ganz am äußersten Rande des Horizonts lag eine lange schwarze Wolke; da es aber so gut wie windstill war, machte ich mir ihretwegen keine Sorgen.

Der Hirte, den ich fragen wollte, wo die Flut wäre, hatte sich entfernt, um die kleinen Reitpferde zusammenzuholen, die ich schon in der Nähe des Bassins gesehen und als sein Eigenthum hatte kennen lernen; die Hunde sprangen heulend und winselnd hinter ihnen her und zwangen die

Pferdchen, ihrem Herrn auf den Deich zu folgen; ein paar halberwachsene Knaben banden sich den „Südwest“ unter dem Kinn zusammen; die Frau des Hirten zog Männerstiefel an und schürzte sich den Rock auf — kurz Alles war in der aufregendsten Thätigkeit, ohne daß ich begreifen konnte, was es geben würde. Nach einigen Minuten kam der Hirte mit seinen kleinen langhaarigen Pferden vor die Hausthür. „Dat gift en böses Wedder,“ sagte er. „Hören Se, wie de ohle See huhlt“ (Hören Sie, wie die alte See heult)? Ich spitzte die Ohren und horchte; es kam mir vor, als wenn ich in weiter Ferne dumpfes Getöse und dazwischen einzelne Kanonenschüsse hörte. „Dat ist de See,“ sagte der Hirte; „en böses Wedder!“

Die Leute waren augenscheinlich zu beschäftigt, als daß sie mir Rede und Antwort stehen konnten; ich beschloß daher, ihnen möglichst aus dem Wege zu gehen, und mit eigenen Augen den weiteren Verlauf zu beobachten. „Wat säggt dat Glas?“ (wie steht der Barometer?) fragte der Hirte, der einen Augenblick verschwunden war, jetzt aber mit dem Zügel in der Hand zurückkehrte und den Kopf in die Thür steckte. „Dat Glas steit up Storm,“ war die Antwort eines der Hirtenknaben. „Denn man in Gottes Namen vörwarts!“ sagte der Hirte. „Will de Herr mit?“ — „Ja!“ antwortete ich; „awerst wer blifft bi den Tweschen?“ (wer bleibt bei den Zwillingen?) — „De möt sik sölber höden,“ erwiederte die Mutter; „Gott ward se nicht verlaten.“ Damit schob sie mich hinaus, ermahnte die Kinder ruhig zu sein, riegelte die Thür zu und sprang mit beneidenswerther Behendigkeit in den Sattel. Der Hirte und die beiden Knaben saßen schon zu Pferde; der schlechteste Pony war mir zu Theil geworden.

Anfangs hatte ich keine rechte Vorstellung von dem, was der Hirte beabsichtigte; allmälig errieth ich aber, daß es sich darum handelte, das Vieh zu retten und auf den Deich zu treiben; ich bat um Instruktionen, erhielt aber zur Antwort: „richten Se sik na den Hund,“ und als ich von meinem Pony herabsah, bemerkte ich, daß ein Schäferhund neben mir hertrabte und sich die erdenklichste Mühe gab, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Er wollte mir wahrscheinlich zu verstehen geben, daß er sein Handwerk kenne; die anderen Hunde hielten es nicht der Mühe werth, sich mit ihren Herren in stumme Unterredungen einzulassen, sondern liefen mit gespitzten Ohren und eingeklemmtem Schweife neben ihnen her.

Wir mochten etwa eine Viertelstunde Wegs im Trabe zurückgelegt haben, als wir rechts und links von uns Männer und Frauen zu Pferde erblickten, die eben so wie wir, von Hunden begleitet, dem Meere zueilten; es waren die Hirten und Schäfer von den benachbarten Deichen. Von der Flut war noch Nichts zu bemerken. Die Sonne schien wie vorher, und die einzige Veränderung, die ich wahrnehmen konnte, bestand darin, daß die schwarze Wolke am Horizont näher gekommen zu sein schien, und daß die dumpfen Schläge des Meeres lauter ertönten. Allmälig änderte sich aber die Szene; der Wind, der erst in schwachen Stößen den Sand emporgewirbelt hatte, wurde kälter und heftiger, einzelne Regentropfen fielen herab, und das Meer, das bisher im Sonnenschein erglänzt hatte, zeigte eine unendliche Menge von dunklen Schattirungen, die im unaufhörlichen Wechsel bald nur einzelne Stellen, bald die ganze Fläche bedeckten.

Das Vieh, welches mit der Ebbe auf die Watten hinausgegangen war und die drohenden Zeichen des Sturmes kennen mochte, eilte laut brüllend dem Festlande zu, und selbst die Gänse entflohen mit ängstlichem Flügelschlage der immer näher kommenden Flut.

Wir hielten einen Augenblick stille. Der Hirte deutete mit der Hand rechts und links; seine Frau und die beiden Knaben nickten beistimmend und setzten ihre Pferde nach verschiedenen Richtungen in Galopp; die Hunde schienen den stummen Befehl so gut verstanden zu haben, wie ihre Herren; denn schnell wie der Blitz eilten sie ihnen voraus. Neugierig, die Absicht des Hirten zu erfahren, richtete ich die Frage an ihn, warum er seine Gehülfen und seine Frau fortgeschickt habe; erst bei dem Wiederholen meiner Frage bemerkte ich, daß der Sturm und das Getöse des Meeres meine Worte übertönten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte der Hirte nach den Watten, die von Minute zu Minute mehr verschwanden und auf denen noch einzelne Rinder ängstlich umherliefen. Die See wälzte sich wie ein schwarzes Ungethüm mit donnerähnlichem Getöse über die endlose Fläche, die noch vor wenigen Stunden der Tummelplatz des Viehs gewesen war; die tiefer liegenden Stellen waren schon mit hohem Wasser angefüllt, und die säumigen Thiere, die sich zu weit auf die Watten hinausgewagt hatten, sahen sich rings von Wasser umgeben und fühlten, wie von Sekunde zu Sekunde der Boden unter ihren Füßen weicher und tiefer wurde. Ich glaubte das Brüllen der armen Thiere zu hören und sah an ihrem Hin- und Herlaufen und ungeduldigem Stampfen, daß sie in Todesangst schwebten, erkannte aber auch, daß sie rettungslos verloren waren, wenn ihnen nicht schleunige Hülfe wurde. Aber wie sollte man ihnen helfen? Für Menschen war es geradezu unmöglich, in dem schlammigen Lehmboden weiter zu kommen, und selbst wenn dieß möglich gewesen wäre, so blieben die tiefen Stellen, deren Wasser mit erschreckender Schnelligkeit stiegen, zu überwältigen.

Ich wollte schon den Blick von den Thieren abwenden, um ihren Todeskampf nicht mit ansehen zu müssen, als der Hirte durch das Aufheben der Hand seinem Hunde ein Zeichen gab. Das kluge Thier blickte seinem Herrn fest in's Auge, verfolgte die Bewegung seiner Hand und flog mit Blitzesschnelle dem Meere zu. In wenigen Augenblicken hatte der Hund die Rinder erreicht, und als wenn er wüßte, daß ihr Leben von seinem Muthe abhinge, fiel er über sie her, packte sie bei der Schnauze, den Fesselgelenken, den Weichen, und zwang sie durch wüthende Bisse, die kleine Sandbank zu verlassen, auf welcher sie zusammengedrängt waren, und sich in das Wasser zu stürzen. Als erst zwei oder drei den Sprung gewagt und das jenseitige Ufer erreicht hatten, folgten die anderen von selbst und der gelehrige Hund trieb die ganze kleine Heerde von einigen zwanzig Thieren mit lautem Gebell in unsere Nähe.

Athemlos hatte ich dem Schauspiel zugesehen, und gern würde ich das Heranwälzen der Flut beobachtet haben, welche eine Schicht weißen Schaumes vor sich herschiebend mit donnerndem Getöse die Watten überspülte; aber der Hirte ließ

mir keine Zeit dazu. Seine Frau und die beiden Knaben hatten mit Hülfe ihrer klugen Hunde Pferde, Rinder und Schafe zusammengetrieben und jagten im gestreckten Galopp dem Deiche zu; als er dieß gewahrte, deutete er mir, — oder vielmehr meinem Hunde, — ein Rudel Pferde zu umkreisen, die nicht weit von uns zusammengedrängt standen.

Dänische Truppen räumen die Straßen Lübecks 1806 und führen die französischen Beamten wieder ein. (S. 324.)

Er selbst trieb die durch seinen Hund geretteten Rinder vor sich her, und da ich die Weisung erhalten, meinem Phylax zu folgen, sprengte ich in Gottes Namen hinter ihm her und jagte, von Sturm und Regen verfolgt, mit seinen Schutzbefohlenen nach dem Deiche. Es war eine wilde Jagd! Wohin ich blickte, sah ich größere und kleine Trupps von

Der Uglefee. (S. 326.)

Rindern und Pferden vor einem Hunde entfliehen, der bald dem einen, bald dem anderen ſäumigen Thiere mit ſeinen Zähnen zuſetzte und zur Eile antrieb. Waſſerpfützen, Gräben und Lehmlöcher vermochten die Fliehenden nicht aufzuhalten, und als wüßten ſie, daß es gälte das Leben zu retten, ſtürzten die Heerden in gerader Richtung vorwärts, ohne ſich durch irgend welche Hinderniſſe aufhalten zu laſſen. Selbſt mein Pony, den ich erſt mit Mißtrauen betrachtet hatte, ſchien von der allgemeinen Aufregung angeſteckt worden zu ſein; ein paarmal bewies er mir durch den Gleichmuth, mit welchem er ſich mit mir in tiefes Lehmwaſſer ſtürzte, trotzdem ich mir die erdenklichſte Mühe gab, ihn auf beſſere Wege zu bringen, daß er von der Sache mehr verſtände als ſein Reiter.

Endlich nach einer Hetzpartie, um die mich Niemand zu beneiden braucht, kam ich mit meinen Füllen, Mähren und Wallachen auf dem Deiche an; mit mir trafen die Frau des Hirten und die beiden Knaben ein; der Hirte hatte unterwegs noch einige Rinder mit ſeinem Trupp vereinigt, erreichte aber bald nach mir den ſchützenden Hafen. Ein bunteres Bild als das, welches ſich jetzt meinen Blicken darbot, erinnere ich mich nicht, wieder geſehen zu haben. Der ganze Erdaufwurf war mit Pferden, Rindern und Schafen angefüllt, die ſich geduldig auf dem engen Raume zuſammendrängen ließen; wo eins der ermatteten Thiere Miene machte, den Deich zu verlaſſen, war ſtets einer von den Hunden zur Stelle und predigte mit einigen ſcharfen Biſſen Zucht und Ordnung. Dabei waren der Hirte und die beiden Knaben unaufhörlich damit beſchäftigt, die Pferde von dem Hornvieh zu trennen, damit dieſes ſich nicht verleiten laſſen möchte, von ſeinen Hörnern Gebrauch zu machen. Ich glaubte, die Arche Noäh vor mir zu ſehen und vergaß darüber die See zu beobachten, die, wie mir das tiefe Heulen des Sturms und das donnernde Getöſe der Wogen verrieth, mit raſender Schnelligkeit gegen den ſchützenden Deich anrollte.

Als ich mich aber umwandte und mein Auge nach Weſten ſchweifen ließ, — was gewahrte ich da! Das ganze flache Land war von den Wellen überſpült; ſchwere ſchwarze Wetterwolken wurden vom heulenden Sturm über die ſchäumenden, hüpfenden, tanzenden Wogen hergetrieben; wo eine erhöhte Sandbank lag, da brachen ſich die Waſſer mit donnerähnlichem Getöſe und ſpritzten den weißen Giſcht bis in die Wolken. Jeder neue Stoß des ächzenden Sturmes brachte neue Waſſermaſſen, und es war, als wenn das Meer von einem böſen Dämon zur Zerſtörung der Erde aufgewühlt worden wäre. Es ſchien mir unmöglich, daß die Küſte dem ungeheuern Andrange der Rieſenwellen Widerſtand leiſten könnte, die ſich in raſendem Durcheinander im Zerſtörungswerke zu überbieten ſuchten.

Bisher war der Fuß des Deiches nicht von den Wellen beſpült worden, und ich glaubte ſchon, daß die Flut ihre Höhe erreicht hätte; aber ich hatte mich geirrt. Mit einem orkanähnlichen Sturm, wie man ihn nur am Geſtade des Meeres kennen lernt, entlud ſich ein entſetzliches Gewitter über unſerem Haupte; züngelnde Blitze fuhren rechts und links von uns in das empörte Meer, das kochend und ziſchend ſeinen Giſcht über den Rand des Deiches zu werfen begann und mein Herz erbeben machte. Es gab Augenblicke, wo ich in dem ſündflutartigen Regen die Gegenſtände in meiner nächſten Nähe nicht unterſcheiden konnte; in der nächſten Minute zeigte mir das blendende Licht eines Blitzſtrahls die zuſammengekauerte Heerde, oder einen der Hirten, die mit unerſchütterlicher Ruhe bei den zitternden Thieren blieben.

Vom Regen durchnäßt und von Angſt und Furcht getrieben, flüchtete ich mich in das Hirtenhaus; als ich in die Stube trat, ſah ich die Mutter mit ihren Zwillingen ſpielen. Die kleinen Mädchen entlockten ihr das Verſprechen, bei dem nächſten Unwetter mit an den Strand reiten zu dürfen!

„Ein entſetzliches Wetter,“ ſagte ich mit ſchlecht verhehlter Furcht.

„Ach!“ antwortete die Frau, „das Schlimmſte iſt ja ſchon überſtanden; höher kommt das Waſſer nicht, in ein paar Stunden iſt Alles vorbei, und dann wollen wir dem lieben Gott danken, der uns rechtzeitig gewarnt hat.“

Die Ruhe der guten Frau imponirte mir; ich ſetzte mich zu ihr, nahm die Zwillinge auf den Schooß und fragte, ob ſolche Sturmfluten ſich oft wiederholten?

„Das iſt ja nur Kinderſpiel,“ erwiederte ſie lächelnd; „aber vor vier Jahren, als der Herr Paſtor hier war, um die Kinder zu taufen, und als er mit hinausritt, um das Vieh zu retten, da wär dat en Wedder! Uha! Uha!“

Der brave Sancho Panſa konnte ſeine Geſchichte nicht zu Ende bringen, weil Don Quixote die Schafe nicht gezählt hatte, die über den Fluß geſetzt waren; ich kann von den Raſtatter Alpen nichts erzählen, weil mir beſtändig das Lied der Sennerin in den Ohren klingt, die mir in's Thal nachrief:

Und wo i geh und wo i bin,
Da denk i an de Sennerin;
Kehr um, kehr um geſchwind,
Auf der Alma gibt's koan Sünd.

Ich kann aber auch von Dithmarſen nichts mehr erzählen, weil ich mir an der Rede, welche zur Feier des dießjährigen 24. März in Meldorf gehalten wurde, den Magen verdorben habe.

Der 24. März iſt der Erhebungstag der Herzogthümer. Am 24. März 1848 wurde die proviſoriſche Regierung eingeſetzt; am 24. März 1848 brach der Kampf gegen Dänemark aus, und zur Feier dieſes geſchichtlich merkwürdigen Tages wurde im Jahre 1865 eine Verſammlung in Meldorf abgehalten, vor welcher der dithmarſer Abgeordnete zur holſteiniſchen Ständeverſammlung eine Rede hielt. Soweit wäre die Sache nun ganz in der Ordnung; daß aber die Enkel der tapferen Freibauern, welche am Duſendüwelswall kämpften, ruhig zuhören, wenn ihnen geſagt wird: „Wir haben uns gegen die Dänen empört, weil ſie unſer Geld aus dem Lande ſchleppten; jetzt iſt es Zeit, uns gegen die Preußen zu wehren, damit ſie uns nicht den Geldſack leichter machen,“ — daß die Dithmarſer, welche dem „angeſtammten Herzoge“ wie einem Gotte huldigten, eine ſolche Rede anhören und beklatſchen können, thut mir in der Seele weh. Derjenige Volksſtamm Schleswig-Holſteins, den man ſo gern als den freiſinnigſten, aufgeklärteſten und patriotiſchſten betrachtet, hat nicht aus Liebe zur Freiheit, zur Heimat, zu Deutſchland, nicht aus edeln und von allen ziviliſirten Völkern als ſolchen anerkannten Triebfedern gegen die Fremd-

herrſchaft die Waffen ergriffen, ſondern einzig und allein deßwegen, weil ſein Geldbeutel von den Landesfeinden in Anſpruch genommen wurde. Hätten die Dänen alſo den Dithmarſern die Steuern erlaſſen, ſo wären ſie zufrieden und glücklich geweſen!

Dieſelben Männer, welche den Muth haben, ſich in dieſer Weiſe vor den Augen ganz Deutſchlands bloßzuſtellen, unterfangen ſich, an Deutſchland zu appelliren, es möge ihnen helfen, die in Preußen wohnenden Deutſchen zu bekämpfen, damit über den Leichen eines tapferen Bruderſtammes ein einiges Deutſchland — vielleicht gar mit dithmarſiſcher Spitze — errichtet werde.

Die ganze Sache wäre zum Weinen, wenn ſie nicht zum Lachen wäre! Die edlen Holſteiner inkluſive der Dithmarſer haben bisher den Juden das Bürgerrecht verſagt. Nichtsdeſtoweniger ſtellen ſie ſich unter das Kommando des in Preußen gebürtigen Juden Mai, übergeben ihm die Redaktion der exkluſiv ſchleswig-holſteiniſchen Landeszeitung, und laſſen ſich von ihm zum Haß gegen das Volk aufſtacheln, welches ihm das Bürgerrecht ertheilt hat. Appellirte derſelbe Herr Mai aber morgen an die Dithmarſer und bäte er ſie, ihm als Beweis ihrer Anerkennung einen „Hof" und als Ehehälfte die Tochter eines „Hofbeſitzers" zu geben, ſo möchte ich nicht der Braut- und Hofwerber ſein.

Wie geſagt, ich habe mir an der Rede des Meldorfer Abgeordneten und dem Bravo ſeiner Zuhörer den Magen verdorben und wende mich von Dithmarſen mit dem Wunſche, daß der Herr Regen und Sonnenſchein ſchicken möge, auf daß das Gras und der Klee zum Frommen und Nutzen des „ſchwer hinwandelnden Hornviehs" gedeihen möge. Je beſſer Gras und Klee wachſen, deſto ſchneller werden die Ochſen fett; je ſchneller die Ochſen fett werden, deſto beſſer für den Geldbeutel der Hofbeſitzer; je beſſer ſich dieſer aber befindet, deſto ſicherer kann Deutſchland ſchlafen; — denn es geht dem verlaſſenen Bruderſtamme wohl!

Ach, wo ſind die Zeiten, in denen ein dithmarſer Mühlenbeſitzer zum kommandirenden General der ſchleswig-holſteiniſchen Armee gehen und ihm ſagen konnte: „Unten vor Ihrem Hauſe halten zwei vierſpännige Wagen, mit Waizen beladen. Das Getraide iſt für die Armee; meine vier Söhne ſollen für ihr Vaterland kämpfen; meine acht Braunen ſollen Dragonerpferde werden; hier meine aus zehntauſend Thalern beſtehende Baarſchaft iſt für die Kriegskaſſe beſtimmt; mehr kann ich nicht geben; Gott ſegne Schleswig-Holſtein!"

Wo ſind dieſe Zeiten? Konnte der entwürdigende zwölfjährige Druck Dänemarks den edeln Geiſt eines rechtlichen und muthigen Volkes ſo ganz und gar unterdrücken?

Ihr ſcheltet mich, Landsleute, weil ich eure Schwächen hervorhebe? Gott im Himmel iſt mein Zeuge, daß mir das Herz weh thut, wenn ich die Veränderung ſchildern muß, die mit euch vorgegangen iſt. Ich kenne die geheimen Quellen, aus denen das Gift entſpringt, das ſich in eure Herzen ergießt; ſie werden verſiegen und ihr Ende erleben, wie alles Böſe auf Erden, und der Tag wird kommen, wo die Söhne Schleswig-Holſteins wieder zu den beſten Deutſchlands gezählt werden. Bis dahin ſind unſere Pfade getrennt; kommt aber die Zeit, wo wir uns wieder vereinigen und in Freundſchaft neben einander hergehen, ſo werde ich euch zu beweiſen ſuchen, daß ich euch trotz eurer Meldorfer Reden und tauſend anderer Thorheiten von ganzem Herzen lieb behalten habe.

Und ſomit: Gott befohlen, Land Dithmarſen. Der Herr ſei mit dir! Wißt ihr vor langer Weile nichts anzufangen, ihr Hofbeſitzer und Einwohner der Marſch, ſo nehmt eure alten Chroniken zur Hand und nehmt euch an euren Vorfahren ein Exempel. Meinen Kopf zum Pfande, der alte Marcus Swyn würde die ſchleswig-holſteiniſche Zeitung des Herrn Mai nicht unter ſeinem Dache geduldet haben!

Rendsburg.

Ich komme mir bisweilen vor wie Moſes, der die Juden durch die Wüſte führt, und wenn ich von einem Orte zum andern ziehe, iſt es mir, als ob meine Leſer mich begleiteten und mich für paſſende Reiſegelegenheiten ſorgen ließen. Denke ich der Sache weiter nach, ſo ſehe ich eine ganze Schaar von Herren und Damen im Reiſekoſtüme, die ſtatt des Bädeker's meine Kriegs- und Friedensbilder in der Hand halten und umſonſt nach Eiſenbahnen und Droſchken auslugen, denen ſie ſich bei Oſtwind und Schneegeſtöber anvertrauen können. Solche Stunden ſind die amüſanteſten, die man haben kann, und gehören im Grunde nur Schriftſtellern und Dichtern zu eigen; wer ſie auszubeuten weiß, ſieht ſeine Leſer, unterhält ſich mit ihnen, flüchtet vor dieſem, drückt jenem erröthend die Hand, und macht eine Menge der intereſſanteſten Bekanntſchaften; begegnet er nachher auf der Promenade einem ſeiner Feinde oder Freunde, ohne daß dieſer ahnt, daß er ihn kennt, ſo iſt das doppelt unterhaltend und gibt zu den ergötzlichſten Plänen und Gedanken Veranlaſſung. Da iſt z. B. ein griesgrämiger Stubengelehrter, dem die Illuſtrationen meines Buches nicht gefallen und der jeden humoriſtiſchen Einfall für dummes Zeug erklärt; wie gern würde ich den guten Mann auf der Haide zwiſchen Dithmarſen und Rendsburg im Schnee ſtecken laſſen, und wie würde ich mich über ſeinen ängſtlichen Hülferuf luſtig machen; dort kommt aber ein niedliches Bräutchen mit einem Roſaſeidenhut, der dem roſigen Geſichtchen vortrefflich ſteht. Ihr Bräutigam hat ihr mein Buch auf den Tiſch gelegt; ſie lieſt die Geſchichte von Peter Moiken Ohm und denkt, daß ſie ebenſo treu liebt, wie jene. Wäre es nicht Sünde, das liebe Kind dem kalten Schneeſturm auszuſetzen? Und jene beiden pausbackigen Kleinen, die über die Bilder herfallen und ſie jubelnd zerreißen, würden ſie ſich nicht auf den Tod erkälten, wenn ſie den langen Weg über die Haide zurücklegen müßten?

Wie gut, daß ich einen Phantaſiewagen habe, in welchem die halbe Welt Platz findet, und wie prächtig, daß Schiller mir mit gutem Beiſpiel vorausgegangen und der ganzen Welt einen Kuß aufgedrückt hat! Ich brauche mich nicht zu geniren; mein Wagen iſt mit orientaliſcher Pracht ausgerüſtet und bietet alle erdenklichen Bequemlichkeiten. Hier

ſtehen türkiſche Divans, auf denen ſeidenrauſchende Jungfrauen ſich's bequem machen können; dort präſentiren Eunuchen bejahrten Damen Orangen und Datteln; hier bringt der Negerknabe alten Herren die Pfeife, dort unter blühenden Aloen flüſtert ein Liebespaar; die Nachtigall ſchmettert ihr göttliches Lied, und während draußen der Sturm ſein Weſen treibt, eilen wir durch azurblaue Lüfte und ahnen kaum, daß wir uns von der Stelle bewegen. Ich bin der Hausherr und Wirth, unterhalte meine Gäſte, ohne von ihnen geſehen zu werden, und während ich manches ſchöne Kind mit liebendem Auge nach ſeinem vis-à-vis ſchielen ſehe, und allen meinen Gäſten Liebe, Glück und Segen wünſche, nehme ich mein Buch zur Hand und leſe.

Als ich noch im Flügelkleide einherging, war Rendsburg mein Paradies und der Wohnſitz dreier alter Herren, die ich mit ſehr verſchiedenen Gefühlen betrachtete, wenn ich ihnen zufällig auf der Straße begegnete. Dieſe drei Herren waren: das Geſpenſt, ein Barbier und der Prinz von Heſſen.

Das Geſpenſt war ein kleines Männchen, das Abends nach Sonnenuntergang ſeine Wohnung verließ, um mit dem

Die Gaſtwirthſchaft am Uglei. (S. 327.)

Todtengräber Sechsundſechzig zu ſpielen. Ich ſehe den kleinen, drei Fuß hohen Mann noch an mir vorüberſchreiten; er hat einen dunkelblauen Schniepel mit gelben Knöpfen, eine Uhrbummelage, die eine Hand breit unter der Weſte herabhängt und bei jedem Schrittchen hin und her baumelt, einen alten, abgetragenen, aber ſorgfältig gebürſteten Hut und einen Spazierſtock, der für ſeinen Beſitzer viel zu groß iſt. Weil er nur Abends im Halbdunkel ausgeht und hinter jedem Buſch und Knick verſchwindet, ſteht der Kleine im Verdacht, plötzlich in die Erde verſinken und ſich unſichtbar machen zu können; einige ſind der Meinung, daß er mit den Elfen und Alraunchen Hexengold fabrizirt; den Rendsburger Knaben iſt er aber, was eine Eule den Schwalben iſt; ſowie er ſich zeigt, iſt die ganze liebe Jugend auf den Beinen. Geſpenſt! Geſpenſt! ertönt es von einem Ende der Stadt zum andern, Alles läuft und rennt, — nur das kleine Männchen nicht. Mit ſchnellen trippelnden Schrittchen huſcht es über den Exerzirplatz, bei der Hauptwache vorbei, zum Holſtenthore hinaus — und weg iſt es; Furcht und Angſt ergreift die jugendlichen Gemüther; die beherzteren Knaben

wollen morgen beim hellen Sonnenschein suchen, das Elfenloch zu entdecken, in dem das Männchen kaum zwanzig Schritte von ihnen verschwunden ist; sie wollen Schaufel und Spaten mitnehmen und das Hexengold ausgraben, kurz tausend Pläne werden entworfen, während der kleine Mann mit seinem Freunde hinter einem Wachholderschnaps sitzt und über die bösen Buben klagt, die ihm sein bischen Leben verbittern.

Ich sehe das Gespenst noch über den Rendsburger Paradeplatz trippeln, obgleich er längst an einem verschimmelten Pfannkuchen gestorben und von seinem Freunde und Sechsundsechzigspieler in die Erde gescharrt worden ist. Nach seinem Tode entdeckte die Polizei, daß das Männchen Jahre lang von Pfannkuchen gelebt, die es selbst gebacken und, nach dem ungeheuern Vorrath zu urtheilen, den man mit Schimmel bewachsen umherliegen fand, en gros fabrizirt haben muß. In einer Ecke des armseligen Zimmers fand man die Leiche des kleinen Mannes, den Hut auf dem

Grevismühlen. (S. 327.)

Kopf, den Stock in der Hand und die Uhrkette aus der Tasche hängend; wahrscheinlich hatte ihn der Schlag in dem Augenblicke getroffen, wo er im Begriff war, seinen einzigen Freund auf Erden zu besuchen. Ihm ward der letzte Pfannkuchen gebacken!

Der zweite Held auf meinem Rendsburger Jugendtheater war ein Barbier, der dermaßen an Hühneraugen litt, daß er unter beständigen Gesichtsverzerrungen über das Straßenpflaster weghumpelte und in Folge der bösen Pein, die ihm das Gehen verursachte, nicht im Stande war, seinen Quälgeistern, den Straßenjungen, nachzulaufen und ihnen (wie er täglich tausendmal gelobte) den Hals abzuschneiden. Er trug einen weißen Filzhut, der ihm hinten im Nacken saß, einen grünen, an den Aermeln fettig glänzenden Frack, große Pelzhandschuhe und Stiefel, die recht gut als Kanonenboote hätten dienen können. Sobald er der lieben Jugend ansichtig wurde, blieb er stehen wie ein gehetzter Hirsch, der sich von der Flucht nichts, von seinem Geweih aber die letzte Rettung verspricht, und sobald die Straßenjungen seine Fährte gewittert, umkreisten sie ihn und riefen: „Rasiren

Sie mich! Raſiren Sie mich!" — „Den Hals ſchneide ich euch ab, Satansbrut!" antwortete der Barbier zähneflet[illegible]ſchend; kam ihm ein Knabe ſo nahe, daß er der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, einen Löwenſprung nach ſeinem Feinde zu machen, ſo ſank er gleich darauf vor Schmerz zuſammen wie ein Taſchenmeſſer und ſtieß einen ſo kläglichen Jammerton aus, daß ſelbſt die Knaben einen Augenblick Mitleid in ihrem Herzen fühlten. In der nächſten Minute ging die Verfolgung aber wieder vor ſich.

Eines Tags, als der arme Barbier ſich in der größten Noth befand, kam ein Metzger in einem kleinen leichten Wagen des Wegs. „Wie geht's, Bruder Barbier?" rief er dem Gefolterten zu, indem er ſeine Pferde anhielt und die rechte Hand ausſtreckte.

Voll Freude, einen Retter gefunden zu haben, legt der Barbier ſeine knöcherne Hand in die Eiſenpfote ſeines Nachbars; er will über die böſen Buben klagen; — aber der Metzger treibt ſeine muthigen Pferde an: — ſie fliegen im Galopp davon, der Barbier muß mit, — fragt mich nur nicht wie? — und als er ſich endlich von der Hand ſeines falſchen Freundes losgemacht, ſchleudert er ihm Scheerbeutel, Bartbecken, Raſirmeſſer und Seifenkugel nach. Drei Tage darauf ſtarb der Aermſte; die böſe Jugend verfolgte ihn noch nach ſeinem Tode und ſetzte ihm ein Epitaphium, auf dem zu leſen ſtand: „Du hatteſt die ſchönſten Augen!"

Der dritte und letzte Held, wenn ich ſo ſagen darf, war der Prinz Friedrich von Heſſen, Kommandant von Rendsburg, kommandirender General der ſchleswig-holſteiniſchen Truppen und Neffe Königs Friedrich VI. von Dänemark. Dieſer gutmüthige, ehrenhafte und liebenswürdige alte Herr, der in ſeiner Jugend bei Seheſtedt und Bornhöved gegen Ruſſen und Schweden gefochten hatte und ſich bis an ſein Lebensende über den Sieg wunderte, den ſeine Truppen erfochten, beſaß ein weißgeborenes Pferd, das bei beſonderen Gelegenheiten mit einer Scharlachſchabracke belegt, vorgeführt, beſtiegen und im langſamen Schritt zur Revue geritten wurde. Das Pferd wußte ganz genau Beſcheid; blieb ſtehen, um Rapporte und Meldungen entgegenzunehmen, galoppirte langſam längs der Front, hob und ſenkte den Kopf während des Parademarſches und eilte davon, ſobald die Kavallerie Attaken machte. Während der Schimmel die Truppen inſpizirte, ſaß der gute dicke Prinz mit ſeinem guten dicken Geſicht im Sattel und freute ſich, weil er nie dabei ſein durfte, und wenn die Adjutanten herbeiflogen und in athemloſer Haſt meldeten, daß es dem oldenburgiſchen Regiment ſo eben gelungen ſei, die Torfhaufen auf der Haide mit dem Bajonnet zu nehmen, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Ich meinte, das Leibregiment ſollte ſtürmen?" — „Ferßeihen Eure Durchlaucht," antwortete der brave däniſche Adjutant — „dem Leibregiment ſoll in die Lehmkuhle halten, bis die Kaſallerie ſein Attaque gemacken hat, aber ihm will gleich kommen. Der Herr Oberſt ſeind die erſte geweſen, for ßu ſtürmen der Torfhaufen."

„Wird zum Orden eingegeben," brüſtete der Schimmel.

Eine Rakete, die in weiter Ferne aufſtieg, gab den Offizieren und Soldaten, die bisher in der Haide geſchlafen oder gefrühſtückt hatten, ein Zeichen, daß ihre Zeit gekommen ſei; das Leibregiment formirte in der Lehmkuhle Carrée, die Dragoner ritten Galopp, die Artillerie feuerte, das holſteiniſche Regiment deckte den Rückzug; das ſchleswig'ſche lief mit den Kieler Jägern gerade aus, das Eckernförder Jägerkorps ſetzte Bajonnet auf — und wenn bei dieſen Evolutionen ein halbes Dutzend Höckerweiber umgerannt waren, zog der Schimmel ſich auf ein Hünengrab zurück, von wo er den Gang der Schlacht am beſten überſehen konnte.

Nach gewonnenem Siege rückten die Truppen in ihren kurzen rothen Fracks, kornblauen Hoſen, Schuhen und Gamaſchen und ihren löſcheimerförmigen Tſchakos in die Feſtung, formirten auf dem Exerzirplatze einen Kreis und vernahmen, daß ſie ſich muſterhaft geſchlagen hatten. Wer ſich ſelbſt einen Daumen oder einen halben Kinnbacken abgeſchoſſen hatte, wurde wegen Unvorſichtigkeit zum Profos geſchickt; die Uebrigen bekamen einen Tag frei und konnten des Königs Geſundheit trinken, ſo viel es ihnen beliebte.

Der gute Prinz hatte ſich in Norwegen heimlich mit einer hochherzigen und edlen Frau, der Baronin Lilienkron vermählt; weil er aber als Neffe des Königs keine ſo himmelſchreiende Mesalliance eingehen durfte, wurde die Ehe mit Stillſchweigen übergangen und ſeine Gemahlin lebte bei ihm unter dem Namen einer Freundin. Erſt nach ihrem Tode wurde ſie von ihrem gebeugten Gemahl als ſeine rechtmäßige Ehehälfte anerkannt.

Ein Prinz, ein weißgeborenes Pferd mit röthlichen Augen, eine Scharlachſchabracke mit Goldtreſſen, eine heimliche Ehe in Norwegen — das Alles war des Guten zu viel für mich, als ich noch im Flügelkleide einherging, und heiliger Ehrfurchtsſchauer überrieſelte mich, wenn ich von Ferne den Kommandanten Rendsburgs ankommen ſah. Er trug den Elephantenorden, ſein Papagei flog täglich zum Fenſter hinaus und wurde vom Kammerdiener unter den läſterlichſten Schimpfworten wieder aus den Lindenbäumen der Schlangenallee geholt, — kurzum, ein Koſakenknabe hat nicht mehr Reſpekt vor Kaiſer Nikolaus gehabt, als ich vor dem Prinzen von Heſſen, — wenn er zu Pferde war. Ging er zu Fuß umher, dann war die Sache weniger ſchlimm, und ich weiß mich ganz wohl zu erinnern, daß ich mich höchlich über die hirſchledernen Handſchuhe wunderte, die er eines Tags in der Zerſtreuung ſtatt des Tabaks in ſeine Meerſchaumpfeife ſtopfte.

Neben dieſen drei Hauptperſonen ſpielten die Offiziere der Rendsburger Garniſon die hervorragendſte Rolle. Sie hatten Scharlachfracks mit ſchwarzen Sammetaufſchlägen und ſchwarzen Rabatten auf der Bruſt, kornblaue Beinkleider mit ſilberner Borde und einen Dreimaſter mit rothweißer Feder auf dem Kopf. Da die Beſoldung des Militärs damals aber eine ſchlechte war und die rothen Uniformen in's Geld gingen, kam es bisweilen vor, daß zwei Lieutenants von gleicher Körpergröße einen gemeinſchaftlichen Frack beſaßen; wurden ſie beide zur ſelben Zeit zum Dienſt kommandirt, ſo meldete der eine ſich krank, während der andere in Galla erſchien; bald wußten die Unteroffiziere Beſcheid, und wenn es im Befehl hieß: „Die Lieutenants von Sörenſen und von Nielſen werden um elf Uhr bei dem Kommandanten erſcheinen," ſo ſagten ſie: „Herr Lieutenant von Sörenſen iſt heute unwohl; wir haben eben den Herrn Lieutenant von

Nielſen ausgehen ſehen." Die Herren hießen alle von, weil ein Bürgerlicher bei dem däniſchen Hofe nicht zugelaſſen werden konnte, die Offiziere aber doch bisweilen auf Bällen erſcheinen mußten. War der Secondelieutenant Graf und der General nur Herr von, ſo ging der Jüngling dem Greiſe im Range vor!

Die meiſten Offiziere waren geborene Dänen, die ſich mit der deutſchen Sprache nie recht vertraut zu machen wußten. „Gott," ſagte ein Major eines Tags, „wie heißen noch die Unteroffiſier mit das ſchwarze Bart? Sie hat ſo eine italieniſche Name! Richtig — Weinrebe! Sagen Sie an Weinrebe, ihm ſoll ßu mich kommen!"

Ein anderer klagte bei Tiſch gegen eine Dame, daß der Lachs ſo viele Beine habe. „Sie müſſen Gräthen ſagen," fiel die Dame berichtigend ein. „Muß ich denn auch ſagen, wenn ich ſtoße mir unter die Knie, daß ich haben geſtoßen meine Schiengräthe?" fragte der Tappere mit ſeinem ſüßeſten Lächeln. Von demſelben erzählt man ſich, daß er einem Herrn von ſeinem Freundbuſen ſprach, und als dieſer ihm ſagte, daß es wohl Meerbuſen, aber Buſenfreund heiße, geantwortet haben ſoll: „Ach, wie is ihm doch ſchwierig, die deutſche Sprache ßu lernen; bald haben ihm den Buſen vorn, bald haben ſie ihm rückwärts."

Wenn ich an die damalige Zeit zurückdenke, wo Deutſche und Dänen im beſten Einvernehmen mit einander ſtanden und wo die Kopenhagener Lieutenants mit Schmachtlocken in den Schläfen in Geſellſchaften erſchienen, ihre meiſte Zeit aber in der Konditorei zubrachten, ſo kommt es mir vor, als wenn ich zehntauſend Jahre alt wäre, und die „älteſten Leute", die meine Erinnerungen leſen und an die „gute alte Zeit" zurückdenken, werden es mit mir empfinden, daß die letzten dreißig Jahre in den Herzogthümern eine gewaltige Veränderung hervorgebracht haben! Wer hätte vor dreißig Jahren an die Möglichkeit gedacht, daß die armen däniſchen Lieutenants, die in Rendsburg in Scharlachfracks Liebesſeufzer ausſtießen, bei Schleswig, Düppel und auf Alſen wie die Spatzen vom Dach geſchoſſen werden würden? Wer hätte beim Anblick des alten lahmen Wallſchützen, der die Hunde todtſchoß, die ſich auf die Feſtungswälle verirrten, ahnen können, daß die Wälle von Williſen befeſtigt, von den Dänen niedergeriſſen, von den Sachſen und Hannoveranern wieder aufgebaut und endlich von den Preußen und Oeſterreichern beſetzt werden würden? Hätte der weiſe Neſtrodamus ſelber dem alten Prinzen von Heſſen prophezeit, daß es ſeinem Schimmel beſtimmt ſei, in preußiſcher Erde zu ruhen, ſo würde der Polizeibeamte Marggraf, der in ſeinem kirſchrothen Rock und ſeinen großen Stulpſtiefeln ausſah wie König Nußknacker, ihn vor das Weichbild der Stadt gebracht haben: und item, der Prinz von Heſſen iſt todt, der Schimmel iſt todt, der Wallſchütz iſt todt, die Dänen ſind todt, Alles, was vor dreißig Jahren in Rendsburg einherſtolzirte in Glanz und Pracht, iſt dahin, und von der guten alten Stadt iſt nichts übrig geblieben, als die unmenſchlichſte, haarſträubendſte, alle Vorſtellung überſteigende, ihresgleichen auf Erden nicht wiederfindende, einen Sokrates zum Selbſtmord bringende — o mein Gott und Vater! — himmelſchreiendſte —

„Ja, was denn um des Himmels willen?"

Lachkrampferregende, vollwichtige, betäubende, unmöglich zu beſchreibende — Langeweile!

Alles auf der Welt könnte ich aushalten. Ich könnte die Flöte blaſen lernen, könnte im Souffleurkaſten ſitzen und kalte Füße haben, Noten abſchreiben, Rekruten exerziren, ohne desparat zu werden. Sollte ich aber in deinen Mauern weilen, du mein geweſenes Paradies, ſollte ich in Rendsburg leben, — der Gedanke iſt zu furchtbar, um ihn weiter verfolgen zu können! Alle alten Oberſte, Majors, Hauptleute und Lieutenants — ich habe deren gekannt, die eine Perrücke trugen — all' die alten Geſichter würden mir aus den alten Häuſern entgegenſtarren, und ich würde keine Ruhe haben, bis ich neben dem Geſpenſt, dem Barbier und dem Prinzen die ewige Ruhe fände! —

Terminus Imperii Romani ſteht auf dem Thore der alten Feſtung zu leſen, Gränze des römiſchen Reiches! Welche Ironie! des römiſchen Reiches? warum nicht des deutſchen? Die Römer hätten ihre Gränze nicht nach Dänemark verlegen laſſen, wie es die Deutſchen thaten, und Gammeldanmark würde es nicht gewagt haben, die Feſtung in zwei Theile zu theilen, die beſſere Hälfte für ſich zu behalten und die ſchlechtere wie einen abgenagten Knochen den Römern hinzuwerfen, wie ſie ſie den Deutſchen hingeworfen haben. Aber, — ich will bei der Stange bleiben und von Erſchaffung der Welt anfangen zu erzählen.

Es gab eine Zeit, wo Rendsburg nicht exiſtirte. Wie lange dieſer unerträgliche Zuſtand gedauert haben mag, kann ich deßwegen nicht angeben, weil ich nicht gewiß weiß, wann die Welt erſchaffen wurde. Der Nebelbildermann Forſter kündigt an, daß er 3400 Jahre Weltgeſchichte darſtellt; nehmen wir an, daß er beſſer unterrichtet iſt, als die meiſten ſeiner Nebenmenſchen, und räumen wir ein, daß die Welt präziſe vor 3400 Jahren erſchaffen wurde, ſo kann jeder ſelbſt ausrechnen, wie lange ſie auf die erſte Erbauung der Feſtung Rendsburg hat warten müſſen, da dieſe im Jahre 1199 nach Chriſti Geburt erfolgte. Ganz genau iſt dieſe Jahreszahl nun freilich nicht, und es hat allen Anſchein, daß die beiden Inſeln, welche in der Eider liegen und gegenwärtig mit Häuſern, Wällen, Schlangenalleen, Jungfernſtiegen und Paradeplätzen angefüllt ſind, ſchon vor 1199 bewohnt waren: es macht mir aber Spaß, dieſe Jahrszahl als das Geburtsjahr Rendsburg feſtzuſetzen, weil ich weiß, daß der Dänenkönig Knud VI. mit einer zahlreichen Armee aus dem Norden heranzog, um ſich zum Herrn der eben entſtandenen Feſtung zu machen. Der gute Dänenkönig mußte nach vergeblichen Anſtrengungen, die vielen ſeiner Leute das Leben koſteten, wieder heimwärts ziehen; ein Jahr darauf kehrte er jedoch mit verſtärkter Macht zurück und zwang den Grafen Adolph III. von Schauenburg, ihm die Thore der „Reinoldesburg" zu öffnen. Die Dänen behaupteten ſich in Rendsburg unter dem Prätexte, daß die Feſtung auf ſchleswig'ſchem Grund und Boden liege; endlich (1225) zogen ſie ab, kehrten aber im folgenden Jahre unter Waldemar dem Sieger wieder und nahmen die Stadt mit Sturm. Erſt 1252 wurde Rendsburg durch ein eigens dazu ernanntes Schiedsgericht von Holſteinern, Schleswigern und Dänen für eine zu Holſtein gehörende Stadt erklärt und in Folge deſſen den Grafen von Holſtein übergeben

Kolfje. (S. 327.)

Die Schlucht im Weinberge. (S. 327.)

Man hätte nun glauben ſollen, daß die Einwohner Ruhe haben würden, aber der Landesherr mochte fühlen, daß die Stadt ausſterben würde, wenn er nicht der Langeweile des ewigen Einerleis abhülfe; er verpfändete ſie deßwegen ſchon ein Jahr nach ſeiner Beſitzergreifung dem Markgrafen von Brandenburg und löſte ſie erſt zehn Jahre ſpäter (1263) wieder ein. In einem Anfall von Schwermuth wählte der Graf von Holſtein darauf die Reinoldesburg zu ſeinem bleibenden Aufenthalte; ja, ſeine Melancholie ging ſogar ſoweit, daß er ſich Graf von Rendsburg nannte, damit man ihn mit ſeinem weit glücklicheren Vetter, der in Plön reſidirte, nicht verwechſelte.

Die Linie der Rendsburger Grafen hielt es faſt hundert Jahre in der öden, von der unausſtehlichſten Haide umgebenen Stadt aus; dann aber verpfändete ſie Stadt und Burg an Marquard von Weſtenſee und Lüder Krummendieck, die ſich durch Flußraub die Zeit vertrieben und der Schifffahrt auf der Eider ſo viele Hinderniſſe in den Weg legten, daß die holſteiniſchen Grafen Hamburg und Lübeck zu Hülfe rufen und mit ihrem Beiſtande den Sitz der Langeweile erſtürmen mußten.

In den Jahren 1533, 1540, 1542 und 1544 wurden in Rendsburg Landtage gehalten; wie wir oben geſehen haben, erhielten die dithmarſer Freibauern Einladungen, ſich hier einzufinden und dem Könige von Dänemark als ihrem Herrn zu huldigen.

Am 12. September 1627 rückten die kaiſerlichen Truppen vor Rendsburg und nahmen die ſchlecht vertheidigte Stadt ohne Schwertſtreich ein; 1643 machten die Schweden unter Torſtenſon und Guſtav Wrangel den Herzogthümern einen Beſuch und bemächtigten ſich der Feſtung, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen. Als General Helm Wrangel aber 1645 einen abermaligen Verſuch machte, ſich Rendsburgs zu bemächtigen, leiſtete die Garniſon mit Hülfe der Einwohner den hartnäckigſten Widerſtand. Sogar Frauen und Mädchen griffen zu den Waffen und bedienten die Geſchütze auf den Feſtungswällen. Die Schweden legten vergebens die Sturmleitern an und berannten mit großer Tapferkeit und Ausdauer die Wälle, mußten ſich aber endlich mit bedeutendem Verluſte zurückziehen.

Nachdem der Pfalzgraf von Sulzbach im Jahre 1658 noch einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, Rendsburg durch einen Handſtreich zu gewinnen, erfreute ſich die gute Stadt der Ruhe und des Friedens; ja es kamen ſogar hohe Gäſte, wie Czaar Peter von Rußland, Menzikoff, Dolgorucki u. a. nach Rendsburg; der ſchleswig-holſteiniſche Kanal und das Kronwerk wurden angelegt, die Stadt ward erweitert und der verrückte Chriſtian VII., Karoline Mathildens unwürdiger Gemahl, ſtarb in Rendsburgs Mauern vor Schreck über die Trommeln des dreißigtauſend Mann zählenden franzöſiſch-ſpaniſchen Korps, welches im März 1808 in Folge des mit Dänemark abgeſchloſſenen Schutz- und Trutzbündniſſes die Feſtung beſetzte.

Im Jahre 1813 zogen ſich die vereinigten ſchleswig-holſteiniſchen und däniſchen Truppen, welche ſich bei Bornhöved und Seheſtedt unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Heſſen durchgeſchlagen hatten, nach Rendsburg zurück; die Koſaken und Schweden folgten ihnen auf dem Fuße nach, und die Feſtung würde wahrſcheinlich eine harte Belagerung zu erdulden gehabt haben, wenn nicht bald nachher (14. Januar 1814) der Kieler Friede erfolgt wäre, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtreten mußte.

Nach dieſer von den Dänen bis heute noch nicht verſchmerzten Demüthigung wurden die nunmehr ganz überflüſſig gewordenen Rendsburger Wälle auf's Neue befeſtigt; die Thore der Stadt wurden Abends geſchloſſen und von ſtarken Abtheilungen bewacht; das Betreten der Ausfallgräben war verboten, und während vom Nordpol herab bis an das Cap der guten Hoffnung Niemand an Krieg und Blutvergießen dachte, hatte Rendsburg ein martialiſches Anſehen, knallte die Büchſe des Walljägers, paradirte der weißgeborene Schimmel des Prinzen. Auf den Wällen lagen alte verroſtete Kanonen ohne Lafetten; damit Niemand auf den Einfall käme, ſie zu vernageln, ſtanden die Soldaten Schildwacht und verboten nach Sonnenuntergang den Bürgern, die Baſtionen zu betreten; täglich wurden Parole und Feldgeſchrei ausgegeben; auf der Hauptwache wurde Appell geblaſen, und wenn es nicht regnete, zog die Muſikbande Sonntag Abends mit klingendem Spiel durch die Straßen. Der Kommandant, der täglich den Wachtrapport entgegenzunehmen, Parole und Feldgeſchrei auszugeben und präziſe zwölf Uhr auf der Wachtparade zu erſcheinen hatte, war ſomit ein geplagter Mann!

Schade, daß ich nicht eine Photographie des ehrwürdigen Stabes beſitze, der ſich, mit Gicht und Podagra geſegnet, in Reihe und Glied ſtellte, wenn die Thür des Prinzenpalais geöffnet wurde und der Kommandant heraustrat! Die alten Herren verhielten ſich zu unſern modernen Kriegern wie die von Zimmermann gezeichneten Thiere der Vorwelt zu den mehr ziviliſirten unſerer Zeit. Es waren meiſtens alte verbiſſene Knaſterbärte mit borſtenartigen Schnurrbärten, ſteifen Augenbrauen, tiefen Baßtönen in der Kehle und ernſten Runzeln auf der Stirn; auf ihren Lippen wohnte irgend ein kerniger Fluch, ihre Augen ſprühten Haß und Malice gegen Alles, was da fleucht und kreucht, die Hoſen waren um eine Welt zu weit, und als Univerſalmittel, als Hoff'ſches Malzextrakt gegen unſägliche Langeweile, kümmerliche Gage, verpfuſchte Carrière, häßliche Töchter, zänkiſche Ehehälften, ſchuldenmachende Söhne und alle übrigen zehntauſend Leiden des Menſchengeſchlechts trugen ſie das Danebrogkreuz auf der biedern Bruſt.

Ich will mich aber gleich ſelbſt korrigiren und bemerken, daß einige der alten Herren ſehr hübſche Töchter hatten und daß ich glückſelig war, wenn ich mit den kleinen Mädchen Tanzſtunden hatte; — aber ich will dem Leſer nicht Alles verrathen, was ich weiß, ſondern mich damit begnügen, zu wiederholen, daß Rendsburg mein Paradies war und daß ich blutige Thränen weinte, als ich es verlaſſen mußte.

Nach meiner Abreiſe änderten ſich die Verhältniſſe der guten alten Stadt. Der Prinz wurde Statthalter von Schleswig-Holſtein und ritt auf ſeinem Schimmel nach Schleswig; das Geſpenſt und der Barbier waren geſtorben, die alten Knaſterbärte hatten einen höhern Orden, Steinſchmerzen und ihren Abſchied bekommen, die Regimenter hatten ihre alten Namen und Fahnen verloren und waren

mit dem Danebrog beſchenkt worden; die rothen Schniepel fingen an, aus der Mode zu kommen — kurzum, Chriſtian VIII. war König von Dänemark geworden und begann das Daniſirungsſyſtem einzuführen. Die Herren Lieutenants plagten ſich weniger mit der deutſchen Sprache ab, ſondern redeten im Terminus imperii romani das ſchönſte Kopenhagener Däniſch, und die alte Gemüthlichkeit Rendsburgs war vollſtändig zu Grabe getragen. Während ſonſt ein ehrſamer Spießbürger auf ſeinem Todtenbette ſagen konnte, daß während ſeines fünfundſiebenzigjährigen Lebenslaufs auch nicht die leiſeſte Veränderung im täglichen Leben vorgegangen ſei, und daß er ſeinen Kindern und Kindeskindern den ungeſtörten Fortgang des lieben Schlendrians wünſche, kamen jetzt täglich Dinge vor, die den betrübendſten Eindruck machten.

Der kupferne Bankſchilling ſpazierte aus der Kopenhagener Münze nach den Herzogthümern, ward aber nicht als Münze anerkannt, ſondern wanderte nach Detmold, um für das Herrmannsdenkmal eingeſchmolzen zu werden; der König ſchrieb offene Briefe, die einen Sturm der Entrüſtung hervorriefen; die Beſchlüſſe des deutſchen Bundes durften in Holſtein nicht publizirt werden, und in den däniſchen Landesverſammlungen hieß es, die Schleswig-Holſteiner ſeien Rebellen, denen man mit dem Schwert auf den Rücken ſchreiben müſſe, daß ſie Dänen wären.

Die eingeborenen Soldaten, die treu zu ihrem Vaterlande ſtanden und die däniſchen Offiziere aus innerſter Seele haßten, weil ſie keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen ließen, wo ſie Deutſchland verhöhnen konnten, klagten den Bürgern ihre liebe Noth und ließen deutlich durchblicken, daß ſie zu ihnen übergehen würden, ſobald ſie die Waffen gegen die däniſche Aktionspartei erhöben. Es waren Anzeichen genug vorhanden, aus denen die Kopenhagener Regierung ſchließen konnte, daß ein gewaltiger Sturm gegen ſie losbrechen würde; aber die Dänen, die es nie verſtanden, ein Volk zu verſöhnen und ihren Gegner richtig zu taxiren, lächelten mitleidig, wenn man ihnen rieth, den Bogen nicht zu hoch zu ſpannen, und da die Offiziere alle für die Idee ſchwärmten, Deutſchland zu demüthigen, ließen ſie es an verletzenden Ausfällen gegen die Bürger nicht fehlen.

So ſtanden die Sachen, als am 27. März 1848 in Kiel die proviſoriſche Regierung zuſammentrat und Friedrich VII. für unfrei erklärte. Ehe noch die Nachricht von dieſem wichtigen Schritt das Land durcheilte, hatten ſich die Kieler Jäger mit den Turnern und Studenten auf den Weg gemacht, um die Feſtung Rendsburg zu nehmen.

Dieſer Schritt war nothwendig, weil ſich in Rendsburg die Hauptkaſſe beider Herzogthümer und das mit Waffen gefüllte Arſenal befanden; außerdem bedurfte die neue Regierung eines feſten Punktes, um den ſich die Armee konzentriren konnte, und die ganze Erhebung hatte keinen rechten Halt, ſo lange die Dänen im Herzen Schleswig-Holſteins dominirten. War man nun auch ſicher, daß die eingeborenen Soldaten der proviſoriſchen Regierung huldigen würden, ſo war es doch ein kühnes Unternehmen, mit vierhundert Mann, die mit der Eiſenbahn bis vor die Thore Rendsburgs gebracht wurden, eine Feſtung zu überrumpeln, und man mußte nach dem bisherigen Auftreten der däniſchen Offiziere befürchten, daß ſie hartnäckigen Widerſtand leiſten würden. Gegen alles Erwarten ging die ganze Sache aber höchſt friedlich ab. Die Soldaten ſangen Schleswig-Holſtein, als ſie den Prinzen von Nöer mit den Kieler Jägern einziehen ſahen, und die Herren Offiziere, die noch Tags vorher ſich gerühmt hatten, Deutſchland erobern zu wollen, ſahen ſich genöthigt, ihre Degen abzugeben und in der Hauptwache Quartier zu beziehen. Einige gaben ihr Ehrenwort, gegen die Herzogthümer nicht kämpfen zu wollen, brachen es aber unter dem Vorwande, daß man Inſurgenten gegenüber keine Verpflichtung einzugehen brauche, und übernahmen in der däniſchen Armee Kommandos.

Kaum war Rendsburg genommen, als die proviſoriſche Regierung ihren Sitz dahin verlegte und dem Prinzen von Nöer den Oberbefehl über die ſchleswig-holſteiniſche Armee übertrug. Unendlicher Jubel herrſchte in Rendsburg; Freiwillige ſtrömten von allen Seiten herbei, und Alles brannte vor Ungeduld, den Dänen entgegen zu ziehen, die ſich im Herzogthum Schleswig zu konzentriren begannen. Der Jubel dauerte aber nur kurze Zeit. Die ſchlecht organiſirten, ſchlecht geführten und nur wenige tauſend Mann zählenden Schleswig-Holſteiner wurden trotz ihres tapfern Widerſtandes nördlich von Flensburg auf das Haupt geſchlagen, eine große Zahl von Offizieren fiel in däniſche Gefangenſchaft, und es würde für die Herzogthümer traurig ausgeſehen haben, wenn die Preußen nicht unter Wrangel und Bonin eingerückt wären und Rendsburg beſetzt hätten.

Nach einigen Tagen, während welcher unausgeſetzt neue Truppen herbeiſtrömten, brachen die Preußen aus Rendsburg auf und erſtürmten unter dem Beiſtande der Schleswig-Holſteiner das Dannewirke, das damals noch nicht die Bedeutung hatte, welches es ſpäter, Dank der koſtſpieligen Anlagen von Schanzen und Wällen, gewann. Da aber Rendsburg als Endpunkt der Eiſenbahn und als einzige Feſtung des Landes, die den Namen einer Feſtung verdiente, das Hauptdepot der Armee blieb, ſo verlor die gute alte Stadt während des dreijährigen Krieges keinen Augenblick die belebte Phyſiognomie, die ihr ſo plötzlich und unerwartet aufgeprägt worden war. Die Langeweile war todtgeſchlagen. Offiziere faſt ſämmtlicher Bundeskontingente ſpazierten in der Schlangenallee und dem Jungfernſtiege auf und ab, und da es meiſtens junge, tüchtige Männer waren, die ſich durch geſchmackvolle Uniformen auszeichneten, ruhten die Blicke der braven Rendsburger weit wohlgefälliger auf ihnen, als ſie jemals auf den mit geſottenen Krebſen zum Verwechſeln ähnlichen Söhnen Gammeldanmarks geruht hatten.

Zwei Jahre hatte der Traum gedauert, daß der deutſche Bund Schleswig-Holſtein gegen das winzige Dänemark vertheidigen würde. Weil die Frankfurter Politiker aber geträumt hatten, ſtatt zu handeln, war das Erwachen ein trauriges. Der Reichsverweſer legte ſein Amt nieder, Deutſchland war unmächtiger als jemals vorher, die Herzogthümer waren auf ihre eigene Kraft angewieſen, und die Statthalterſchaft ernannte den General Williſen zum kommandirenden General der von Bonin geſchaffenen Armee. Wieder wurde Rendsburg Hauptquartier, und Williſen ließ überall neue Schanzen anlegen, die ſo lange für uneinnehmbar galten, bis ein ungariſcher Offizier mit ſeinem Pferde über

Großherzog Peter von Oldenburg. (S. 327.)

Gräben und Paliſſadenreihen wegſetzte und die Schanzen nahm, ohne einen Steigbügel zu verlieren. Williſen ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern fuhr fort, überall neue Werke und Baſtionen anzulegen; es war eine förmliche Schanzmanie über ihn gekommen, und die Rendsburger, die die Werke des Höchſtkommandirenden wie Pilze aus der Erde ſteigen ſahen, freuten ſich und erzählten jedem Fremden, und in Ermangelung eines ſolchen ſich ſelber, daß Williſen geſagt habe: „er würde ſeine Mütze verbrennen, wenn er wüßte, daß ſie ſeine geheimen Pläne errathen hätte.“ Ein ſolches Wort von einem ſolchen Manne galt damals eben ſo viel, wie heute der Ausſpruch eines Kieler Politikers, und die Zuverſicht in den Sieg unſerer Armee über die Dänen ſtand eben ſo feſt, wie heute der Glaube an einen Bürgerkrieg in Deutſchland zu Ehren Herzog Friedrich's.

Die unglaubliche Unfähigkeit Williſen's bewährte ſich in der blutigen, zweitägigen Schlacht bei Idſtedt, in welcher die Schleswig-Holſteiner mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen die überlegene däniſche Armee kämpften. Der Sieg war

Tracht der Dithmarſen des fünfzehnten Jahrhunderts (nach einem alten Stich). (S. 332.)

trotz der vielen Mißgriffe Williſen's erfochten, als er den Rückzug antreten ließ und das Herzogthum Schleswig dem Feinde preisgab.

Erſt nach der verlorenen Schlacht erklärte Williſen, daß er eigentlich gegen ſeine beſſere Ueberzeugung dem Feinde entgegen gegangen ſei; ſeine Abſicht wäre geweſen, ihn vor den Feſtungswällen Rendsburgs zu erwarten, ihn dort durch Kanonen- und Kartätſchenſalven zu maſſakriren und dann über die etwa noch am Leben gebliebenen Tapperen herzufallen und ihnen den Reſt zu geben. Wahrſcheinlich hatte ſeine Mütze aber doch nicht ganz reinen Mund gehalten; ſein Geheimniß war den Dänen verrathen, und ſie zogen es vor, ſich in angemeſſener Entfernung der Rendsburger Wälle zu halten; hätten ſie gewußt, daß der ungariſche Offizier ſich anheiſchig gemacht hatte, ſämmtliche Wälle und Schanzen mit einem Regiment Huſaren zu nehmen, ſo würden ſie vielleicht weniger Zurückgezogenheit bewieſen und einen Sturmangriff gewagt haben. Sind die Gerüchte wahr, die über die Feſtungskanonen im Umlauf waren, und kommandirte Williſen bei der Vertheidigung Rendsburgs eben ſo ſchlecht wie bei Idſtedt, dann freilich wäre Manches möglich geweſen, was ſonſt nur in den Bereich der Träume gehören würde. Ein paarmal kam die däniſche Armee bis eine Meile vor Rendsburg; ein hochgeſtellter Offizier, der ein brennendes Torfmoor für das Schlachtfeld anſah, meldete: „Er habe den Kanonendonner *geſehen*, wenn auch nicht

gehört"; ein anderer ließ die Allarmkanonen abfeuern und die Chauſſeebrücken in die Luft ſprengen, während Jäger und Infanterie den Feind mit dem Bajonnet angriffen und vollſtändig in die Flucht trieben. Anſtatt aber ſolche Augenblicke zu benützen und, wie er es leicht gekonnt hätte, die Dänen aus Schleswig herauszulocken und zu ſchlagen, wartete Williſen auf einen Angriff der Dänen auf ſeine Schanzen, wie die Juden auf die Ankunft des Meſſias. Da aber die Langeweile in Rendsburg ohne einige Extravergnügungen nicht zu ertragen geweſen ſein würde, ließ der kommandirende General die berüchtigten Angriffe auf Miſſunde und Friedrichsſtadt machen, und als die Dänen noch immer keine Luſt zeigten, Rendsburg zu ſtürmen, nahm er ſeinen Abſchied und kehrte dem Feinde, der ſo vielen und oft wiederholten Einladungen keine Folge geben wollte, verächtlich den Rücken.

Ich habe über das Unglück, das Williſen über uns gebracht, blutige Thränen geweint; jetzt, wo wir Alles erreicht, was wir je zu hoffen wagten, thut es mir im innerſten Herzen wohl, über die Vorgänge des Jahres 1850 den Mantel der Satyre decken zu können. Mein geſchworener, ewig unverſöhnlicher Erbfeind, Gammeldanmarks blondlockiger Sohn, hat 1850 gelacht und gejubelt; jetzt, verehrter Tapperer, lache ich und weide mich in Gedanken an den wohlverdienten Hieben, die ich Dir bei Oberſelk und bei Düppel habe ertheilen ſehen. Ich habe Dir jeden einzigen Bajonnetangriff der Ungarn, Polen und Oeſterreicher, jeden Sturm der Preußen, jede Kugel, jede Bombe, jeden Säbelhieb von ganzem Herzen gegönnt, und wenn ich bei der ganzen Affaire etwas bedauert habe, ſo iſt es das, daß ich nicht ſelbſt Gelegenheit hatte, Dir meine glühende Liebe zu beweiſen. Ich thue es freilich, wo ich kann, mit Worten und mit Federſtrichen, und ich habe es mit Spitzkugeln gethan; aber es wäre mir doch eine beſondere Freude geweſen, bei Oeverſee und Düppel das Verſäumte nachholen zu können.

Aber ich vergeſſe ganz, daß ich von Rendsburg erzählen ſoll, und da es uns frei ſteht, das Datum zu beſtimmen, an welchem wir von unſerer Exkurſion zurückkehren wollen, ſo wähle ich den 7. Auguſt 1850, weil an dieſem Tage das auf der Eiderinſel belegene Laboratorium in die Luft flog und der ganze Vorrath von Munition zerſtört wurde. Von wem dieſe entſetzliche Kataſtrophe ausging, ob ein däniſcher Soldat, wie er ſelbſt auf dem Sterbebette behauptete, mittelſt eines Zündfadens die Exploſion herbeigeführt hat — Gott im Himmel weiß es. Die Bataillone der Rendsburger Garniſon ſtanden gerade auf dem Paradeplatze mit vollem Gepäck aufmarſchirt, als plötzlich ein dumpfer Schlag erfolgte; ehe eine Sekunde vergangen war, flogen Bomben und Granaten nach allen Richtungen in die Stadt und richteten eine ſchreckliche Verwirrung an; die Bataillone ſtoben auseinander, Pferde gingen mit ihren Reitern und Wägen durch, Weiber und Kinder ſtürzten auf die Straßen, und mit dem hohlen Sauſen der Geſchoſſe vereinigte ſich der Schmerzensruf tödtlich Getroffener. Einhundert und zwei Erwachſene und zwanzig Soldatenkinder fanden im Laboratorium den Tod; noch größer war die Zahl der Verwundeten, und der Schaden, den die Stadt an zerſtörten Dächern, Mauern, Fenſtern und Thüren erlitt, belief ſich nach mäßiger Schätzung auf ſechzigtauſend preußiſche Thaler. Ein eigenthümliches Schickſal hatte der greiſe Hauptmann Peters, der in einem Zimmerchen über dem Laboratorium gearbeitet hatte. Er fühlte ſich plötzlich in die Höhe gehoben, wurde hoch in die Luft geſchleudert, eine weite Strecke fortgetragen und fiel endlich, ohne im Geringſten beſchädigt zu ſein, jenſeits der hohen Lindenallee zur Erde. Sein Gefährte, Lieutenant Waßmann, der eine ähnliche Luftreiſe machte, kam ebenfalls mit leichten Verletzungen davon.

Ich befand mich zur Zeit der Exploſion auf einem Gute am ſchleswig-holſtein'ſchen Kanal, wo damals der Stab des dritten Jägerkorps einquartirt war. Das Stubenmädchen, welches für die Offiziere den Tiſch zu decken pflegte, war den ganzen Tag von unbeſchreiblicher Angſt erfüllt und bat wiederholt ihre Herrin, nach Rendsburg gehen zu dürfen, weil ſie überzeugt ſei, daß ihrem Vater, der im Laboratorium arbeitete, Unglück zuſtoßen würde. Wir ſuchten das Mädchen zu beruhigen, und auch ihre Gebieterin ſprach ihr freundlich Troſt zu; da erfolgte ein dumpfer Knall; es war, als wenn die Erde aus den Fugen ginge, — und das Mädchen rief: „Ach, mein Vater! Das Laboratorium iſt in die Luft geflogen!" — Jetzt war kein Halten mehr; ſchnell wurden ein Paar raſche Pferde vor einen Wagen geſpannt; im ſauſenden Galopp ging es nach Rendsburg; als aber das Mädchen den Kutſcher antrieb, raſcher zu fahren, antwortete dieſer mit ächt ſchleswig-holſtein'ſchem Phlegma: „Woför dat? Da kommt de Ohle ja all angaan!" (Warum das? Da kommt der Alte ja ſchon einher gegangen!) Ein ſonderbarer Zufall hatte es gewollt, daß der Vater, voll unbeſiegbarer Angſt um ſeine Tochter, das Laboratorium verlaſſen und nach dem Gute Schirnau gegangen war, um ſich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen. Auf dem halben Wege zwiſchen Rendsburg und Schirnau trafen ſich Vater und Tochter; das Wiederfinden mag ein ergreifendes geweſen ſein, wenigſtens verſicherte mich der Kutſcher, daß ihm die Augen übergegangen, als die Tochter mit lautem Schrei in die Arme ihres Vaters geſunken wäre. — Für Diejenigen, welche an Ahnungen glauben und dem Gott des Zufalls keine Macht zugeſtehen wollen, iſt dieſe buchſtäblich wahre Anekdote wie geſchaffen.

Nachdem Williſen ſeine Entlaſſung genommen, wurde General von der Horſt kommandirender General der ſchleswig-holſtein'ſchen Armee. Grundloſe Wege verhinderten dieſen energiſchen und unternehmenden Mann, mit der auf vierzigtauſend Mann angeſchwollenen Armee gegen Schleswig aufzubrechen, und ehe etwas Entſcheidendes hatte unternommen werden können, forderten die Kommiſſäre Oeſterreichs und Preußens Einſtellung der Feindſeligkeiten und Auflöſung der Armee. Statthalterſchaft und Landesverſammlung fügten ſich dieſer Forderung; Oeſterreicher und Preußen beſetzten Rendsburg, ließen es aber zu, daß die Dänen das Kronwerk, mithin die ſtärkere Hälfte der Feſtung, unter dem Vorwande okkupirten, daß dieſer Theil zu Schleswig gehöre und ſich des Schutzes des deutſchen Bundes nicht zu erfreuen habe. Außer der einen Hälfte der Feſtung beanſpruchten die Dänen ſechs, ſeit undenklichen Zeiten zu Rendsburg gehörige Dörfer, und da es damals in der Politik der Groß-

mächte lag, Dänemark wie ein junges Mädchen zu behandeln, deſſen Wünſche man nicht ſchnell genug erfüllen konnte, ſo gaben ſie auch dieſem Anſinnen nach.

Nicht lange dauerte es, bis die Dänen ſämmtliche Geſchütze, Waffen, Kriegsſchiffe, Kanonenboote und Ausrüſtungsgegenſtände der Herzogthümer begehrten, und kaum hatten ſie ihren Wunſch ausgeſprochen, als ihnen fünfzigtauſend neue Gewehre, achtzehn Feldbatterieen, Monturen für fünfzigtauſend Mann, zwei Kriegsdampfer und ſechs Kanonenboote übergeben wurden. Außerdem räumten ſie das Arſenal in Rendsburg aus und nahmen ſogar die Kanonen von den Wällen; ja, als die Preußen und Oeſterreicher endlich wieder abgezogen waren, forderten ſie den Bürgern die Jagdgewehre ab und verſorgten ſich demnach recht anſtändig mit Waffen und Kriegsbedarf.

Als ich um Weihnachten 1862 auf einen Tag nach Schleswig gekommen war, ſah ich die guten alten Rendsburger Kanonen und unſere Feldbatterieen vor Schloß Gottorp aufgefahren; am 3. Februar 1864 begrüßte ich ein paar, am 6. Februar ſah ich ſchon ganze Batterieen, und am 18. April Hunderte von Kanonen, die einſt den Schleswig-Holſteinern gehört hatten, den Dänen durch Oeſterreich und Preußen überliefert, und jetzt den Dänen durch Oeſterreicher und Preußen wieder abgenommen worden waren. Da aber Gammeldanmark gegen achthundert Geſchütze verloren hat, muß ich der Wahrheit die Ehre geben und beſtätigen, daß die Dänen mit Zinſen und Zinſeszinſen wieder bezahlt haben, was ihnen 1851 anvertraut worden war. Rechne ich die Gewehre, Säbel, Stiefel und Holzſchuhe, die Kriegsvorräthe und die in Jütland eingetriebenen Kontributionen hinzu, und vergegenwärtige ich mir außerdem die Zahl der im Felde gefallenen und verwundeten Soldaten, ſo komme ich zu der Ueberzeugung, daß Dänemark ein Haar in der preußiſch-öſterreichiſchen Freundſchaft von 1851 gefunden haben muß. Wenn auch auf Jütlands Auen manch' holdes Kind mit thränenſchwerer Wimper an einen ſchwarzlockigen Sohn Italiens, einen jodelkundigen Steirer oder einen ſtets vergnügten Rheinländer zurückdenkt: davon bin ich moraliſch überzeugt, daß „Jyllands raſke Drenger" (Jütlands raſche Buben) ſich weit inniger über die Wiederkehr ihrer Pferde, Ochſen und Spezies, als über das Wiederſehen der „Barbaren" freuen würden. Aber, wer weiß? kommt Zeit, kommt Rath. Die preußiſche Fahne hat einmal am Skager Rack geweht; es wiederholt ſich Alles in der Welt, und das Gebahren der Skandinavier ſcheint ganz darnach angethan, um einen ewigen Bund zwiſchen Preußen und Jütland zu flechten. Man kann bei ſolchen Ausſichten nur mit dem Schweinigel, der vom Haſen zum Wettlaufen eingeladen wurde, ſagen: „Mi nich towedder!" (Mir nicht zuwider!)

Die Dänen hatten nach dem Abzuge der Preußen und Oeſterreicher Rendsburg und mit ihm ganz Holſtein wieder beſetzt; aber die gute alte Zeit wollte nicht wieder kehren. Statt des Scharlachfracks ſah man blaue Waffenröcke, ſtatt des Schimmels paradirte ein ſchwarzer Hengſt, und während es ſonſt ſtreng verboten war, die Wälle zu betreten, wurden ſie jetzt niedergeriſſen und der Erde gleich gemacht. Die Stadt war in zwei Hälften getheilt, in eine holſtein'ſche und eine ſchleswig'ſche oder ſüdjütiſche, wie die Dänen ſagten; däniſche Soldaten bezogen die Wachen, während unſere, zum deutſchen Bundeskontingent gehörenden Soldaten in Dänemark däniſch kommandirt und exerzirt wurden; alle Erinnerungen an den ehrenvollen Unabhängigkeitskampf der Herzogthümer wurden in den Bann gethan, und für die däniſchen Beamten trat eine „ſelige Zeit" ein. Wer leſen und ſchreiben konnte, wurde in den Herzogthümern untergebracht und triumphirte über den Sieg Gammeldanmarks über Deutſchland; es war mit einem Worte eine Zeit, die zu ſchön war, als daß ſie unter dem wechſelnden Monde von Dauer ſein konnte, und die mit dem letzten Athemzuge Friedrich's VII. ihr Ende erreichte.

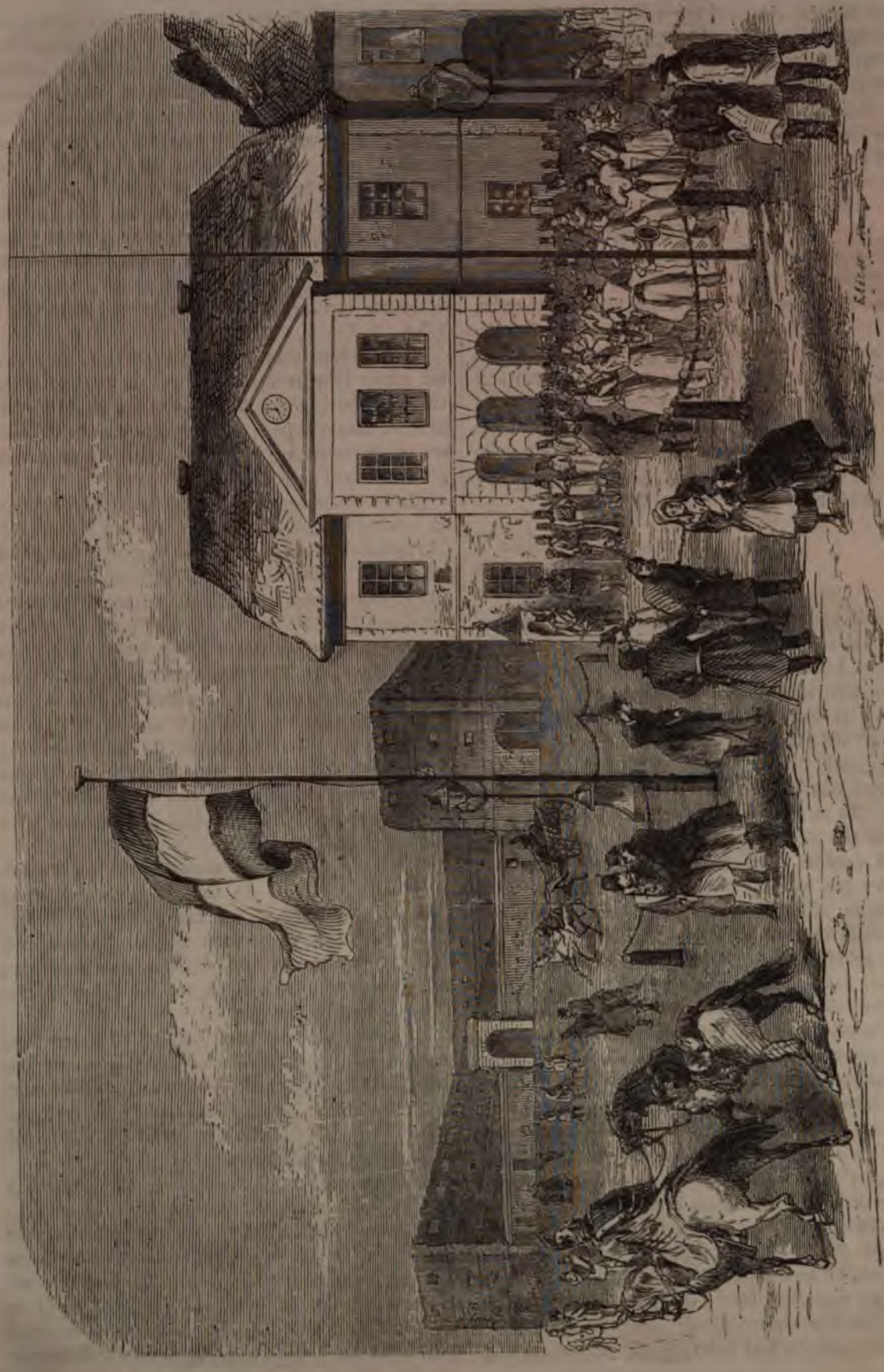
Der deutſche Bund ſchickte Exekution nach den Herzogthümern, d. h. er ließ Sachſen und Hannoveraner in Holſtein und den Theil von Rendsburg einziehen, den die Dänen ihnen freiwillig räumten; in den auch zum deutſchen Bund gehörenden Theil der Feſtung, ſowie in die ſechs ebenfalls dem deutſchen Bunde unterthänigen Dörfer ſetzten die Bundestruppen keinen Fuß. Gewaltſames Okkupiren eines vom deutſchen Erbfeinde als däniſches Kroneigenthum bezeichneten Theils von Deutſchland wäre ja auch eine That geweſen! Und wer würde wohl dem Bunde zutrauen, daß er eine That wagen könnte? Niemand, ſollte ich denken!

Sachſen und Hannoveraner zogen in die Hälfte Rendsburgs ein und wurden mit Jubel empfangen. Wußte doch jeder Rendsburger, daß die Sachſen vor Begierde brannten, in den Krieg zu ziehen, und daß es ihnen ſauer genug ankam, den däniſchen Poſten gegenüber ſtehen zu müſſen, ohne auf ſie feuern zu dürfen. Von den hannover'ſchen Offizieren war man im Allgemeinen nicht überzeugt, daß ſie es mit den Schleswig-Holſteinern hielten; ſie verſtanden es nicht, ſich in dem Maße beliebt zu machen, wie ihre ſächſiſchen Kameraden, hielten ſich von den Bürgern fern und behaupteten bis zu ihrem Ausmarſch aus den Herzogthümern dieſelbe Stellung, die man 1848 und 1849 den preußiſchen Gardeoffizieren zum Vorwurf zu machen pflegte. Das Beiſpiel der Offiziere wirkte auf die Gemeinen, und ſo widerſinnig es ſcheinen mag, ſo wahr iſt es doch, daß die ſtammverwandten plattdeutſch redenden Hannoveraner in Holſtein weit weniger Freunde gewonnen haben, als die Erfinder des harten und des weichen B, die regſamen und flinken Sachſen.

Die Dänen, die ſich ſelber einredeten, daß die Bundestruppen nur gekommen ſeien, um die Revolution in den Herzogthümern zu unterdrücken, ſtellten ſich, als wären die Sachſen und Hannoveraner ihre beſten Freunde und Alliirte, und hatten nicht übel Luſt, ihnen die Wachen wie einer befreundeten Ablöſung zu übergeben. Eine kleine Störung erlitt dieſe kindliche Illuſion, als die Sachſen „Schleswig-Holſtein" ſpielend in die Feſtung einzogen und den Bürgern das Aufziehen der Landesfarben nicht nur geſtatteten, ſondern ſogar der Trikolore laut entgegen jubelten; als aber gar von den Bundestruppen Schanzen aufgeworfen wurden, aus denen man die Dänen im Kronwerk mit Kanonen beſchießen konnte, da merkten die Tapferen doch, daß ein „fremdes Verhältniß" zwiſchen ihnen und ihren ſogenannten Alliirten herrſchte, und ſie begannen der Zukunft weniger zuverſichtlich entgegen zu ſehen.

Lagerhaus (dänische Kaserne). Dänisches Zollamt.

Die Schleusenbrücke beim Kronwerk während der Besetzung Rendsburgs durch deutsche Bundestruppen. (S. 367.)



Wachtparade der Sachsen in Rendsburg. (S. 367.)

Kaum waren die Empfangsfeierlichkeiten der Bundestruppen vorüber, und kaum hatten sich die Rendsburger an die Wachtparaden und militärischen Aufzüge der neuen Gäste gewöhnt, als Feldmarschall Wrangel an der Spitze eines auserlesenen Korps preußischer und österreichischer Truppen in die Festung einzog und die Bundestruppen verdrängte.

Dieselben Krieger, welche 1848 und 1849 für uns gekämpft und uns 1851 zum Niederlegen der Waffen gezwungen hatten, standen jetzt in und um Rendsburg konzentrirt, um — wie der alte Vater Wrangel sagte — „dießmal ihre Sache besser zu machen". Die Oesterreicher stellten sich den Dänen gegenüber und beobachteten mit Argusaugen jede ihrer Bewegungen, und als endlich am 1. Februar das langersehnte Vorwärts erscholl, eilten ungarische Husaren, österreichische Jäger, preußische Kavalleristen und Infanteristen den zurückweichenden Dänen nach und verfolgten sie bis nach Skagen und setzten sogar in offenen Kähnen über das Meer und suchten den frechen Feind Deutschlands in seinen entlegensten Schlupfwinkeln auf. Die erbeuteten Kanonen wurden bei Rendsburg zusammengefahren und theils als altes Eisen an die Holler'sche Fabrik verkauft, theils als Siegestrophäen nach Wien und Berlin geschickt.

Als ich vor einem Jahre das Schreiben der vorliegenden Blätter begann, hatte ich keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die sich mir entgegen stellen würden, und jetzt, wo ich mein Werk beendet habe, wünschte ich, Manches darin abändern zu können. Namentlich die Naturschilderungen haben mir viel Kopfbrechen gemacht, weil mir die schwierige Aufgabe gestellt war, ein stets gleichbleibendes Bild zu zeichnen, ohne mich derselben Farben und Worte bedienen zu dürfen. Da ich die Unmöglichkeit einsah, diese Aufgabe zu lösen, beschloß ich, die Eindrücke, welche die Natur auf mein Gemüth gemacht, niederzuschreiben, ohne mich um Detailmalereien und sorgfältige Schilderung der einzelnen Punkte zu kümmern. Ich muß es dem Leser anheimstellen, ob ich den richtigen Weg betreten habe.

Die politische Ansicht, die mich von vornherein leitete, war die, daß das nicht zum deutschen Bunde gehörende Herzogthum Schleswig unrettbar einem neuen Eroberungskriege Dänemarks entgegen gehen werde, wenn wir einen selbstständigen Staat Schleswig-Holstein konstituiren. Die tausendjährige Geschichte meiner Heimat berechtigt mich zu keinem andern Prognostikon. Liebe zu meinem Vaterlande und nicht partikularistisch preußische Tendenz, wie meine Gegner mir vorwerfen —, zwingt mich zu dem Geständniß, daß ich nur in der innigsten Verbindung Schleswig-Holsteins mit Preußen sichere Garantie für dauernden Frieden erblicke; daß ich daneben die möglichste Wahrung unserer Individualität, oder, wie Andere sagen würden, unserer Selbstständigkeit wünsche, versteht sich von selbst. Der Nordschleswiger würde sich unglücklich fühlen, wenn bei ihm rheinländische Gesetze und Kommunalverhältnisse eingeführt würden; der Holsteiner kann mit dem Polen, der Dithmarser mit dem Märker nicht über einen Kamm geschoren werden.

Feind jeder Centralisation, bin ich entschieden für eine Einigung sämmtlicher deutschen Stämme unter einem Oberhaupte, und da der deutsche Bund in seiner traurigen Zusammensetzung den einzelnen Staaten keinen Schutz gewährt und Preußen die größte deutsche Macht ist, richte ich meine Blicke voll Hoffnung und Zuversicht auf diesen Staat, dem man spezifisch preußische Politik nicht wird vorwerfen können, wenn die Klein- und Mittelstaaten aufhören, ihn zu bekämpfen, zu verdächtigen und zu verläumden. Ich ehre im Preußen den Deutschen, wie ich weiß, daß jeder gebildete Preuße in den Schleswig-Holsteinern Deutsche erblickt; und so sehr es mein Ohr verletzt, wenn ein Preuße seine deutsche Abstammung verläugnet, so weh thut es mir, wenn meine Landsleute ihr winziges Vaterland in den Vordergrund stellen.

Habe ich durch mein Buch dazu beigetragen, einen oder den andern Leser zu überzeugen, daß Deutschlands Größe und Wohlfahrt erheischen, daß wir dem Traume eines selbstständigen Staats entsagen und dem Preußenvolke die Bruderhand reichen müssen, dann ist der Zweck erreicht, den ich mir von Anfang an gestellt habe.

Sollen die Herzogthümer aber eine größere Selbstständigkeit behalten und soll dem tüchtigen, kernigen schleswig-holstein'schen Volke Gelegenheit gegeben werden, sich aus sich selbst heraus zu entwickeln und das unerträgliche Joch engherziger Bureaukraten abzuschütteln; soll mit Einem Worte ein eigener Fürst die inneren Angelegenheiten des Landes verwalten und fördern, so ist meiner festen Ueberzeugung nach der Großherzog Peter von Oldenburg nicht allein der befähigtste, sondern auch der am meisten berechtigte der verschiedenen Prätendenten, welche sich um die Herzogskrone beworben haben. Der beste Beweis für diese Behauptung ist der schnöde Undank, mit dem ihm für seine patriotische Haltung gedankt worden ist, und ohne welche wir wohl kaum die Früchte der preußisch-österreichischen Siege in ihrem vollen Umfange geerntet haben würden.

Die Partei, welche von einem Anschluß an Preußen nichts wissen will, und sich von einem schuldenbelasteten Kleinstaat unter einem eigenen Landesherrn eine glückliche Zukunft verspricht, würde höchst wahrscheinlich schon nach wenig Jahren, und vielleicht schon früher, einen neuen Krieg mit Dänemark zu bestehen haben und neues Unglück über Schleswig hereinbrechen sehen.

Alles, was wir zu erstreben haben, ist die Sicherstellung unserer deutschen Nationalität, die Förderung unserer und Deutschlands Wohlfahrt, die Entwicklung einheitlicher deutscher Macht und die Förderung unserer speziellen Interessen, soweit dieß geschehen kann, ohne mit denen des Gesammtvaterlandes in Konflikt zu gerathen.

Da dieß Alles durch Konstituirung eines souveränen Kleinstaats nicht erreicht werden kann, so bin ich entschiedener Gegner Derjenigen, welche ihn in's Leben zu rufen trachten, und ich lasse es geduldig über mich ergehen, wenn man mich Vaterlandsverräther nennt. Es widerstrebt mir im innersten Herzen, zu sehen, wie eine ganze Partei im Vaterlande einen Bruderkrieg in Deutschland zu entzünden sucht, damit hier in den Herzogthümern der alte Schlendrian des Sportulirens und der Bureaukratie in vollster Blüte

beſtehen bleibe, und ſo lieb mir meine Landsleute ſind, kann ich doch oft nicht verhindern, daß mein Herz vor Unmuth überfließt, wenn ich ſie ſagen höre: „lieber däniſch als preußiſch.“

Ich habe in dieſen kurzen Sätzen meine politiſchen Anſichten und den Zweck angedeutet, den ich beim Schreiben meiner Kriegs- und Friedensbilder verfolgte. Indem ich die Feder aus der Hand lege, die faſt ein ganzes Jahr beſchäftigt war, um dem Leſer einen Blick in unſere Verhältniſſe zu öffnen, und indem ich von meinen mir lieb und werth gewordenen Zuhörern ſcheide, leere ich ein volles Glas perlenden Rheinweins und wünſche, daß die Zeit nicht mehr fern ſein möge, wo wir ſein werden

Ein einig Volk von Brüdern.

DD 491 .S64 B3 C.1
Schleswig-Holstein, meerumschl
Stanford University Libraries
3 6105 037 963 456

DD
491
S64B3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JAN 25 1988